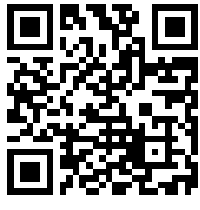
This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

http://books.google.com



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

4° Bor.
125 d

Digitized by Google

<36633654820018

<36633654820018

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Geschichte

Friedrichs des Großen.

Kugler

Digitized by Google

Digitized by Google

Geschichte
Friedrichs des Großen.

Geschrieben von

Franz Kugler.

Gezeichnet von

Adolph Menzel.

Neue durchgesehene Auflage.

Leipzig,
Hermann Mendelssohn.
1856.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Bayerische Staatsbibliothek München

Den Freunden des Vaterlandes.

Wir legen Euch in diesem Buche die Geschichte eines Mannes vor, bei dessen Namen das Herz eines jeden Bürgers im preußischen Staate, das Herz eines jeden Deutschen höher schlägt, eines Mannes, welcher zu den Wenigen gezählt werden muß, die zu Trägern der Weltgeschichte berufen waren und hellen Geistes, scharfen Auges, starken Armes ihren Beruf zu erfüllen vermochten. Er führte einen kleinen, bis dahin nur wenig beachteten Staat in die Reihe der europäischen Mächte ein, und gab der Entwickelung dieses Staates diejenige Richtung, welche die Bürgschaft seiner stets wachsenden Bedeutung in sich einschließt. Er schuf dem deutschen Namen Ehre; er rief den Nationalsinn des Volkes, der länger als hundert Jahre fast geschlummert hatte, wieder ins Leben, daß deutsche That und deutsches Wort aufs Neue, wie einst in vergangenen Zeiten, über die Lande hinausstrahlten. Er stand am

Digitized by Google

Schluſſe eines abgelaufenen Zeitalters; er ſchob den Riegel hinweg, welcher die Pforten der neuen Zeit verſchloſſen hielt, und begann den Schritt auf der neuen Bahn.

Ein höheres Verhängniß waltet über den Menſchen; wir Alle, ſofern unſere Sinne nicht gänzlich der Erde und den irdiſchen Bedürfniſſen zugewandt ſind, vernehmen die Stimme in unſerm Inneren, die uns dem Zwecke unſeres Daſeins entgegenführt. Ungleich mächtiger aber als bei uns, die wir der Maſſe angehören und deren Spur verliſcht, wenn wir nicht mehr da ſind, erſchallt die Stimme des Inneren denen, deren Beruf es iſt, in den Gang der Weltgeſchichte einzugreifen. Oft werden ſie dadurch den angeborenen menſchlichen Kreiſen entrafft; ſie treten uns dann, — wie Ihr es nennen wollt: — göttlichen oder dämoniſchen Erſcheinungen vergleichbar entgegen; wir ahnen die höhere Macht, die über ihnen waltet, aber wir verſtehen ſie nicht; wir können zu ihrer Größe mit ſtaunender Bewunderung emporblicken, aber wir vermögen es nicht, uns ihnen mit derjenigen Verehrung zu nahen, welche in dem Boden des Gemüthes wurzelt: wir vermögen ſie nicht zu lieben. Auch Friedrich erſcheint uns von dieſem höheren Verhängniſſe getrieben; auch in ihm iſt — wenn wir dies Wort gebrauchen dürfen — etwas Dämoniſches, das uns bei der Betrachtung ſeiner Geſchichte wie mit einer geheimen Scheu erfüllt. Dennoch bleibt er uns, wie nur wenige von denen, deren Häupter über den Gang der Geſchichte hinausragen, menſchlich nah, dennoch iſt ſeine Erſcheinung uns verſtändlich, dennoch flößt er uns zugleich eine wahrhaft gemüthliche Theilnahme ein. Nicht wie ein räthſelhaft wunderbares Meteor tritt er ſeine Bahn an; wir ſehen ihn im Gegentheil Schritt vor Schritt ſich entwickeln, Schritt vor Schritt ſeinen erhabenen Beruf ernſtlicher, feſter, inniger ergreifen. Er hat eine tief bedeutſame Jugendgeſchichte; eine herbe Prüfung lehrt ihn, die Willkür ſeines

Digitized by Google

Geistes zu beugen und sich entschlossenen Muthes das Gesetz der Nothwendigkeit zu eigen zu machen. Dann ruft ihn die Geschichte hinaus auf ihren Schauplatz, sein Recht sich zu erkämpfen; aber er tritt uns nicht als ein fertiger Held entgegen: er lernt es, Sieger zu sein. Kein Genuß geht ihm über den, welchen wissenschaftliche, künstlerische und dichterische Beschäftigung gewähren; aber er opfert Alles, um seinen Beruf zu erfüllen; er behält bis zum letzten Augenblicke des Kampfes, schon fast hoffnungslos, das Schwert in der Hand, welches die Gegner ihm aufgedrungen; er arbeitet bis zur Stunde des Todes, nur für das Wohl seines Volkes und seines Staates bedacht. Er steht auf jener einsamen Höhe, welche den Menschen leicht genug dem Gefühle für seine Mitmenschen entfremdet; aber er hat alle Lagen des Lebens kennen gelernt, und er erhält sich den Sinn, auf die Gedankenkreise und die Bedürfnisse auch des Geringsten mit liebevoller Theilnahme einzugehen. Darum, weil er das Erhabenste im Gewande wahrhafter, einfacher Menschlichkeit zur Erscheinung brachte, ist er der Mann des Volkes geworden, im umfassendsten und edelsten Sinne des Wortes. Darum zollten ihm seine Zeitgenossen nicht blos staunende Bewunderung, sondern auch innige Verehrung, hingebende Liebe. Darum wird sein Bild in dieser Weise sich auf die ferne Zukunft hin erhalten.

Wir geben Euch die Geschichte dieses seltenen Mannes anspruchlos so, wie sie uns ist überliefert worden. Es lag nicht in unserer Absicht, sie nach den Lehren einer philosophischen Schule oder nach den Grundsätzen dichterischer Behandlungsweise glänzender zu gestalten; wir glaubten, daß die Schilderung der Thatsachen, die Darstellung einer so merkwürdigen Persönlichkeit und derer, welche in ihren Kreis gezogen wurden, schon an sich genügen dürften, um Eure Theilnahme zu fesseln. Wir haben uns nur bemüht, hierin, durch Wort und durch Bild, so anschaulich wie möglich zu

Digitized by Google

verfahren, auf daß der Mann und seine Zeit Euren Blicken aufs Neue gegenwärtig werde. Wir haben es auch für angemessen gehalten, über das, was man als menschliche Schwäche oder Irrthum bezeichnen möchte, keinen verhüllenden Schleier zu ziehen, um hiedurch die Wahrheit des Bildes nicht zu beeinträchtigen. Eurer Bewunderung für die Größe des Mannes wird dies keinen Abbruch thun; im Gegentheil wird dabei das wahrhaft Menschliche seiner Erscheinung, und zugleich auch das Höhere derselben, nur in ein um so helleres Licht treten.

Möge es denn diesem Buche beschieden sein, die Theilnahme für Friedrich auch heute im weitesten Kreise lebendig zu erhalten und hiedurch der Liebe zum Vaterlande neue Nahrung zu gewähren!

Digitized by Google

Inhalt.

Vorwort.

Erstes Buch.

(Jugend.)

Seite

1. Kapitel. Geburt und Taufe 3
2. " Die ersten Jahre der Kindheit 11
3. " Die Knabenzeit 20
4. " Mißstimmung zwischen Vater und Sohn 28
5. " Zwiespalt zwischen Vater und Sohn 39
6. " Versuch zur Flucht 49
7. " Das Gericht 55
8. " Die Versöhnung 69
9. " Die Vermählung 78
10. " Der erste Anblick des Krieges 86
11. " Der Aufenthalt in Rheinsberg 93
12. " Der Tod des Vaters 108

Zweites Buch.

(Glanz.)

13. Kapitel. Friedrich's Regierungs-Antritt 117
14. " Ausbruch des ersten schlesischen Krieges 130
15. " Feldzug des Jahres 1741 142
16. " Feldzug des Jahres 1742 155
17. " Zwei Friedensjahre 163
18. " Ausbruch des zweiten schlesischen Krieges. Feldzug des Jahres 1744 172
19. " Feldzug des Jahres 1745 180
20. " Nachspiel des zweiten schlesischen Krieges 193
21. " Friedrich's Regierung bis zum siebenjährigen Kriege 202
22. " Der Philosoph von Sanssouci 219
23. " Politische Verhältnisse bis zum siebenjährigen Kriege 234

Drittes Buch.

(Heldenthum.)

24. Kapitel. Der erste Feldzug des siebenjährigen Krieges 1756 245
25. " Beginn des Feldzuges von 1757. Prag und Kollin. 258
26. " Fortsetzung des Feldzuges von 1757 272
27. " Fortsetzung des Feldzuges von 1757. Roßbach 279

Digitized by Google

Seite

28. Kapitel. Schluß des Feldzuges von 1757. Leuthen 292
29. " Beginn des Feldzuges von 1758. Der Zug nach Mähren 305
30. " Fortsetzung des Feldzuges von 1758. Zorndorf 314
31. " Schluß des Feldzuges 1758. Hochkirch 325
32. " Feldzug des Jahres 1759. Kunnersdorf 340
33. " Beginn des Feldzuges von 1760. Dresden und Liegnitz 359
34. " Schluß des Feldzuges von 1760. Torgau 375
35. " Beginn des Feldzuges von 1761. Das Lager zu Bunzelwitz 390
36. " Schluß des Feldzuges von 1761. Das Lager zu Strehlen 400
37. " Feldzug des Jahres 1762. — Burkersdorf und Schweidnitz. — Friede 410

Viertes Buch.

(Alter.)

38. Kapitel. Wiederherstellung der heimischen Verhältnisse im Frieden 427
39. " Die Erzählung des thüringischen Candidaten 437
40. " Freundschaftliche Verhältnisse zu Rußland und Oestreich. — Die Erwerbung von West-Preußen 444
41. " Friedrich's Sorgen für Deutschland. — Der bayrische Erbfolgekrieg und der deutsche Fürstenbund 459
42. " Friedrich's innere Regierung seit dem siebenjährigen Kriege 471
43. " Friedrich's häusliches Leben im Alter 483
44. " Friedrich's Ende 499
Schluß. Das Testament des großen Königs 511

Digitized by Google

Geschichte
Friedrichs des Großen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Historischer Nachweis

zur Verständigung einiger Illustrationen.

Im Interesse derjenigen Leser, welche von den in den Text eingeschalteten Darstellungen nähere Notiz nehmen wollen, fühle ich mich verpflichtet, zum besseren Verständniß mancher in denselben enthaltenen Einzelheiten, insofern diese nicht aus dem Texte selbst klar hervorgehen, folgende Nachweise zu geben.

Zuvörderst ist ausdrücklich zu bemerken, daß ich in Betreff der Person Friedrich's II. Portraits aus allen Altersstufen vom vierten Jahre an, sowohl von gleichzeitigen Kupferstichen als Oelgemälden, deren namentlich in den königlichen Schlössern in und um Berlin mehrere befindlich sind, benutzt habe. Dasselbe gilt von denen anderer, mehr oder weniger bedeutender Personen, welche in die Geschichte Friedrich's verflochten sind.

Alles, was der äußeren Gestaltung des Lebens, dem Zeitgeschmack und den mannigfachen Wandlungen desselben in Baulichkeiten, Geräthen, Costümen und allgemeiner Sitte angehört, beruht auf Studien charakteristischer Vorbilder, wie sich diese theils im Originale selbst, theils in Abbildungen oder in schriftlicher Ueberlieferung auf unsere Zeiten erhalten haben. Die Ansichten wichtiger Localitäten, namentlich die der königlichen Schlösser, sind fast durchgehends nach der Natur aufgenommen. Nicht mindere Sorgfalt ist auf die richtige Darstellung der militairischen Uniformen und ihrer verschiedenartigen Abstufungen verwandt, sowohl in Betreff des Militairs auswärtiger Mächte, als vornehmlich in Rücksicht auf das preußische; für das letztere bot der reichhaltige Vorrath an Originaluniformen, der noch gegenwärtig in Berlin aufbewahrt wird, eine günstige Gelegenheit zum ausgedehntesten Studium dar.

**

Digitized by Google

Hierbei kann ich nicht umhin, allen den verehrten Herren, sowohl hier als in Dresden, welche mir mit so freundlicher Bereitwilligkeit vorzügliche Quellen zugänglich machten, hiermit den wärmsten Dank zu sagen.

Noch ist im Einzelnen Folgendes anzumerken:

Titelbild: Friedrich unter den Fürsten auf der rechten Seite des Bildes, oberwärts Maria Theresia von Oesterreich und hinter ihr Elisabeth von Rußland, unterwärts August III. von Sachsen und hinter diesem Ludwig XV. von Frankreich.

S. 3. Das königl. Schloß in Berlin; im Vorgrund die lange Brücke mit der Reiterstatue des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Nach der Natur gezeichnet.

S. 4. Hofherold, nach dem Werke über König Friedrich I.: „Krönung und Hofhalt vom Jahre 1701."

S. 5. Portrait des großen Kurfürsten, nach einem lebensgroßen Bildnisse im königl. Schlosse von Charlottenburg.

S. 6. Die Krönungsinsignien, nach einem vergoldeten Schnitzwerk in der ehemaligen Kleinodienkammer des Berliner Schlosses.

S. 7. Taufzug: König Friedrich I. den Täufling haltend. Hinter ihm der Kronprinz Friedrich Wilhelm. Links im Hintergrunde Fürst Leopold von Dessau. Im Vorgrunde zwei Ritter vom schwarzen Adler in ihrer Ordenstracht.

S. 11. Der Hofstaat Friedrich's I., von der Hand Friedrich Wilhelm's I. beim Antritte seiner Regierung durchstrichen; nach einer Anekdote in den Memoiren des Baron Pöllnitz.

S. 12. Die Riesengarde Friedrich Wilhelm's I., nach den lebensgroßen Bildnissen der Grenadiere im königl. Schlosse von Charlottenburg.

S. 14. Frau von Rocoulles, nach einem Brustbild im königl. Schlosse zu Berlin.

S. 16. Friedrich und seine Schwester, nach dem Gemälde von A. Pesne im königl. Schlosse von Charlottenburg.

S. 22. Duhan, nach einem gleichzeitigen Portrait.

S. 26. König Georg von England, der Kopf nach einem lebensgroßen Portrait des Berliner Schlosses.

S. 27. Das Tabakscollegium Friedrich Wilhelm's I. Das Ganze der äußeren Einrichtung nach einem gleichzeitigen Bilde im königl. Schlosse zu Charlottenburg.

S. 31. Friedrich Wilhelm (nach einem lebensgroßen Portrait von Pesne im königl. Schlosse zu Berlin) zwischen Grumbkow und Seckendorf.

S. 32. Die Königin mit Friedrich und der Prinzessin Wilhelmine, nach gleichzeitigen Bildnissen.

S. 34. Professor August Hermann Francke (nach einem gleichzeitigen Portrait) an der Tafel des Königs.

S. 75. Der Ort der Scene ist ein Saal im königl. Schlosse zu Berlin.

S. 82. Die Costüme der einwandernden Salzburger; nach den Abbildungen, welche ein im Jahre 1732 erschienenes Werk über das betreffende Ereigniß enthält.

S. 84. Friedrich's Vermählung; Local und Costüm nach Vorschrift eines damals gefertigten Kupferblattes. Im Hintergrunde steht neben Friedrich Wilhelm I. Ludwig Rudolf von Braunschweig-Wolfenbüttel, der Oheim der Braut.

S. 88. Friedrich zwischen dem Herzoge von Württemberg und dem Prinzen Eugen. Der Kopf des Letzteren nach einem Bilde im königl. Schlosse zu Charlottenburg.

S. 93. Das Schloß von Rheinsberg in seinem damaligen Zustande, nach einer gleichzeitigen Abbildung und Beschreibung.

S. 98. Jordan als Vorleser, ihm gegenüber Baron Keyserling, Beide nach Bildnissen von Pesne in den königl. Schlössern; im Hintergrunde Bielfeld, gleichfalls Portrait.

Digitized by Google

S. 100. Die Embleme des Maurerthums, nach besonderer Anweisung.

S. 102. Friedrich und Beausobre, der Letztere nach einem auf der königl. Bibliothek zu Berlin befindlichen Portrait.

S. 104. Das Bildniß Voltaire's, nach einem Portrait, welches sich ebenfalls auf der königl. Bibliothek zu Berlin befindet.

S. 107. Machiavelli's Büste, Portrait.

S. 113. Katafalk Friedrich Wilhelm's I. Nach der in Baron Bielfeld's Briefen enthaltenen Beschreibung.

S. 117. Ansicht des königl. Schlosses. Nach der Natur.

S. 119. Der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau (Portrait) vor Friedrich.

S. 121. Friedrich seine Gemahlin dem Hofe vorstellend. Diese, sowie hinter ihr die Mutter Friedrich's, nach den großen Bildnissen von Pesne im königl. Schlosse zu Berlin.

S. 134. Friedrich's Rede an seine Offiziere vor dem Aufbruch zum Kriege. Die für diese Zeit charakteristischen Eigenthümlichkeiten des militärischen Costüms nach Bildnissen im königl. Schlosse zu Potsdam.

S. 154. Erbhuldigung zu Breslau. Wie Baron Bielfeld dieselbe in seinen Briefen als Augenzeuge schildert.

S. 155. Maria Theresia vor den ungarischen Magnaten. Die Köpfe der Königin und des einjährigen Joseph sind gleichzeitigen Medaillen entnommen, die Costüme ebenso. — Initial D. Die böhmische Krone.

S. 157. Conferenz bei König August III.; dieser sitzt hinter dem Tische; neben seinem Stuhle steht Graf Brühl. Beider Köpfe nach gleichzeitigen Portraits.

S. 160. Die Schlacht von Chotusitz. Es ist der Moment der Entscheidung, als Friedrich auf Feldmarschall Schmettau's Rath die Infanterie seines rechten Flügels dem Feinde in die linke Flanke sandte. Die preußischen Pelotons feuerten schon damals nur in drei Gliedern, von denen das erste niederkniete, obgleich dies erst in dem Reglement von 1743 als bestimmte Vorschrift aufgestellt wurde.

S. 162. Cardinal Fleury, im Vordergrunde, ist Portrait.

S. 165. Die Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Der Vorderste auf der rechten Seite ist der berühmte Mathematiker Euler; als Dritter auf dieser Seite, zum Beschauer herausblickend, sitzt Jordan. Auf der linken Seite sieht man zuvorderst den Grafen Algarotti, als Dritten von ihm den Theologen Formey. Der stehend Vorlesende ist der Minister von Arnim; — sämmtlich Mitglieder der Akademie in den Zeiten ihrer Erneuung.

S. 166. Das Opernhaus in Berlin, nach der Natur gezeichnet.

S. 176. Die Oertlichkeit ist nach der Angabe gleichzeitiger Kreiskarten entworfen.

S. 180. Preußische Husaren, mit Panduren kämpfend. Das Costüm der letzteren nach Ansicht gleichzeitiger Quellen.

S. 183. Der siegreiche Angriff der preußischen Dragoner in der Schlacht von Hohenfriedberg.

S. 189. Kaiser Franz I. (der Kopf nach der damals erschienenen Krönungsmedaille) und Maria Theresia, nach gleichzeitigen Medaillen und Bildnissen.

S. 196. Der Fürst Leopold von Dessau vor der Schlacht von Kesselsdorf. Zu dem Kopfe ist das in dem königl. Schlosse zu Charlottenburg befindliche Portrait benutzt. Rücksichtlich seines Costüms ist zu bemerken, daß bei kaltem Wetter der Rock zugeknöpft und der Degen darüber zugeschnallt wurde; ebenso bei den Gemeinen, wie das Reglement von 1743 vorschreibt.

S. 197. Erstürmung der Felsabhänge bei Kesselsdorf. Vor diesen zog sich eine Schlucht hin, der sogenannte Zschoonengrund. Prinz Moritz von Dessau, der Sohn Leopold's, mit seiner Heeresabtheilung hier angekommen, sprang zuerst hinab in die Schlucht und zeigte dadurch den Seinigen die Möglichkeit des Durchkommens. Zwei Musketiere trugen ihn auf ihren Schultern

Digitized by Google

durch den Moraſt. Nach den genauen Angaben des Schlachtberichtes.

S. 199. Einzug Friedrich's nach dem Frieden von Dresden in Berlin. Nach der unmittelbar darauf erſchienenen Beſchreibung des Einzuges entworfen.

S. 204. Friedrich und Cocceji. Für den Letzteren ſind die im Kammergerichte zu Berlin befindliche Marmorbüſte von Taſſaert und der berühmte Kupferſtich von G. F. Schmidt benutzt.

S. 208. Feier der Grundſteinlegung für den Bau der katholiſchen Kirche zn Berlin. Nach den Blättern, welche der Architekt Legay, der die Anordnung der Feſtlichkeiten leitete, hierüber ſelbſt erſcheinen ließ.

S. 211. Das Ordenscoſtüm der Jeſuiten nach authentiſchen Vorbildern.

S. 213. Der Sarg des großen Kurfürſten iſt ſo dargeſtellt, wie er noch gegenwärtig im Dome zu Berlin ſteht.

S. 214. Großes Carrouſel im Luſtgarten von Berlin. Nach der Beſchreibung deſſelben in der Biographie des Generals Zieten, welcher ſelbſt einen der ausgeſetzten Preiſe gewonnen hatte. Eine andere Quelle war nicht zu ermitteln.

S. 216. Das Arbeitszimmer Friedrich's im königl. Schloſſe zu Potsdam. Das Zimmer, in ſeiner urſprünglichen Beſchaffenheit noch gegenwärtig erhalten, iſt an Ort und Stelle gezeichnet.

S. 219. Das Schloß von Sansſouci, nach der Natur gezeichnet. — Initial B, die Mühle bei Sansſouci, gleichfalls nach der Natur.

S. 220. Die Bildſäule der Flora auf der Terraſſe von Sansſouci. Ebenſo.

S. 225. Abendtafel im Salon des Schloſſes von Sansſouci. Derſelbe an Ort und Stelle gezeichnet. Friedrich zur Linken ſitzt Voltaire, dem ſich Feldmarſchall Keith und Marquis d'Argens anreihen. Dem Letzteren gegenüber, auf der andern Seite des Tiſches, ſitzt der Lord-Marſchall Keith. Sämmtlich nach gleichzeitigen Portraits.

S. 227. Abendmuſik im Concertzimmer des königl. Schloſſes zu Potsdam. Daſſelbe nach der Natur gezeichnet. In der Mitte Friedrich; das Coſtüm anlangend, iſt zu bemerken, daß Friedrich noch während dieſer erſten Hälfte ſeiner Regierungszeit bei öfteren Gelegenheiten in eleganten Modekleidern von den heiterſten Farben erſchien. Im Hintergrunde lehnt Quantz, Friedrich's alter Flötenlehrer, am Pfeiler; neben ihm ſteht der Kapellmeiſter Graun, der Componiſt des bekannten Oratoriums „Der Tod Jeſu".

S. 228. Friedrich mit Voltaire allein. Das Local iſt der Ausgang aus der Colonnade, hinter dem Schloſſe von Sansſouci. Nach der Natur.

S. 235. Oeſterreichiſche Heerſchau. Maria Thereſia; hinter ihr, zu ihrer Rechten, Prinz Karl von Lothringen, derſelbe, der nachmals bei Leuthen geſchlagen ward; zu ihrer Linken, im Vorgrund, General Serbelloni, alle nach gleichzeitigen Portraits.

S. 236. König Auguſt III. und Brühl. Der Kopf des Erſteren nach dem Paſtellbildniſſe von Mengs, welches ſich in der königl. Gallerie zu Dresden befindet. Das Local iſt dem Zwinger daſelbſt, welcher in jener Zeit der Schauplatz vieler Hoffeſte war, entnommen.

S. 237. Ruſſiſcher Staatsrath. Das Profil der Kaiſerin Eliſabeth iſt ruſſiſchen Medaillen jener Zeit entnommen. Der Sprechende iſt Beſtuſcheff, ebenfalls nach einem gleichzeitigen Portrait.

S. 240. Ludwig XV. von Frankreich. Der Kopf nach dem Portrait im königl. Schloſſe zu Berlin.

S. 247. General Winterfeldt vor der Gemahlin König Auguſt's III., Beide nach Portraits.

S. 258. Gefecht von Alt-Bunzlau zu Anfang 1757, in welchem der General Wartenberg, Chef des weiß-dunkelblauen Huſarenregiments, fiel. Sein Kopf und Coſtüm ſind nach gleichzeitigem Portrait.

S. 261. Schwerin (ſein Kopf iſt Portrait), ſein Regiment mit der Fahne in der Hand führend. Die charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten in der Montirung des genannten Regiments ſind genau beobachtet.

S. 267. Friedrich's Garde, den ſächſiſchen Dragonern bei Kollin erliegend.

Digitized by Google

S. 273. Es ist zu bemerken, daß Winterfeldt nicht auf dem Schlachtfelde starb. Er war noch lebend bis nach der Vorstadt von Görlitz in das Haus einer Wittwe Neumann gebracht worden. Hier hatte man die letzten vergeblichen Rettungsversuche angestellt.

S. 279. Pommersche Landmilizen.

S. 280. Preußische Husaren vom grünen Reziment.

S. 283. Der Reichshofrath; die Amtstracht der Räthe nach gleichzeitigen Portraits. — Plotho und der Notar Aprill, der Erstere nach einem gleichzeitigen Portrait.

S. 287. Seydlitz vor der Schlacht von Roßbach; Kopf und Costüm nach Portrait.

S. 288. Die französische Kavallerie, von den preußischen Kürassieren gejagt. — Flucht der französischen Infanterie bei Roßbach.

S. 295. Friedrich unter den Generalen und Stabsoffizieren seiner Armee vor der Schlacht von Leuthen. Zur Rechten Friedrich's steht der General Lentulus, Chef der Leibkürassiere; links von diesem, hinter Friedrich, Prinz Franz von Braunschweig. Friedrich gegenüber, im Vorgrunde rechts, Prinz Moritz von Dessau; hinter dem Letzteren zur Rechten General Schmettau, zur Linken Zieten. Portraits der Generale Driesen und Retzow, die bei dieser Scene ebenfalls gegenwärtig waren, vermochte man nicht aufzufinden.

S. 299. Der voranschreitende Möllendorf ist Portrait.

S. 300. Gefangene durch preußische Dragoner transportirt. Aus den Schilderungen eines Augenzeugen entnommen.

S. 302. Hier, wie überall für die Zeit des siebenjährigen Krieges, ist zur Darstellung Friedrich's besonders ein Bildniß des Königs aus jener Zeit, welches sich im königl. Schlosse zu Berlin befindet, benutzt worden. Friedrich trägt auf demselben einen blauen bürgerlichen Rock mit besponnenen Knöpfen, ohne ein anderes Abzeichen als den Stern, schwarzsammtene Beinkleider und den Hut ohne Stickerei.

S. 305. Im Vorgrunde Maria Theresia, ihr zur Rechten der Staatskanzler Graf Kaunitz, nach einem gleichzeitigen Portrait.

S. 308. Rekruten, die zur Fahne schwören.

S. 317. Die hier angekommenen Preußen sind Grenadiere des Infanterieregiments Forcade, eines von denen, welche sich am Tage von Zorndorf vorzüglich auszeichneten.

S. 319. Metzelei der preußischen Gens-d'armes und Garde du Corps unter der russischen Infanterie.

S. 325. Freier Abzug der preußischen Invaliden von Peitz.

S. 341. Herzog Ferdinand von Braunschweig. Die Figur des Herzogs nach einem lebensgroßen Portrait im königl. Schlosse zu Berlin. — Im Initial D ein russisches Batteriestück, sogenannter Schuwalow.

S. 345. Friedrich und der Prinz Heinrich im Lager von Schmottseifen. Der Letztere nach einem gleichzeitigen Portrait.

S. 347. Friedrich in der Schlacht von Kunersdorf; zu seiner Linken hält Seydlitz, der vorzüglich die Gründe gegen die Fortsetzung der Schlacht geltend zu machen suchte.

S. 348. Seydlitz, bei dem vergeblichen Anstürmen der preußischen Kavallerie in der Kunersdorfer Schlacht schwer verwundet.

S. 349. Bei der Rettung des Königs zeichnete sich ein Unteroffizier, Velten, der nachmals als Edelmann und Major in der Rheincampagne fiel, besonders aus. Dieser ist es, welcher, mit dem Säbel nach dem Könige hinweisend, den Rittmeister auf letzteren aufmerksam macht. Sein Kopf ist nach einem Miniaturportrait, das sich noch im Besitz seiner Familie befindet, genommen.

S. 352. Kleist, verwundet im Sumpfe. Sein Kopf nach einem gleichzeitigen Portrait.

S. 357. Das Corps der Preußen, die sich bei Maxen hatten zu Kriegsgefangenen ergeben müssen. Sie wurden bis auf Weiteres in den Großen Garten bei Dresden abgeführt. (Vgl. Tielke's „Beiträge zur Kriegskunst", 1. Stück, S. 33.)

Digitized by Google

S. 359. Die Marquise von Pompadour, nach gleichzeitigen Portraits. Vor ihr her die schottische Garde Ludwig's XV., wie ihr Costüm in dem Werke „Le sacre de Louis XV" (1722) enthalten ist.

S. 363. Das pommersche Infanterieregiment Manteuffel.

S. 364. Fouqué in der Schlacht von Landshut. Sein Kopf und sein Costüm nach gleichzeitigen Quellen.

S. 368. Tauentzien, inmitten der Offiziere der Leibgarde zu Breslau. Sein Kopf und sein Costüm nach gleichzeitigen Quellen.

S. 370. Hinter Friedrich's Pferde steht der Markgraf Karl, der neben dem Könige am Feuer gesessen.

S. 375. Im Vorgrund Feldmarschall Daun, ihm zur Rechten Feldmarschall Königseck, Beide nach gleichzeitigen Portraits.

S. 378. Colbergs Vertheidiger Heinrich Sigismund von der Heyde. Ihm und dem General Werner zu Ehren ward eine Medaille geschlagen, mit Beider Bildniß und der Umschrift: Res similis fictae. Sein Gesicht ist von da entnommen. — Colbergs Retter, der General Paul Werner, Chef des braunen Regiments. Sein Kopf und Costüm nach gleichzeitigen Quellen.

S. 379. Die durch die Straße Reitenden sind österreichische Chevauxlegers.

S. 380. Der Kaufmann Gotzkowsky vor dem feindlichen Generale. Ersterer ist Portrait.

S. 381. Der Hof des Schlosses von Charlottenburg.

S. 387. Nächtlicher Kampf um die Höhen von Torgau. Der hier Commandirende ist der General Hülsen. Er hatte während der Schlacht alle seine Pferde verloren; sein Alter erschwerte ihm das Gehen; um nicht vom Platze weichen zu müssen, bestieg er eine Kanone und ließ sich neben den Stürmenden ins Gefecht fahren.

S. 389. Im Winterquartier. Die Dargestellten sind vom Kürassierregiment Schmettau, welches noch bei Torgau gefochten hatte.

S. 390. Maria Theresia mit dem 20jährigen Joseph, ihrem Sohn. Wenn neugeworbene Truppen zur Armee abgingen, unterließ sie nicht, sich öffentlich zu zeigen, um die zuversichtliche Stimmung derselben zu erhöhen.

S. 392. Das Jagdschloß Hubertusburg, nach einem gleichzeitigen Prospect.

S. 394. Preußische Husaren vom grünen Regiment.

S. 400. General Loudon, nach einem gleichzeitigen Portrait.

S. 405. Trenck im Gefängniß, mit seinen 68 Pfund schweren Fesseln. Nach einem gleichzeitigen Portrait.

S. 407. Lord Bute, zur Seite William Pitt. Beider Köpfe und Costüm nach gleichzeitigen englischen Medaillen und Bildnissen.

S. 413. Katharina von Rußland, nach einem lebensgroßen Bildniß im königl. Schlosse zu Berlin.

S. 419. Die entscheidende Attake der preußischen Kürassiere auf die Infanterie der Reichstruppen bei Freiberg. Bei ersteren ist zu bemerken, daß die preußische Kavallerie erst 1762 Federbüsche erhielt, welches später überall nachgeahmt wurde.

S. 431. Das preußische erste Bataillon Leibgarde.

S. 441. Im Hintergrunde das Stadtschloß von Potsdam. Nach der Natur gezeichnet.

S. 446. Die Wahl des Grafen Stanislaus August Poniatowski zum polnischen Könige, auf der Wahlwiese bei Warschau. Das Scenische nach Ansicht eines gleichzeitigen Gemäldes von Canaletto, welches denselben Vorgang darstellt und sich zu Berlin im Besitz des Grafen A. Raczinski befindet.

S. 448. Friedrich mit Joseph II.; weiter zurück auf der Treppe der Prinz von Preußen und Prinz Heinrich, hinter diesem zu seiner Rechten Loudon.

S. 451. Die beiden Vordersten sind Kaunitz mit Joseph II., weiter hin Friedrich an seiner Linken, zunächst dem Fenster Prinz de Ligne, zu

Digitized by Google

seiner Rechten Loudon, hinter ihm sein Bruder, Prinz Ferdinand. Sämmtlich nach gleichzeitigen Portraits.

S. 453. Katharina II., nach einem andern Portrait im Berliner Schlosse.

S. 457. Großfürst Paul, hinter ihm General Lentulus, sein ihm entgegengesandter Begleiter. Beide nach gleichzeitigen Bildnissen.

S. 459. Das Local ist der Hof des Berliner Zeughauses, in dessen Untergeschoß über den Fenstern die berühmten Schlüter'schen Masken befindlich. (Nach der Natur gezeichnet.)

S. 461. Friedrich's Anrede vor dem Ausmarsch in den bayrischen Erbfolgekrieg. Ihm gegenüber zur Rechten halten die Generale Möllendorf, Belling (Chef des dunkelrothen Regiments), Lottum und Stutterheim. Beide Erstere erwarben in diesem Feldzuge den schwarzen Adlerorden. Zur Linken General Platen, Oberst Usedom (vom gelben) und General Czetteritz (vom grünen Regiment). Sämmtlich nach gleichzeitigen Portraits.

S. 468. Gesandtenconferenz. Der Rückenfigur gegenüber steht Benjamin Franklin, diesem zunächst Thomas Jefferson, hinter diesem John Adams. Nach gleichzeitigen Quellen.

S. 471. Friedrich's Arbeitskabinet in Sanssouci. Nach der Natur gezeichnet.

S. 473. Cadetten und Offiziere (der Garde du Corps, Garde zu Fuß ꝛc.) auf dem Paradeplatz im Lustgarten zu Potsdam. Im Hintergrunde die Garnisonskirche, nach der Natur gezeichnet.

S. 479. Die Tradition nennt einen der Bäume vor dem Potsdamer Schlosse als vorzugsweise den, unter welchen die Bittsteller traten, um vom Könige bemerkt zu werden. Jener hieß daher der Baum der Gnade.

S. 480. Friedrich gegenüber der Vorderste ist der Kanzler von Fürst, nach gleichzeitigem Portrait.

S. 483. Der Freundschaftstempel im Garten von Sanssouci, nach der Natur gezeichnet.

S. 485. Das Local ist die runde Marmorcolonnade, welche in dem Hauptgange zwischen Sanssouci und dem neuen Palais stand; sie ward unter der folgenden Regierung abgebrochen und das Marmorpalais davon erbaut. Ist nach gleichzeitigem Prospect gezeichnet.

S. 486. Der alte Lord-Marschall. Gesicht und Costüm ist nach gleichzeitigen Quellen gegeben.

S. 487. Die Scene auf dem Paralesaal. Hinter Friedrich steht der Prinz von Preußen, zu dessen Linken Herzog Friedrich August von Braunschweig, unmittelbar hinter Zieten, der nächste am Pfeiler, ist General Holzendorf, diesem zur Rechten Möllendorf ꝛc. Alle nach gleichzeitigen Portraits.

S. 489. Das Local ist das Musikzimmer im Potsdamer Schlosse, in welchem jener Flügel und Notenpulte noch befindlich. Der vorderste Violinspieler ist Friedrich's Concertmeister Franz Benda, neben ihm der Erbprinz von Braunschweig, hinter diesem der Prinz von Preußen. Beide Erstere gleichfalls nach alten Portraits.

S. 490. Der Kopf der Königin nach dem Bildniß im Berliner Schloß, welches sie im Alter darstellt.

S. 492. Mirabeau's Kopf nach einem gleichzeitigen Portrait.

S. 494. Der große Saal in der Bildergallerie von Sanssouci, nach der Natur gezeichnet.

S. 499. Sanssouci, von der obersten Terrasse aus gezeichnet.

S. 502. Hinter Friedrich die Generale Pfuhl und Rohdich, welche in der letzten Zeit öfter um ihn waren. Das Local, die erste Terrasse vor der Bildergallerie, nach der Natur gezeichnet.

S. 504. Die Rampe am Potsdamer Schloß, sogenannte grüne Treppe, ist nach der Natur gezeichnet.

S. 506. Friedrich und der Minister Herzberg, welcher in jenen letzten Tagen gleichfalls in Sanssouci wohnte; er ist nach gleichzeitigem Portrait.

Digitized by Google

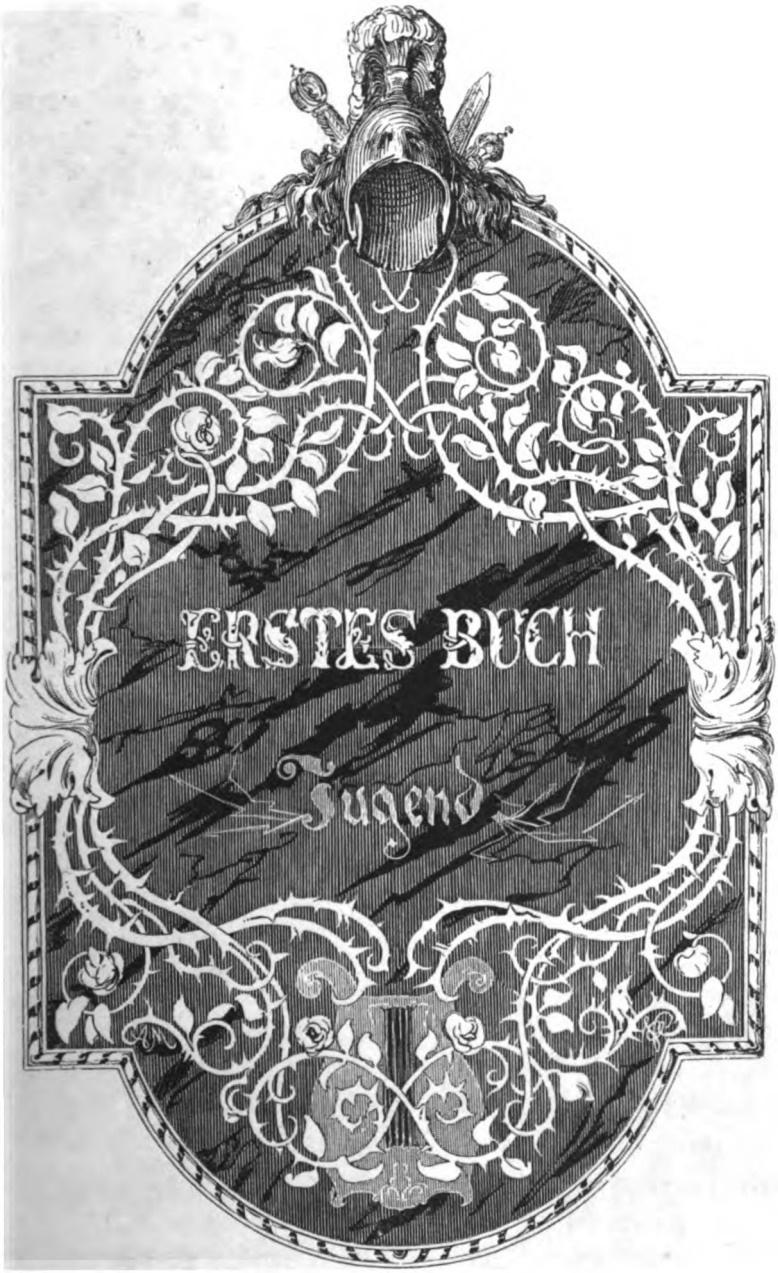
S. 507. Dem Gesicht des sterbenden Königs ist die Todtenmaske, welche auf der königl. Kunstkammer befindlich, zum Grunde gelegt.

S. 509. Friedrich's Leiche auf dem Wege von Sanssouci nach dem Stadtschlosse. Das Brandenburger Thor zu Potsdam nach der Natur. Der Leichenwagen nach Angabe eines noch lebenden Augenzeugen. (Ein königl. Holzwagen, mit Reifen überspannt und bis zur Erde mit schwarzem Tuch verhangen, desgleichen die acht Pferde.

S. 510. Friedrich's Gruft in der Garnisonskirche zu Potsdam. An Ort und Stelle gezeichnet.

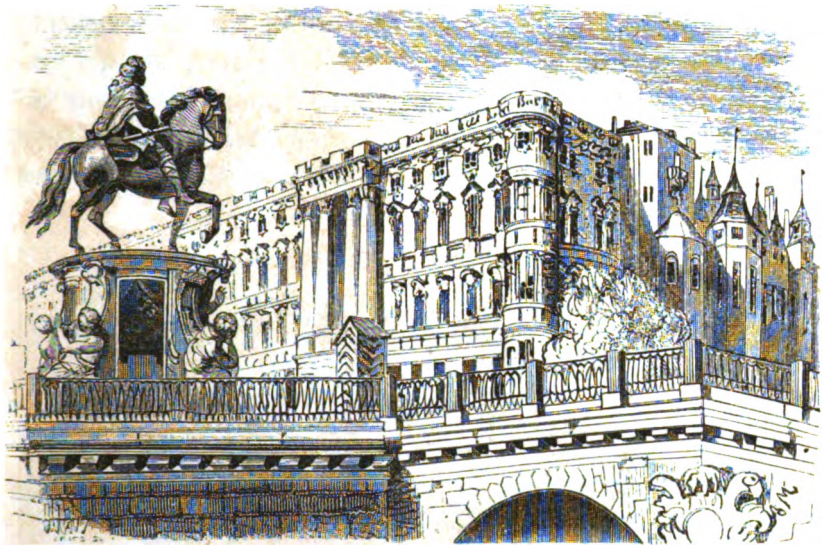
Adolph Menzel.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



Erstes Kapitel.

Geburt und Taufe.

riedrich, den seine Zeitgenossen den Großen genannt haben und den die Nachwelt ebenso nennt, wurde am 24. Januar 1712 im königlichen Schlosse zu Berlin geboren. Mit großer Freude wurde seine Erscheinung begrüßt, denn die Hoffnungen der königlichen Familie beruhten auf ihm. Noch saß der Großvater des Neugebornen, König Friedrich I., auf dem preußischen Throne; aber er hatte nur einen Sohn, Friedrich Wilhelm, und diesem waren bereits zwei Söhne bald nach ihrer Geburt gestorben; blieb Friedrich Wilhelm ohne männliche Nachkommen, so mußte die Krone auf eine Seitenlinie des königlichen Hauses übergehen. Es wird erzählt, die frohe Nachricht sei dem Könige gerade zur Mittagsstunde, eben als die Ceremonien

Digitized by Google

der Tafel beginnen sollten, überbracht worden; augenblicklich habe er die Tafel verlassen, der hohen Wöchnerin in eigner Person seine Freude zu bezeugen und den einstigen Erben seiner Krone zu begrüßen. Alsbald erhielten die Einwohner der Residenz durch das Läuten aller Glocken, durch den Donner des sämmtlichen Geschützes, welches auf den Wällen stand, Kunde von dem segensreichen Ereigniß. Mannig-

fache Gnadenbezeugungen und Beförderungen treuer Diener des Staates, die Speisung aller Armen in den Armenhäusern der Stadt erhöhten die Feier des Tages.

König Friedrich I. hatte seine Staaten als Erbe seines Vaters, des großen Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, empfangen. Der große Kurfürst war der erste, aber auch der Einzige gewesen, der nach den Gräueln des dreißigjährigen Krieges und gegen die verderbliche Uebermacht Frankreichs, den deutschen Namen mit Würde zu vertreten wußte. Er hatte sein fast vernichtetes Land zu einer achtunggebietenden Macht erhoben. Er hatte so glücklich gekämpft und so

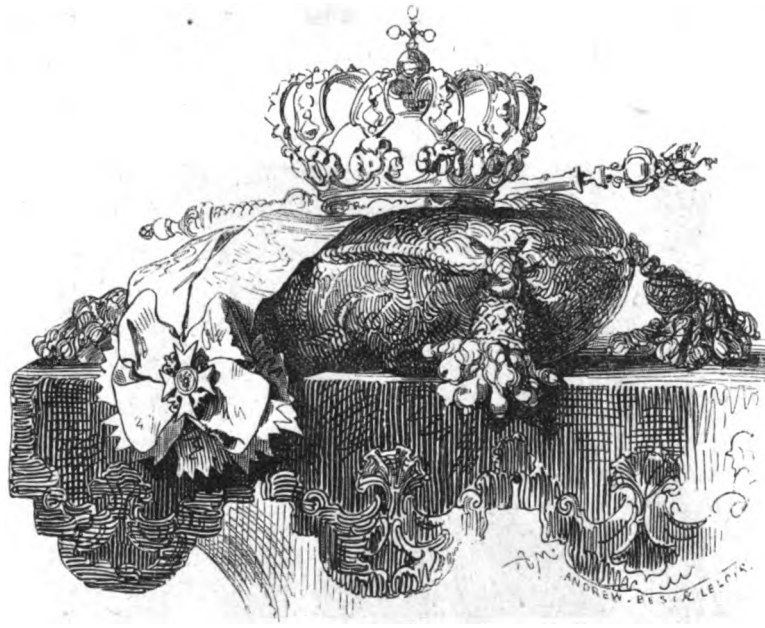
Digitized by Google

weiſe regiert, daß die Eiferſucht des öſterreichiſchen Kaiſerhofs rege ward; mit Verdruß bemerkte man in Wien, daß an den Ufern des baltiſchen Meeres ſich ein neuer „Vandalenkönig“ emporhob; denn der kaiſerlichen Majeſtät, die nach unabhängiger Herrſchaft über Deutſchland ſtreben mochte, ſchien es wenig vortheilhaft, in den Händen untergeordneter Reichsfürſten eine ſelbſtändige Macht zu erblicken.

Friedrich I. hatte den Thaten ſeines großen Vaters eine neue hinzugefügt, die, oft kleinlich geſcholten, von den großartigſten Folgen war und die auch an ſich von eigenthümlichem politiſchem Scharfblicke zeugt. Er hatte ſein nicht zum deutſchen Reichsverbande gehöriges Herzogthum Preußen (Oſtpreußen, — denn Weſtpreußen war den früheren Beſitzern des Landes durch die Polen entriſſen) zum Königreiche

Digitized by Google

erhoben und ſich zu Königsberg am 18. Januar 1701 die königliche Krone aufgeſetzt. Langjähriger Widerſpruch, beſonders von Seiten des öſterreichiſchen Hofes,



war zu beſeitigen geweſen, ehe Friedrich I. ſich zu dieſem Schritte entſchließen durfte; aber mit ſtandhafter Beharrlichkeit hatte er ſeinen Plan verfolgt, bis die politiſchen Verhältniſſe ſich der Ausführung günſtig erwieſen. Wie bedeutſam dieſer Schritt war, bezeugt ein ahnungsvolles Wort des Prinzen Eugen von Savoyen, des größten Feldherrn und Staatsmannes, den Oeſterreich zu jener Zeit beſaß; nach ſeiner Anſicht hätten die Miniſter, welche dem Kaiſer zur Anerkennung der preußiſchen Krone gerathen, Todesſtrafe verdient. Denn allerdings war der königliche Name kein leerer Titel und der königliche Hofhalt kein leerer Prunk; Beides ſetzte — und namentlich in einer Zeit, die Alles nach dem Richtmaß der Etikette abſchätzte — den Kurfürſten von Brandenburg in eine Stellung zum deutſchen Reichsverbande, die auf ein Streben nach Unabhängigkeit von deſſen ſchon morſch gewordenen Geſetzen hindeutete: eine weitere Entwickelung des brandenburgiſch-preußiſchen Staates mußte dies Streben zur That hinausführen.

Doch war es dem erſten Könige dieſes Staates nicht verliehen, ſein Werk in ſolcher Weiſe zu vollenden; äußere Verhältniſſe, innere Kraft und geiſtige Ueberlegen-

Digitized by Google

heit mußten zuſammenkommen, um ſo Großes vollbringen zu können. Friedrich I. begnügte ſich, ſeine Krone mit demjenigen Glanze zu ſchmücken, der zur Behauptung ihrer Würde unerläßlich ſchien und es in der That für jene Zeit war. Er umgab ſich mit einem prunkvollen Ceremoniel und vollzog die anſtrengenden Satzungen deſſelben, gleich einer Pflicht, mit ſtrenger Ausdauer. Er feierte die denkwürdigen Ereigniſſe ſeiner Regierung mit einer ausgeſuchten Pracht, welche das Ausland ſtaunen machte und ſein Volk mit demüthiger Bewunderung erfüllte. Zugleich aber war er milden Sinnes und von ſeinen Unterthanen in Wahrheit geliebt. Auch wußte er dem äußerlichen Schaugepränge durch reiche Begünſtigung der Kunſt und Wiſſenſchaft eine innere Würde zu geben. Großartige Werke der Kunſt erſtanden auf

ſein Gebot; Andreas Schlüter, der unter ihm eine Reihe von Jahren in Berlin arbeitete, iſt ein Meiſter der Bildhauerei und Baukunſt, wie die Welt lange vor und lange nach ihm keinen zweiten geſehen hat. Eine Akademie der Wiſſenſchaften wurde

Digitized by Google

ins Leben gerufen, deren Seele der größte Philosoph seiner Zeit, Leibnitz, war, obgleich dieser nicht dauernd für Berlin gewonnen werden konnte. Berlin hieß damals allgemein das deutsche Athen.

Die Geburt des künftigen Thronerben, zumal unter den Umständen, von denen oben die Rede war, erschien als ein zu wichtiges Ereigniß, als daß sie nicht zu neuer Entwickelung der königlichen Pracht hätte Gelegenheit geben sollen. Auch betrachtete man es als eine günstige Vorbedeutung, daß der Prinz im Januar, dem Krönungsmonate, geboren war, und es ward, um dieser Vorbedeutung ein größeres Gewicht zu geben, auch das Fest der Taufe noch in demselben Monate angeordnet. Am 31. Januar fand die Taufe in der Schloßkapelle statt. Der ganze Weg von den Gemächern des Kronprinzen bis zur Kapelle war mit einer doppelten Reihe von Schweizern und Leibgarden besetzt. Die Markgräfin Albrecht, Schwägerin des Königs, trug den jungen Prinzen, unterstützt von ihrem Gemahle, einem Stiefbruder des Königs, und dem Markgrafen Ludwig, einem jüngeren Bruder; der Täufling hatte eine kleine Krone über dem Haupte und war in Silberstück, mit Diamanten besetzt, gekleidet, dessen Schleppe sechs Gräfinnen hielten. In der Kapelle wartete ihrer der König nebst seiner Gemahlin, seinem Sohne, dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, dem berühmten Befehlshaber des preußischen Heeres, und den übrigen Personen des Hofes. Der König stand unter einem prächtigen, mit Gold gestickten Baldachin, dessen vier Stangen von vier Kammerherren getragen wurden, während die vier goldenen Quasten desselben vier Ritter des schwarzen Adlerordens hielten. Vor dem Könige war ein Tisch mit goldnem Taufbecken; er selbst übernahm den Täufling, der nach ihm mit dem Namen Friedrich getauft wurde. Aufs Neue läuteten

alle Glocken der Stadt und ertönte der Donner des Geschützes, während in der Kapelle die heilige Ceremonie von rauschender Musik begleitet ward. Glänzende Festlichkeiten am Hofe und in der Stadt beschlossen den freudigen Tag.

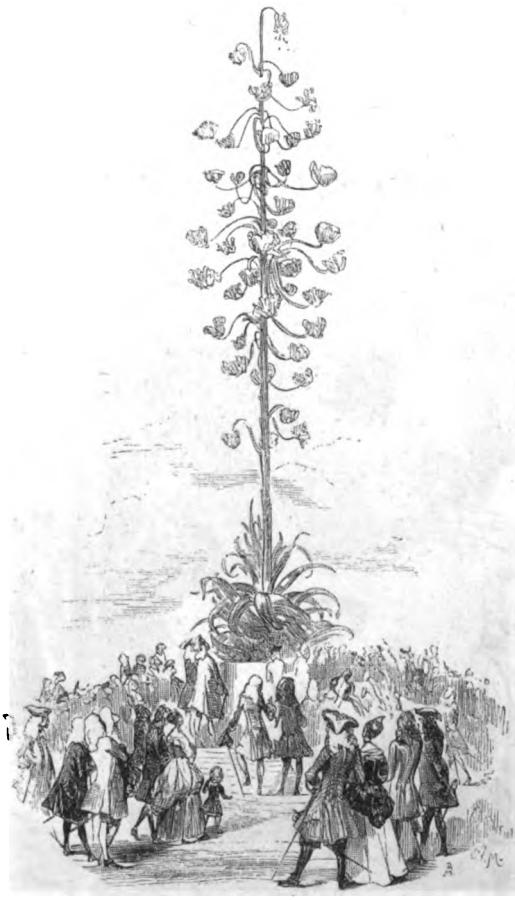
Digitized by Google

Einige Monate nach der Geburt des Prinzen, im Frühjahr und Sommer 1712, erblühte im königlichen Luſtgarten zu Köpenick, in der Nähe von Berlin, eine amerikaniſche Aloe, welche daſelbſt ſchon vier und vierzig Jahre ohne zu blühen geſtanden hatte, zu ungemeiner Größe und Fülle. Sie trieb einen Stamm von ein und dreißig Fuß Höhe, an welchem man 7277 Blüthen zählte. Tauſende ſtrömten von nah und fern herzu, um dies Wunder der Natur zu ſehen; in Druckſchriften, in Gedichten und Kupferſtichen wurde die Pracht der Rieſenblume verkündet. Man betrachtete ſie als ein Sinnbild jenes Glanzes, zu dem das preußiſche Königshaus emporſteige, und wußte ein ſolches Gedankenſpiel in kunſtreich gebildeten Denkſprüchen durchzuführen. Den Hoffnungen, welche die Geburt des künftigen Thronerben belebt hatte, ſchien hier eine neue Beſtätigung gegeben. Aber man ließ auch nicht unbemerkt, daß die Pflanze ſelbſt abſterbe, während die Blüthenkrone ſich in vollſter Pracht zeige; man deutete dies auf den bevorſtehenden Tod des Königs.

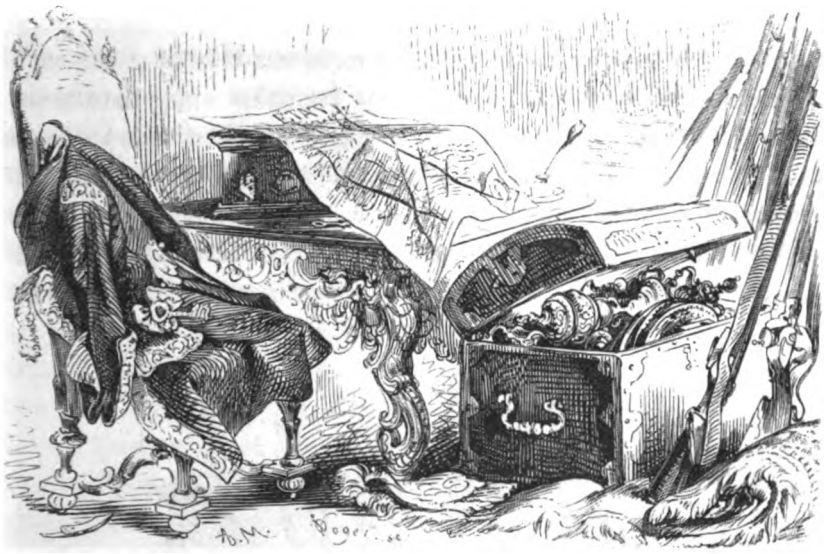
Eine ſolche Deutung war freilich ſo gar verwegen nicht, da der König, überhaupt von ſchwächlicher Körperbeſchaffenheit, ſchon längere Zeit kränkelte. Die Geburt ſeines Enkels war der letzte freudige Glanz ſeines Lebens geweſen. Am Geburtstage deſſelben im folgenden Jahre, bei dem Feſt, welches der Kronprinz zur Feier des Tages veranſtaltet hatte, erſchien er zum letzten Male öffentlich. Bald nahm ſeine

Digitized by Google

Krankheit eine drohende Wendung. Schon am 13. Februar berief er seine Familie und die höheren Staatsbeamten vor sein Lager, um Abschied von ihnen zu nehmen. Er ertheilte dem Kronprinzen seinen Segen, ebenso seinen Enkeln, dem einjährigen Prinzen Friedrich und dessen Schwester, der vierjährigen Prinzessin Wilhelmine, die mit ihren Eltern am Bette kniete. Am 25. Februar verschied der König.



Digitized by Google



Zweites Kapitel.

Die erſten Jahre der Kindheit.

Der Tod Friedrich's I. brachte eine bedeutende Veränderung in der Regierung des preußiſchen Staates, im Hofhalt, in der Lebensweiſe der königlichen Familie hervor. Friedrich Wilhelm I. war ſeinem Vater durchaus unähnlich. Das ſtrenge Ceremoniel, dem er ſich bis dahin hatte fügen müſſen, war ihm läſtig, der koſtbare Prunk der Feſtlichkeiten verhaßt; die höhere Wiſſenſchaft und feinere Sitte, in der ihn ſeine Mutter, die ſchon früher verſtorbene hochgebildete Königin Sophie Charlotte, hatte erziehen wollen, erſchien ihm als ein ſehr überflüſſiger, zum Theil verderblicher Schmuck des Lebens. Ihm war von der Natur eine ausſchließlich praktiſche Richtung gegeben. Sein Beſtreben ging dahin, ſtatt der Summen, welche der glänzende Hof-

Digitized by Google

halt und neben diesem auch die Willkür bevorrechteter Günstlinge fort und fort verschlungen hatte, einen wohlgefüllten Schatz herzustellen, seine Unterthanen zu ausdauerndem Fleiße anzuhalten und den Wohlstand des Landes durch die sorglichste Aufsicht zu befördern. Die Bedeutung seiner Krone sollte nicht ferner durch blendenden Schimmer, sondern durch ein zahlreiches und wohlgeübtes Kriegsheer vertreten werden. Die Festlichkeiten, welche den Schmuck seines Lebens ausmachten, bestanden in der Schaustellung kriegerischer Künste. Durch unermüdlichen Eifer brachte er es dahin,

daß bei den militairischen Uebungen seine Soldaten eine Schnelligkeit, Sicherheit und Gleichförmigkeit der Bewegungen entwickelten, welche bis dahin unerhört waren. Ebenso sehr lag es ihm am Herzen, daß seine Regimenter, besonders die ersten Glieder derselben, sich durch Schönheit und Körpergröße vor allen auszeichneten; ja, er ging hierin so weit, daß er für diesen Zweck Summen verschwendete, die mit seiner sonstigen Sparsamkeit auf keine Weise in Einklang standen; und mannigfach hat ihn gewaltthätige Werbung großer Leute mit seinen Nachbarstaaten in verdrießliche Händel verwickelt. Berlin ward unter seiner Regierung nicht mehr das deutsche Athen, sondern das deutsche Sparta genannt.

Digitized by Google

Sein Familienleben war auf einen einfach bürgerlichen Fuß eingerichtet, und er gab hierdurch — zu einer Zeit, da an den Höfen faſt überall eine furchtbare Sittenverderbniß eingeriſſen war — ein achtbares Beiſpiel. Eheliche Treue galt ihm über Alles. Seine Kinder, deren Anzahl ſich im Verlauf der Jahre bedeutend vermehrte, ſollten, ſeiner ſchlichten Frömmigkeit gemäß, in der Furcht des Herrn erzogen werden; frühzeitig war er bemüht, ſie durch Gewöhnung eines regelmäßigen Lebens, durch ſtrengen Gehorſam und nützliche Beſchäftigung zu tüchtigen Menſchen nach ſeinem Sinne zu bilden, während Alles, was der Eleganz im Leben und Wiſſen angehört, entſchieden aus ſeinem häuslichen Kreiſe verbannt blieb. Unter einer rauhen Hülle bewahrte er ein deutſches Gemüth, und er ließ Dem, der ihm in gemüthlicher Weiſe entgegenkam, Gerechtigkeit widerfahren; undeutſches Weſen aber und Widerſpenſtigkeit gegen ſeine gutgemeinten Anordnungen fanden an ihm einen unerbittlichen Richter, und er wußte, von Natur zum Jähzorn geneigt, ein ſolches Thun aufs Härteſte zu ahnden.

In den erſten Jugendjahren ſeines Sohnes, des nunmehrigen Kronprinzen Friedrich, konnte es jedoch noch nicht in Frage kommen, wie weit dieſer mit der Richtung und Geſinnung des Vaters übereinſtimmen würde. Die erſte Pflege des Knaben mußte den Händen der Frauen anvertraut bleiben. Seine Mutter, die Königin Sophie Dorothee, eine Tochter des Kurfürſten von Hannover und nachmaligen Königs von England, Georg's I., war durch eine natürliche Herzensgüte und Neigung zum Wohlthun ausgezeichnet; auch war ſie der edleren Wiſſenſchaft nicht ſo abhold wie ihr Gemahl. Dieſe Neigungen ſuchte ſie auf ihre Kinder fortzupflanzen. Leider jedoch beſaß ſie nicht diejenige hingebende Liebe, welche, in Einklang mit dem Willen ihres Gemahls, zum Segen des Hauſes hätte wirken können.

Eine Ehrendame der Königin, Frau von Kamecke, war mit der Oberaufſicht über die Erziehung des Kronprinzen beauftragt worden. Ein größeres Verdienſt als dieſe erwarb ſich die Untergouvernante, Frau von Rocoulles. Die Letztere hatte ſchon den König ſelbſt in ſeiner Kindheit gepflegt; ihr feſter und edler Charakter, ihre treue Anhänglichkeit an das preußiſche Herrſcherhaus hatten ſie ſo empfohlen, daß es nur ein gerechter Dank ſchien, ſie aufs Neue zu einem ſo ehrenvollen Geſchäfte zu berufen. Sie war eine geborene Franzöſin und gehörte zu den Schaaren jener Reformirten, die ein thörichter Religionseifer, die Heimat eines Theiles ſeiner beſten Kräfte beraubend, aus Frankreich verbannt hatte und die in den brandenburgiſchen Staaten Aufnahme fanden. Daß überhaupt eine Franzöſin, ſelbſt an dem derbdeutſchen Hofe Friedrich Wilhelm's, zur Erziehung der Kinder berufen ward, darf in einer Zeit nicht auffallen, in welcher die Welt von franzöſiſcher Bildung be-

Digitized by Google

herrſcht wurde und die Kenntniß der franzöſiſchen Sprache unumgänglich nöthig war, um ſich in den höheren Kreiſen der Geſellſchaft verſtändlich zu machen; überdies war gerade in Berlin durch die Schaaren jener Eingewanderten, welche Kunſtfertigkeiten und wiſſenſchaftliche Bildung aus Frankreich herübergebracht hatten, die franzöſiſche

Sprache nur um ſo mehr ausgebreitet worden. So ward auch der Kronprinz von früher Jugend an, gewiß nicht ohne Einfluß auf ſein ſpäteres Leben, vorzugsweiſe in der franzöſiſchen Sprache gebildet. Wie treu aber ſeine Erzieherin ihre Pflichten an ihm erfüllt hat, beweiſt am beſten der Umſtand, daß er ihr bis an ihren Tod in unwandelbarer Anhänglichkeit zugethan blieb.

Als Friedrich vier Jahre alt war, wurde ein merkwürdiges prophetiſches Wort über ihn geſprochen. Es befanden ſich damals in Berlin viele ſchwediſche Offiziere, die bei der Einnahme von Stralſund, am Weihnachstage 1715, zu Kriegsgefangenen gemacht waren. (König Friedrich Wilhelm war nämlich durch die hartnäckigen Anmaßungen des Schwedenkönigs, Karl's XII., zum Kriege genöthigt worden, deſſen Folge die Erwerbung eines Theiles von Vorpommern war.) Einer von jenen Offizieren, Namens Croom, ſtand in dem Rufe, aus den Sternen und aus den

Digitized by Google

Lineamenten der menſchlichen Hand die Zukunft leſen zu können; die ganze Stadt war voll von ſeinen Prophezeiungen. Die Königin und die Damen des Hofes waren begierig, durch ihn ebenfalls Einiges von ihren zukünftigen Schickſalen zu erfahren. Man berief ihn in die Gemächer der Königin. Hier unterſuchte er die dargebotenen Hände und ſagte Dinge voraus, die ſpäter in der That auf überraſchende

Weiſe eintrafen. Der Königin, die ſich damals in geſegneten Umſtänden befand, ſagte er, ſie würde in zwei Monaten von einer Tochter entbunden werden; der älteſten Prinzeſſin verkündete er, daß ſie neben manchen trügeriſchen Hoffnungen ihr ganzes Leben hindurch viele Leiden würde zu erdulden haben; einigen Hofdamen prophezeiete er ihre baldige, wenig ehrenvolle Entfernung vom Hofe. Als ihm der Kronprinz vorgeführt ward, ſo wahrſagte er dieſem viele Unannehmlichkeiten in ſeiner

Digitized by Google

Jugend: in reiferen Jahren aber würde er Kaiser und einer der größten Fürsten Europas werden. Mit Ausnahme des Kaisertitels ist auch diese Prophezeiung vollkommen in Erfüllung gegangen.

In den ersten Lebensjahren, wie auch noch mannigfach in späterer Zeit, bis kriegerische Beschäftigungen den Körper abgehärtet hatten, war die Gesundheit des Kronprinzen schwankend, und die traurigen Erfahrungen, die man bereits an zwei frühverstorbenen Prinzen gemacht hatte, ließen auch für ihn gegründete Besorgnisse entstehen. Zudem hatte dieser körperliche Zustand, vielleicht aber auch eine Gemüthsanlage, welche die äußeren Eindrücke früh mit Lebhaftigkeit aufzufassen und nachdenklich zu verarbeiten nöthigte, ein eigen schweigsames, fast schwer-

müthiges Wesen zur Folge, welches jene Besorgnisse noch mehr zu rechtfertigen schien. Um so emsiger indeß war man auf die körperliche Ausbildung des jungen Prinzen bedacht. Mit voller Zärtlichkeit hing dieser an seiner älteren Schwester, die

Digitized by Google

ſich in ihren Erholungsſtunden nur mit dem Knaben beſchäftigte. Dies innige Verhältniß hat bis an den Tod der Schweſter ausgedauert.

Eine Scene aus dieſen Kinderjahren iſt durch ein ſchönes Gemälde des damaligen Hofmalers Pesne der Nachwelt überliefert worden. Der Prinz hatte eine kleine Trommel zum Geſchenk erhalten, und man bemerkte mit Freude, daß es ihm, im Gegenſatz gegen ſein ſonſtiges ſtilles Weſen, Vergnügen gewährte, den Marſch, den man ihn gelehrt, rüſtig zu üben. Einſt hatte ihm die Mutter erlaubt, dieſe Uebung in ihrem Zimmer vorzunehmen; auch die Schweſter war mit ihren Spielſachen dabei. Der letzteren wurde des Trommelns zu viel und ſie bat den Bruder, lieber ihren Puppenwagen ziehen zu helfen oder mit ihren Blumen zu ſpielen. Aber ſehr ernſthaft erwiderte der kleine Prinz, ſo gern er ſonſt jeder Bitte der Schweſter willfahrte: „Gut Trommeln iſt mir nützlicher als Spielen und lieber als Blumen.“ Dieſe Aeußerung ſchien der Mutter ſo wichtig, daß ſie ſchleunig den König herbeirief, dem das ſelten geäußerte ſoldatiſche Talent des Knaben die größte Genugthuung gewährte. Dem Hofmaler mußte die Scene, ohne daß die Kinder die Abſicht merkten, noch einmal vorgeſpielt werden; auf ſeinem Gemälde hat er, als zur Bedienung der königlichen Kinder gehörig, noch einen Kammermohren hinzugefügt.

Der König war gern im Kreiſe ſeiner Familie, und ſeine Zuneigung zu den Kindern zeigte ſich häufig auch darin, daß er ſelbſt an ihren Spielen Theil nahm. Einſt trat der alte General Forcade unangemeldet in das Zimmer des Königs, als

dieſer eben mit dem kleinen Prinzen Ball ſpielte. „Forcade“, ſagte er zu ihm, „Er iſt ſelbſt Vater und weiß es, Väter müſſen mit ihren Kindern zuweilen Kinder ſein, müſſen mit ihnen ſpielen und ihnen die Zeit vertreiben.“

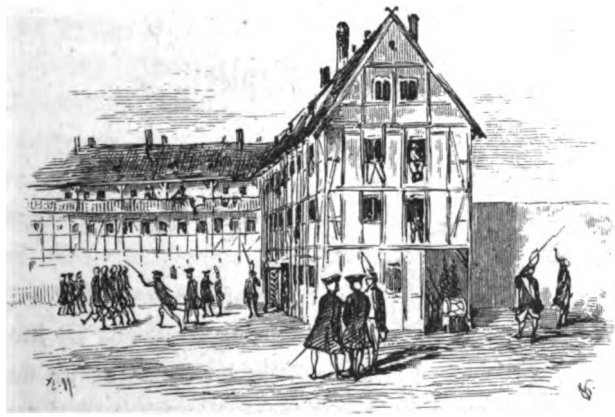
Digitized by Google

Es iſt ſchon bemerkt, daß die Königin ihren Wohlthätigkeitsſinn auf ihre Kinder überzutragen beſtrebt war. Den Kronprinzen machte ſie früh zu ihrem kleinen Almoſenier. Die Hülfsbedürftigen, die ſich vertrauensvoll an die allgemein bekannte Milde ihres Herzens gewandt hatten, ließ ſie zu ſich kommen, bezeugte ihnen ihr Mitleid, und die Betrübten wurden dann durch den kleinen Almoſengeber mit Geſchenken entlaſſen. Dieſe ſchöne Sitte war von den erfreulichſten Folgen auf das Gemüth des Kronprinzen; ſchon früh gab er das Zeugniß, wie lebendig er die Lehre der Mutter ſeinem Herzen eingeprägt hatte. Die Eltern pflegten in der erſten Zeit nach ihrer Vermählung jährlich eine Reiſe nach Hannover zu machen, um den Vater der Königin zu beſuchen; ſeit ſeinem dritten Jahre wurde der Kronprinz auf dieſen Reiſen mitgenommen. In Tangermünde ließ der König gewöhnlich einige Stunden anhalten, um ſich dort mit den Beamten der Provinz über Gegenſtände der Verwaltung zu beſprechen. Bei dieſen Gelegenheiten verſammelte ſich ſtets ein großer Theil der Einwohner, um den jungen Kronprinzen zu ſehen; die Königin erlaubte

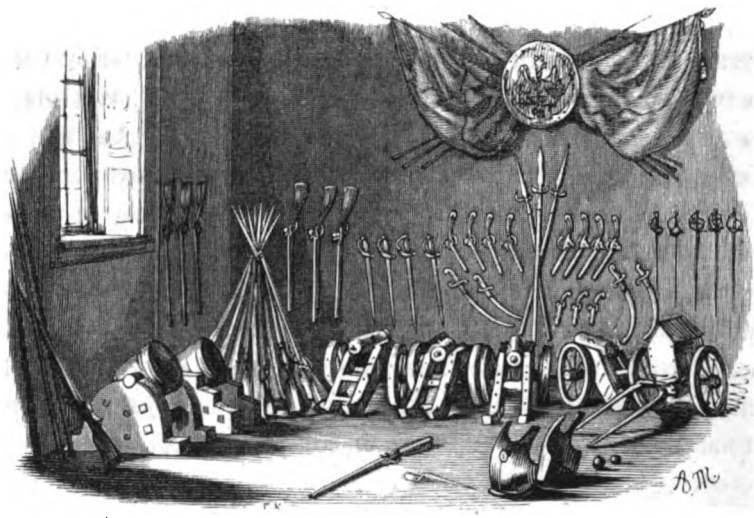
ihm gern, zu dem Volke hinauszugehen. Einſt bat er einen der Zuſchauer, ihn zu einem Bäcker zu führen; hier öffnete er ſchnell ſeine kleine Börſe und ſchüttete ſeine erſparte Baarſchaft in die Hand des Bäckers, mit der Bitte, ihm dafür Semmeln, Zwieback und Bretzeln zu geben. Er ſelbſt nahm einen Theil der Eßwaaren,

Digitized by Google

das Uebrige mußten ſeine Begleiter und ein Bedienter tragen. Dann wandte er ſich zu den Einwohnern, die ihm in Schaaren gefolgt waren, und theilte ſeine Beute freudig an Kinder und Greiſe aus. Die Eltern hatten den Vorgang vom Fenſter des Amthauſes angeſehen und ließen, als die erſte Spende beendet war, noch eine zweite holen, um dem Prinzen das Vergnügen der Austheilung zu verlängern. Jährlich, bis zum zwölften Jahre, erneute der Kronprinz dieſe Spende in Tangermünde und legte dazu ſtets ſchon einige Zeit vor der Abreiſe etwas von ſeinem kleinen Taſchengelde zurück. Die Tangermünder nannten ihn mit Entzücken nur ihren Kronprinzen. Nach ſeiner Thronbeſteigung äußerte Friedrich öfters, daß er an dieſem Orte zum erſten Male das Vergnügen genoſſen habe, ſich von Unterthanen geliebt und Dankesthränen in den Augen der Kinder und Greiſe zu ſehen.



Digitized by Google



Drittes Kapitel.

Die Knabenzeit.

Mit dem Anfange des ſiebenten Jahres endete die weibliche Erziehung des Kronprinzen. An die Stelle der Gouvernanten traten nunmehr der Generallieutenant Graf von Finkenſtein als Oberhofmeiſter und der Oberſt von Kalkſtein als Untergouverneur. Die Söhne dieſer beiden verdienten Männer, ſowie die markgräflichen Prinzen des Hauſes, wurden die Spielgefährten des Thronerben; das kindliche Verhältniß zu dem jungen Grafen von Finkenſtein ging nachmals in eine wirkliche Freundſchaft über, und Friedrich blieb dieſem, der ſpäter ſein Kabinetsminiſter wurde, fortdauernd mit hohem Vertrauen zugeneigt.

Der König gab den beiden Hofmeiſtern eine ausführliche Inſtruction, welcher gemäß ſie die Erziehung des Kronprinzen leiten ſollten. Als Hauptpunkt wird darin eine reine chriſtliche Frömmigkeit, als zu welcher der Zögling vornehmlich hinzuführen ſei, vorangeſtellt: — „und muß Er (ſo heißt es u. A. in der Inſtruction) von der Allmacht Gottes wohl und dergeſtalt informieret werden, daß Ihm alle Zeit

Digitized by Google

eine heilige Furcht und Venerazion vor Gott beiwohne, denn dieſes iſt das einzige Mittel, die von menſchlichen Geſetzen und Strafen befreiete ſouveraine Macht in den Schranken der Gebühr zu halten." Sodann ſollte dem Prinzen Ehrfurcht, Hochachtung und Gehorſam gegen ſeine Eltern eingeprägt werden. Doch ſetzte der König die ſchönen Worte hinzu: „Gleichwie aber die allzu große Furcht nichts anders als knechtiſche Liebe und ſklaviſche Effecten hervorbringen kann, ſo ſoll ſowohl der Oberhofmeiſter als der Sousgouverneur dahin arbeiten und ihr möglichſtes anwenden, Meinem Sohne wohl begreiflich zu machen, daß er keine ſolche Furcht, ſondern nur eine wahre Liebe und vollkommen Vertrauen vor Mich haben und in Mich ſetzen müſſe, da er denn finden und erfahren ſolle, daß ihm mit gleicher Liebe und Vertrauen begegnet würde." Ueberall wird in der Inſtruction auf ſtrengſte Sittlichkeit gedrungen; dem Stolz und Hochmuth, wenn dieſe ſich zeigten, ebenſo den Einflüſterungen der Schmeichelei, ſollte aufs Eifrigſte entgegengearbeitet werden. Dagegen ſollte der Prinz von früh an zur Leutſeligkeit und Demuth, zur Mäßigkeit, Sparſamkeit, Ordnung und beſtimmtem, geregeltem Fleiße angehalten werden. Was die wiſſenſchaftliche Bildung anbetrifft, ſo faßt die Inſtruction nur die praktiſch brauchbaren Kenntniſſe ins Auge. Latein ſollte der Kronprinz gar nicht lernen, dagegen im Franzöſiſchen und Deutſchen ſich eine gute Schreibart zu eigen machen. In der Geſchichte ſollte beſonders auf die Ereigniſſe des eigenen Hauſes und Staates, überhaupt auf diejenigen, welche zum Verſtändniß der damaligen Zeitverhältniſſe nöthig waren, Rückſicht genommen werden u. ſ. w. Auf tüchtige Ausbildung und Abhärtung des Körpers ſollte ebenfalls, ohne den Kronprinzen jedoch übermäßig anzuſtrengen, vorzüglich geachtet werden. „Abſonderlich (ſo wird endlich den Hofmeiſtern vorgeſchrieben) haben ſie Beide ſich äußerſt angelegen ſein zu laſſen, Meinem

Sohne die wahre Liebe zum Soldatenſtande einzuprägen und Ihm zu imprimiren, daß, gleichwie nichts in der Welt, was einem Prinzen Ruhm und Ehre zu geben vermag, als der Degen, Er vor der Welt ein verachteter Menſch ſein würde, wenn er ſolchen nicht gleichfalls liebte und die einzige Gloria in demſelben ſuchte."

Digitized by Google

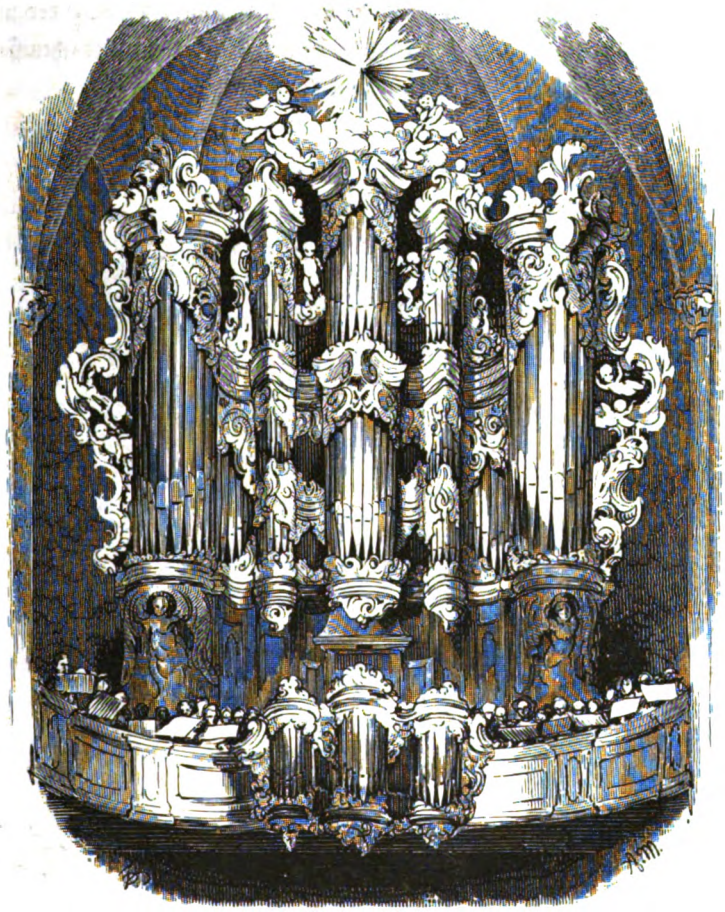
Den eigentlich wiſſenſchaftlichen Unterricht des Kronprinzen leitete ein Franzoſe, Duhan, der als Kind nach Berlin geflüchtet war und den der König im Jahre 1715 als Führer eines jungen Grafen in den Laufgräben vor Stralſund kennen gelernt hatte. Duhan iſt ohne Zweifel von großem Einfluß auf die Bildung des Kronprinzen, auf deſſen Uebung im eigenen Leſen und Denken geweſen. Ihm verdankte Friedrich die Kenntniß der Geſchichte und der franzöſiſchen Literatur. Die deutſche Literatur war zu jener Zeit auf der tiefſten Stufe des Verfalls, während die franzöſiſche gerade ihren höchſten Gipfelpunkt erreicht hatte. An den Muſterbildern der letzteren wurde der Geiſt Friedrich's genährt, wie ihm ſchon durch ſeine Gouvernante die franzöſiſche Sprache geläufiger gemacht war als die eigene Mutterſprache. Auch für Duhan hat Friedrich bis an deſſen Tod eine treue Zuneigung bewahrt.

Der Unterricht in der lateiniſchen Sprache war, wie ſchon bemerkt, durch die Inſtruction des Königs verboten worden. Doch hat Friedrich ſelbſt in ſpäterer Zeit öfters erzählt, er habe in ſeiner erſten Jugend — ob aber mit Bewilligung des Vaters, wiſſen wir nicht zu ſagen, — einen lateiniſchen Sprachmeiſter gehabt. Einſt ſei der König dazugekommen, als der Lehrer ihn aus dem berühmten Reichsgeſetz

Digitized by Google

der goldnen Bulle Einiges habe überſetzen laſſen. Da er einige ſchlechte lateiniſche Ausdrücke gehört, ſo habe er den Sprachmeiſter gefragt: „Was machſt du Schurke da mit meinem Sohn?“ — „„Ihro Majeſtät, ich explicire dem Prinzen auream bullam.““ — Der König aber habe den Stock aufgehoben und geſagt: „Ich will dich Schurke auream bullam“ — habe ihn weggejagt, und das Latein habe aufgehört.

Der König, wie wenig er ſonſt die höhere Kunſtbildung zu ſchätzen wußte, hatte doch Wohlgefallen an der Muſik, das heißt an jener ſtrengen, tüchtigen Muſik, als



deren Meiſter beſonders der große Händel daſteht; Händel ſelbſt ſoll der Lieblingscomponiſt des Königs geweſen ſein. So wurde denn auch der muſikaliſche Unterricht des Sohnes nicht verabſäumt; durch einen Domorganiſten erhielt er Anleitung im

Digitized by Google

Klavierſpiel und in den theoretiſchen Theilen der Muſik. Doch ſcheint dieſer Unterricht ziemlich pedantiſcher Art geweſen zu ſein. Als in dem Kronprinzen eine ſelbſtändige muſikaliſche Neigung erwachte, übte er ſich mit Leidenſchaft im Flötenſpiel.

Ungleich pedantiſcher noch ſcheint der erſte Religionsunterricht betrieben worden zu ſein, ſo daß die höchſten Lehren und die tiefſinnigſten Geheimniſſe des Glaubens dem Prinzen in einer Schale vorgetragen wurden, welche vielleicht wenig geeignet war, das Gemüth zu erwärmen. Auch mag es als ein ſehr bedeutender Mißgriff von Seiten des Vaters gerügt werden, daß auf ſeinen Befehl der Sohn, wenn dieſer ſich einer Strafe ſchuldig gemacht hatte, ein Stück des Katechismus oder der Pſalmen auswendig lernen mußte. Das, was auf drohenden Befehl dem Gedächtniſſe eingeprägt ward, konnte ſchwerlich im Herzen Wurzel faſſen.

Um ſo größere Sorgfalt aber wurde darauf verwandt, dem Kronprinzen ſchon von früh an eine lebhafte Neigung zum Soldatenſtande einzuflößen und ihn ſowohl

Digitized by Google

mit allen Regeln des kleinen Dienstes als mit den kriegerischen Wissenschaften vertraut zu machen. Sobald es passend war, mußte er die Kinderkleider ausziehen und eine militairische Uniform anlegen, auch sich zu der Frisur, die damals bei der preußischen Armee eingeführt war, bequemen. Dies Letztere war freilich ein trauriges Ereigniß für den Knaben, denn er hatte bis dahin sein schönes blondes Haar in frei flatternden Locken getragen und seine Freude daran gehabt. Aber dem Willen des Vaters war nicht füglich zu widersprechen. Dieser ließ eines Tages einen Hofchirurgus kommen, dem Prinzen die Seitenhaare abzuschneiden. Ohne Weigerung mußte sich der Prinz auf einen Stuhl setzen, aber der bevorstehende Verlust trieb ihm die Thränen ins Auge. Der Chirurg indeß hatte Mitleid mit dem Armen; er begann sein Geschäft mit so großer Umständlichkeit, daß der König, der die Vollziehung seines Befehls beaufsichtigte, bald zerstreut wurde und andere Dinge vornahm. Den günstigen Moment benutzte der Chirurg, kämmte den größten Theil der Seitenhaare nach dem Hinterkopfe und schnitt nicht mehr ab, als die äußerste Nothwendigkeit erforderte. Friedrich hat später dem Chirurgen die Schonung seiner kindischen Thränen mit dankbarer Anerkennung belohnt.

Zur Uebung des Kronprinzen im kleinen Waffendienste war schon im Jahre 1717 eine kronprinzliche Cadettencompagnie, die später auf ein Bataillon vermehrt ward, eingerichtet worden. Hier war der siebenzehnjährige Cadettenunteroffizier von Rentzell der Waffenmeister des Kronprinzen; andere Eigenschaften des jungen Unteroffiziers, namentlich dessen Neigung zur Musik und zum Flötenspiel, führten bald auch ein näheres Verhältniß zwischen Beiden herbei. In seinem zwölften Jahre hatte der Kronprinz schon so bedeutende Gewandtheit in den soldatischen Künsten erlangt, daß er sein kleines Heer zur großen Zufriedenheit seines Großvaters mütterlicher Seite, des Königs von England, exerciren konnte, als dieser in Berlin zum Besuche war und, zwar durch Krankheit ans Zimmer gefesselt, vom Fenster aus die militairischen Festlichkeiten in Augenschein nahm. Auch anderweitig sorgte der König, um dem Kronprinzen das Kriegswesen interessant zu machen. So ließ er z. B. einen großen Saal des Schlosses zu Berlin zu einem kleinen Zeughause einrichten und Kanonen und allerlei kleine Gewehre in demselben aufstellen. Hier lernte der Kronprinz spielend den Gebrauch der verschiedenen, zur Kriegführung nöthigen Instrumente kennen. Im vierzehnten Jahre wurde Friedrich zum Hauptmann ernannt, im fünfzehnten zum Major, im siebenzehnten zum Oberstlieutenant; in diesen Stellen hatte er, gleich jedem Andern, die regelmäßigen Dienste zu leisten.

Bei den großen Paraden und den Generalrevüen, die in der Nähe von Berlin gehalten wurden, mußte stets die ganze königliche Familie gegenwärtig sein. So war

Digitized by Google

der Kronprinz auch von dieſer Seite ſchon frühzeitig, noch ehe er ſelbſtthätig an den Exercitien Theil nehmen konnte, auf die Bedeutung, die der König in das ganze Militairweſen legte, hingewieſen worden. Später nahm ihn der König auch zu den Provinzialrevüen mit, in denen er die ferneren Truppenabtheilungen beſichtigte. Auf dieſen Reiſen wurde zugleich die Verwaltung der einzelnen Theile des Staates an Ort und Stelle unterſucht. Der Vater hatte die Abſicht, den Prinzen ſo, auf einfachſtem Wege, an die Erfüllung ſeiner künftigen königlichen Pflichten zu gewöhnen.

Ueberhaupt war der König bemüht, den Kronprinzen ſo viel als möglich ſich ſelbſt und ſeiner Geſinnung ähnlich zu machen und ihm auch an ſeinen Vergnügungen Geſchmack einzuflößen. Der König war ein leidenſchaftlicher Liebhaber der Jagd, und er widmete ihr den größten Theil ſeiner Muße; der Kronprinz mußte ihn auch hier begleiten. Des Abends verſammelte der König gewöhnlich einen Kreis derjenigen Männer um ſich, denen er ſein näheres Vertrauen geſchenkt hatte. In dieſer Geſellſchaft (die unter dem Namen des Tabakscollegiums bekannt iſt) wurde nach

Digitized by Google

holländiſcher Sitte Tabak geraucht und Bier getrunken; mit vollkommener Freiheit von der Etikette des Hofes erging ſich das Geſpräch über alle möglichen Gegenſtände; dabei waren gelehrte Herren zur Erklärung der Zeitungen beſtellt, die aber zugleich aufs Vollkommenſte das Amt der Hofnarren zu vertreten hatten. Hieher kamen

gewöhnlich die königlichen Prinzen, dem Vater gute Nacht zu ſagen; auch mußten ſie hier zuweilen, von einem der anweſenden Offiziere commandirt, den König und ſeine Freunde durch militairiſche Exercitien unterhalten. Später mußte der Kronprinz als wirkliches Mitglied an dieſer Geſellſchaft Theil nehmen.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

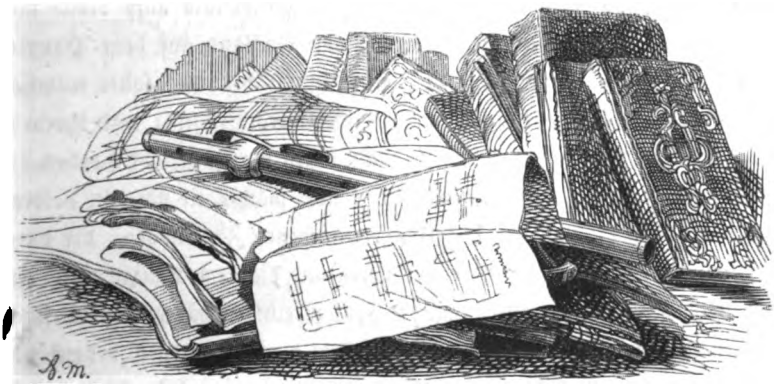
Mißstimmung zwischen Vater und Sohn.

nter solchen Verhältnissen wuchs der Knabe Friedrich zum Jüngling heran. Sein Aeußeres hatte sich zu eigenthümlicher Anmuth entwickelt; er war schlank gewachsen, sein Gesicht von edler, regelmäßiger Bildung. In seinem Auge sprach sich ein lebhafter, feuriger Geist aus, und Witz und Phantasie standen ihm zu Gebote. Aber dieser Geist wollte seine eigenen Bahnen gehen; und die Abweichung von dem Pfade, welchen der strenge Vater vorgezeichnet hatte, zerriß das trauliche Band zwischen Vater und Kind.

Schon das mußte den religiösen Sinn des Königs unangenehm berühren, daß der Religionsunterricht nicht sonderlich gefruchtet hatte, um den Prinzen in die Lehren des christlichen Glaubens genügend einzuweihen. Einige Monate vor dem zur Einsegnung des Kronprinzen bestimmten Tage wurde ihm von den Hofmeistern gemeldet, daß der Prinz schon seit geraumer Zeit im Christenthum nur geringe Fortschritte gemacht habe. Doch half diesem Uebelstande ein vermehrter Unterricht von Seiten des würdigen Hofpredigers Noltenius ab, und Friedrich konnte am 11. April 1727 nach öffentlicher Prüfung sein Glaubensbekenntniß ablegen und das heilige Abendmahl empfangen.

Digitized by Google

Aber noch in tauſend andern Dingen, in bedeutenden und unbedeutenden, zeigte ſich bald eine gänzliche Verſchiedenheit des Charakters zwiſchen Sohn und Vater. Die militairiſchen Liebhabereien des Königs, das unaufhörliche, bis ins Kleinliche gehende Exercitium der Soldaten, die oft grauſame Behandlung der letzteren machten dem Kronprinzen wenig Freude. Die rohen Jagdvergnügungen, der einfache Landaufenthalt auf dem königlichen Jagdſchloſſe zu Wuſterhauſen waren nicht nach ſeinem Geſchmack; ebenſo wenig das Tabakrauchen, die derben Späße im Tabakscollegium, die Kunſtſtücke der Seiltänzer, die Muſikaufführungen, an denen der Vater ſich erfreute. Die Männer, die dieſer in ſeine Nähe berief, zogen den Prinzen nicht immer an, und er ſuchte ſich Umgang nach ſeinem Gefallen. Er war ernſt, wenn der Vater lachte, ließ aber auch manch ſpöttelndes Wort über Dinge und Perſonen fallen, die dem Vater werth waren; dafür tadelte der Vater an ihm einen ſtolzen, hoffärtigen Sinn. Zu ſeiner Erholung trieb er das Schachſpiel, das er von Duhan gelernt hatte, während der Vater das Toccadilleſpiel vorzog; ihm gewährte die Uebung auf der Flöte hohen Genuß, deren ſanfter Ton wiederum dem Vater wenig zuſagte. Mehr noch hing er literariſchen Beſchäftigungen nach; der Glanz der franzöſiſchen Poeſie, beſonders das blitzende muthwillige Spiel, mit welchem die jugendlichen Geiſter Frankreichs gerade zu jener Zeit den Kampf gegen verjährte Inſtitutionen begonnen hatten, zog ihn, der gleichen Sinn und gleiche Kraft in ſich fühlte, mächtig an. Aber ſolche Intereſſen waren gar wenig nach dem Sinne des Vaters.



Dann liebte er es auch, wenn der letztere fern war, den engen Soldatenrock abzuwerfen, bequeme, franzöſiſch moderne Kleider anzuziehen, ſein ſchönes Haar, das er aus den Händen jenes Chirurgen gerettet hatte, aufzuflechten und in zierliche Locken zu kräuſeln. Dies allein war ſchon hinreichend, wenn der Vater davon Kunde erhielt, ſeinen Zorn zu erwecken. So ward manch eine böſe Stunde herbeigerufen;

Digitized by Google

der König gedachte mit Strenge durchzugreifen, aber er machte sich dadurch das Herz des Sohnes nur immer mehr abwendig. „Fritz ist ein Querpfeifer und Poet", so rief der König oft im Unmuth aus; „er macht sich nichts aus den Soldaten und wird mir meine ganze Arbeit verderben."

Diese Mißstimmung war um so trauriger und sie machte um so verderblichere Fortschritte, als es an einer Mittelsperson fehlte, die zugleich das Vertrauen des Vaters und des Sohnes gehabt und nach beiden Seiten hin begütigend und abmahnend gewirkt hätte. Die Mutter hätte in solcher Stellung für den Frieden des königlichen Hauses äußerst wohlthätig sein können; leider jedoch war Alles, was sie that, nur geeignet, das Mißverhältniß immer weiter zu fördern. Die angeborene Güte ihres Herzens war nicht so stark, daß sie es über sich vermocht hätte, sich, mit Aufopferung ihrer eigenen Wünsche, dem Willen des Königs unterzuordnen. Schon in früheren Jahren, wenn sie zu bemerken glaubte, daß die Kinder dem Vater größere Liebe bewiesen als ihr, fand sich hierdurch ihr mütterliches Gefühl gekränkt, und um ihre vermeintlichen Vorrechte zu behaupten, ging sie sogar so weit, den Kindern in einzelnen Fällen Ungehorsam gegen den Vater einzuprägen. Leicht mag hierdurch der erste Same zu dem unerfreulichen Verhältniß zwischen Vater und Sohn ausgestreut worden sein. Von schlimmeren Folgen war ein Plan, den sie, zunächst zwar mit Uebereinstimmung des Königs, gefaßt hatte und den sie mit Hartnäckigkeit, trotz der widerwärtigsten Zustände, die daraus entsprangen, festzuhalten strebte. Es war der Plan, das Haus ihres Vaters durch eine Doppelheirath aufs Neue mit dem ihrigen zu verbinden, um dereinst die Krone von England auf dem Haupte ihrer ältesten Tochter zu erblicken; diese, die Prinzessin Wilhelmine, sollte nämlich dem Sohne des damaligen Kronprinzen von England (ihres Bruders) und ihrem eignen Sohne, dem Kronprinzen Friedrich, eine englische Prinzessin verlobt werden. Schon früh war von diesem Plane gesprochen worden und man hatte sich von beiden Seiten dazu bereit erklärt; auch kam es, trotz verschiedener Zögerungen, die durch unwürdige Zwischenträgereien hervorgerufen waren und die dem Könige von Preußen manchen Verdruß verursacht hatten, in der That zu einigen näheren vorläufigen Bestimmungen zwischen beiden Höfen. Ja die Folgen hiervon waren so bedeutend, daß Friedrich Wilhelm sich im Jahre 1725 zu einem Bündniß mit England und Frankreich, welches einem zwischen Oesterreich und Spanien abgeschlossenen Bündnisse die Wage halten sollte, überreden ließ, so sehr er im Grunde seines Herzens überzeugt war, daß für Deutschland nur aus dem festen Zusammenhalten seiner einzelnen Glieder Heil erstehen könne. Aber immer und immer wieder wurde von England der letzte Abschluß rücksichtlich jener beabsichtigten Doppelheirath hinausgeschoben. Es

Digitized by Google

trat eine Spannung zwiſchen beiden Höfen ein. Das Unglück wollte endlich, daß ſich die preußiſchen Werber, wie überall, ſo auch an der hannöverſchen Grenze ſchwere Ungebührlichkeiten erlaubten, was denn keineswegs dazu diente, das ſchwankende Verhältniß wiederherzuſtellen; und bald wollte König Friedrich Wilhelm gar nichts mehr von jener Doppelheirath wiſſen.

Zugleich aber hatte das Bündniß Preußens mit England die Beſorgniß des öſterreichiſchen Kaiſerhofs erweckt; durch daſſelbe war einem einzelnen Reichsfürſten, der ohnedies ſchon halb unabhängig daſtand und deſſen kriegeriſche Macht nicht überſehen werden konnte, ein Uebergewicht gegeben, welches der Oberherrſchaft, die Oeſterreich in Deutſchland zu erhalten und zu vergrößern bemüht war, gefährlich werden konnte. Man ſah die dringende Nothwendigkeit ein, Preußen von jenem Bündniſſe wieder abzuziehen und, wenn möglich, für Oeſterreich zu gewinnen. Es wurde zu dieſem Zwecke der kaiſerliche General Graf Seckendorf nach Berlin geſandt, und dieſer wußte die eingetretene Spannung zwiſchen England und Preußen ſo klug zu benutzen und das ihm aufgetragene Werk mit ſolcher Geſchicklichkeit auszuführen, daß ſchon im October 1726 zu Wuſterhauſen ein Tractat Preußens mit Oeſterreich zu Stande kam, der indeß nicht geradezu gegen England gerichtet ſein ſollte. Als

Hauptbedingung dieſes Tractates hatte Friedrich Wilhelm die Anforderung gemacht, daß der Kaiſer ſeine Anſprüche auf die Erbfolge von Jülich und Berg garantiren ſollte, wogegen er der ſogenannten pragmatiſchen Sanction — die den Töchtern des Kaiſers, in Ermangelung männlicher Nachkommen, die Erbfolge zu ſichern beſtimmt

Digitized by Google

war — beizutreten verſprach. Der Kaiſer, Karl VI., hatte ſich jener Anforderung des Königs von Preußen ſcheinbar gefügt; aber er war ſo wenig ernſtlich bedacht, die preußiſche Macht vergrößern zu helfen, daß er gleichzeitig auch mit Kurpfalz einen Vertrag ſchloß, der den pfälziſchen Häuſern die in Anſpruch genommene Erbfolge in Jülich und Berg ſicherte. Durch die mannigfachſten Kunſtgriffe wußte er jedoch den König von Preußen, der natürlich auf einen feſten, vollkommenen Abſchluß dieſer Angelegenheiten drang, eine Reihe von Jahren hinzuhalten. Auch gelang dies ſo gut, daß Friedrich Wilhelm vor der Hand dem Kaiſer treu ergeben blieb, denn ſein deutſches Gemüth fühlte eine innere Genugthuung in ſolcher Verbindung; zugleich hatte Seckendorf dafür geſorgt, daß der vorzüglichſte Günſtling des Königs, der General (ſpäter Feldmarſchall) von Grumbkow, durch ein ſtattliches Jahrgeld in das Intereſſe des öſterreichiſchen Hofes gezogen wurde. Dieſer war nun fort und fort bemüht, den König in ſeiner Geſinnung zu befeſtigen.

So theilte ſich der preußiſche Hof in zwei Parteien, eine öſterreichiſche und eine engliſche, die von beiden Seiten Alles aufwandten, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Denn was die Königin anbetrifft, ſo war dieſe keineswegs geneigt, ihren Lieblingsplan, jene Doppelheirath betreffend, aufzugeben; im Gegentheil nahm ſie jede Ge-

Digitized by Google

legenheit wahr, die sich ihr zum Wiederanknüpfen der Verbindungen mit England darbot. Ihre ebenso hartnäckigen wie fruchtlosen Bemühungen erbitterten aber den König so sehr, daß der häusliche Friede fast ganz entwich. Mißtrauisch belauschten die beiden königlichen Eheleute einander, und verderbliche Zwischenträger, auf gemeinen Gewinn bedacht, schürten die Flamme. Vor Allen hatten die beiden ältesten Kinder unter dem Zwiste der Eltern zu leiden, und um so mehr, als es die Königin dahin zu bringen wußte, daß Beide ihrem Plane gern Beifall schenkten; wie aber Bruder und Schwester gemeinschaftliche Kümmerniß zu tragen hatten, so schlossen sie sich Beide, indem ihre Charaktere schon ohnedies übereinstimmten, nur um so inniger aneinander. Vater und Sohn wurden durch alles Dies einander immer mehr entfremdet, und die Herstellung eines liebevollen Verhältnisses schien in weite Ferne hinausgerückt. Es sollte noch Bedeutenderes hinzukommen, die Entfremdung zu vergrößern.

Das heftige Temperament des Königs hatte oft die leidenschaftlichsten Aufwallungen zur Folge; zuweilen aber gingen diese auch, wie es überall bei großer Aufregung der Fall ist, in Abspannung und Schwermuth über. Ein solcher hypochondrischer Zustand hatte sich des Königs im Winter von 1727 zu 1728 bemächtigt. Seine religiöse Richtung nahm eine ascetische Färbung an und führte zu unbequemen Maßregeln für die weltlicher Gesinnten. Er hatte den berühmten Theologen, den Professor Francke aus Halle zu sich gerufen, einen Mann, der als Stifter des Hallischen Waisenhauses unter den Wohlthätern der Menschheit genannt wird, dessen Sinn aber so wenig frei war, daß sein unchristlicher Eifer gegen den Philosophen Wolff zu der schmachvollen Entfernung dieses ausgezeichneten Gelehrten aus Halle wesentlich beigetragen hatte. Francke war der Wortführer an der Tafel des Königs, an der jetzt nur von biblischen Dingen gesprochen wurde; alle Vergnügungen, namentlich Musik und Jagd (welche letztere freilich zur Thierquälerei geworden war und nur zur Bedrückung der Bauern diente), waren als sündlich verdammt. Der König las seiner Familie jeden Nachmittag eine Predigt vor, und der Kammerdiener stimmte einen Gesang an, den alle Anwesenden begleiten mußten. Ein solches Leben war nicht ganz nach dem Sinne des Kronprinzen und seiner ältern Schwester; der feierliche Ernst, der dem einen Theile der Gesellschaft natürlich war und den die Andern nachahmten, mochte zuweilen Erscheinungen zur Folge haben, über welche sie ihre leichtsinnigen Bemerkungen nicht immer zurückhalten konnten. Unwillkürlich drängte sich ihre Lachlust hervor; dafür aber wurden sie mit schwerem Zorne zurückgeschreckt und sie mußten die Strafe mit erkünstelter Zerknirschung hinnehmen. Der König ging in seiner Hypochondrie sogar so weit, daß er das Scepter niederzulegen und die Regierung dem Kronprinzen zu übergeben beschloß; auch begann er eine

Digitized by Google

Inſtruction für letzteren auszuarbeiten. Er ſelbſt wollte ſich nebſt ſeiner Gemahlin und den Töchtern mit einem mäßigen Jahrgehalt nach Wuſterhauſen zurückziehen,

dort den Acker bauen und beten; die ländlichen Geſchäfte waren bereits regulirt: die eine Prinzeſſin ſollte das Leinenzeug unter ſich haben, die zweite die Vorräthe verwalten, die dritte auf dem Markte Lebensmittel einkaufen u. ſ. w.

Den König von ſolchen Gedanken abzubringen, wurden mancherlei Vorſtellungen verſucht, doch blieb er vor der Hand hartnäckig bei ſeinem Plane. Endlich gelang es der öſterreichiſchen Partei des Hofes, die bei der Ausführung des Planes am meiſten zu verlieren hatte, den König zu einer Zerſtreuung zu bewegen. Man

Digitized by Google

überredete ihn zu einer Reise nach dem benachbarten glänzenden Hofe von Dresden, indem man dort die besten Gegenmittel gegen seine Hypochondrie zu finden hoffte; man hatte ihm hierbei, falls es ihm gelänge, den König von Polen und Kurfürsten von Sachsen, August II., für die Verbindung mit Oesterreich zu gewinnen, so wichtige Vortheile zu entwickeln gewußt, daß er endlich, obgleich fast wider Willen, nachzugeben genöthigt war. Bald erfolgte die Einladung zu diesem Besuche von Seiten des Königs August, und Friedrich Wilhelm reiste in der Mitte des Januar 1728 nach Dresden ab. Der Kronprinz war zurückgeblieben, aber er war in Verzweiflung, sich von dieser Unterbrechung des einförmigen Lebens, zu welchem er zu Hause gezwungen war, ausgeschlossen zu sehen; die Schwester, die ihm gern ein Vergnügen bereitete, bewog den sächsischen Gesandten leicht, es zu veranstalten, daß auch für ihn nachträglich eine schleunige Einladung kam.

In Dresden eröffnete sich für Friedrich eine neue Welt. Von den Erscheinungen, die er zu Hause zurückgelassen hatte, von der Strenge des militairischen Lebens, von unausgesetztem Fleiße, von sparsamster Einrichtung des Haushaltes, von der Beobachtung aller Gesetze der Sittlichkeit, war hier keine Spur. Das Leben des Hofes bewegte sich Tag für Tag im glänzendsten Rausche, Feste drängten auf Feste, alle Erfindungskraft wurde aufgeboten, um Sättigung und Ueberdruß fern zu halten. Alle Künste schmückten hier das Leben, alles Schöne des Lebens war hier zum Genusse versammelt. König August, ein Mann von feiner Bildung, von ritterlicher Gesinnung und riesiger Körperkraft, hatte sein Leben einzig dem Genusse gewidmet und alle Tiefen desselben durchgekostet. Er war unablässig bemüht, seinen hohen Gästen die Wochen des Besuchs wie einen lieblichen Traum vorüberfliegen zu machen. Daß aber, um solche unausgesetzten Freuden zu unterhalten, ein edles Volk geknechtet, daß die Wohlfahrt eines ganzen Landes furchtbar zerüttet ward, mochte den Augen des preußischen Thronerben für jetzt fern bleiben.

Ueberhaupt konnten nicht leicht schärfere Gegensätze gefunden werden als König August und Friedrich Wilhelm. Jener, ein jüngerer Prinz des sächsischen Kurfürstenhauses, hatte ursprünglich keine sonderliche Aussicht auf die Thronfolge gehabt; statt auf die eine oder die andere Art auf einen solchen Beruf sich vorzubereiten, hatte er in seiner Jugend einen großen Theil der Länder Europas durchreist, war er überall nur auf romantische Abenteuer bedacht gewesen, so daß die Geschichte seiner früheren Tage nur den Eindruck eines phantastisch ausschweifenden Romans macht. Nach dem Tode seines Bruders, des Kurfürsten Johann Georg IV., der ohne einen Nachfolger starb, fiel ihm der sächsische Thron zu; aber das Kurland genügte ihm nicht; ihn lüstete nach dem höhern Glanze einer Königskrone. Dazu bot sich Gelegenheit,

Digitized by Google

als König Johann Sobieski von Polen starb; er ließ kein Mittel unversucht, bis es ihm gelang, die genügende Anzahl einflußreicher Wahlstimmen für sich zu gewinnen. Gleichgültig tauschte er den alten protestantischen Glauben seines Hauses gegen den katholischen um, da nur ein katholischer König über der polnischen Republik herrschen durfte; vielleicht aber sagte ihm auch das Schaugepränge der katholischen Kirche mehr zu als der einfache protestantische Gottesdienst. Unermeßliche Summen, die das Land seiner Väter hergeben mußte, wurden verschwendet, um die polnische Krone zu erwerben und der neuen Würde gemäß hinlänglich glänzend und stattlich vor den Augen der Welt auftreten zu können; noch mehr verschlangen die nutzlosen Kriege, in die König August Polens wegen verwickelt ward, und zu deren kräftiger Durchführung ihm alles höhere Feldherrntalent mangelte, wie ritterlich auch sein persönliches Benehmen sein mochte. Dresden wurde durch ihn zu einem der prächtigsten Orte Europas umgeschaffen; wie Kaiser Augustus durfte er sich rühmen, daß er seine Residenz als eine Ziegelstadt empfangen und daß er sie als eine Stadt von Steinen (wenn auch nicht von Marmor) hinterlassen habe. Die reichsten Gebäude, welche die anmuthige Beherrscherin der Elbe noch heute schmücken, wurden durch ihn erbaut, die vielgefeierten Kunstsammlungen Dresdens durch ihn gegründet. Eine unerschöpfliche Meisterschaft besaß er in der Anordnung von Festlichkeiten, welche die kühnsten Phantasien der Dichter lebendig zu machen schienen; darin wich er keinem unter den damaligen Meistern der Lust. Man hat es berechnet, daß seine Regierung dem Lande an 100 Millionen gekostet hat.

König August zählte acht und fünfzig Jahre; fort und fort war im Laufe seines Lebens eine Geliebte der andern gefolgt, die Menge seiner Kinder war kaum zu zählen. Unter seinen Söhnen war Moritz, Graf von Sachsen, der nachmals als Marschall der französischen Heere einen so berühmten Namen erlangt hat, einer der ausgezeichnetsten; mit diesem schloß Friedrich eine innige Freundschaft, die bis an den Tod des Marschalls währte. Unter den Töchtern des Königs glänzte vor allen Anna, die den Titel einer Gräfin von Orzelska führte, hervor; sie besonders stand zu dem Könige in einem näheren Verhältnisse. Sie war einige Jahre älter als Friedrich; ihr schöner Wuchs, ihr adliger Anstand, die feine Bildung ihres Geistes, die heitere Laune, von der sie beseelt war, gaben ihr etwas unwiderstehlich Anziehendes. Nicht selten erschien sie in Mannskleidern, die aber nur dazu dienten, den Reiz ihrer Erscheinung zu erhöhen. Friedrich fühlte sich bald von glühender Leidenschaft ergriffen, und seine Wünsche fanden bei der schönen Gräfin kein abgeneigtes Gehör.

Indeß war König Friedrich Wilhelm von seiner Hypochondrie vollkommen genesen; es schien zwischen den beiden Königen eine lebhafte Freundschaft im Werke.

Digitized by Google

Doch mochte dem polnischen Könige die eheliche Treue, welche sein Freund in bürgerlicher Strenge gegen seine Gemahlin bewahrte, verwunderlich vorkommen. Die Neugier trieb ihn, sich selbst zu überzeugen, wie standhaft diese Treue sein möchte, die für seine Anschauungsweise etwas Unbegreifliches war; ohne Zweifel auch gönnte er dem Freunde sehr gern Antheil an Vergnügungen, in denen er selbst den höchsten Genuß fand. Er traf dazu seine Vorbereitungen. Eines Abends, nachdem bei der Tafel den Pokalen weidlich zugesprochen war, gingen sie zusammen im Domino auf den Maskenball; König August führte seinen Gast im Gespräch von Zimmer zu Zimmer, während der Kronprinz Friedrich und einige andere Herren ihnen nachfolgten. Endlich gelangten sie in ein reichgeschmücktes Gemach, dessen ganze Einrichtung den feinsten Geschmack zu erkennen gab. Der König von Preußen war eben im Begriff, seine Bewunderung über die Dinge, die er um sich sah, zu erkennen zu geben, als plötzlich ein Vorhang bei Seite rauschte und sich ein ganz unerwartetes Schauspiel seinen Augen darbot. Auf einem Ruhebett lag eine junge Dame hingestreckt, maskirt und mit nachlässigen Gewändern nur wenig bekleidet, so daß der Glanz der Kerzen, welcher das Gemach erfüllte, die reizendsten Formen beleuchtete. König August, scheinbar erstaunt, näherte sich ihr mit derjenigen feinen Galanterie, mit welcher er so oft ein weibliches Herz zu gewinnen gewußt hatte; er bat sie, die Maske abzunehmen, doch machte sie eine verneinende Bewegung. Er nannte hierauf seinen Namen und sagte ihr, er hoffe, sie werde zweien Königen eine so leichte Gefälligkeit nicht abschlagen. Diese Worte waren ein Befehl, und die junge Dame enthüllte alsbald ein überaus anmuthiges Gesicht. August schien ganz bezaubert und sagte zu ihr, daß er nicht zu begreifen vermöge, wie so viele Reize ihm bis jetzt hätten unbekannt bleiben können. Friedrich Wilhelm hatte indeß bemerkt, daß sein Sohn Zeuge dieses Schauspiels war; er hatte sogleich seinen Hut vor das Gesicht des Kronprinzen gehalten und ihm geboten sich zu entfernen; dazu aber war dieser vorerst wenig geneigt. Er wandte sich darauf zu dem Könige von Polen und bemerkte trocken: „Sie ist recht schön", verließ aber augenblicklich mit seinem Gefolge das Gemach und den Maskenball. In seiner Wohnung beklagte er sich bitterlich gegen seinen Günstling über das unfreundschaftliche Unternehmen des Königs von Polen, und es kostete viel Mühe, ihn wieder mit dem letzteren auszusöhnen. In das Herz des Kronprinzen aber war jener Anblick als ein zündender Brand gefallen. Vielleicht hatte König August jenes Schauspiel auch auf ihn berechnet; eifersüchtig auf das Verständniß Friedrich's mit der Gräfin Orzelska, ließ er ihm die Dame jenes verführerischen Gemaches, die mit dem Namen der schönen Formera genannt wird, anbieten, um ihn durch sie von seiner Liebe abwendig zu machen. Friedrich nahm das Anerbieten an.

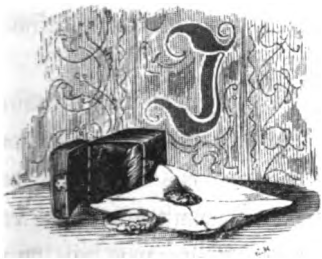
Digitized by Google

Nachdem man einen Monat lang in Dresden verweilt und das Verſprechen eines baldigen Gegenbeſuchs erhalten hatte, kehrte König Friedrich Wilhelm nach Berlin zurück. Nun ging das frühere Leben wieder in ſeinem gewohnten Gange weiter. Der Kronprinz aber verfiel in eine tiefe Schwermuth, er aß wenig, ward ſichtlich magerer, und es ſchienen drohende Anzeichen zur Schwindſucht vorhanden. Der König hatte ihn in argem Verdacht, daß das freie Leben in Dresden Schuld an ſeinem kränkelnden Zuſtande ſei; eine ärztliche Unterſuchung indeß bezeugte wirklich die Gefahr der Schwindſucht. Es ward dem Könige gerathen, den Kronprinzen ſobald als möglich zu verheirathen; doch wollte er davon nichts wiſſen und meinte, ihn durch ſtrenge Aufſicht hinlänglich vor einem unregelmäßigen Leben geſchützt zu haben. In dieſer Zeit dichtete der Kronprinz ſeine erſten Lieder, die den Reizen der Gräfin Orzelska gewidmet waren. Als im Mai deſſelben Jahres der Hof des Königs Auguſt ſeinen Gegenbeſuch in Berlin machte und die Gräfin Orzelska in deſſen Gefolge erſchien, war Friedrich ſchnell von ſeiner ſchwermüthigen Krankheit geheilt; er ſah die Gräfin mehrmals insgeheim. Auch dieſer Beſuch, zu deſſen Empfang in Berlin, um gegen Dresden nicht zurückſtehen zu dürfen, die prächtigſten Zurüſtungen gemacht waren, währte mehrere Wochen.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Zwieſpalt zwiſchen Vater und Sohn.



Je lebhafter das Gefühl der Selbſtſtändigkeit in Friedrich erwacht war, um ſo weniger Neigung empfand er, ſich den Anordnungen des Vaters zu fügen, die mit ſeinen Wünſchen faſt ſtets im Widerſpruch ſtanden; um ſo ſtrenger aber drang auch der Vater auf genaue Befolgung ſeiner Befehle, ſo daß die unangenehmen Scenen ſich zu häufen begannen. Dem Kronprinzen ſchien jetzt ſelbſt die Verbindung mit einer engliſchen Prinzeſſin noch mehr wünſchenswerth als früher, indem er hierdurch größere Freiheit zu gewinnen hoffte. Bereitwillig bot er jetzt der Mutter die Hand, um an der Ausführung ihres Lieblingsplans mitzuarbeiten, und er ſchrieb ſelbſt in dieſer Angelegenheit nach England. Aber die Verhältniſſe zwiſchen England und Preußen hatten ſich inzwiſchen noch weniger erfreulich geſtaltet. König Georg I. war bereits im Jahr 1727 geſtorben und ſein Sohn, Georg II., der Bruder von Friedrich's Mutter, in der Regierung gefolgt. Zwiſchen dieſem und König Friedrich Wilhelm waltete eine perſönliche Feindſchaft, die ſich ſchon in früher Kindheit, als Beide mit einander erzogen wurden, geäußert hatte. Jetzt führten ſie Spottreden gegen einander im Munde. Der öſterreichiſchen Politik konnte dies Miß-

Digitized by Google

verhältniß nur wünschenswerth sein und sie that das Ihrige zur Förderung desselben. Verschiedene andere Streitpunkte kamen dazu, die Ungebührlichkeiten der preußischen Werber, die von ihrem Könige in Schutz genommen wurden, gaben den Ausschlag, und es drohte im Jahre 1729 sogar ein Krieg zwischen beiden Mächten auszubrechen, der indeß durch andere Fürsten, denen die Ruhe Deutschlands am Herzen lag, im Anfange des folgenden Jahres wieder beigelegt wurde. Alles Dies machte dem Könige die fortgesetzten Pläne für die Doppelheirath mit England immer verhaßter, und auf die Theilnehmer derselben häufte sich sein Groll. Die Nachricht, die ihm insgeheim von Friedrich's Schreiben nach England zugetragen wurde, war keineswegs geeignet, seinen Groll zu mildern. Anfälle von Podagra vermehrten seine gereizte Stimmung, sodaß die beiden älteren Kinder schon rohe Behandlung zu gewärtigen hatten.

Diese suchten sich durch ihr treues Zusammenhalten zu entschädigen. Ihr Vergnügen bestand in der Beschäftigung mit französischer Literatur. Unter Anderm lasen sie zusammen Scarron's komischen Roman und bearbeiteten die satirischen Theile desselben mit Nutzanwendung auf die ihnen verhaßte österreichische Partei des Hofes; Jeder, der zu der letzteren gehörte, selbst der König, erhielt seine Stelle im Roman. Der Mutter ward das Product mitgetheilt, und diese, statt das Vergehen der Kinder gegen den Vater zu rügen, ergötzte sich an dem satirischen Talente, welches sich darin aussprach.

Im Sommer 1729, als die königliche Familie sich einige Zeit in Wusterhausen aufhielt, hatte sich der Zorn des Königs gegen das ältere Geschwisterpaar in solchem Maße erhöht, daß er sie ganz, die Mahlzeiten ausgenommen, aus seiner und der Königin Gegenwart verbannte. Nur ganz insgeheim, des Nachmittags, wenn der König seinen Spaziergang machte, durfte sich die Mutter des Umgangs mit ihren Kindern erfreuen; dabei wurden jedesmal Wachen ausgestellt, um sie von der Rückkehr des Königs zu benachrichtigen, von dem man sich, wenn er die Uebertretung seines Befehls wahrgenommen hätte, keiner glimpflichen Behandlung gewärtigen durfte. Eines Tages hatten die Wachen jedoch ihren Auftrag so schlecht befolgt, daß man plötzlich, ganz unvorbereitet, den wohlbekannten Schritt des Königs auf dem Gange hörte; das Zimmer der Königin hatte keinen zweiten Ausgang, und so blieb kein anderes Rettungsmittel, als daß der Prinz eilig in einen Wandschrank schlüpfte, während die Prinzessin sich unter dem Bette der Königin versteckte. Aber der König, ermüdet von der Hitze, setzte sich auf einen Sessel und schlief zwei lange Stunden, während welcher die Geschwister es nicht wagen durften, ihre sehr unbehaglichen Gefängnisse zu verlassen.

Digitized by Google

Andere Uebertretungen der Befehle des Königs gaben zu ähnlichen Scenen Anlaß. Der Kronprinz hatte bei jenem Besuche in Dresden den vorzüglichen Flötenspieler Quantz kennen gelernt. Er wünschte aufs Lebhafteste, durch diesen im Flötenspiel vervollkommnet zu werden; die Königin, die diese Neigung gern begünstigte, suchte Quantz für ihre Dienste zu gewinnen. Doch wollte ihn der König August nicht von sich lassen; er gab ihm aber die Erlaubniß, jährlich ein paar Mal nach Berlin zu gehen, um den Kronprinzen wenigstens in den Hauptbedingungen eines vorzüglicheren Flötenspiels zu unterrichten. Natürlich durfte der König von Preußen von diesen Reisen und Unterrichtsstunden gar nichts wissen. Einst saß der Kronprinz in aller Gemächlichkeit mit seinem Lehrer beisammen; statt der beklemmenden Uniform hatte er einen behaglichen Schlafrock von Goldbrokat angelegt, die steife Frisur war aufgelöst und die Haare in einen bequemen Haarbeutel gesteckt. Plötzlich sprang der Freund des Kronprinzen, der Lieutenant von Katte, herein und meldete, daß der

Digitized by Google

König, deſſen Erſcheinung man zu dieſer Stunde gar nicht vermuthete, ganz in der Nähe ſei. Die Gefahr war groß, und wie der Schlafrock des Kronprinzen, ſo war der rothe Rock des Flötenbläſers — eine Farbe, gegen welche der König großen Widerwillen hegte, — keineswegs geeignet, das Unwetter, das man befürchten mußte, zu

beſänftigen. Katte ergriff raſch den Kaſten, welcher Flöten und Muſikalien enthielt, nahm den Muſikmeiſter bei der Hand und flüchtete mit dieſem in ein kleines Kämmerchen, welches zum Heizen der Oefen diente; Friedrich hatte eben nur Zeit, die Uniform anzuziehen und den Schlafrock zu verbergen. Der König wollte ſelbſt einmal Reviſion im Zimmer des Sohnes halten. Daß hier nicht Alles richtig ſei, ward er bald an dem Haarbeutel gewahr, der mit der Uniform des Kronprinzen in keinem reglementsmäßigen Einklange ſtand. Nähere Unterſuchungen ließen ihn die Schränke hinter den Tapeten entdecken, in denen die Bibliothek und die Garderobe der Schlafröcke enthalten war. Die letzteren wanderten augenblicklich in den Kamin, die Bücher wurden dem Buchhändler übergeben. Der zitternde Flötenist blieb glück-

Digitized by Google

licherweise unentdeckt; doch hütete er sich, solange seine Besuche heimlich fortgesetzt wurden, je wieder in einem rothen Rocke zu erscheinen.

Andere Dinge waren vielleicht noch in größerem Maße, wenn der König von ihnen Kunde erhielt, Schuld an seiner Erbitterung gegen den Kronprinzen. Der Besuch in Dresden war für Friedrich's Herz von schlimmen Folgen gewesen. Die Bilder, die dort vor seinem Auge vorübergezogen waren, die Genüsse, die er gekostet hatte, ließen ihm fortan keine Rast, und seine erwachte Natur forderte mit Ungestüm ihr Recht. Für einen Königssohn, mag er auch noch so eng bewacht sein, sind die Bande der Sitte immer leicht zu überspringen, wenn keine abmahnende Stimme des Innern ihn zurückhält; hülfreiche Hände sind für den Hochstehenden nur zu häufig bereit. Einen Vertrauten gewann sich der Kronprinz zunächst an dem Lieutenant von Keith, einem Leibpagen des Königs, dessen sanfter, theilnehmender Charakter die bedrückten Verhältnisse des Prinzen mit Kümmerniß ansah und der seine Stellung gern dazu benutzte, jenen so oft als möglich von dem Vorhaben und den Stimmungen des Königs zu unterrichten, wodurch denn mancher unangenehmen Scene vorgebeugt ward. Keith leistete auch bei den verliebten Abenteuern des Kronprinzen getreue Pagendienste. Das unregelmäßige Leben des letzteren noch mehr zu begünstigen, fügte es sich um eben diese Zeit, daß seine Hofmeister ihres bisherigen Dienstes entlassen wurden. Dies geschah auf den Rath des Generals Grumbkow, dessen österreichischen Interessen der Oberhofmeister, Graf Finkenstein, den die Königin zu jener Stelle erwählt hatte, im Wege stehen mochte; er bedeutete den König, daß der Prinz nunmehr in das Alter getreten sei, in welchem sich eine Ueberwachung solcher Art nicht mehr zieme. An die Stelle der Hofmeister traten nun zwei Gesellschafter, die aber keine nähere Aufsicht zu führen hatten: der Oberst von Rochow und der Lieutenant Freiherr von Keyserling. Letzterer, ein junger Mann von lebhaftem Geiste, anmuthiger Bildung und der heitersten Gemüthsart, wurde nachmals der innigste Freund des Kronprinzen; auch schon jetzt entwickelte sich ein näheres Verhältniß, doch wurde Keyserling nicht eigentlicher Vertrauter, wie es Keith war.

Das stete Zusammenhalten des Kronprinzen mit Keith war dem Könige aufgefallen und von ihm nicht mit günstigen Augen angesehen; Keith wurde nach einiger Zeit nach dem fernen Wesel in ein Regiment versetzt. Doch nützte diese Trennung wenig. Der Kronprinz fand bald einen zweiten Liebling an dem Lieutenant von Katte, der für ihn ungleich gefährlicher war als jener. Katte wußte ebenfalls durch seine Bildung und Anmuth des Gesprächs einzunehmen, obgleich sein Aeußeres wenig anziehend war und die zusammengewachsenen dunkeln Augenbrauen seiner

Digitized by Google

Physiognomie einen unheilverkündenden Ausdruck gaben. Dabei war er von verdorbenen Sitten und nur zu geeignet, den Kronprinzen in seinen Ausschweifungen zu bestärken; auch wußte er mit klügelnder Philosophie eine solche Lebensweise zu beschönigen, indem er sich aus halbverstandener Katheder-lehre ein System der Vorherbestimmung zusammengesetzt hatte, demzufolge der Mensch sich ohne eigenen Willen, somit ohne Schuld, der über ihn verhängten Sünde zu ergeben habe. An dem Kronprinzen fand er für derartige Lehren einen theilnehmenden Schüler. Endlich besaß Katte nicht einmal die für eine so gefährliche Stellung nöthige Besonnenheit; er prahlte gern mit der Gunst, welche ihm der Kronprinz erwies; er zeigte überall dessen Briefe vor, und gar Manches hiervon mag dem Könige ohne sonderliche Schonung hinterbracht worden sein.

Schon suchte der König absichtlich die Gelegenheit auf, um den Kronprinzen empfindlich zu kränken. An schimpflichen Reden und an schimpflicher Behandlung fehlte es nicht. Der Kronprinz mußte eine Zeit lang Fähnrichsdienste thun. In öffentlicher Gesellschaft mußte er wiederholt von dem Könige die verächtlichen Worte hören, daß, wenn ihn, den König, sein Vater auf ähnliche Weise behandelt hätte, er tausendmal davongelaufen wäre; aber dazu gehöre mehr Muth, als der Kronprinz besitze. Wo der König ihm begegnete, drohte er ihm mit aufgehobenem Stocke, und schon versicherte der Kronprinz seiner älteren Schwester, daß er ein Mehreres, als bisher geschehen sei, mit der schuldigen Ehrerbietung nicht werde ertragen können; komme es je zu körperlicher Mißhandlung, so werde er in der That sein Heil in der Flucht suchen. Mehrfach und dringend verlangte der König, der Kronprinz solle dem Thronrechte entsagen, damit dasselbe auf den zehn Jahre jüngeren Sohn, August Wilhelm, der sich durchaus fügsam gegen den Vater bewies und von diesem bei jeder Gelegenheit vorgezogen wurde, übergehen könne. Aber der Kronprinz erwiderte, er wolle sich

Digitized by Google

eher den Kopf abschlagen lassen, als sein gutes Recht aufgeben; endlich erklärte er sich dazu unter der Bedingung bereit, daß der König in einem öffentlichen Manifest als Ursache seiner Ausschließung von der Thronfolge bekannt mache, er sei von ihm kein leiblicher und ehelicher Sohn. Auf solche Bedingung konnte freilich der Vater seiner Gesinnung gemäß nicht eingehen.

Zu alle Dem kam endlich der Umstand, daß die Beschäftigungen und Vergnügungen, welche der Kronprinz hinter dem Rücken des Vaters trieb, ohne mehr oder weniger bedeutende Geldmittel nicht ausführbar waren. Zwar war die sogenannte kronprinzliche Kasse sehr vermögend, doch nützte ihm dies zu nichts, da er selbst nur über sehr geringe Summen zu verfügen hatte. Er sah sich also genöthigt, bei fremden Leuten Geld aufzunehmen. Der Vater erfuhr, daß er von Berliner Kaufleuten eine Summe von 7000 Thalern entliehen habe; und sogleich erschien, im Januar 1730, ein geschärftes Edict wider das Geldleihen an Minderjährige, worin es namentlich auch verboten wurde, dem Kronprinzen sowie den sämmtlichen Prinzen des königlichen Hauses Geld zu borgen, und worin gegen die Uebertreter des Gesetzes Karrenstrafe, selbst Todesstrafe verhängt wurde. Der König hatte die 7000 Thaler bezahlt und der Kronprinz auf weiteres Befragen noch eine geringe Summe genannt, als welche er außerdem schuldig sei; aber die Gesammtmasse seiner Schulden überstieg das Doppelte jener großen Summe.

Das Schuldenmachen war es ohne Zweifel, was den Charakter des Königs am empfindlichsten berührte; wenigstens hat er später, als der Gewitterstrahl auf das Haupt des Kronprinzen herabgefallen war und dem letzteren seine Vergehungen vorgehalten wurden, gerade diesen Punkt unter allem bisher Geschehenen als den bedeutendsten hervorgehoben. So konnte ihn sein aufbrausender Jähzorn, der ihm öfters alle Besinnung zu rauben schien, zu Scenen verleiten wie die, von der wir jetzt Bericht geben müssen. Wir können das Bild dieser Scene nicht übergehen, da es zum Verständniß alles Dessen, was nun erfolgte, wesentlich nöthig ist, und da man nur, wenn man auf dasselbe zurückblickt, die Größe der später eintretenden Versöhnung zu würdigen vermag. Wir geben die Scene mit den Worten, mit denen sie von Friedrich's älterer Schwester in den Memoiren ihres Lebens, aus denen wir schon so manchen bedeutsamen Zug aus Friedrich's Jugend entnommen haben, selbst erzählt wird, oder vielmehr mit Friedrich's eigenen Worten, welche die Schwester in ihren Memoiren anführt. „Man predigt mir alle Tage Geduld (so sagte Friedrich zur Schwester, als er sie einst heimlich besuchte), allein Niemand weiß, was ich ertragen muß. Täglich bekomme ich Schläge, werde behandelt wie ein Sklave und habe nicht die mindeste Erholung. Man verbietet mir das Lesen,

Digitized by Google

die Muſik, die Wiſſenſchaften, ich darf faſt mit Niemand mehr ſprechen, bin beſtändig in Lebensgefahr, von lauter Aufpaſſern umgeben, mir fehlt es ſelbſt an der nöthigen Kleidung, noch mehr an jedem andern Bedürfniß, und was mich endlich ganz überwältigt hat, iſt der letzte Auftritt, den ich in Potsdam mit dem Könige hatte. Er läßt mich des Morgens rufen; ſowie ich eintrete, faßt er mich bei den Haaren, wirft mich zu Boden, und nachdem er ſeine ſtarken Fäuſte auf meiner Bruſt und meinem ganzen Leibe erprobt hatte, ſchleppt er mich an das Fenſter und legt mir den Vorhangſtrang um den Hals. Glücklicherweiſe hatte ich Zeit gehabt, mich aufzuraffen und ſeine beiden Hände zu faſſen; da er aber den Vorhangſtrang aus allen Kräften zuzog und ich mich erdroſſeln fühlte, rief ich endlich um Hülfe. Ein Kammerdiener eilte herbei und befreite mich mit Gewalt aus des Königs Händen. Sage nun ſelbſt, ob mir ein anderes Mittel übrig bleibt als die Flucht? Katte und Keith ſind bereit, mir bis ans Ende der Welt zu folgen; ich habe Päſſe und Wechſel und habe Alles ſo gut eingerichtet, daß ich nicht die geringſte Gefahr laufe. Ich entfliehe

nach England; dort empfängt man mich mit offenen Armen und ich habe von des Königs Zorn nichts mehr zu fürchten. Der Königin vertraue ich von allem Dieſem nichts, — — weil ſie, wenn der Fall eintritt, im Stande ſein ſoll, einen Schwur abzulegen, daß ſie nichts von der Sache gewußt hat. Sobald der König wieder eine Reiſe außer ſeinen Staaten macht — denn das gibt mir viel mehr Sicherheit — iſt

Digitized by Google

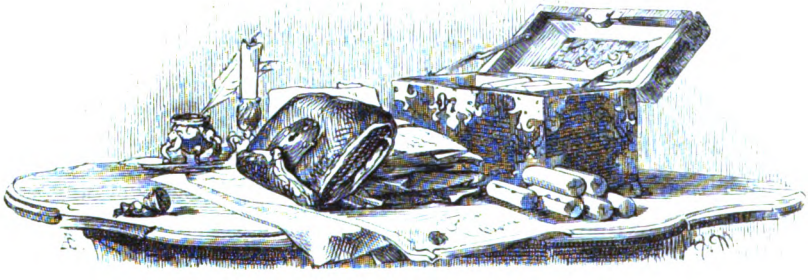
Alles zur Ausführung bereit." — Die Prinzessin wandte Alles an, um ihrem Bruder das gewagte Vorhaben auszureden; aber erneute Mißhandlungen dienten nur, ihn darin zu bestärken.

Eine günstige Gelegenheit zur Ausführung dieses Vorhabens schien sich bald darzubieten, indem der König im Mai 1730 mit seinen sämmtlichen Prinzen und einer großen Menge der angesehensten Offiziere nach Sachsen ging, um an dem glänzenden Lustlager, welches König August zu Mühlberg veranstaltet hatte, Theil zu nehmen. Das phantastische Schaugepränge, mit welchem der preußische Hof hier aufgenommen wurde, übertünchte nur schlecht den drohenden Zwiespalt zwischen Vater und Sohn; auch wurde die aufgeregte Stimmung des Königs nur vermehrt, als er, nicht ohne guten Grund, wahrzunehmen glaubte, daß alle diese prunkvollen Freundschaftsbezeugungen von Seiten des polnischen Königs nur leerer Schein waren, daß König August ihn hierdurch nur sicher zu machen suchte, während er selbst insgeheim die eifrigsten Ansprüche auf jene jülich-bergische Erbfolge geltend machte. Der Kronprinz Friedrich ließ indeß den Kabinetsminister des Königs von Polen durch den Lieutenant Katte um Postpferde für zwei Offiziere bitten, welche incognito nach Leipzig zu reisen wünschten. Der Minister aber schöpfte Verdacht, theilte das Anliegen seinem Könige mit, und August, dem für jetzt das äußere gute Verhalten mit dem preußischen Könige sehr wichtig war, drang dem Kronprinzen das Versprechen ab, seinen Vater wenigstens während des Aufenthalts in Sachsen nicht zu verlassen. So war Friedrich vor der Hand zur Ruhe genöthigt, und seine Ungeduld mußte eine bessere Gelegenheit zu erhaschen suchen. Aber schon war für ihn bei längerer Zögerung größere Gefahr im Anzuge; denn unbedacht hatte er manch ein Wort über sein Vorhaben fallen lassen, und der König war gewarnt. Durch erneute Härte der Behandlung, selbst im sächsischen Lager, suchte dieser den Sinn des Kronprinzen zu beugen; natürlich aber brachte ein solches Verfahren nur die entgegengesetzte Wirkung hervor.

Inzwischen schien sich ganz plötzlich von einer andern Seite die günstigste Aussicht zur Umgestaltung von Friedrich's peinlicher Lage zu eröffnen. Es ist bereits erwähnt worden, daß die kriegerischen Verhältnisse, in denen Friedrich Wilhelm gegen England gestanden hatte, im Anfange dieses Jahres beigelegt waren. Der englische Hof meinte diesmal die Versöhnung so aufrichtig, daß ein außerordentlicher Gesandter nach Berlin geschickt wurde, jene Doppelheirath aufs Neue zu beantragen und, wenn möglich, zum festen Abschlusse zu bringen. Aber man wollte sich zugleich der wirklichen Freundschaft des Königs versichern und ihn aus den Intriguen der österreichischen Partei befreit wissen; man verlangte zu dem Ende Grumbkow's Ent-

Digitized by Google

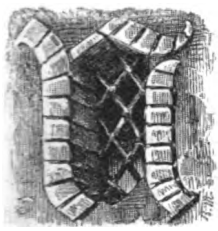
fernung vom Hofe, indem man durch vollgültige Zeugnisse die verrätherische Verbindung desselben mit dem österreichischen Hofe darzuthun im Stande war. Bei so dringender Gefahr wandte die österreichische Partei Alles an, um den König in seiner bisherigen Gesinnung festzuhalten, und es gelang nur zu gut. Der König vergaß sich persönlich gegen den englischen Gesandten, und dieser fand es mit seiner Würde unverträglich, die Unterhandlungen fortzusetzen. So erlosch dieser kurze Hoffnungsschimmer so schnell, wie er aufgetaucht war; dem Könige war neuer Anlaß zum Groll gegeben, und der Kronprinz sah keinen andern Ausweg aus diesem Labyrinthe vor sich als beschleunigte Flucht.



Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Verſuch zur Flucht.



ach wenigen Wochen bereits fand ſich eine Gelegenheit, welche die Flucht des Kronprinzen beſſer zu begünſtigen ſchien als der Beſuch im ſächſiſchen Lager. Der König unternahm eine Reiſe nach dem ſüdlichen Deutſchland, auf welcher ihn Friedrich begleiten mußte. Er hatte, bei ſeinem Verdachte gegen den Kronprinzen, längere Zeit geſchwankt, ob es beſſer ſei, ihn mitzunehmen oder zu Hauſe zu laſſen; er hatte ſich für das Erſte entſchieden, weil er ihn unter ſeinen Augen beſſer beaufſichtigt glaubte; auch hatte er, um ganz ſicher zu gehen, dreien der höheren Offiziere, welche ihn begleiteten, den Befehl gegeben, die Aufſicht zu theilen, ſo daß ſtets einer im Wagen des Kronprinzen neben dieſem ſitzen mußte. Friedrich hatte indeß im Einverſtändniß mit Katte — obgleich von ihm zu Anfange mehrfach abgemahnt — ſeine Maßregeln genommen. Schon aus dem ſächſiſchen Lager hatte er an den König von England geſchrieben und dieſen gebeten, ihm an ſeinem Hofe Schutz zu gewähren. Doch von dort war eine ſehr ernſtlich abrathende Antwort erfolgt. Nichtsdeſtoweniger blieb der Kronprinz bei dem Plane, über Frankreich nach England zu gehen. Katte ſollte, ſobald der Prinz ihm von ſeiner Entweichung Nachricht gegeben haben würde, voraus nach England flüchten und dort für ſeine Wünſche unterhandeln; er ſollte zu dem Zwecke ſich Urlaub unter

Digitized by Google

dem Vorwande verschaffen, daß er auf Werbung gehen wolle. Zugleich waren ihm die Gelder, die Kleinodien, die Papiere des Kronprinzen anvertraut. Außer Katte war auch Keith in Wesel von dem Vorhaben des Kronprinzen unterrichtet worden, um dasselbe durch seine Theilnahme zu begünstigen.

Am 15. Juli 1730 war die Reisegesellschaft von Berlin aufgebrochen und dann über Leipzig nach Anspach gegangen, zum Besuch der zweiten Tochter des Königs, die im vorigen Jahre mit dem jungen Markgrafen von Anspach vermählt worden war. Schon hier suchte Friedrich Gelegenheit, zu entkommen; wiederholt und dringend bat er seinen Schwager, ihm eins seiner besten Pferde, angeblich zu einem Spazierritte, anzuvertrauen; aber vorsichtig wich dieser der Bitte aus, denn schon war das Gerücht von Friedrich's Vorhaben von Berlin nach Anspach gedrungen, indem Katte selbst in diesen Augenblicken es nicht über sich gewinnen konnte, seiner prahlenden Schwatzhaftigkeit Zügel anzulegen. In Anspach erhielt Friedrich einen Brief von Katte, worin dieser ihm meldete, daß er noch immer nicht den nachgesuchten Urlaub habe erhalten können; er bat ihn, seine Entweichung bis zur Ankunft in Wesel zu verschieben, von wo er ohnedies am schnellsten, über Holland, nach England würde entkommen können. Friedrich antwortete, daß er so lange nicht mehr warten könne; er sei entschlossen, in Gemäßheit des von dem Könige vorgeschriebenen Reiseplans, schon in Sinzheim, auf der Straße zwischen Heilbronn und Heidelberg, das Gefolge des Königs zu verlassen; Katte werde ihn unter dem Namen eines Grafen von Alberville im Haag treffen. Zugleich versicherte er nochmals, daß die Flucht gar nicht fehlschlagen könne und daß, wenn man ihm nachsetze, die Klöster auf dem Wege als sichere Zufluchtsörter zu betrachten seien. In der Hast aber, mit welcher Friedrich diesen Brief schrieb, vergaß er, ihn nach Berlin zu adressiren; er hatte nur darauf gesetzt: „über Nürnberg", und so ging der unselige Brief nach Erlangen, zu einem Vetter Katte's, welcher daselbst auf Werbung stand.

Von Anspach ging die Reise des Königs über Augsburg nach Ludwigsburg, wo man den Herzog von Württemberg besuchte. Von da wurde der Weg nach Mannheim eingeschlagen. Auf diesem Wege hatte man jenes von Friedrich genannte Sinzheim zu berühren. Der Zufall wollte, daß das Nachtquartier nicht an diesem Orte, sondern ein paar Stunden vor demselben, in dem Dorfe Steinfurth, genommen wurde. Hier übernachtete man in verschiedenen Scheunen, indem der König in solchen Fällen, nach weichlicher Bequemlichkeit wenig lüstern, einen luftigen Aufenthalt der Art der beklemmenden Schwüle der Wirthshausstuben vorzuziehen pflegte. Der Kronprinz, der mit dem Obersten Rochow und seinem Kammerdiener gemeinschaftlich eine Scheune zum Nachtlager erhielt, machte schnell seinen Plan, der Gelegenheit

Digitized by Google

gemäß. Er benutzte die gutmüthige Leichtgläubigkeit eines königlichen Pagen — es war ein Bruder seines Freundes Keith, — indem er ihm vertraute, er habe ein verliebtes Abenteuer unfern des Ortes, wozu er ihn des andern Tages früh um vier Uhr wecken und ihm Pferde verschaffen möge. Das Letztere war leicht zu bewerkstelligen, da gerade an dem Orte Pferdemarkt war. Der Page war gern dazu bereit; anstatt aber den Prinzen zu wecken, verfehlte er das Bett und weckte den Kammerdiener. Dieser hatte die Geistesgegenwart, sich anzustellen, als ob er darin wenig Verdächtiges finde; er blieb ruhig liegen, um das Weitere abzuwarten. Er sah, wie nun der Kronprinz aufsprang und sich schnell ankleidete, aber nicht die Uniform, sondern ein französisches Kleid und einen rothen Ueberrock, den er sich heimlich auf der Reise hatte machen lassen, anlegte. Kaum hatte der Kronprinz die Scheune verlassen, so benachrichtigte der Kammerdiener den Obersten Rochow von Dem, was vorgegangen; dieser weckte eilig drei andere Offiziere aus des Königs Gefolge, und man machte sich, nichts Gutes ahnend, auf den Weg, den Kronprinzen zu suchen. Nach kurzer Zeit fanden ihn die Offiziere auf dem Pferdemarkte,

an einen Wagen gelehnt und nach dem Pagen ausschauend. Seine französische Kleidung vermehrte ihren Verdacht, doch fragten sie ihn mit schuldiger Ehrerbietung, weshalb er sich so früh aufgemacht. Der Kronprinz war über die unwillkommene Dazwischenkunft von Wuth und Verzweiflung erfüllt; er wäre des Aeußersten fähig gewesen, hätte er Waffen bei sich gehabt. Er gab ihnen eine kurze und rauhe Antwort. Rochow bemerkte, der König sei bereits aufgewacht und werde in einer halben Stunde weiter reisen; er möge aufs Schleunigste seine Kleidung verändern,

Digitized by Google

damit ſie dem Könige nicht zu Geſicht komme. Der Kronprinz verweigerte es und ſagte, er wolle ſpazieren gehen; er werde zu rechter Zeit zur Abreiſe bereit ſein. Indeß kam der Page mit den Pferden. Der Kronprinz wollte ſich raſch auf das eine derſelben werfen; aber die Offiziere ließen ihn nicht dazu kommen und zwangen ihn, der ſich wie ein Verzweifelter wehrte, mit ihnen zur Scheune zurückzukehren und die Uniform wieder anzulegen.

Der König war von dieſem Vorgange benachrichtigt worden; doch ließ er ſich gegen den Kronprinzen nichts merken, indem ihm daran lag, vorerſt noch beſtimmtere Beweiſe von ſeinem Plane zu erhalten. Nur als die Reiſegeſellſchaft an einem der folgenden Tage, nachdem man bereits Mannheim hinter ſich hatte, in Darmſtadt ankam, ſagte er ihm ſpottender Weiſe, wie er ſich wundere, ihn hier zu ſehen, er habe ihn inzwiſchen ſchon in Paris vermuthet. Der Kronprinz erwiderte trotzig: daß, wenn er es nur gewollt, er Frankreich ſchon dürfte erreicht haben.

Digitized by Google

Aber schon war das Unheil näher, als er glauben mochte. Man war so eben in Frankfurt angekommen, von wo die Reise zu Wasser den Main und den Rhein abwärts bis Wesel fortgesetzt werden sollte, als der König von Katte's Vetter aus Erlangen eine Staffette erhielt, durch welche dieser jenen Brief des Kronprinzen übersandte, dessen bedrohlichen Inhalt er nicht unterschlagen zu dürfen glaubte. Der König befahl, den Kronprinzen unverzüglich auf einer der bestellten Jachten in festen Gewahrsam zu nehmen. Erst am folgenden Tage betrat er selbst das Schiff; kaum erblickte er den Kronprinzen, so übermannte ihn sein mühsam zurückgehaltener Jähzorn; er fiel über ihn her und schlug ihm mit seinem Stocke das Gesicht blutig. Mit verbissenem Schmerze rief der Kronprinz aus: „Nie hat ein brandenburgisches Gesicht solche Schmach erlitten!" Die anwesenden Offiziere entrissen ihn den Händen des Königs und brachten es durch dringendes Bitten dahin, daß der Kronprinz die Reise auf einem zweiten Schiffe machen durfte. Dieser wurde nun wie ein Staatsgefangener behandelt; Degen und Papiere wurden ihm abgefordert; doch hatte er glücklicherweise noch zuvor Gelegenheit gefunden, seine Briefe, die manch Einen bloßzustellen geeignet waren, durch seinen Kammerdiener verbrennen zu lassen.

Selten wohl ist eine Lustreise auf dem schönen Rheinstrome unter traurigeren Verhältnissen gemacht worden. Die Besuche bei den geistlichen Fürsten, welche abzustatten man nicht umhin konnte, wurden so viel wie möglich abgekürzt. Der Kronprinz war nicht um sich, sondern nur um das Schicksal der Freunde, die er mit ins Verderben gerissen, besorgt. Doch war er überzeugt, daß Katte, schon zur Flucht gerüstet, Geistesgegenwart genug haben würde, für seine Sicherheit zu sorgen. Keith empfing, ehe der König nach Wesel kam, einen mit Bleistift geschriebenen Zettel von des Kronprinzen Hand, mit den Worten: „Rette dich, Alles ist entdeckt." Er verlor die rechte Zeit nicht, setzte sich augenblicklich zu Pferde und erreichte im Gallopp die holländische Grenze. Selbst noch im Haag durch einen preußischen Offizier verfolgt, den der König zu seiner Verhaftnehmung nachsandte, entkam er glücklich auf einem Fischerboote nach England und ging von da nach Portugal, wo er Kriegsdienste nahm.

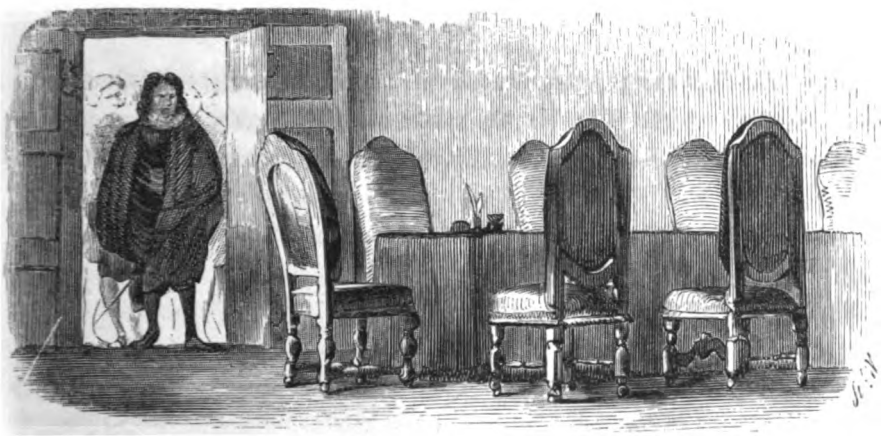
Nachdem man in Wesel angelangt war, wurde der Kronprinz gefangen gesetzt und sein Gemach durch Schildwachen mit bloßen Bajonetten verwahrt. Am folgenden Tage erhielt der Festungscommandant, Major von der Mosel, Befehl, den Prinzen vor den König zu führen. Sobald der Kronprinz zu dem Könige eintrat, fragte ihn dieser mit drohendem Tone, warum er habe desertiren wollen. „Weil Sie mich", antwortete der Prinz, „nicht wie Ihren Sohn, sondern wie einen Sklaven behandelt haben." — „Du bist ein ehrloser Deserteur", rief ihm der König entgegen, „der kein Herz und keine Ehre im Leibe hat!" — „Ich habe dessen so viel wie Sie",

Digitized by Google

versetzte der Prinz, „und ich that nur, was Sie, wie Sie mir mehr als hundertmal gesagt haben, an meiner Stelle gethan haben würden!“ — Diese Worte erregten aufs Neue des Königs ganzen Ungestüm; er zog seinen Degen und würde den Prinzen durchbohrt haben, wäre ihm nicht der General Mosel in den Arm gefallen. Vor den Prinzen tretend rief dieser würdige Mann aus: „Tödten Sie mich, Sire, aber schonen Sie Ihres Sohnes!“ Die Kühnheit des Generals machte den König zaudern, und jener benutzte den Moment, den Prinzen hinauszuführen und in seinem Zimmer vorläufig in Sicherheit zu bringen. Die übrigen Generale vermochten es über den König, daß er sich entschloß, den Prinzen nicht mehr zu sehen und ihn der strengen Obhut einiger Offiziere, auf die er sich verlassen konnte, anzuvertrauen. Er selbst reiste einige Tage darauf nach Berlin ab.

Jene Offiziere hatten den Auftrag erhalten, mit dem Kronprinzen etwas später von Wesel aufzubrechen und ihn so schnell und so geheim als möglich nach Mittenwalde zu führen, wo er zunächst in Verwahrsam bleiben sollte. Es war ihnen verboten, auf der Reise das hannöversche Gebiet zu berühren, damit der Prinz nicht etwa durch englische Hülfe entführt werden möchte. Zugleich war ihnen anbefohlen, den Prinzen durchaus streng zu halten und ihn mit Niemand sprechen zu lassen. Doch fehlte wenig, daß der Kronprinz, trotz dieser Vorsicht, nicht schon in Wesel seiner Haft entkommen wäre. Er war im Volke, im Gegensatz gegen die bekannte Strenge des Königs, allgemein beliebt, und sein Unglück hatte einen förmlichen Enthusiasmus für ihn hervorgerufen. Manch Einer hätte sein Leben gewagt, um nur ihn in Freiheit zu wissen. Schon hatte er heimlich eine Strickleiter und das Kleid einer Bäuerin erhalten, schon war er in dieser Vermummung bei nächtlicher Weile aus dem Fenster gestiegen, als die Schildwache unter seinem Fenster, die er nicht bemerkt hatte, ihn anrief. Nun blieb ihm nichts übrig, als sich in sein Schicksal zu ergeben; willig ließ er sich am folgenden Tage von Wesel abführen. Auf der Reise selbst machte er keine weiteren Versuche zur Flucht, obschon der Landgraf von Hessen-Cassel und der Herzog von Sachsen-Gotha nicht abgeneigt gewesen wären, ihn vor dem Zorne des Vaters zu schützen, was er freilich vielleicht nicht wußte.

Digitized by Google



Siebentes Kapitel.

Das Gericht.

atte war inzwiſchen auf keine Weiſe für ſeine Sicherheit beſorgt geweſen. Schon verbreitete ſich ein dumpfes Gerücht von der Verhaftung des Kronprinzen in Berlin. Von verſchiedenen Seiten kamen ihm, deſſen Verhältniſſe zum Prinzen nur allzubekannt waren, warnende Stimmen zu Ohren; aber er wartete geduldig auf die Vollendung des ſchönen franzöſiſchen Courierſattels, den er ſich beſtellt hatte, um in den verborgenen Behältniſſen deſſelben Papiere, Geld und dergleichen um ſo ſicherer mitnehmen zu können. Endlich erbat er ſich, — es war am Abend vor der Nacht, in welcher ſein Verhaftsbefehl ankam, — von einem Vorgeſetzten die Erlaubniß, am nächſten Tage Berlin verlaſſen zu dürfen, angeblich, um einer Jagdpartie in der Nähe beiwohnen zu können. Man zögerte mit der Ausführung jenes Befehls, bis man ihn genügend entfernt glaubte; als man ſich endlich in ſeine Wohnung verfügte, fand man ihn erſt im Begriffe, das Pferd zu beſteigen. Nun war ſein Schickſal entſchieden; er mußte ſich gefangen geben. Eine verſiegelte Kiſte, welche die Papiere und Kleinodien des Kronprinzen enthielt, ließ er der Königin überbringen.

Gleichzeitig mit Katte's Verhaftsbefehl kam ein Schreiben des Königs an die Oberhofmeiſterin der Königin, worin dieſe gebeten wurde, die letztere von der verſuchten Deſertion des Kronprinzen und von ſeiner Gefangennehmung zu benach-

Digitized by Google

richtigen. Die Bestürzung in der königlichen Familie war groß; erhöht wurde sie durch den Empfang jener Kiste, die man nicht unterschlagen durfte, die aber sehr Bedrohliches, nicht nur für den Kronprinzen, sondern auch für die Königin selbst und

namentlich für die älteste Prinzessin, enthalten konnte. Man hatte ohne Wissen des Königs eine sehr ausgedehnte Correspondenz mit einander geführt, in welcher die Ausdrücke nicht immer mit genügender Ehrerbietung gegen den König abgewogen und namentlich auch die Angelegenheiten in Bezug auf England vielfach berührt waren. Endlich kam man zu dem Entschlusse, das Siegel abzunehmen, das Schloß der Kiste zu erbrechen, alle gefährlichen Schriften zu verbrennen und dafür eine be-

Digitized by Google

deutende Anzahl neugeschriebener Briefe unschuldigen Inhalts mit verschiedenen älteren Daten hineinzulegen. Dann ward die Kiste wieder versiegelt, indem man ein dem vorigen ganz ähnliches Petschaft aufzufinden wußte.

Am 27. August kehrte der König nach Berlin zurück. Seine erste Frage war nach der Kiste. Als ihm dieselbe gebracht wurde, verlangte ihn mit solchem Ungestüm nach ihrem Inhalte, daß er sie, statt sie zuvor zu besichtigen, sogleich aufriß und die Briefe herausnahm. Er hatte den Verdacht, die beabsichtigte Flucht des Kronprinzen sei die Folge eines förmlichen Complotts gewesen, an dessen Spitze England gestanden habe und in welches seine Gemahlin und seine älteste Tochter mit verwickelt seien. Er vermuthete sogar, daß man hierbei mehr als nur jene alten Heirathspläne im Sinne gehabt. Daß er in der Kiste keine Zeugnisse fand, machte, statt ihn zu beruhigen, seinen Zorn nur um so heftiger; er argwöhnte, daß man ihm durch eine List zuvorgekommen sei. Sein ganzer Ingrimm wandte sich nun gegen seine Familie, und namentlich hatte die Prinzessin Wilhelmine aufs Schwerste zu leiden. Er schwur, daß er den Kronprinzen werde umbringen lassen und daß die Prinzessin das Schicksal ihres Bruders theilen werde. Nur die Oberhofmeisterin der Königin, Frau von Kamecke, wagte es, ihm mit heldenmüthiger Unerschrockenheit entgegenzutreten. Sie

folgte ihm in sein Zimmer und beschwor ihn, der Königin zu schonen und das Unternehmen des Kronprinzen nur als Das, was es sei, als einen Schritt jugendlicher Unbesonnenheit zu betrachten. „Bis jetzt," sagte sie zu ihm, „war es Ihr Stolz, ein gerechter und frommer König zu sein, und dafür segnete Sie Gott; nun wollen Sie ein Tyrann werden: — fürchten Sie sich vor Gottes Zorn! Opfern Sie Ihren Sohn

Digitized by Google

Ihrer Wuth, aber seien Sie auch dann der göttlichen Rache gewiß. Gedenken Sie Peter's des Großen und Philipp's des Zweiten: sie starben ohne Nachkommen und ihr Andenken ist den Menschen ein Gräuel!" Die Worte schienen Eindruck auf den König zu machen, aber nur auf kurze Zeit.

Inzwischen war, auf Befehl des Königs, Katte vor ihn geführt worden, um gerichtlich verhört zu werden. Die erste Begrüßung des Gefangenen bestand wiederum nur in wilder Mißhandlung. Katte beantwortete die ihm vorgelegten Fragen mit Standhaftigkeit; er erklärte, daß er allerdings an der Flucht des Kronprinzen habe Theil nehmen wollen, daß es die Absicht des letzteren gewesen sei, nach England zu gehen, um dort vor dem Zorne des Königs geschützt zu sein, daß er, Katte, den Zwischenträger zwischen dem Kronprinzen und der englischen Gesandtschaft gemacht habe, daß der Prinzessin Wilhelmine dieser Plan nicht mitgetheilt worden und daß von einem Unternehmen gegen die Person des Königs oder überhaupt gegen die Angelegenheiten desselben niemals die Rede gewesen sei. Im Uebrigen berief er sich auf die Papiere des Kronprinzen. Eine neue Durchsicht der letzteren ergab natürlich nichts, was zu weiterer Anschuldigung dienen konnte. Aber der Verdacht, daß die wichtigeren Papiere unterschlagen seien, blieb rege, und die Prinzessin wurde unausgesetzt mit Strenge behandelt. Nach beendigtem Verhör mußte Katte die Uniform ausziehen und ward in einem leinenen Kittel auf die Hauptwache geschickt. Gegen die übrigen Freunde des Kronprinzen und die sonst seinen Interessen günstig gewesen zu sein schienen, auch wenn bei ihnen gar keine Kenntniß seines letzten Vorhabens erweislich war, wurde nicht minder mit großer Strenge verfahren; so wurde z. B. sein ehemaliger Lehrer Duhan, der jetzt eine Rathsstelle bekleidete, nach Memel verwiesen. Die Bestürzung über alle diese Ereignisse war allgemein und Alles in banger Erwartung über die ferneren Schicksale des Kronprinzen.

Dieser war unterdessen in Mittenwalde eingetroffen. Hier wurde er am 2. September zuerst verhört. Man legte ihm die Aussagen Katte's vor und er erkannte dieselben an; auf alle weiteren Fragen gab er wenig genügende Antwort. Dem General Grumbkow, der mit anwesend war und die stolze Zuversicht des Prinzen herabzustimmen suchte, sagte er, er glaube über Alles, was ihm noch begegnen könne, hinaus zu sein, und er hoffe, sein Muth werde größer sein als sein Unglück. Jener kündigte ihm hierauf an, er werde auf Befehl des Königs nach Cüstrin gebracht werden, indem diese Festung für jetzt zu seinem Aufenthaltsorte bestimmt sei. „Es sei", erwiderte der Kronprinz, „ich werde dahin gehen. Wenn ich aber nicht eher wieder von dort wegkommen soll, als bis ich mich aufs Bitten lege, so dürfte ich wohl ziemlich lange da bleiben."

Digitized by Google

Am folgenden Tage wurde der Kronprinz nach Cüſtrin geführt. Er erhielt ein Gemach auf dem Schloſſe, wo der dortige Kammerpräſident von Münchow ihm von ſeiner Wohnung ein Zimmer abtreten mußte. Hier wurde er, auf beſtimmten Befehl des Königs, ſtreng gehalten. Seine Kleidung beſtand aus einem ſchlechten blauen Rocke ohne Stern. Im Zimmer ſtanden nur hölzerne Schemel zum Sitzen. Die Speiſen, die ſehr einfach waren, wurden ihm geſchnitten überbracht, weil den Gefangenen in der Zeit des engſten Arreſts keine Meſſer und Gabeln zukamen. Dinte und Papier waren ihm nicht verſtattet; auch wurde ihm ſeine Flöte abgefordert. Das Zimmer durfte er unter keiner Bedingung verlaſſen; die Thür war mit Wachen beſetzt und durfte nur dreimal des Tages, in Gegenwart zweier Offiziere, zur Beſorgung der Bedürfniſſe des Gefangenen auf kurze Zeit geöffnet werden. Alle Morgen

hatten zwei Offiziere das Zimmer zu unterſuchen, ob ſich nicht etwa die Spur einer verdächtigen Unternehmung zeige. Jedem war ſtreng verboten, mit dem Kronprinzen zu ſprechen; Niemand durfte zu ihm gelaſſen werden.

Indeß fand ſich doch Gelegenheit, einige dieſer ſtrengen Anordnungen zu umgehen. Der Kammerpräſident von Münchow, der das Schickſal des unglücklichen Königsſohnes mit inniger Theilnahme empfand, ließ in der Decke des Gefängniſſes ein Loch machen, ſo daß er Gelegenheit bekam, den Kronprinzen zu ſprechen, ihm ſeine Dienſte anzubieten und ſeine Wünſche zur Verbeſſerung ſeiner gegenwärtigen

Digitized by Google

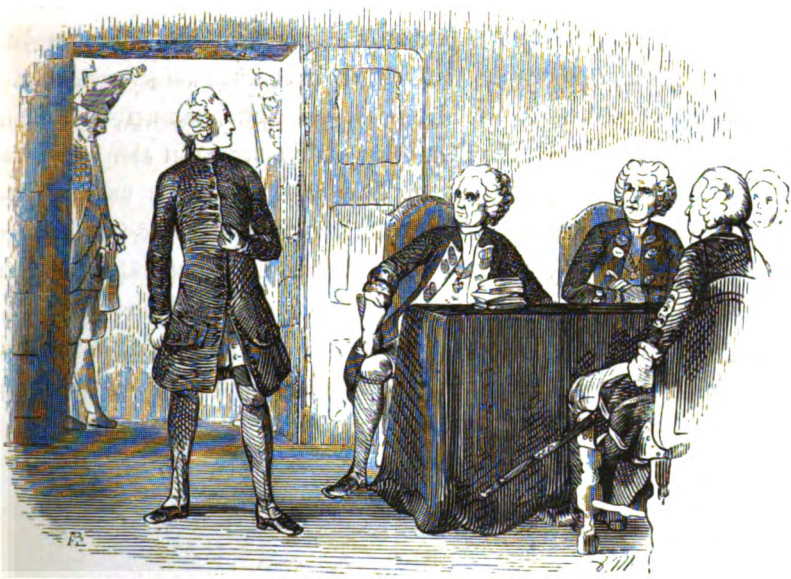
Lage zu vernehmen. Der Kronprinz klagte über das armselige Essen und Speisegeräth und über den Mangel an geistiger Nahrung. Für Beides wußte der Präsident bald Rath. Sein jüngster Sohn, acht Jahr alt, wurde in die weiten Kinderkleider gesteckt, die schon seit Jahren abgelegt waren, und die tiefen Taschen derselben füllte man mit Obst, Delicatessen und Aehnlichem; dem Knaben verweigerte die Wache nicht den Eingang. Dann wurde ein neuer Leibstuhl mit verborgenen Fächern angeschafft, und

so kamen dem Kronprinzen nach und nach Messer und Gabeln, Schreibegeräth, Bücher, Briefe u. s. w. zu. Die diensthabenden Offiziere untersuchten das Zimmer nur, soweit ihre Ordre reichte.

Indeß war Friedrich noch keineswegs geneigt, es einzusehen, wie große Schuld er selbst ursprünglich an dem schlimmen Zwiespalte mit seinem Vater trug und wie es seine Pflicht sei, sich dem Willen des Vaters in kindlicher Demuth zu ergeben. Vielmehr behielt er noch immer gegen die Personen, die der König zu verschiedenen Malen zu ihm schickte, seine strenge Zurückgezogenheit bei. So namentlich gegen eine Deputation, die ihn in der Mitte Septembers aufs Neue zu verhören kam. Der General Grumbkow, der sich wieder bei derselben befand, scheute sich nicht, ihm zu sagen, daß, wenn er seinen Stolz nicht bei Seite setze, schon Mittel und Wege zu finden sein dürften, ihn zu demüthigen. „Ich weiß nicht", erwiderte ihm der Prinz mit vornehmem Tone, „was Sie gegen mich zu unternehmen gedenken: so viel aber weiß ich, daß Sie mich nie dahin bringen werden, vor Ihnen zu kriechen!" Die Deputirten legten ihm nun die in jener Kiste gefundenen Papiere vor, mit der Frage, ob er nichts unter denselben vermisse. Der Prinz untersuchte sie, und da er die wichtigsten nicht vorfand, so zweifelte er nicht daran, daß sie unterdrückt worden seien. Er versicherte also, es sei der gesammte Inhalt jener Kiste. Man verlangte von ihm einen Eid über diese Angabe; diesen wußte er unter dem Vorwande, daß ihn sein Gedächtniß möglicherweise betrügen könne, von sich abzulehnen. Die Comissarien waren nicht im Stande, anderweitige Bekenntnisse von ihm zu erlangen. Auch spätere

Digitized by Google

Verhöre gaben keinen beſſeren Erfolg. Man ließ ihn unter dem Verſprechen, daß er auf die Thronfolge Verzicht leiſte, Gnade hoffen, aber auch jetzt ging er hierauf nicht ein. Eben ſo wenig nützten die erneuten Verhöre Katte's, jener vermeintlichen Intrigue auf die Spur zu kommen. Der König hatte ſogar die Abſicht, Katte auf die Folter zu ſpannen, doch ſchützte dieſen hiervor die Verwendung ſeiner Verwandten, die im Staate hohe Stellen bekleideten.



So hatte man keine weiteren Zeugniſſe gegen den Kronprinzen und gegen Katte in Händen, als was ſich durch ihre beabſichtigte Flucht ſelbſt und durch die bisherigen Ausſagen des letzteren ergab. Doch war auch dies dem Könige bereits genügend, um gegen die Verſchuldeten mit allem Nachdruck eines ſtrengen Geſetzes zu verfahren. Es wurde ein Kriegsgericht zuſammenberufen, welches über ſie nur in militairiſcher Rückſicht zu erkennen hatte: der Kronprinz namentlich ſollte dabei nur als deſertirter Militair betrachtet werden. Am 25. October trat dieſes Gericht in Köpenick zuſammen und kehrte am 1. November nach Berlin zurück. Trotz jener ausdrücklichen Beſtimmung des Königs erfolgte indeß kein richterlicher Spruch über den Kronprinzen; das Kriegsgericht hatte ſich in dieſem Punkte für incompetent erklärt. Katte war, in Betracht, daß er ſich nicht vom Regimente entfernt habe und ſeine böſen Pläne nicht zur Ausführung gekommen ſeien, zu Caſſirung und mehrjähriger Feſtungsbauſtrafe verurtheilt worden. Der König nahm die ganze Erklärung des Kriegsgerichts ſehr ungnädig auf; er ſah darin nur eine Bemühung, ſich dem künftigen Herrn des Lan-

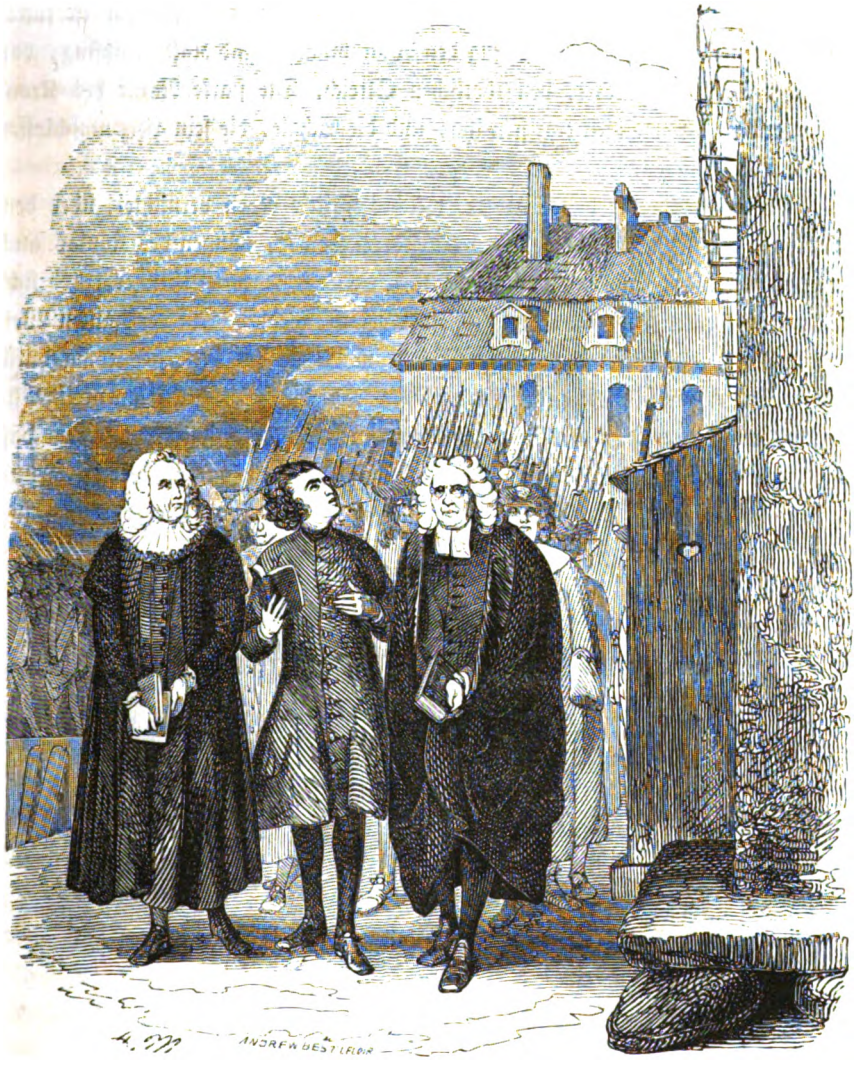
Digitized by Google

des, den er einmal als seinen entschiedenen Feind betrachtete, gefällig zu erweisen. Sein Zorn konnte nicht ohne ein blutiges Opfer gestillt werden; und so erklärte er zunächst, aus eigener Machtvollkommenheit, das Vergehen Katte's als ein Verbrechen der beleidigten Majestät, da dieser als Offizier der Gardegendarmerie der Person des Königs unmittelbar verpflichtet gewesen sei und solche Verpflichtung durch einen Eid erhärtet, nichtsdestoweniger jedoch zur Desertion des Kronprinzen unerlaubte Verbindungen mit fremden Ministern und Gesandten, zum Nachtheil des Königs, angeknüpft habe. Für ein solches Verbrechen habe er verdient, mit glühenden Zangen gerissen und aufgehenkt zu werden; doch solle er, in Rücksicht auf seine Familie, nur durch das Schwert gerichtet werden. Man solle dem Katte, wenn ihm dieser Ausspruch eröffnet werde, sagen, daß es dem Könige leid thue: es sei aber besser, daß er sterbe, als daß die Gerechtigkeit aus der Welt gehe. Alle Bitten und Fürsprachen gegen dies strenge Urtheil waren umsonst; vergebens flehte Katte's Großvater, der alte verdiente General-Feldmarschall Graf von Wartensleben, mit rührenden Worten um Gnade, nur damit ihm Gelegenheit bleibe, das Herz seines Enkels zur Buße und zur Demuth zurückzuführen. Der Sinn des Königs blieb unerweicht und wiederholt berief er sich darauf, es sei besser, daß ein Schuldiger nach der Gerechtigkeit sterbe, als daß die Welt oder das Reich zu Grunde gehe.

Katte selbst vernahm sein Urtheil mit großer Standhaftigkeit. So leichtfertig er sich früher betragen hatte, so würdig erschien der zweiundzwanzigjährige Jüngling in den wenigen Tagen, die ihm jetzt noch zur Vorbereitung auf den Tod vergönnt

Digitized by Google

waren. Der Gram, den er ſeinen Eltern und ſeinem Großvater durch das leichtſinnig heraufbeſchworene Schickſal verurſachen mußte, ergriff ſeine Seele mit Macht; die Briefe, mit denen er von ihnen Abſchied nahm, waren von innigſter Reue erfüllt. Demuthsvoll bekannte er, daß er in dieſes Unglück geſtürzt ſei, weil er des Höchſten vergeſſen und nur nach irdiſchen Ehren geſtrebt habe; daß er aber hierin nur die



Liebe des ewigen Vaters erkenne, die ihn durch den dunkeln Pfad zum Lichte geführt. Am 4. November wurde er nach Cüſtrin abgeführt. Es geſchah auf Befehl des Königs; denn dieſer wollte auch das härteſte Mittel nicht unverſucht laſſen, das Herz

Digitized by Google

des Kronprinzen zu erweichen. Unter den Augen des letzteren, so hatte es der König ausdrücklich angeordnet, sollte die Hinrichtung des Freundes stattfinden. Der Morgen des 6. Novembers war zur Hinrichtung bestimmt. Der Kronprinz wurde genöthigt, an das Fenster zu treten, und rief, als er den Freund inmitten des militairischen Zuges zwischen zwei Predigern erblickte, hinab: „Verzeihe mir, mein theurer Katte!“ — „Der Tod für einen so liebenswürdigen Prinzen ist süß!“ erwiderte jener. Dann schritt der Zug den Wall hinauf, und Katte empfing, von christlicher Tröstung gestärkt, den tödtlichen Streich. Die starke Natur des Kronprinzen erlag; Ohnmachten ergriffen ihn, und die Schale, die sein Herz umschlossen hielt, war gesprungen.

Aber noch schwebte das Schwert, welches Katte's Leben vernichtet, über dem Haupte des Kronprinzen; noch ließen die fortgesetzten Drohungen des Königs auch für den letzteren das Schlimmste befürchten. Dringender und vielseitiger erhob sich, bei dem ungeheuren Aufsehen, welches seine Gefangennehmung in der ganzen Welt gemacht hatte, die Fürsprache für ihn. Schon im September hatte der König durch seine Gesandten ein Rundschreiben an die auswärtigen Höfe geschickt, um sie im Allgemeinen von dem geschehenen Schritte zu benachrichtigen und ihnen anzuzeigen, daß ihnen später, nach dem Schlusse der Untersuchungen, eine ausführliche Erklärung gegeben werden sollte. Kurz darauf aber und zum Theil schon vor der Abfassung

jenes Rundschreibens erschienen Vorstellungen von verschiedenen Höfen, welche die Absicht hatten, den König zu einer milderen Ansicht der Sache zu stimmen. Zuletzt und mit besonderem Nachdrucke trat der österreichische Hof auf, der nun, da die Ver-

Digitized by Google

bindung Preußens mit England einen augenscheinlichen Bruch erlitten hatte und vom Kronprinzen in dieser Beziehung wenig mehr zu befürchten schien, auch ihn wie den Vater durch das Gewicht seiner Vermittelung an seine Interessen zu knüpfen wünschte. Von größerer Bedeutung indeß war zunächst der Einspruch, den die würdigsten und vom Könige am meisten geschätzten Führer seines Heeres gegen das Bluturtheil, mit welchem dieser drohte, erhoben. Auf die Erklärung zwar, daß der König nicht befugt sei, den „Kurprinzen von Brandenburg" ohne förmlichen Proceß vor Kaiser und Reich am Leben zu bestrafen, erwiderte er, daß Kaiser und Reich ihn nicht abhalten dürften, gegen den „Kronprinzen von Preußen" in seinem souverainen Königreiche nach Belieben zu verfahren. Aber der Major von Buddenbrock entblößte vor dem Könige seine Brust und rief heldenmüthig aus: „Wenn Ew. Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meines; jenes bekommen Sie nicht, solange ich noch sprechen darf!"

War die Stimme der Politik nicht ganz zu überhören, war die Stimme der Ehre für den kriegerischen König ein hochachtbarer Klang, so trat doch noch ein Drittes hinzu, welches mit ungleich größerer Gewalt sein Herz zur Gnade stimmte. Es war das Wort eines geringen Dieners, aber es brachte die so lang ersehnte Kunde von der Sinnesänderung des Sohnes. Der Feldprediger Müller, der mit Katte von Berlin nach Cüstrin gegangen war und ihn zum Tode vorbereitet hatte, war zugleich durch den König beauftragt worden, nach Möglichkeit auch auf das Gemüth des Kronprinzen zu wirken und, wenn sich dieser zur Annahme seiner geistlichen Ermahnungen willfährig zeige, längere Zeit bei ihm zu bleiben. Der Kronprinz war nach jenem furchtbaren Schlage eines höheren Trostes nur zu sehr bedürftig. Der Feldprediger hatte ihm von Katte ein theures Vermächtniß überbracht, eine Reihe schriftlich abgefaßter Vorstellungen, welche dazu dienen sollten, den fürstlichen Freund auf den gleichen Weg des Heils zu führen, als durch welchen er mit dem Leben versöhnt gestorben war. Diese Vorstellungen bestanden besonders darin, daß Katte sein Unglück als eine verdiente Strafe Gottes betrachtete, daß er den Kronprinzen beschwor, auch er möge hierin die Hand Gottes erkennen und sich dem Willen seines Vaters unterwerfen, besonders aber möge er dem Glauben an eine willkürliche Vorherbestimmung des Schicksals entsagen. Dies Letztere war der wichtigste Punkt, und auch der König hatte bereits vor Allem darauf gedrungen, daß der Prediger diese Glaubensansicht des Kronprinzen mit allem Eifer bekämpfen möge. Denn der Prinz hatte sich, besonders durch Katte dazu verleitet, — wie dies bereits früher angedeutet wurde, — jener Prädestinationslehre ergeben, welche bekanntlich durch die Calviniſten mit einer trostlosen Strenge vertreten wurde, welche die einzelnen Menschen als von

Digitized by Google

Ewigkeit her zur Seligkeit oder zur Verdammniß bestimmt darstellte und welche somit in der Sünde keine Schuld des menschlichen Herzens anerkennen konnte. So hatte auch Friedrich Alles, was er bisher gethan, nur als die Fügung eines ihm fremden Schicksals betrachtet. Jetzt war sein Gemüth einer wärmeren Ansicht geöffnet; zwar stritt er noch längere Zeit mit eifrigen Gründen zur Vertheidigung seines alten Glaubens, aber endlich siegte die bibelfeste Beredtsamkeit des Predigers. Er fühlte sich überwunden und klagte, daß ihn jetzt seine Gedanken verließen. Nachdem er seine Kräfte wieder zusammengerafft, war seine erste Aeußerung, daß er also selbst Schuld sei nicht nur an seinem eigenen Unglücke, sondern auch an dem Tode seines Freundes. Der Prediger bejahte dies; er ließ ihn absichtlich die ganze Größe seiner Schuld ins Auge fassen, aber er verwies ihn zugleich an die göttliche Gnade, welche größer sei als alle Schuld. Aber nun meinte der Kronprinz, wenn Gott ihm auch vergeben werde, so habe er doch den König in einem Maße beleidigt, daß er von diesem keine Verzeihung hoffen könne, und gewiß sei der Prediger nur in der Absicht gesandt, auch ihn, wie Katte, zum Tode vorzubereiten. Es kostete jenem große Mühe, einen solchen Verdacht abzuwenden, und er war nur im Stande, dem Kronprinzen durch ein starkes Gebet, welches sie zusammen verrichteten, seine

Fassung wiederzugeben. Der Prinz bat den Prediger, er möge seine Wohnung auf dem Schlosse nehmen, damit er ihn möglichst viel bei sich sehen könne. Müller erhielt darauf ein Zimmer über dem des Prinzen, und dieser gab ihm, oft schon des Morgens früh um sechs Uhr, das Zeichen, daß er kommen möge. Einst hatte ihm der Prediger ein geistliches Buch mitgetheilt; als er es zurückempfing, fand er darin im Deckel einen Mann gezeichnet, der unter zwei gekreuzten Schwertern kniete, und darunter die Worte des Psalmes: „Herr, wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde; wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, alle Zeit meines Herzens Trost und mein Theil.“

Digitized by Google

Der Prediger sandte in den ersten Tagen nach Katte's Hinrichtung täglichen Bericht an den König über die Sinnesänderung des Kronprinzen. Aber er fügte auch hinzu, daß der Prinz wegen seiner anhaltenden Traurigkeit in eine Gemüthskrankheit fallen dürfte, und er bat den König, dem Sohne das Wort der Gnade nicht mehr lange vorzuenthalten. Der König verlieh dem Prediger ein geneigtes Gehör. So durfte dieser denn schon am zehnten November dem Prinzen die Mittheilung machen, daß der König ihm zwar noch nicht gänzlich verzeihen könne, daß er aber des scharfen Arrests entlassen werden und sich nur innerhalb der Festungsmauern halten solle, und daß er fortan als Rath in der neumärkischen Kammer zu Cüstrin werde beschäftigt werden. Die Erscheinung der väterlichen Gnade erschütterte den Kronprinzen so, daß er an der Wahrheit der Nachricht zweifelte und die Thränen nicht zurückzuhalten vermochte; nur erst der Anblick des königlichen Handschreibens an den Prediger konnte ihn davon überzeugen. Zugleich aber hatte der König verlangt, der Kronprinz solle vor einer besonders dazu verordneten Deputation einen Eid ablegen, daß er seinem Willen und Befehle in Zukunft den strengsten Gehorsam leisten und Alles thun werde, was einem getreuen Diener, Unterthan und Sohne zukomme; er hatte ihn nachdrücklich auf die Bedeutung eines Eides aufmerksam machen lassen und hinzugefügt, daß, wenn er den Eid je brechen sollte, er sein Recht auf die Thronfolge, vielleicht auch das Leben verlieren würde. Der Kronprinz erklärte sich zu diesem Eide bereit, ließ aber den König ersuchen, ihm denselben zuvor zukommen zu lassen, damit er seinen Schwur vollkommen in Erwägung ziehen und mit wahrer Ueberzeugung aussprechen könne. Der König gewährte die Bitte.

Bis die Einrichtungen zur Aufnahme des Prinzen in das Kammercollegium und zu seiner künftigen Wohnung fertig waren, blieb er noch im Gefängnisse und fuhr mit dem Prediger in jenen erbaulichen Betrachtungen fort. Am 17. November kam endlich die vom Könige verordnete Deputation in Cüstrin an. Nachdem Friedrich vor derselben den Eidschwur abgelegt, erhielt er Degen und Orden zurück, ging zur Kirche und nahm das Abendmahl. Der Hofprediger hatte mit Beziehung auf das Schicksal seines hohen Zuhörers zum Texte der Predigt die Worte des Psalmes gewählt: „Ich muß das leiden, die rechte Hand des Höchsten kann Alles ändern.“ Dann schrieb Friedrich noch einen besondern Brief an den König, in welchem er seine Unterwerfung bekannte, noch einmal um Verzeihung bat und die Versicherung gab, daß es nicht die Beraubung der Freiheit, sondern die Aenderung seines eigenen Sinnes gewesen sei, was ihm die Ueberzeugung seines Fehltrittes gegeben habe. Noch aber hatte der König nur erst dem Sohne, nicht dem Oberstlieutenant Friedrich

Digitized by Google

vergeben; eine Uniform durfte er noch nicht tragen, ſondern nur ein einfaches bürgerliches Kleid, hellgrau, mit ſchmalen ſilbernen Treſſen. Doch ließ er den König durch den Feldprediger Müller, der jetzt wieder nach Berlin zurückkehrte, bitten, er möge ihm zu dem Degen, den er ihm zurückgegeben, doch auch ein Porte d'épée verſtatten. Als der König dieſe Bitte des Sohnes vernahm, rief er in freudigſter Ueberraſchung aus: „Iſt denn Fritz auch ein Soldat? Nun, das iſt ja gut!“

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

Die Versöhnung.

Allgemein war die Freude, als die Begnadigung des Kronprinzen bekannt ward; die große Furcht, die man längere Zeit für sein Schicksal gehegt, hatte ihn dem Volke nur noch werther gemacht, als er es bereits früher war. Die österreichische Partei sorgte indeß nach Kräften dafür, dem kaiserlichen Hofe das Verdienst der Begnadigung zuzuschreiben. Auch wußte der kaiserliche Gesandte, Graf Seckendorf, den König ohne sonderliche Mühe dahin zu bewegen, daß er in seiner Antwort auf des Kaisers Verwendungsschreiben es geradezu aussprach, daß der Kronprinz seine Begnadigung nur dem Kaiser zu verdanken habe und daß er nur wünsche, der Kronprinz möge sich für eine so liebevolle Verwendung stets dankbar erweisen. Zugleich wurde Friedrich selbst zu einem Dankschreiben an den Kaiser veranlaßt, worin er dieselben Ansichten aussprechen mußte. Auch war es Seckendorf, auf dessen Rath der König dem Kronprinzen jenen Eid hatte abnehmen und die Beschäftigung desselben in Cüstrin für die nächste Zukunft bestimmen lassen. In dem öffentlichen Rundschreiben jedoch,

Digitized by Google

welches der König den übrigen Höfen über die Begnadigung des Kronprinzen mittheilte, führte er als den Grund der letzteren nur die eigene königliche Gnade und väterliche Milde an.

Dem Kronprinzen war in Cüstrin ein eigenes Haus zur Wohnung eingerichtet, eine kleine Dienerschaft und ein freilich beschränktes Einkommen zugewiesen worden; mit letzterem mußte möglichst sparsam gewirthschaftet und regelmäßig Rechnung abgelegt werden. An den Sitzungen der neumärkischen Kammer, in welcher er am 21. November zum ersten Male erschien und durch ein Gratulationsgedicht von Seiten der Kammerkanzelei bewillkommnet wurde, nahm er als jüngster Kriegs- und Domainenrath Theil, ohne daß ihm jedoch bei den Abstimmungen ein Votum zukam. In den einzelnen Theilen seines neuen Berufes, in den Finanz- und Polizeiangelegenheiten, ebenso in der Landwirthschaft und Verwaltung der Domainen, erhielt er besonderen theoretischen Unterricht. Im Uebrigen blieb seine Lage noch sehr beschränkt; er durfte die Stadt nicht verlassen; Lectüre, namentlich französischer Bücher, und selbst musikalische Beschäftigung blieb ihm untersagt.

Doch war der Präsident von Münchow bemüht, ihm den Aufenthalt in Cüstrin möglichst angenehm zu machen; auch fehlte es nicht an anmuthigen geselligen Beziehungen, die dem Kronprinzen die ursprüngliche Heiterkeit und Unbefangenheit seines Gemüthes bald wiedergaben. So hatte unter Anderen die verwittwete Landräthin von Manteuffel, eine geborene von Münchow, durch geistreichen Verkehr seine Zuneigung erworben. Als sie, noch vor Ende des Jahres, im Begriff war, eine Reise auf ihre Güter zu machen, sandte er ihr, sein eigenes Loos schon parodirend, eine scherzhafte Kabinetsordre zu, in welcher er aufs Feierlichste gegen ihre beabsichtigte Desertion protestirte und einem so strafbaren Unternehmen sein allerhöchstes Mißfallen bezeugte. Das Verbot gegen die Lectüre hatte man schon in dem engen Gefängnisse zu umgehen gewußt. Noch weniger ernstlich scheint man dem Verbote in Bezug auf die Musik nachgekommen zu sein, indem Friedrich sich von dem Generalmajor von Schwerin den Hautboisten Fredersdorf, einen vorzüglichen Flötenbläser, zur Unterstützung in seinen musikalischen Beschäftigungen erbitten durfte. Er hatte diesen schon früher kennen gelernt, als er einst durch Frankfurt reiste und die Studenten ihm eine Abendmusik brachten, wobei Fredersdorf sich durch sein Flötenspiel auszeichnete. Später machte ihn Friedrich zu seinem geheimen Kämmerier, und Fredersdorf ist ihm bis an sein Ende werth geblieben.

Der Kronprinz hatte sich geschmeichelt, daß seine unbedingte und aufrichtig gemeinte Unterwerfung unter den Willen des Königs ihm auch in der That das Herz des Vaters zurückführen werde. Noch aber war der König keineswegs von allem

Digitized by Google

Mißtrauen gegen den Sohn befreit; noch argwöhnte er fort und fort, daß die nothgedrungene Unterwerfung desſelben nur Verſtellung und daß des Sohnes Herz zur Liebe gegen ihn nicht fähig ſei. Als nun der Winter verging und der Prinz noch durch kein Zeichen unmittelbarer, perſönlicher Theilnahme des Vaters erfreut war, als er jener Unterrichtsgegenſtände, die ihm vorgetragen wurden, ſich mit einer Gewandtheit des Geiſtes bemächtigt hatte, die ſeine Lehrer in Erſtaunen ſetzte, und doch der Kreis ſeiner Wirkſamkeit ſo beſchränkt blieb wie bisher, da drohte ein neuer Unmuth in ihm Wurzel zu ſchlagen. Schon ſann er auf neue Mittel, wie er ſich — zwar nicht ohne Wiſſen und Theilnahme des Königs — aus ſeiner drückenden Lage befreien könne. Er glaubte, daß jene engliſche Heirath noch immer an dem Mißtrauen des Königs Schuld ſei; er erklärte alſo in einer vertraulichen Mittheilung an den General Grumbkow, daß er den Gedanken daran vollſtändig aufgegeben habe, daß er vielmehr ſich bereitwillig der Abſicht des Königs fügen werde, wenn dieſer, wie man ſage, eine Vermählung zwiſchen ihm und der älteſten Tochter des Kaiſers zu Stande zu bringen gedenke. Er bemühte ſich, die leichte Ausführbarkeit eines ſolchen Plans zu entwickeln, vorausgeſetzt, daß er nicht ſeine Religion zu verändern brauche, und er erklärte ſich hierbei auch zu der Bedingung bereit, das Recht auf die preußiſche Thronfolge ſeinem Bruder zu überlaſſen, indem die öſterreichiſchen Beſitzungen, in Ermangelung männlicher Erben, auf die älteſte Tochter des Kaiſers übergehen mußten. Grumbkow vermuthete indeß, daß der Kronprinz dieſen Plan nur entworfen habe, um dadurch überhaupt von den Geſinnungen des Königs unterrichtet zu werden; er entwickelte dem Prinzen die ganze Unausführbarkeit, und von der Sache wurde nicht weiter geſprochen.

Doch ließ es ſich Grumbkow, im Intereſſe der öſterreichiſchen Partei, angelegen ſein, eine wirkliche Verſöhnung zwiſchen Vater und Sohn herbeizuführen. Der erſte nähere Beweis der väterlichen Gnade war die Ueberſendung geiſtlicher Bücher und eines ermahnenden Briefs, die im Mai erfolgte. Aber es währte noch ein paar Monate, ehe der König ſich entſchließen konnte, den Kronprinzen wiederzuſehen. Endlich, am 15. Auguſt 1731, kam er bei Gelegenheit einer Reiſe zum Beſuche nach Cüſtrin. Er trat im Gouvernementshauſe ab und ließ den Kronprinzen aus ſeiner Wohnung zu ſich berufen. Das Aeußere des Sohnes hatte ſich in dem verfloſſenen Jahre ſo verändert, daß ſchon der bloße Anblick dem Könige günſtige Geſinnungen einflößen mußte; die franzöſiſche Leichtfertigkeit ſeines Benehmens war verſchwunden und männlicher Ernſt an deren Stelle getreten. Sowie der König den Kronprinzen erblickte, fiel ihm dieſer zu Füßen. Der König ließ ihn aufſtehen und ſtellte ihm nun in einer nachdrücklichen Rede noch einmal ſeine Vergehungen vor; er ſagte

Digitized by Google

ihm, wie ihn nichts ſo empfindlich berührt habe, als daß der Kronprinz kein Vertrauen zu ihm gehabt, da doch Alles, was er zum Beſten ſeines Hauſes und ſeines Staates gethan, nur für ihn geſchehen ſei; er habe nichts als die Freundſchaft des

Kronprinzen gewünſcht. Der letztere benahm ſich bei dieſer Rede und bei den Fragen, welche der König über die Geſchichte ſeiner Flucht that und welche er mit Aufrichtigkeit beantwortete, ſo zur Zufriedenheit des Vaters, daß ihm dieſer alles Geſchehene liebevoll vergab. Als der König endlich im Begriff war, die Reiſe fortzuſetzen, und der Kronprinz ihn an den Wagen begleitete, umarmte er ihn vor allem Volke und verſicherte ihm, daß er jetzt nicht mehr an ſeiner Treue zweifle, vielmehr weiter für ſein Beſtes ſorgen wolle. Friedrich war von lebhafter Freude bewegt, ebenſo das ganze Volk, welches ſich um das Gouvernementshaus verſammelt und in banger Erwartung auf den Ausgang der Unterredung geharrt hatte.

Der nächſte Erfolg dieſer Verſöhnung war der, daß der Kronprinz eine größere Freiheit erhielt, als ihm bisher geſtattet war, obſchon der König keineswegs die Abſicht hatte, ſofort Alles auf den alten Stand zu ſetzen. Vielmehr gedachte er, in weiſer Rückſicht auf das wahre Wohl des Sohnes, dieſen die Lehrzeit in Cüſtrin möglichſt gründlich vollenden zu laſſen. Er mußte den Sitzungen der Kammer nach wie vor beiwohnen, doch ſo, daß er neben dem Präſidenten zu ſitzen kam, mit dieſem zugleich unterſchrieb und in allen Angelegenheiten ſein Votum mit abgab. Zugleich ſollte er die königlichen Domainen in der Umgegend Cüſtrins, in Geſellſchaft eines erfahrenen Rathes, bereiſen und ſich praktiſch in den Dingen üben,

Digitized by Google

die er bisher nur theoretisch erlernt. Ebenso wurde für seine häusliche Bequemlichkeit gesorgt; er wurde mit reicher Garderobe versehen und erhielt eine Equipage zu seiner Verfügung.

Mit großem Eifer ergab sich der Kronprinz seinem erweiterten Berufe. Bei seinen Reisen nach den Aemtern ließ er es sich angelegen sein, sich über alle Einzelheiten der ökonomischen Verwaltung zu unterrichten; er gab dem Könige über Alles Rechenschaft und bemühte sich, Vorschläge zu Verbesserungen und zur Vermehrung des Ertrags, wie sie ihm zweckmäßig schienen, vorzulegen. So trug er z. B. darauf an, daß auf dem einen Amte eine wüste Stelle urbar gemacht und ein Vorwerk darauf angelegt werden möchte, worüber er den detaillirten Anschlag einsandte; daß auf einem anderen Amte die verfallenen Wirthschaftsgebäude in einer zweckmäßigeren Verbindung neu gebaut würden; daß auf einem dritten ein großer Bruch, der

zum Wildstande ungeeignet war, geräumt und für wirthschaftliche Benutzung gewonnen würde u. s. w. Der König ging mit lebhafter Freude auf solche Vorschläge ein, suchte den Kronprinzen auf alles Einzelne, was dabei zu berücksichtigen sei, aufmerksam zu machen und durch diese Theilnahme seinen Eifer rege zu erhalten. Er hatte die Genugthuung, daß bald auch von Seiten der Männer, denen er die Beaufsichtigung Friedrich's anbefohlen, die vortheilhaftesten Berichte über die erfolgreiche Thätigkeit desselben einliefen. Zugleich versäumte der Kronprinz nicht, sich in

Digitized by Google

minder wichtigen Dingen den Wünschen des Königs zu bequemen. Ohne eigene Neigung zur Jagd berichtete er von dem Wildstande, den er in verschiedenen Gegenden vorgefunden, von den seltenen Thieren, die er bemerkt, von der Anzahl Sauen, die er selbst erlegt habe, u. s. w. Auch ließ er, gewiß nicht ohne Absicht, in seinen Briefen manche Bemerkungen über soldatische Angelegenheiten einfließen, denn immer noch entbehrte er des höchsten Beweises der väterlichen Verzeihung, der militairischen Uniform. Endlich fehlte es nicht an erfahrenen Freundesstimmen, die durch klugen Rath dahin einwirkten, daß der Kronprinz sein persönliches Betragen in der Gesellschaft, namentlich in seinem Verhältnisse zum Könige, immer mehr dem Wunsche und der Neigung des letzteren gemäß einrichtete. Unter diesen Rathgebern ist besonders Grumbkow, in dieser Beziehung nur ehrenvoll, zu erwähnen.

In Berlin, in der königlichen Familie selbst, hatten unterdeß die Verhältnisse ebenfalls eine Gestalt gewonnen, welche Beruhigung nach so vielen Kümmernissen erwarten ließ. Die Prinzessin Wilhelmine hatte sich, obgleich die Mutter noch immer, wenigstens in Bezug auf sie, die Verbindung mit England unterhielt, endlich entschlossen, einem der Prinzen, welche ihr vom Vater vorgeschlagen wurden, ihre Hand zu geben. Unter drei Freiwerbern wählte sie, weil ihr die beiden andern bekannt und widerwärtig waren, den einen, den sie nicht kannte, den Erbprinzen von Baireuth, und sie hatte sich in Wahrheit über das Loos, welches sie gezogen, nicht zu beklagen. Am 1. Juni war die Verlobung geschehen; die Vermählung erfolgte am 20. November desselben Jahres. Es ist zu bemerken, daß am Tage der Verlobung und am Tage der Vermählung, beide Male aber zu spät, ein englischer Courier in Berlin angekommen war, der dem Könige sehr annehmliche Anträge über eine Verbindung der Prinzessin Wilhelmine mit einem englischen Prinzen gebracht hatte. Daß der Courier beide Male zu spät kam, ließ an der Aufrichtigkeit Englands zweifeln.

Der König hatte seiner Tochter, zum Danke für ihr Eingehen in seine Wünsche, versprochen, daß die gänzliche Befreiung des Kronprinzen unmittelbar nach ihrer Hochzeit stattfinden solle. Der vierte Tag der Hochzeitsfeierlichkeiten wurde von dem Könige durch einen großen Ball in den Prunkzimmern des Schlosses gefeiert, und es wurde eben eine Menuett getanzt, als der Kronprinz eintrat. Nicht nur sein Benehmen, auch seine körperliche Erscheinung hatte sich in der langen Zeit seiner Abwesenheit geändert; er war größer und stärker geworden; in dem schlichten hechtgrauen Kleide, welches er auch jetzt noch trug, mischte er sich unbemerkt unter die Hofbedienten, die in der Nähe der Thür ständen. Niemand außer dem Könige wußte um seine

Digitized by Google

Anweſenheit, und es währte geraume Zeit, ehe er erkannt wurde. Endlich ward die Königin, die beim Spiele ſaß, durch die Oberhofmeiſterin von ſeiner Anweſenheit benachrichtigt; ſie legte die Karten weg, ging ihm entgegen und ſchloß ihn in ihre

Arme. Die Prinzeſſin Wilhelmine war außer ſich vor Freude, als ſie durch Grumbkow, mit dem ſie gerade im Tanze begriffen war, die Ankunft des Bruders vernahm; aber auch ſie ſuchte lange mit den Augen, ehe ſie ihn erkannte. Nachdem ſie ihn mit der innigſten Zärtlichkeit bewillkommnet, warf ſie ſich dem Vater zu Füßen und

Digitized by Google

drückte diesem die Gefühle ihrer Dankbarkeit so lebhaft aus, daß er den Thränen nicht zu widerstehen vermochte. Auffallend gegen solche Zärtlichkeit war das kühle Betragen des Bruders, so daß er selbst einer vorübergehenden Mißbilligung von Seiten des Königs nicht entging. Der Grund dieses Betragens lag eines Theils wohl darin, daß Friedrich, eben aus Rücksicht auf den Vater, den Entschluß gefaßt haben mochte, die Vertraulichkeit mit der Schwester, die früher zu so vielen Anschuldigungen Anlaß gegeben hatte, öffentlich nicht mehr in gleichem Maße fortzusetzen; sodann aber war er in der That inzwischen ein Anderer geworden, und seine Gedanken waren nicht mehr, wie in den früheren Zusammenkünften mit der Schwester, allein auf Spiele und Scherze gerichtet. Die Prinzessin empfand diese Entfremdung mit Kümmerniß, doch kehrte die alte Innigkeit zwischen Beiden bald zurück.

Einige Tage darauf erbaten die sämmtlichen höheren Offiziere, die in Berlin anwesend waren, unter Anführung des Fürsten von Dessau, die Wiederaufnahme des Kronprinzen in den Militairdienst. Am 30. November erhielt er die Uniform eines Infanterieregiments, zu dessen künftigem Befehlshaber er ernannt wurde. Für den Winter indeß mußte er die Uniform noch einmal mit seinem bürgerlichen Kleide vertauschen und in den Kreis seiner bisherigen Thätigkeit nach Cüstrin zurückkehren. Mit erneutem Eifer und zur stets wachsenden Zufriedenheit des Vaters ging er auf die ihm übertragenen Beschäftigungen ein. Die Inspectionsreisen wurden ausgedehnter, und vornehmlich waren es jetzt die in jener Gegend vorhandenen Glashütten und deren Betrieb, was ihm Gelegenheit zur Bereicherung seiner Kenntnisse darbot. Er benutzte dies sorgfältig und wußte den Ertrag, den die Glashütten brachten, ungleich vortheilhafter als bisher zu gestalten. Er entwarf auch einen Plan, wie diese Verbesserungen in der Verwaltung der Glashütten auf den sämmtlichen Domainen des Landes durchzuführen seien, und der König, dem jede Vermehrung des Einkommens sehr genehm war, befahl, daß nach dem Plane des Kronprinzen in allen Provinzen verfahren werden solle. Aber auch jetzt wurden die militairischen Angelegenheiten nicht versäumt; als besondere Gnade bat sich Friedrich vom Könige das Exercirreglement aus und suchte sich durch eifriges Studium desselben auch für den kriegerischen Dienst geschickt zu machen. Nachdem ein Fieber, welches den Kronprinzen gegen das Ende des Januar 1732 befiel, dem Könige noch besondere Gelegenheit gegeben hatte, durch sorgfältige Anordnungen für die Gesundheit des Sohnes seine zurückgekehrte väterliche Liebe zu bezeugen, wurde dieser endlich im Februar nach Berlin zurückgerufen, zum Obersten und Befehlshaber des von der Goltz'schen Regiments ernannt und ihm die Stadt Ruppin zu

Digitized by Google

ſeinem Standquartiere angewieſen. Als Friedrich in Cüſtrin von dem Präſidenten von Münchow Abſchied nahm und dieſer ihn bei der letzten vertraulichen Unterredung fragte, was wohl dereinſt, nach ſeiner Thronbeſteigung, Diejenigen von ihm zu erwarten haben würden, die ſich in der Zeit des Zwieſpalts mit dem Könige feindſelig gegen ihn benommen hätten, erwiderte er: „Ich werde feurige Kohlen auf ihr Haupt ſammeln!“

Digitized by Google

Neuntes Kapitel.

Die Vermählung.

Der Friede zwischen dem Könige und seinem Sohne war nunmehr geschlossen. Aber ebenso wie der Kronprinz war auch der Vater bemüht, die Gelegenheiten zu neuem Bruche zu vermeiden. Und weil er wohl erkannt hatte, daß die Natur dem Charakter seines Sohnes eine andere Richtung als dem seinigen gegeben, und daß es unmöglich sein würde, ihn ganz zu seinem Ebenbilde umzugestalten, so hielt er fortan eine Trennung des gewöhnlichen Aufenthalts, wie solche schon im verflossenen Jahre so vortheilhaft gewirkt hatte, für nothwendig. Dies war der Grund, weshalb dem Kronprinzen das neun Meilen entfernte Ruppin zum künftigen Wohnorte angewiesen war. Hier mußte ihm natürlich eine größere Freiheit in seinem Thun und Treiben verstattet sein, vorausgesetzt, daß er im Uebrigen die Anordnungen seines Vaters, namentlich seine Ausbildung für den Soldatendienst, die ihm jetzt als wichtigste Pflicht oblag, befolgte. Diese weise Maßregel bewährte sich in solchem Maße, daß von jetzt an das Vertrauen zwischen Sohn und Vater nur im Zunehmen begriffen blieb, und daß augenblickliche Mißverhältnisse, die allerdings bei so verschiedenen

Digitized by Google

Charakteren und bei der feststehenden Geistesrichtung des Königs nicht ganz ausbleiben konnten, doch ohne weitere Folgen vorübergingen.

Zunächst hatte freilich der Sohn, um seine vollkommene Unterwerfung unter den Willen des Vaters zu bezeugen, noch einen sehr schmerzlichen Kampf zu bestehen. Um einen der wichtigsten Anlässe zu weiterer Mißhelligkeit zu beseitigen, dachte der Vater sehr ernstlich auf die Verheirathung des Kronprinzen. Schon während sich der letztere in Cüstrin aufhielt, waren die ersten Einleitungen dazu getroffen. Die österreichische Partei, die den König noch immer ausschließlich beherrschte und die mit aller Macht den noch immer nicht ganz besiegten englischen Einflüssen entgegen zu arbeiten suchte, wußte es dahin zu bringen, daß eine Nichte der Kaiserin, Elisabeth Christine, eine Prinzessin von Braunschweig-Bevern, in Vorschlag gebracht wurde. Friedrich Wilhelm ging hierauf um so freudiger ein, als ihm der Vater der Prinzessin persönlich vor vielen Fürsten werth war. Der Kronprinz gab seine Zustimmung, aber mit Verzweiflung im Herzen. Man hatte ihm gesagt, die Prinzessin sei häßlich und sehr beschränkten Geistes; und er, in der ersten Blüthe der Jugend, aller Lust des Lebens um so eifriger zugethan, je entschlossener die seltene Gelegenheit erhascht werden mußte, sollte sich so früh durch ein Band fesseln lassen, das in zwiefacher Beziehung seinen Neigungen widersprach! Er suchte einen andern Ausweg. Die Prinzessin Katharine von Mecklenburg, Nichte der Kaiserin Anna von Rußland und von dieser an Kindesstatt angenommen, schien seinen Wünschen ein ungleich angemessenerer Gegenstand. Als er jedoch hierüber Mittheilungen machte und eine solche Wahl wiederum dem österreichischen Hofe sehr bedenklich erschien, so wurden die Anstrengungen von dieser Seite rücksichtlich der Prinzessin von Braunschweig verdoppelt und der Wille des Königs von Preußen unwiderruflich bestimmt.

Schon im März 1732, als der Herzog Franz Stephan von Lothringen, der künftige Schwiegersohn des Kaisers, einen Besuch am Hofe von Berlin abstattete, und zu den ehrenvollen Festlichkeiten, mit denen derselbe empfangen wurde, auch die braunschweigischen Herrschaften eingeladen waren, wurde die Verlobung des Kronprinzen mit der Prinzessin Elisabeth Christine gefeiert. Friedrich fand sich, zu seiner großen Beruhigung, durch die früheren Berichte über seine Braut getäuscht; denn sie war keineswegs häßlich, vielmehr von eigenthümlicher Anmuth in der äußeren Erscheinung, und die übergroße Schüchternheit ihres Benehmens, die sie als beschränkt erscheinen ließ, hoffte er später zu beseitigen. Doch war er klug genug, sich von dieser Veränderung seiner Gesinnungen nichts merken zu lassen, damit der Vater das Opfer, welches er ihm darbrachte, um so höher anschlagen möge. Oesterreichischer Seits that man Alles, um die Prinzessin bis zur Vermählung den Wün-

Digitized by Google

ſchen des Kronprinzen gemäß auszubilden; man ſorgte für eine geſchickte Hofmeiſterin; man bemühte ſich ſpäter ſogar, einen ausgezeichneten Tanzmeiſter für ſie zu werben, da der Kronprinz, der damals mit eben ſo großer Leidenſchaft wie Anmuth tanzte, ſich über ihren Tanz mißfällig geäußert hatte. Die Heirath war auf das nächſte Jahr beſtimmt; vom kaiſerlichen Hofe ſuchte man dieſelbe nach Möglichkeit zu beſchleunigen, damit das bisher Gewonnene nicht wieder verloren gehe, welches Letztere der damals ſehr ſchwankende Geſundheitszuſtand des Königs befürchten ließ.

Nach Beendigung der Feſtlichkeiten kehrte der Kronprinz nach Ruppin zurück. Die Ruhe, welche er hier genoß, that ſeinem Geiſte innig wohl. Zwar ließ er es ſich aufs Eifrigſte angelegen ſein, das ihm anvertraute Regiment unabläſſig zu üben, für deſſen Wohl und Tüchtigkeit zu ſorgen, beſonders aber, demſelben durch die Anwerbung großer Rekruten in den Augen des Königs ein möglichſt ſtattliches Anſehen zu verſchaffen; auch verſäumte er nicht die ökonomiſchen Angelegenheiten, die ihm der König gleichzeitig aufgetragen hatte; doch waren die Mußeſtunden hier ohne weiteren Zwang der Bildung ſeines Geiſtes, der Lectüre und Muſik gewidmet. Ernſtlicher als in früherer Zeit konnte er jetzt auf eine wiſſenſchaftliche Durchbildung bedacht ſein, und die großen Männer und Thaten der Vorzeit traten im Spiegel

der Geſchichte, zu gleichem Thun begeiſternd, vor ſein inneres Auge. Nahe bei Ruppin ſelbſt, bei Fehrbellin, war klaſſiſcher Boden: hier hatte vor einem halben Jahrhundert des Kronprinzen Ahnherr, der große Kurfürſt, die Schaaren der

Digitized by Google

Schweden wie ein Gewittersturm vernichtet und sein Land frei gemacht. Er besuchte die Wahlstatt, sich von allen Einzelheiten des denkwürdigen Vorgangs zu unterrichten, wohl ahnend, daß seine eigene Zukunft ein solches Studium nothwendig machen werde. Ein alter Bürger von Ruppin, der jener Schlacht in seiner Jugend beigewohnt, war sein Führer. Als man die Besichtigung vollendet hatte, fragte ihn der Prinz heiteren Muthes, ob er ihm nicht die Ursache jenes Krieges sagen könne. Treuherzig erwiderte der Alte, der Kurfürst und der Schwedenkönig hätten in ihrer Jugend zusammen in Utrecht studirt, hätten sich aber so wenig mit einander vertragen können, daß es endlich zu solchem Ausbruche habe kommen müssen. Er wußte nicht, daß ein ähnliches Verhältniß zwischen Friedrich's eigenem Vater und dem Könige von England fast zu gleichen Folgen geführt hatte und daß es nicht ohne wesentlichen Einfluß auf das Schicksal des Kronprinzen gewesen war.

Zu gleicher Zeit aber sollte ihm auch die Gegenwart das großartigste Beispiel zur Nacheiferung darbieten, und es mußte dasselbe um so tiefer auf sein Gemüth wirken, als es gerade der eigene Vater war, der sich hierdurch den Augen der Welt in hochwürdiger Weise darstellte. Es war das Jahr 1732, in welchem Friedrich Wilhelm den protestantischen Bewohnern von Salzburg, die in der Heimat um ihres Glaubens willen bedrückt und verfolgt wurden, seine königliche Hülfe darbot und ihnen in seinen Staaten eine neue Heimat und eine sichere Freistatt eröffnete.

In unzähligen Schaaren, mehr als 20,000, betraten die Auswanderer das gastliche Land, wo ihnen in den Provinzen Preußen und Litthauen weite fruchtbare Strecken, die durch die Pest entvölkert waren, angewiesen wurden. Viele hatten ihr Hab und Gut im Stiche lassen müssen; um so eifriger kam man ihnen in allen Orten des preußischen Staates, die sie durchzogen, mit wohlthätiger Spende entgegen, indem überall das Beispiel im Kleinen nachgeahmt ward, welches der König im Großen ausübte. Von Friedrich's Gesinnung zeugen seine Briefe aus jener Zeit. „Mein Herz treibt mich (so schreibt er aus Ruppin an Grumbkow), das traurige Loos der Ausgewanderten kennen zu lernen. Die Standhaftigkeit, welche diese braven Leute bezeugt, und die Unerschrockenheit, mit welcher sie alle Leiden der Welt ertragen haben, um nur nicht der einzigen Religion zu entsagen, die uns die wahre Lehre unsers Erlösers kennen lehrt, kann man, wie es mir scheint, nicht genug vergelten. Ich würde mich gern meines Hemdes berauben, um es mit diesen Unglücklichen zu theilen. Ich bitte Sie, verschaffen Sie mir Mittel, ihnen beizustehen; von ganzem Herzen will ich von dem geringen Vermögen, welches ich besitze, Alles hergeben, was ich ersparen kann" u. s. w. „Ich versichere Ihnen (so fährt er in einem anderen Briefe fort), je mehr ich an die Angelegenheit der Ausgewanderten

Digitized by Google

denke, um so mehr zerreißt sie mir das Herz." — Wir haben keine Zeugnisse, wie viel der Kronprinz für jene Unglücklichen gethan; aber es sind Züge seines Lebens genug, auch aus jener Zeit, vorhanden, die es erkennen lassen, daß solche Aeußerungen gewiß von Thaten begleitet waren.

In der einen so eben angeführten Briefstelle bittet Friedrich den General Grumbkow, der sich sein Vertrauen zu erwerben gewußt, ihm Geldmittel zu verschaffen: — er war solcher Unterstützung nur zu sehr bedürftig. Er war vom Könige immer noch auf eine im Verhältniß zu seiner Stellung beschränkte Einnahme hingewiesen. Dabei hatte er es, trotz aller Fürsorge des Königs, noch immer nicht lernen können, sich eines sparsamen Haushaltes zu befleißigen; manche bedeutendere Ausgaben wurden ihm theils durch äußere, theils durch innere Nothwendigkeit auferlegt, und bald war die Summe seiner Schulden aufs Neue zu einer namhaften Höhe angewachsen. Die großen Rekruten, welche zur Ausstaffirung seines Regiments unumgänglich nöthig waren, konnten nur durch die Aufopferung bedeutender Mittel

Digitized by Google

angeworben werden. Seine Schwester, die Gemahlin des Erbprinzen von Baireuth, befand sich in einer ebenfalls sehr unbehaglichen Lage, indem sie weder in Baireuth von ihrem Schwiegervater, noch in Berlin von ihrem Vater eine genügende Ausstattung erhalten hatte; seinem alten treuen Lehrer Duhan ging es in seiner Verbannung auch nur kümmerlich; Beide liebte er zärtlich, und er betrachtete sich als Schuld der Ungnade, welche der König auf sie geworfen hatte. Gern theilte er mit ihnen, was er aufzubringen im Stande war. Solche Verhältnisse aber waren dem österreichischen Hofe im allerhöchsten Maße erwünscht; sie gaben Gelegenheit, den Kronprinzen, den ein jeder Tag zum Herrscher machen konnte, auf eine festere Weise als durch die bisherigen Versuche an die Interessen Oesterreichs zu knüpfen. Man leistete ihm bedeutende Vorschüsse, die bald den Charakter eines förmlichen Jahrgehaltes annahmen; man gewährte dasselbe der Prinzessin von Baireuth, indem man den Einfluß wohl kannte, den gerade sie auf den Kronprinzen ausübte; man verschaffte Duhan eine kleine Stellung in Wolfenbüttel und sicherte auch ihm eine besondere Pension zu. Mit der äußersten Vorsicht wußte man alles Dies zu bewerkstelligen, so daß der König davon keine Kunde erhielt. Friedrich war wohl im Stande, die Absicht des österreichischen Hofes zu durchschauen; aber er nahm das an, wozu ihn die Nothwendigkeit zwang. Wie wenig ehrlich die österreichische Gesinnung bei solcher Theilnahme war, wie wenig sie wahrhaften Dank verdiente, zeigte sich nur zu bald.

Das Hauptinteresse, durch welches Kaiser Karl VI. in allen seinen politischen Unternehmungen geleitet ward, war jene pragmatische Sanction, welche das Erbfolgerecht seiner Töchter verbürgen sollte. Die Verbindung mit Preußen war eingeleitet worden, weil Friedrich Wilhelm der Sanction beizutreten versprochen hatte; mit England hatte man in feindlichem Verhältnisse gestanden, weil man hier Widerspruch fand. Das Verhältniß änderte sich, sobald England der Sanction beitrat. Nun suchte man dem englischen Hofe gefällig zu sein, und Preußen sollte das Mittel dazu werden. Der König von England hätte noch immer gern eine seiner Töchter zur künftigen Königin von Preußen gemacht; kaum war der Wunsch ausgesprochen, so kehrte sich auch plötzlich die österreichische Politik in Bezug auf Friedrich's Verheirathung um, und so eifrig man bisher an einer Verbindung mit der Prinzessin von Braunschweig gearbeitet hatte, mit eben so behenden Intriguen suchte man nun das angefangene Werk zu Gunsten Englands umzustürzen; dabei ward auch anderweitiger Vortheil nicht vergessen, und die Prinzessin Elisabeth Christine, die Nichte der Kaiserin, sollte nunmehr einem englischen Prinzen zu Theil werden. Man ging in diesem diplomatischen Eifer so weit, daß man noch am Vorabende von Friedrich's

Digitized by Google

Hochzeit dem Könige von Preußen die dringendſten Vorſtellungen machen ließ. Diesmal aber ſcheiterten die Künſte der Diplomatie an Friedrich Wilhelm's deutſcher Ehrlichkeit; man erreichte damit nur, daß ihm die engliſchen Abſichten aufs Neue verdächtig wurden, indem die Anträge jetzt zu ſpät kamen, und daß er auch ſehr lebhafte Zweifel an der Aufrichtigkeit Oeſterreichs gegen ſeine Wünſche zu ſchöpfen begann. Selbſt Friedrich bezeigte ſich den veränderten Anträgen wenig günſtig, da auch er der Meinung war, daß die Verbindung ſeiner geliebten älteren Schweſter mit einem engliſchen Prinzen weſentlich nur durch Englands Schuld abgebrochen worden ſei.

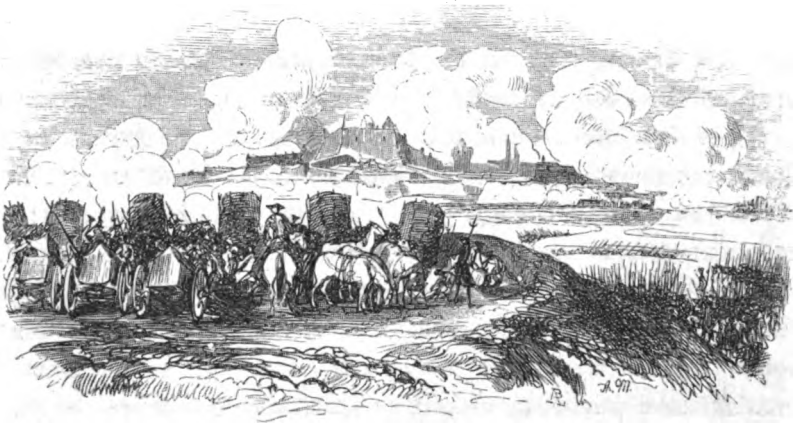
So ging denn die Vermählung des Kronprinzen mit der Prinzeſſin Eliſabeth Chriſtine im Juni 1733 vor ſich. Der preußiſche Hof war zu dem Endzweck nach Salzdahlum gereiſt, einem Luſtſchloſſe des Herzogs Ludwig Rudolph von Braunſchweig-Wolfenbüttel, der als Großvater der Braut die Feierlichkeiten der Hochzeit

Digitized by Google

beſorgte. Die Trauung ward am 12. Juni durch den berühmten Theologen Abt Mosheim verrichtet. Das Feſt wurde durch die Entwickelung großer Pracht verherrlicht, aber es fehlte dabei der frohe Muth. Die Königin von Preußen war in Verzweiflung, daß nun alle ihre Pläne geſcheitert waren; die Braut war ohne Willen den Beſtimmungen der Ihrigen gefolgt, und ihre frühere Schüchternheit wurde durch all das äußere Gepränge nur vermehrt; Friedrich hatte zwar ſeinen Widerwillen abgelegt, fand es aber gut, vor den Augen der Welt ſeine Rolle fortzuſpielen; der König ſchien durch das Benehmen des Sohnes nachdenklich gemacht, während zugleich jene engliſch-öſterreichiſchen Anträge nur geeignet waren, ſeine Stimmung zu verderben. Nach einigen Tagen kehrten die ſämmtlichen Herrſchaften, die preußiſchen und die braunſchweigiſchen, nach Berlin zurück, wo am 27. Juni, nachdem man ſich durch militairiſche Schauſtellungen zu vergnügen geſucht, der feierliche Einzug in einer langen Reihe prachtvoller Wagen gehalten wurde. Dann folgten neue Feſtlichkeiten, welche mit der ſchon früher beſprochenen Vermählung der Prinzeſſin Philippine Charlotte, einer jüngeren Schweſter Friedrich's, mit dem Erbprinzen Karl von Braunſchweig beſchloſſen wurden.

Für Friedrich's Aufenthalt in Berlin war das frühere Gouvernementshaus (das ſeitherige Palais des Königs) eingerichtet und erweitert worden. Um ihm auch den Aufenthalt bei ſeinem Regimente in Ruppin angenehmer zu machen, kaufte der König für ihn das Schloß Rheinsberg, welches bei einem Städtchen gleiches Namens zwei Meilen von Ruppin in anmuthiger Gegend gelegen iſt, als er vernommen hatte, daß er hierdurch einen Lieblingswunſch des Sohnes erfüllen könne. Für den Umbau und die Einrichtung des Schloſſes wurde eine namhafte Summe ausgeſetzt.

Digitized by Google



Zehntes Kapitel.

Der erste Anblick des Krieges.

Friedrich hatte bisher den militairischen Dienst nur auf dem Exercirplatze kennen gelernt; jetzt sollte ihm auch die ernste Anwendung dieses Dienstes im Kriege entgegentreten.

Den Anlaß zu einem Kriege, an welchem Preußen Theil nahm, gab eine Streitigkeit um den Besitz Polens. König August II. war am 1. Februar 1733 gestorben. Er hatte, gegen die Verfassung Polens, welche kein Erbgesetz kannte und die königliche Macht durch freie Wahl austheilte, die polnische Krone als ein erbliches Gut für seine Familie zu erwerben gesucht. Zunächst zwar ohne Erfolg; doch trat sein Sohn, nachmals August III. genannt, der ihm in Sachsen als Kurfürst gefolgt war, als Bewerber um die polnische Krone auf, indem Rußland und Oesterreich seinen Schritten einen energischen Nachdruck gaben. Ihm entgegen stand Stanislaus Lesczynski, der Schwiegervater des Königs von Frankreich, Ludwig's XV., der schon früher einige Jahre hindurch, als August II. der Macht des Schwedenkönigs, Karl's XII., hatte weichen müssen, mit dem Glanze der polnischen Krone geschmückt gewesen war; für ihn sprach das Wort seines Schwiegersohnes. Polen selbst war in Parteien zerrissen; einst ein mächtiges Reich, war es jetzt keiner Selbstständigkeit, keiner wahren Freiheit mehr fähig, und schon lange Zeit hatte es nur durch fremde

Digitized by Google

Gewalt gelenkt werden können. August III. siegte durch die kriegerische Macht seiner Verbündeten, während Frankreich es für Stanislaus fast nur bei leeren Versprechungen bewenden ließ. Aber ein sehr willkommener Anlaß war es dem französischen Hofe, für ein solches Verfahren, für solche Eingriffe in die sogenannte polnische Wahlfreiheit an Oesterreich den Krieg zu erklären, um abermals, wie es schon seit einem Jahrhundert Frankreichs Sitte war, seine Grenzen auf die Lande des deutschen Reichs hin ausdehnen zu können. Die Kriegserklärung erfolgte im October 1733.

Friedrich Wilhelm hatte sich früher der Verbindung Rußlands und Oesterreichs in Rücksicht auf Polen angeschlossen, wozu ihm vorläufig, neben anderen Vortheilen, abermals jene bergische Erbfolge zugesichert war. Da es aber auch jetzt hierüber zu keiner schließlichen Bestimmung kam, so hatte er sich nicht näher in die polnischen Händel gemischt. Als dann die französische Kriegserklärung erfolgte, verhieß er dem Kaiser die Beihülfe von 40,000 Kriegern, wenn seinen Wünschen nunmehr genügend gewillfahrt würde. Aufs Neue jedoch erhielt er ausweichende Antworten, und so gab er nur, wozu er durch sein älteres Bündniß mit dem Kaiser verpflichtet war, eine Unterstützung von 10,000 Mann, welche im Frühjahr 1734 zu dem kaiserlichen Heere abging. Den Oberbefehl über das letztere führte Prinz Eugen von Savoyen, der im kaiserlichen Dienste ergraut und dessen Name durch die Siege, welche er in seinen früheren Jahren erfochten hatte, hochberühmt war. Dem Könige von Preußen schien die Gelegenheit günstig, um den Kronprinzen unter so gefeierter Leitung in die ernste Kunst des Krieges einweihen zu lassen, und so folgte dieser, als Freiwilliger, den preußischen Regimentern. Kurze Zeit nach ihm ging auch der König selbst zum Feldlager ab.

Das französische Heer, das mit schnellen Schritten in Deutschland eingerückt war, belagerte die Reichsfestung Philippsburg am Rheine. Eugen's Heer war zum Entsatz der Festung herangezogen; das Hauptlager des letzteren war zu Wiesenthal, einem Dorfe, das von den französischen Verschanzungen nur auf die Weite eines Kanonenschusses entfernt lag. Hier traf Friedrich am 7. Juli ein. Kaum angekommen, begab er sich sogleich zum Prinzen Eugen, den einundsiebzigjährigen Helden von Angesicht zu sehen, dessen Name noch als der erste Stern des Ruhms am deutschen Himmel glänzte, sowie er auch heutiges Tages noch in den Liedern des deutschen Volkes lebt. Friedrich bat ihn um die Erlaubniß, „zuzusehen, wie ein Held sich Lorbeeren sammle." Eugen wußte auf so feine Schmeichelei Verbindliches zu erwidern; er bedauerte, daß er nicht schon früher das Glück gehabt habe, den Kronprinzen bei sich zu sehen; dann würde er Gelegenheit gefunden haben, ihm manche Dinge zu zeigen, die für einen Heerführer von Nutzen seien und in ähnlichen Fällen

Digitized by Google

mit Vortheil angewandt werden könnten. „Denn“, ſetzte er mit dem Blicke des Kenners hinzu, „Alles an Ihnen verräth mir, daß Sie ſich einſt als ein tapferer Feldherr zeigen werden.“

Eugen lud den Prinzen ein, bei ihm zu ſpeiſen. Während man an der Tafel ſaß, ward von den Franzoſen heftig geſchoſſen; doch achtete man deſſen wenig, und das Geſpräch ging ungeſtört ſeinen heiteren Gang. Friedrich aber freute ſich, wenn er eine Geſundheit ausbrachte und ſeinen Trinkſpruch von dem Donner des feindlichen Geſchützes begleiten hörte.

Eugen fand an dem jugendlichen Kronprinzen ein lebhaftes Wohlgefallen; ſein Geiſt, ſein Scharfſinn, ſein männliches Betragen überraſchten ihn und zogen ihn an. Zwei Tage nach Friedrich's Ankunft machte er ihm, in Geſellſchaft des Herzogs von Württemberg, einen Gegenbeſuch und verweilte geraume Zeit in ſeinem Zelte.

Digitized by Google

Als beide Gäste sich entfernten, ging Eugen zufällig voran, ihm folgte der Herzog von Württemberg. Friedrich, der den letzteren schon von früherer Zeit her kannte, umarmte und küßte ihn. Schnell wandte sich Eugen um und fragte: „Wollen denn Ew. Königliche Hoheit meine alten Backen nicht auch küssen?“ Mit herzlicher Freude erfüllte Friedrich die Bitte des Feldherrn.

Prinz Eugen bewies dem Kronprinzen seine Zuneigung auch dadurch, daß er ihm ein Geschenk von vier ausgesuchten, großen und schön gewachsenen Rekruten machte. Zu jedem Kriegsrathe wurde Friedrich zugezogen. Dieser aber war bemüht, sich solcher Zuneigung durch eifrige Theilnahme an allen kriegerischen Angelegenheiten würdig zu machen. Er theilte die Beschwerden des Feldlagers und unterrichtete sich sorgfältig über die Behandlung der Soldaten im Felde. Täglich beritt er, solange die Belagerung anhielt, die Linien, und wo nur etwas von Bedeutung vorfiel, fehlte er nie. Von kriegerischer Unerschrockenheit gab er schon jetzt eine seltene Probe. Er war nämlich einst mit ziemlich großem Gefolge ausgeritten, die Linien von Philippsburg zu besichtigen. Als er durch ein sehr lichtes Gehölz zurückkehrte, begleitete ihn das feindliche Geschütz ohne Aufhören, so daß mehrere Bäume zu seinen Seiten zertrümmert wurden; doch behielt sein Pferd den ruhigen Schritt bei, und selbst

seine Hand, die den Zügel hielt, verrieth nicht die mindeste ungewöhnliche Bewegung. Man bemerkte vielmehr, daß er ruhig in seinem Gespräche mit den Generalen, die neben ihm ritten, fortfuhr, und man bewunderte seine Haltung in einer Gefahr, mit welcher sich vertraut zu machen er bisher noch keine Gelegenheit gehabt hatte.

Digitized by Google

So konnte Prinz Eugen, als Friedrich Wilhelm im Feldlager eintraf, das günstigste Zeugniß über den Kronprinzen ablegen; er versicherte dem Könige, daß der Prinz in Zukunft einer der größten Feldherren werden müsse. Ein solches Lob und aus dem Munde eines so ausgezeichneten Heerführers bereitete dem Könige die größte Freude; er äußerte, wie ihm dies um so lieber sei, als er immer daran gezweifelt, daß sein Sohn Neigung zum Soldatenstande habe. Fortan betrachtete er den letzteren mit immer günstigeren Augen.

Wie tief der Eindruck war, den die Erscheinung des gefeierten Helden auf Friedrich hervorbrachte, wie lebhaft dieselbe seinen Geist zur Nacheiferung anreizte, bezeugt ein Gedicht, das er im Lager geschrieben hat, das früheste unter denen, welche sich aus seiner Jugendzeit erhalten haben. Spricht sich hierin sein Gefühl auch in jener rhetorischen Umhüllung aus, welche die ganze französische Poesie seiner Zeit, nach der er sich bildete, charakterisirt, so ist es doch der zu Grunde liegenden Gesinnung wegen merkwürdig genug. Es ist eine Ode an den Ruhm, den er als den Urheber alles Großen, was durch das Schwert und durch die Kunst des Wortes hervorgerufen wurde, hinstellt. Er führt die Beispiele der Geschichte an, hebt unter diesen besonders die Thaten Eugen's hervor und schließt mit seiner eigenen Zukunft. Die bedeutungsvolle Schlußstrophe dürfte sich etwa mit folgenden Worten (denn das Gedicht ist, wie alle Schriften Friedrich's, französisch) übersetzen lassen:

O Ruhm, dem ich zum Opfer weihe
Der Freuden hold erblühten Kranz:
O Ruhm, dein bin ich! so verleihe
Du meinem Leben hellen Glanz!
Und dräuen mir des Todes Schaaren,
Du kannst noch einen Strahl bewahren
Des Geistes, welcher glüht in mir;
Schließ' auf das Thor mit deinen Händen,
Auf deinen Pfad mich hinzuwenden: —
Dir leb' ich und ich sterbe dir!

Weniger bedeutend ist ein zweites Gedicht aus derselben Zeit, in welchem Friedrich die Gräuel des Krieges zu schildern sucht und mit innerer Genugthuung hinzufügt, daß er sich hierbei sein zarteres Gefühl erhalten habe.

Indeß war dieser Feldzug wenig geeignet, den Theilnehmern einen Ruhm, wie ihn Friedrich wünschte, zu gewähren. Die österreichischen Regimenter waren schlecht disciplinirt und bildeten einen sehr auffallenden Gegensatz gegen die vortreffliche Beschaffenheit der an Zahl freilich geringeren preußischen Truppen. Friedrich selbst war, als er nach der Heimat zurückkehrte, mit Verachtung gegen die Prahlerei und das unkriegerische Benehmen der Oesterreicher erfüllt, — ein Umstand, der gewiß auf seine späteren Pläne und Entschließungen gegen Oesterreich wesentlich eingewirkt hat. Eugen hatte das Feuer seiner Jugend verloren und wagte es nicht, den wohlerworbenen Ruhm noch einmal aufs Spiel zu setzen. So geschah es, daß man, statt die ungünstige Stellung der Franzosen mit rascher Ent-

Digitized by Google

ſchloſſenheit zu benutzen, in Ruhe zuſah, wie Philippsburg von ihnen ſchon am 18. Juli eingenommen wurde. Damit war die Hoffnung auf große Thaten verloren.

Die thatenloſe Muße des Feldlagers zu vertreiben, gerieth Friedrich einſt mit einigen gleichgeſtimmten jungen Freunden auf die Ausführung eines ſonderbaren Planes. Ihm dünkte nämlich der Schlaf eine große Beſchränkung des Lebens zu ſein; die Entbehrung deſſelben ſchien dem Leben einen doppelten Werth zu verheißen. Man wagte den Verſuch, indem man dem guten Willen durch den Genuß ſtarken Kaffees nachzuhelfen bemüht war. Vier Tage lang hatte man in ſolcher Weiſe ohne Schlaf zugebracht, als die Natur ihre Rechte forderte. Man ſchlief über Tiſche ein, Friedrich war in Gefahr, krank zu werden, und man begnügte ſich fortan mit dem einfachen Werthe des Lebens.

Friedrich Wilhelm verließ das Heer, mißvergnügt über die ſchlechten Erfolge, ſchon im Auguſt, wurde aber unterwegs von einer gefährlichen Krankheit befallen und kehrte im September in einem ſehr bedenklichen Zuſtande heim. Der Kronprinz hatte den Auftrag, die preußiſchen Truppen in die Winterquartiere zu führen; die Krankheit des Vaters trieb ihn zur Beſchleunigung ſeines Geſchäfts, und ſchon in der Mitte des October war auch er wieder bei den Seinen. Der König bewies ihm jetzt, indem er ſelbſt den ganzen Winter hindurch das Zimmer und Bett hüten mußte, das ehrenvolle Vertrauen, daß er ihn alle einlaufenden Sachen an ſeiner Statt unterzeichnen ließ. So drohend die Krankheit des Königs indeß geweſen war, ſo genas er doch im nächſten Frühjahr wieder, wenn auch die Folgen des Uebels nicht mehr ausgerottet werden konnten. Im Juni 1735 beförderte er den Sohn, ihm aufs Neue ſein Wohlwollen zu bezeugen, zum Generalmajor.

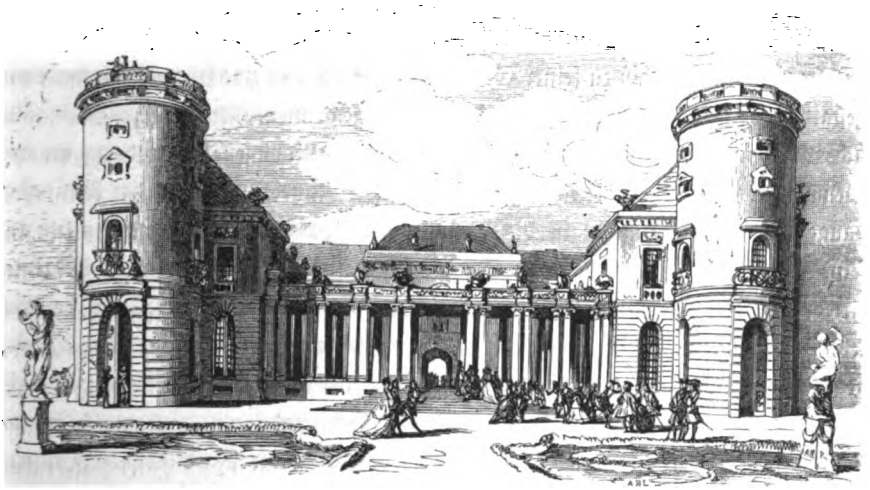
Oeſterreich bewies ſich gegen den König von Preußen wenig dankbar für die erwieſene Hülfe. Es machte ſtatt deſſen im Gegentheil noch Nachforderungen, welche ſich auf die Pflichten des Königs als Reichsſtand gründeten. Auch forderte es, die redlichen Geſinnungen des Königs ſehr verkennend, von ihm die Auslieferung des Stanislaus Lesczynski, welcher ſich, nachdem ſein Unternehmen in Polen geſcheitert war, auf preußiſchen Boden geflüchtet und hier auf den Befehl Friedrich Wilhelm's, dem Stanislaus perſönlich werth war, gaſtliche Aufnahme gefunden hatte. Beides verweigerte der König; ebenſo wenig aber nahm er die verlockenden Anerbietungen Frankreichs an, das ihn, ſeine Freundſchaft für Stanislaus ins Auge faſſend, auf ſeine Seite zu ziehen ſtrebte. Endlich ließ ihn der öſterreichiſche Hof, als er der preußiſchen Unterſtützung entbehren zu können glaubte, ganz fallen. Man ging mit Frankreich in Friedensunterhandlungen ein, die dem Könige Stanislaus zur Entſchädigung das zum deutſchen Reiche gehörige Herzogthum Lothringen brachten, deſſen Erledigung man nahe vorausſah, das aber nach Stanislaus' Tode

Digitized by Google

an Frankreich fallen ſollte; der Herzog von Lothringen ſollte ſtatt deſſen durch den Beſitz von Toscana entſchädigt werden. Dem Kaiſer wurde dafür von Frankreich ſeine pragmatiſche Sanction garantirt. Das deutſche Reich war mit einer ſo ſchmachvollen Beendigung des Krieges dankbarlichſt zufrieden. An Friedrich Wilhelm war dabei gar nicht gedacht worden, man gab ihm nicht einmal von den Verhandlungen Nachricht; noch viel weniger war man bemüht, ihm irgend einen Lohn für ſeine Aufopferungen zukommen zu laſſen. Ja, man verletzte ſogar die Geſetze der äußeren Schicklichkeit ſo weit, daß man ihm nicht einmal von der Vermählung der älteſten Tochter des Kaiſers, Maria Thereſia, mit dem Herzoge von Lothringen, die im Anfange des Jahres 1736 erfolgte, Nachricht gab. Nun war auch für Friedrich Wilhelm kein Grund mehr vorhanden, ſeinen lange verhaltenen Unwillen gegen Oeſterreich zu verbergen. Bitter ſpottend äußerte er ſich über das Benehmen des kaiſerlichen Hofes; und als einſt die Rede darauf kam, deutete er auf den Kronprinzen und ſprach, die künftige Größe des Sohnes ahnend, im Gefühl der eigenen zunehmenden Schwäche die prophetiſchen Worte: „Hier ſteht Einer, der wird mich rächen!“

Im Anfange des Jahres 1739 aber ſchloß Oeſterreich mit Frankreich einen Tractat, dem zufolge die von Friedrich Wilhelm in Anſpruch genommenen und ihm durch die früheren Verträge zugeſicherten Rechte auf Jülich und Berg auf den damaligen Prinzen von Sulzbach übergehen ſollten. Der Antrag zu dieſem Tractate war von Oeſterreich ausgegangen, und es wurde ausdrücklich die Garantie deſſelben von Seiten Frankreichs gegen Preußen ausbedungen.

Digitized by Google



Elftes Kapitel.

Der Aufenthalt in Rheinsberg.

n der ſchweren Krankheit des Königs, welche auf die Rheincampagne vom Jahre 1734 gefolgt war, rief Friedrich einſt mit Thränen in den Augen aus: „Ich möchte gern einen Arm hingeben, um das Leben des Königs um zwanzig Jahre zu verlängern, wollte auch er mich nur nach meiner Neigung leben laſſen!“ Es bedurfte des Opfers nicht, um endlich eine anmuthigere Geſtaltung ſeines Lebens zu erreichen. Der König gewährte ihm fortan vollkommene Freiheit, und es folgte bis zu Friedrich's Thronbeſteigung eine Reihe ſo glückſelig heiterer Jahre, wie ſolche ſein ſpäteres Leben, welches viel mehr dem Wohle ſeines Volkes als dem eigenen gewidmet war, nicht wieder geſehen hat.

Rheinsberg, jene anmuthige Beſitzung in der Nähe von Ruppin, mit welcher der Kronprinz nach ſeiner Vermählung beſchenkt worden war, bildete nun den Mittelpunkt ſeiner Freuden. Hier wurde ſeine Hofhaltung fürſtlich, aber ohne übertriebenen Glanz eingerichtet; hier ſammelten ſich um ihn die Männer, die ihm vor Allen werth waren; hier widmete er die Tage, die nicht durch Dienſtgeſchäfte in Anſpruch genommen wurden, dem ungeſtörten Genuſſe der Wiſſenſchaften und

Digitized by Google

Künste. Das Verhältniß zu seiner Gemahlin hatte sich auf eine sehr erfreuliche Weise gestaltet; ihr Aeußeres hatte die zarteste Anmuth gewonnen, ihre Schüchternheit hatte sich zur reinsten weiblichen Milde entfaltet, ihre vollkommene Hingebung an den Gemahl erwarb ihr von dessen Seite eine herzliche Zuneigung; ohne im Mindesten danach zu streben, war sie in dieser glücklichen Zeit selbst nicht ohne Einfluß auf seine Entschließungen. Leider nur war die Ehe durch keine Kinder beglückt. Unter Friedrich's Freunden sind vornehmlich anzuführen: Baron Keyserling, ein heiterer, lebensfroher Mensch, der ihm schon in früherer Zeit vom Könige zum Gesellschafter gegeben war und mit dem sich jetzt das innigste Verhältniß entwickelte; Knobelsdorff, dem Kronprinzen seit der Zeit des Cüstriner Aufenthalts werth, damals Hauptmann, jetzt dem militairischen Treiben abgethan und nur den bildenden Künsten, namentlich der Architektur, lebend, für die er ein hochachtbares Talent auszubilden wußte; Jordan, früher Prediger, jetzt mit dem Studium der schönen Wissenschaften beschäftigt und durch gesellige Talente ausgezeichnet, u. A. m. Sodann eine Reihe ehrenwerther Offiziere, älterer und jüngerer; Künstler, unter denen besonders der Hofmaler Pesne von höherer Bedeutung ist; Musiker, wie z. B. der bekannte Kapellmeister Graun; und manche Andere, die nur vorübergehend in Rheinsberg einsprachen. Mit entfernten Freunden endlich wurde das Band durch einen eifrig fortgesetzten Briefwechsel festgehalten.

In den Briefen eines Zeitgenossen, des Baron Bielfeld, der im letzten Jahre ebenfalls unter die Zahl der Rheinsberger Freunde aufgenommen wurde, ist uns das anschaulichste Bild von Rheinsberg, von der Anmuth des Ortes, von der Heiterkeit des dortigen Lebens aufbehalten. Wir können die Schilderung desselben nicht besser wiedergeben, als indem wir seine eigenen Worte benutzen.

„Die Lage des Schlosses (so schreibt Bielfeld im October 1739) ist schön. Ein großer See bespült fast seine Mauern, und jenseit desselben zieht sich amphitheatralisch ein schöner Wald von Eichen und Buchen hin. Das ehemalige Schloß bestand nur aus dem Hauptgebäude mit einem Flügel, an dessen Ende sich ein alter Thurm befand. Dies Gebäude und seine Lage waren geeignet, das Genie und den Geschmack des Kronprinzen und das Talent Knobelsdorff's zu zeigen, welcher Aufseher über die Bauten ist. (Die erste Anlage des Umbaues war indeß nicht Knobelsdorff's Werk.) Das Hauptgebäude wurde ausgebessert und durch Bogenfenster, Statuen und allerhand Verzierungen verschönert. Man baute an der andern Seite ebenfalls einen Flügel mit einem Thurme und vereinigte diese beiden Thürme durch eine doppelte Säulenreihe, mit Vasen und Gruppen geschmückt. Durch diese Einrichtung gewann das Ganze die Gestalt eines Vierecks. Am Eingange ist eine mit Statuen,

Digitized by Google

die als Laternenträger dienen, beſetzte Brücke. In den Hof gelangt man durch ein ſchönes Portal, über welches Knobelsdorff die Worte: Friderico tranquillitatem colenti geſetzt hat. — Das Innere des Schloſſes iſt höchſt prächtig und geſchmackvoll. Ueberall ſieht man vergoldete Bildhauerarbeit, doch ohne Ueberladung, vereint mit richtigem Urtheil. Der Prinz liebt blos beſcheidene Farben, deshalb ſind Möbel und Vorhänge hellviolett, himmelblau, hellgrün und fleiſchfarben, mit Silber eingefaßt. Ein Saal, welcher der Hauptſchmuck des Schloſſes ſein wird, iſt noch nicht fertig; er ſoll mit Marmor bekleidet und mit großen Spiegeln und Goldbronze verziert werden. Der berühmte Pesne arbeitet am Plafondgemälde, das den Aufgang der Sonne vorſtellt. Auf einer Seite ſieht man die Nacht, in dichte Schleier gehüllt.

von ihren traurigen Vögeln und den Horen begleitet. Sie ſcheint ſich zu entfernen, um der Morgenröthe Platz zu machen, an deren Seite der Morgenſtern in der Geſtalt der Venus erſcheint. Man ſieht die weißen Pferde des Sonnenwagens und den Apoll, der die erſten Strahlen ſendet. Ich halte dies Bild für ſymboliſch und auf einen Zeitpunkt deutend, der vielleicht nicht mehr fern iſt. — Die Gärten in Rheinsberg haben ihre Vollendung noch nicht erreicht, denn ſie ſind erſt ſeit zwei Jahren angelegt. Der Plan iſt großartig, die Ausführung aber wird von der Zeit abhängen. Die Hauptallee ſchließt mit einem Obelisken in ägyptiſchem Geſchmacke, mit Hieroglyphen. Ueberall ſind Baumgruppen, Lauben und ſchattige Sitze. Zwei

Digitized by Google

Luſtſchiffe, die der Prinz erbauen ließ, ſchwimmen auf dem See und bringen den Wanderer, welcher die Waſſerfahrt liebt, an das Waldufer."

Hierauf geht der Verfaſſer zur Schilderung der hervorragendſten Perſonen über, welche die Geſellſchaft von Rheinsberg ausmachten und von denen ein Jeder durch das Feſthalten ſeiner charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeit weſentlich zur Lebendigkeit und Unbefangenheit des Verkehrs beitrug. Dann fährt er fort:

„Alle, die auf dem Schloſſe wohnen, genießen die ungezwungenſte Freiheit. Sie ſehen den Kronprinzen und deſſen Gemahlin nur bei der Tafel, beim Spiel, auf dem Ball, im Concert oder bei anderen Feſten, an denen ſie Theil nehmen können. Jeder denkt, lieſt, zeichnet, ſchreibt, ſpielt ein Inſtrument, ergötzt oder beſchäftigt ſich in ſeinem Zimmer bis zur Tafel. Dann kleidet man ſich ſauber, doch ohne Pracht und Verſchwendung an und begiebt ſich in den Speiſeſaal. Alle Beſchäftigungen und Vergnügungen des Kronprinzen verrathen den Mann von Geiſt. Sein Geſpräch bei der Tafel iſt unvergleichlich; er ſpricht viel und gut. Es ſcheint, als wäre ihm kein Gegenſtand fremd oder zu hoch; über jeden findet er eine Menge neuer und richtiger Bemerkungen. Sein Witz gleicht dem nie verlöſchenden Feuer der Veſta. Er duldet den Widerſpruch und verſteht die Kunſt, die guten Einfälle Anderer zu Tage zu fördern, indem er die Gelegenheit, ein ſinniges Wort anzubringen, herbeiführt. Er ſcherzt und neckt zuweilen, doch ohne Bitterkeit und ohne eine witzige Erwiderung übel aufzunehmen.

Die Bibliothek des Prinzen iſt allerliebſt; ſie iſt in einem der Thürme, die ich erwähnte, aufgeſtellt und hat die Ausſicht auf den See und Garten. Sie enthält eine nicht zahlreiche, aber wohlgewählte Sammlung der beſten franzöſiſchen Bücher in Glasſchränken, die mit Gold und Schnitzwerk verziert ſind. Voltaire's lebensgroßes Bild iſt darin aufgehängt. Er iſt der Liebling des Kronprinzen, der überhaupt alle guten franzöſiſchen Dichter und Proſaiker hoch hält.

Nach der Mittagstafel gehen die Herren in das Zimmer der Dame, an der die Reihe iſt, die Honneurs des Kaffees zu machen. Die Oberhofmeiſterin fängt an und die anderen folgen; ſelbſt die fremden Damen ſind nicht ausgeſchloſſen. Der ganze Hof verſammelt ſich um den Kaffeetiſch; man ſpricht, man ſcherzt, man macht ein Spiel, man geht umher, und dieſe Stunde iſt eine der angenehmſten des Tages. Der Prinz und die Prinzeſſin trinken in ihrem Zimmer. Die Abende ſind der Muſik gewidmet. Der Prinz hält in ſeinem Salon Concert, wozu man eingeladen ſein muß. Eine ſolche Einladung iſt immer eine beſondere Gnadenbezeugung. Der Prinz ſpielt gewöhnlich die Flöte. Er behandelt das Inſtrument mit höchſter Vollkommenheit; ſein Anſatz, ſowie ſeine Fingergeläufigkeit und ſein Vortrag ſind einzig. Er

Digitized by Google

hat mehrere Sonaten selbst gesetzt. Ich habe öfters die Ehre gehabt, wenn er die Flöte blies, hinter ihm zu stehen, und wurde besonders von seinem Adagio bezaubert. Doch Friedrich ist in Allem ausgezeichnet. Er tanzt schön, mit Leichtigkeit und Grazie und ist ein Freund jedes anständigen Vergnügens, mit Ausnahme der Jagd, die in seinen Augen geist- und zeittödtend und, wie er sagt, nicht viel nützlicher ist als das Ausfegen eines Kamins."

Dann spricht der Verfasser mit hoher Begeisterung von der Schönheit, der liebenswürdigen Anmuth, der zarten Milde der Kronprinzessin. — „Wir hatten (so heißt es weiter) kürzlich einen allerliebsten Ball. Der Prinz, der gewöhnlich Uniform trägt, erschien in einem seladongrünen seidenen Kleide, mit breiten silbernen Brandebourgs und Quasten besetzt. Die Weste war von Silbermoor und reich gestickt. Alle Kavaliere seines Gefolges waren ähnlich, nur weniger prächtig gekleidet. Alles war reich und festlich, doch erschien die Prinzessin allein als die Sonne dieses glänzenden Sternenhimmels. — Ich verlebe hier wahrhaft entzückende Tage. Eine königliche Tafel, ein Götterwein, eine himmlische Musik, köstliche Spaziergänge sowohl im Garten als im Walde, Wasserfahrten, Zauber der Künste und Wissenschaften, angenehme Unterhaltung: Alles vereinigt sich in diesem feenhaften Palaste, um das Leben zu verschönern."

Der Verfasser hat hierbei noch eines Vergnügens zu erwähnen vergessen, das die Freuden von Rheinsberg erhöhte und den Kronprinzen wiederum in einer neuen Gestalt zu zeigen geeignet war: der Aufführung von Komödien und Trauerspielen, deren Rollen von den Personen der Rheinsberger Gesellschaft besetzt wurden. So spielte Friedrich selbst u. A. in Racine's „Mithridat" und in Voltaire's „Oedipus"; in der letztern Tragödie begnügte er sich mit der Rolle des Philoktet. Auch fehlte es an mancherlei anderweitigen Maskeraden nicht.

Noch in anderen Beziehungen wurde der poetische Hauch, der das Leben von Rheinsberg erfüllte, mit Absicht festgehalten. So erfreute man sich einer zur Sage gewordenen antiquarischen Behauptung, die schon vor mehr als hundert Jahren aufgestellt worden war, daß nämlich Rheinsberg eigentlich Remusberg heiße, weil Remus, der Mitgründer des römischen Staates, durch seinen Bruder Romulus vertrieben, hier ein neues Reich gestiftet habe und auf der Remusinsel, die sich aus dem benachbarten See erhebt, begraben worden sei. Alte auf der Insel ausgegrabene Marmorsteine sollten in früherer Zeit den Anlaß zu dieser Behauptung gegeben haben; kürzlich noch sollten italienische Mönche, durch eine neuentdeckte lateinische Handschrift dazu veranlaßt, auf der Remusinsel nach der Asche des römischen Helden gegraben haben; viele Alterthümer der Vorzeit, die in der That auf der In-

Digitized by Google

ſel zum Vorſchein kamen, ſchienen der Sache eine Art von Beſtätigung zu geben, und ſo wagte man nicht, die klaſſiſche Bedeutung des ſchönen Aſyles allzu kritiſch

anzugreifen. In den aus Rheinsberg geſchriebenen Briefen jener Zeit wird daher auch gewöhnlich der Ort als „Remusberg“ bezeichnet. Die Freunde ſelbſt wurden

Digitized by Google

ebenfalls, theils im Scherze, theils auch im Ernst, mit besonderen Namen genannt, die das Ohr mit einem mehr poetischen Klange berührten als die Namen, welche sie im gewöhnlichen Leben führten; so hieß z. B. Keyserling gewöhnlich Cäsarion, Jordan wurde Hephästion oder Tindal genannt, u. s. w.

Bedeutsamer noch zeigte sich das poetische Streben in der Stiftung eines eigenen Ritterordens, welcher mehrere verwandte und befreundete Prinzen, sowie die nächsten militairischen Freunde des Kronprinzen umfaßte. Der Schutzpatron des Ordens war Bayard, der Held der französischen Geschichte; sein Sinnbild war ein auf einem Lorbeerkranze liegender Degen und führte als Umschrift den bekannten Wahlspruch Bayard's: „Ohne Furcht und ohne Tadel." Der Großmeister des Ordens war Fouqué, der nachmals unter den Helden Friedrich's eine so bedeutende Stellung einnehmen sollte; er weihte die zwölf Ritter (denn nur so viele umfaßte der Orden) durch Ritterschlag ein und empfing von ihnen die Gelübde des Ordens, die auf edle That überhaupt und insbesondere auf Vervollkommnung der Kriegsgeschichte und Heeresführung lauteten. Die Ritter trugen einen Ring, der die Gestalt eines rundgebogenen Schwertes hatte, mit der Inschrift: „Es lebe, wer sich nie ergiebt." Sie führten besondere Bundesnamen: Fouqué hieß der Keusche, Friedrich der Beständige; der Herzog Wilhelm von Bevern hieß der Ritter vom goldnen Köcher. Den entfernten Gliedern des Ordens wurden Briefe im altfranzösischen Ritterstyl geschrieben, und noch bis in den siebenjährigen Krieg hinein, ja noch später, finden sich Zeugnisse, daß man des Bundes in Freude gedachte und seine Formen, wie in den Zeiten unbefangener Jugend, mit Ernst beobachtete.

Wohl derselbe poetische Anreiz, verbunden mit dem lebhaften Wissensdrange, der Friedrich zu jener Zeit erfüllte, bewog ihn, sich gleichzeitig auch in die Brüderschaft der Freimaurer aufnehmen zu lassen. Das geheimnißvolle Dunkel, in welches diese Gesellschaft sich hüllte und besonders in der Zeit eines noch immer gefahrdrohenden kirchlichen Eifers sich zu hüllen für doppelt nöthig fand, die Klänge religiöser Duldung, einer freisinnigen Auffassung des Lebens, einer geläuterten Moral, die bedeutsam aus jenem Dunkel hervortönten, mußten dem jungen Prinzen, dessen Herz damals vor Allem von dem Drange nach Wahrheit beseelt war, eine Hoffnung geben, hier, was er suchte, zu finden. Seine Aufnahme geschah im Jahre 1738, als er im Gefolge seines Vaters eine Reise nach dem Rheine machte. Hier äußerte sich einst der König in öffentlicher Gesellschaft sehr mißfällig über die Freimaurerei der Graf von der Lippe-Bückeburg aber, der ein Mitglied der Brüderschaft war, nahm dieselbe mit so beredter Freimüthigkeit in Schutz, daß Friedrich ihn hernach insgeheim um die Aufnahme in eine Gesellschaft bat, welche so wahrheitsliebende

Digitized by Google

Männer zu Mitgliedern zähle. Dem Wunſche des Kronprinzen zu genügen, wurde der Beſuch, den man auf der Rückkehr in Braunſchweig abſtattete, zur Vornahme der geheimnißvollen Handlung beſtimmt und Mitglieder der Brüderſchaft aus Hamburg und Hannover ſammt dem benöthigten Apparate ebendahin verſchrieben.

Die Aufnahme geſchah zu nächtlicher Weile, da man des Königs wegen mit großer Vorſicht verfahren mußte. Friedrich verlangte, daß man ihn ganz als einen Privatmann behandeln und keine der üblichen Ceremonien aus Rückſicht auf ſeinen Rang abändern ſollte. So wurde er ganz in gehöriger Form aufgenommen. Man bewunderte dabei ſeine Unerſchrockenheit, ſeine Ruhe, ſeine Feinheit und Gewandtheit ebenſo, wie nach der eigentlichen Eröffnung der Loge den Geiſt und das Geſchick, mit welchem er an den maureriſchen Arbeiten Theil nahm. Später wurden einige Mitglieder der Brüderſchaft — unter ihnen der obengenannte Bielfeld — nach Rheinsberg eingeladen, mit welchen dort, freilich wiederum im größten Geheimniß, in den Arbeiten fortgefahren wurde.

Bewegte ſich ſolcher Geſtalt das Leben in Rheinsberg in den verſchiedenſten Formen eines poetiſch heiteren Genuſſes, ſuchte Friedrich denſelben endlich noch durch mancherlei eigene dichteriſche Verſuche zu erhöhen und feſtzuhalten, ſo barg ſich doch zugleich unter dieſer anmuthsvollen Hülle ein tiefer, redlicher Ernſt. Die Stunden, in welchen Friedrich nicht in der Geſellſchaft zum Vorſchein kam, — und dieſe umfaßten bei weitem die größere Zeit des dortigen Aufenthalts — waren der

Digitized by Google

vielseitigsten geistigen Thätigkeit gewidmet. Denn wie ihm früher seine wissenschaftlichen Interessen mannigfach verkümmert waren, so suchte er jetzt jede freie Minute zur Gewinnung des Versäumten anzuwenden, indem er nicht wissen konnte, wie bald der Tag, der eine andere Wirksamkeit von ihm erforderte, die Ruhe von Rheinsberg beenden möchte. Dabei besaß Friedrich ein seltenes Talent, nicht blos durch das Studium der geschriebenen Wissenschaft seinen Geist zu bereichern, sondern auch einen jeden bedeutenderen Menschen, der ihm entgegentrat, nach dessen Eigenthümlichkeit zu fassen und, theils brieflich, theils mündlich, die Kenntnisse und die Erfahrungen desselben für das eigene Wissen zu gewinnen. So diente vornehmlich ein Briefwechsel mit Grumbkow dazu, ihn in das Einzelne der politischen Verhältnisse seiner Zeit und der Verwaltungsangelegenheiten des preußischen Staates einzuführen; so ließ er sich von dem alten Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau und von anderen Kriegsführern in den Grundsätzen der Kriegskunst unterrichten; so verkehrte er, zu ähnlichen Zwecken, mit Aerzten und Naturforschern, mit Theologen, Philosophen u. dergl. m. Seine Lectüre war mannigfacher Art; einen sehr wichtigen Theil derselben bildeten die Schriftsteller, besonders die Geschichtschreiber, des klassischen Alterthums, die Friedrich in französischen Uebersetzungen las.

Mit dem größten Eifer jedoch und mit ausdauernder Beharrlichkeit war Friedrich während dieser ganzen Zeit denjenigen Forschungen ergeben, welche die wichtigsten Interessen des Menschen umfassen; das Verhältniß des Endlichen zum Unendlichen, des Vergänglichen zum Ewigen, des Menschen zu Gott strebte er mit allen Kräften sich zur Anschauung zu bringen. Jene religiöse Zerknirschung, die ihn, den ganz Gebeugten, im Gefängnisse zu Cüstrin niedergedrückt hatte, war freilich vorübergegangen, sobald er aufs Neue Kraft und Selbstbewußtsein gewonnen hatte; wohl aber war der Eindruck mächtig genug gewesen, um ihn fortan mit Ernst auf eine würdigere Lösung des großen Räthsels hinzuweisen. Die vorgeschriebenen Satzungen einer geheimnißvollen Glaubenslehre genügten ihm nicht; nicht für das Gefühl oder für das Gemüth, für seinen hellen, scharfen Verstand forderte er Ueberzeugung. So begann er mit der Lectüre der ausgezeichnetsten französischen Kirchenredner; so suchte er durch brieflichen und mündlichen Verkehr mit den vorzüglichsten französischen Predigern Berlins, denen er die bestimmtesten Fragen zur Beantwortung vorlegte, Aufschluß und Lösung seiner Zweifel zu erhalten.

Unter den eben erwähnten Predigern war es besonders der hochbetagte Beausobre, der ihn mächtig anzog. Eine Predigt, welche er von diesem im März 1736 hörte, riß ihn zu förmlicher Begeisterung hin, und er suchte seine persönliche Bekanntschaft. Beausobre war wohl geeignet, durch die edle Würde seines Aeußeren

Digitized by Google

und durch die Gewandtheit seines Benehmens Eindruck auf ihn zu machen. Nach der ersten Begrüßung, mit der ihn der Prinz empfangen, fragte dieser, der in seiner raschen Weise jede weitere Einleitung verschmähte, mit welcher Lectüre der Prediger gegenwärtig beschäftigt sei. „Ach, gnädiger Herr", erwiderte Beausobre mit dem würdevollen Tone, der ihm zur Natur geworden war, „ich las in diesem Augenblicke ein bewunderungswürdiges, ein wahrhaft göttliches Stück, dessen Eindruck ich noch an dieser Stelle empfinde." — „Und das war?" — „Der Anfang von dem Evangelium St. Johannis." — Die Antwort kam dem Kronprinzen unerwartet, und schon fürchtete er, daß der biblische Redner seine Bedürfnisse wenig verstehen werde.

Aber Beausobre wußte im weiteren Verlaufe des Gesprächs den Geist des Prinzen so lebendig zu fesseln, daß dieser mit größter Zufriedenheit den Besuch beendete und dem Prediger aus freier Anregung versprach, seinen ältesten Sohn an Kindes Statt anzunehmen. Leider starb der würdige Geistliche bald darauf, zu früh für den jungen Forscher. Friedrich hielt dankbar sein Versprechen.

Digitized by Google

Was ihm auf dem Felde der Theologie unklar blieb, suchte Friedrich nun durch ein um so gründlicheres Studium der Philosophie zu erwerben. Wolff, jener berühmte Gelehrte, der durch Friedrich Wilhelm aus Halle verbannt war, behauptete zu jener Zeit den ersten Platz in der philosophischen Wissenschaft. Seine Schriften wurden von den Gebildeten mit freudigem Danke aufgenommen. Auch Friedrich wurde durch seine Freunde an diese Quelle geführt. Er ließ sich Wolff's Logik, seine Moral, seine Metaphysik ins Französische übersetzen (denn schon hatte er sich gewöhnt, seine Gedanken nur in französischer Form zu bilden) und war rastlos bemüht, sich alle Ergebnisse seiner Forschung anzueignen, auch, wo er Mängel und Ungenügendes wahrzunehmen glaubte, mit eigener Kraft auf dem Wege der Forschung durchzudringen. So bildete sich ihm eine Weltanschauung aus, die fortan, wenn auch in manchen Einzelheiten verändert, die Grundrichtung seines Geistes bestimmte. Er kehrte zu jener Lehre der Vorherbestimmung zurück, die er schon früh auf eine schroffe Weise aufgefaßt hatte; aber er suchte sie von jener trostlosen Härte zu entkleiden und mit der Kraft des Menschen in Einklang zu bringen. Nur aus einer Ueberzeugung solcher Art konnte die todverachtende Zuversicht entspringen, mit welcher er nachmals die großen Thaten seines Lebens ausgeführt hat.

Im Allgemeinen aber gelang es Friedrich nicht, auf dem Gebiete der höheren Philosophie heimisch zu werden, und so gab er auch später seine speculativen Versuche wieder auf. Die Natur hatte ihn nicht zu beschaulicher Ruhe, sondern zur That, zur Gestaltung des Lebens berufen. So waren es auch nur diejenigen Elemente der Philosophie, die unmittelbar ins Leben eingreifen, vornehmlich das Bereich der Moral, was ihn mit dieser Wissenschaft in Verbindung erhielt. Auch sind alle seine Schriften, die sich nicht auf den Kreis historischer Gegenstände beziehen, vorzugsweise nur der Betrachtung und Erörterung moralischer Zustände gewidmet. In solcher Beziehung erscheint es fast als eine besondere Ironie des Zufalls, daß, als im Januar 1737 eben eine Reinschrift von der Uebersetzung der Wolff'schen Metaphysik vollendet war, einer von den Affen, die Friedrich sich hielt, darüber kam und das schöne Manuscript ruhig in den brennenden Kamin steckte.

Das umfassendste, das durchgreifendste Interesse gewährte Friedrich der Mann, welcher damals sich an die Spitze der geistigen Bildung Frankreichs — somit der geistigen Bildung Europas — emporgeschwungen hatte: Voltaire. Freilich waren es nicht eigenthümliche Tiefe des Wissens, nicht innere Glut der Begeisterung, was Voltaire eine so glänzende Stellung verliehen: — es war der unermüdliche Kampf, den er mit allen Waffen des Ernstes und des Spottes gegen die verjährten Vorrechte im Bereiche des Glaubens und Wissens führte; es war die helle Fackel des

Digitized by Google

gesunden Menschenverstandes, mit der er in das Dunkel des Aberglaubens hineinleuchtete; es war die Behendigkeit eines Geistes, welcher fast in allen Gebieten des Wissens, in der Geschichte, der Naturkunde, der Philosophie u. s. w., nicht minder in allen Gattungen poetischer Darstellungsweise die Lehren und die Forschungen der neuen Zeit zu verbreiten und sie der Fassungskraft der Menge anzubequemen wußte; es war endlich eine Kunst des Wortes, welche durch die Reinheit der äußeren Form, durch ebenso geistreich witzigen wie zierlichen Vortrag, durch das verlockende Gewand einer üppig spielenden Phantasie das Interesse des Lesers gespannt hielt. Alles, was er schrieb, hatte einen vorzugsweise praktischen Gehalt. Und eben aus diesem Grunde fand Friedrich in Voltaire den Mann, der Das, was in der eigenen Brust

ruhte, was ihn zu Thaten treiben sollte, durch das Wort aussprach, der hiermit sein inneres Wesen vollendete und ausfüllte. Friedrich hatte sich seit früher Zeit an Voltaire's Schriften auferbaut; im Jahre 1736 wandte er sich, der vierundzwanzigjährige Königssohn, an den zweiundvierzigjährigen Schriftsteller, ihm brieflich seine Verehrung zu bezeugen, seine Freundschaft anzutragen; und es entspann

Digitized by Google

sich ein Briefwechsel, der trotz mancher Störungen bis an das Ende Voltaire's, zweiundvierzig Jahre lang, fortgesetzt wurde, indem beide Naturen fort und fort auf die gegenseitige Ergänzung hingewiesen blieben. Friedrich theilte dem Freunde seine philosophischen Studien und seine dichterischen Versuche mit, jene zur Erweiterung der eignen Ansicht, diese, um sich auf ihre Fehler aufmerksam machen zu lassen. Er erwies ihm eine bis an Schwärmerei grenzende Verehrung; Voltaire's Geisteswerke waren ihm der liebste Besitz; von dem Bilde des Freundes, welches den Schmuck seiner Bibliothek ausmachte und seinem Schreibtische gegenüberhing, sagte er, es sei wie das Memnonsbild, das in den Strahlen der Sonne erklinge und den Geist Dessen, der es anschaue, lebendig mache. Voltaire's Heldengedicht, die „Henriade", beabsichtigte er in einer großen Prachtausgabe mit Kupferstichen, zu denen Knobelsdorff die Zeichnungen machen sollte, der Welt zu übergeben (ein Unternehmen, das nicht zur Vollendung kam); ein einzelner Gedanke der „Henriade", so behauptete er, wiege Homer's ganze „Iliade" auf, u. s. w. Er sandte dem Freunde mancherlei sinnige Geschenke zu, ja er schickte in der Person Keyserling's einen eignen Gesandten an Voltaire, der diesem Friedrich's Portrait, von Knobelsdorff gemalt, überbringen mußte und dafür die neuen Schriften Voltaire's, namentlich diejenigen, welche zur Zeit noch aus mancherlei Gründen das Licht zu scheuen hatten, heimbrachte. Diesen Erwerb, der mit äußerster Vorsicht bewahrt wurde, nannte Friedrich sein goldnes Vließ.

So war die Zeit, welche Friedrich in Rheinsberg zubrachte, recht eigentlich die Zeit der Vorbereitung auf den hohen Beruf, der ihn erwartete. Aber auch unmittelbar schon riefen diese Jahre sehr bemerkenswerthe Früchte hervor; verschiedene Schriften, in denen er seine Ansichten und Gesinnungen aussprach, sich selbst und Andere klar zu machen. Von geringerer Bedeutung sind unter diesen zunächst seine Gedichte. Hier zeigt sich dieselbe Erscheinung wie in Friedrich's philosophischen Studien; denn auch in ihnen tritt, wenigstens in der früheren Zeit, von welcher hier die Rede ist, zumeist nur eine praktische Bezugnahme auf das Leben, zumeist nur die Darstellung moralischer Zustände hervor. Ein wahrhaft ergreifendes Gefühl athmet vornehmlich erst in denjenigen seiner Dichtungen, welche der Zeit des siebenjährigen Krieges, als die schwere Hand des Schicksals auf ihm lag und alle geistige Spannkraft zum Widerstande hervorrief, angehören. Ungleich wichtiger und merkwürdiger als seine früheren Poesien sind zwei Abhandlungen, welche er in dieser Zeit seines Aufenthalts in Rheinsberg verfaßt hat.

Die eine derselben ist bereits im Jahre 1736 geschrieben und enthält „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des europäischen Staatensystems". Friedrich

Digitized by Google

faßt hier die kritische Lage Europas nach jener Verbindung zwischen Frankreich und Oesterreich mit einer Schärfe ins Auge, die bei einem vierundzwanzigjährigen Jünglinge das höchste Erstaunen hervorruft; er bezeichnet dann die Folgen, welche nach der alten Politik beider Mächte — der unaufhörlichen Vergrößerungssucht Frankreichs, dem Streben Oesterreichs nach absoluter Herrschaft über Deutschland — aus jener Verbindung zu erwarten seien, wenn sich in den anderen Mächten keine neue Kraft entwickele. Die Schrift ist in der Vorahnung der neuen Kraft, die zu entwickeln eben Friedrich selbst bestimmt war, geschrieben. Er schließt damit, den Fürsten auf eindringliche Weise ins Ohr zu rufen, daß all ihre Schwäche nur auf ihrem falschen Glauben von sich selbst beruhe, daß nicht die Völker für sie, sondern umgekehrt sie für die Völker da seien. Das war die Lehre der neuen Zeit, welche durch Friedrich in das Leben eingeführt werden sollte und der er bis an seinen Tod treu geblieben ist. Friedrich hatte übrigens die Absicht, diese Abhandlung in England drucken zu lassen; doch unterließ er es aus guten Gründen, und so ward sie erst in seinen hinterlassenen Werken bekannt.

Die zweite Abhandlung, eine Arbeit von größerem Umfange, schrieb Friedrich im Jahre 1739. Dies ist die unter dem Namen des „Antimacchiavell" bekannte Widerlegung des Buches vom Fürsten, welches der berühmte florentinische Geschichtschreiber Niccolo Machiavelli im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts verfaßt hatte. Das Buch vom Fürsten, ein Meisterwerk, wenn man die Verhältnisse, für die es ausschließlich bestimmt war und in die es wirksam eingreifen sollte, ins Auge faßt, enthält die Anweisungen, wie eine Alleinherrschaft im Staate (im florentinischen Staate jener Zeit) zu erreichen und zu behaupten sei. Friedrich faßte dasselbe allgemein, als eine Lehre des Despotismus, auf; er betrachtete Machiavelli, der den Fürsten eine solche Lehre hinstellte, geradezu als ihren frevelhaftesten Rathgeber, ja als einen Verleumder ihrer erhabenen Pflicht. Mit begeistertem Unwillen wies er es nach, indem er den Bemerkungen des Florentiners Schritt vor Schritt folgte, wie nicht despotische und verbrecherische Handlungen, sondern nur Tugend, nur Gerechtigkeit und Güte die Richtschnur der Fürsten sein dürfe, wie nur sie ihnen ein dauerndes Glück auf dem Throne versprechen könne. Seine ganze Darstellung knüpft sich an denselben Grundsatz, mit welchem er die vorerwähnte Abhandlung geschlossen hatte, daß der Fürst nämlich nicht als der uneingeschränkte Herr der Völker, die er beherrsche, daß er vielmehr nur als ihr erster Diener zu betrachten sei. Eine unbefangene, historisch-wissenschaftliche Würdigung des Werkes, welches er bekämpfte, tritt also dem Leser nicht entgegen, im Einzelnen so wenig wie im Ganzen; aber als das ausführliche Glaubensbekenntniß, welches der Erbe einer mächtigen Krone

Digitized by Google

ablegte, und zwar zu einer Zeit, in welcher die Uebernahme ſeines Erbes nach menſchlicher Berechnung ſchon nahe bevorſtand, iſt es ein höchſt denkwürdiges Buch. Auch erweckte es ein allſeitiges Intereſſe, als es, zwar ohne Friedrich's Namen, in Holland öffentlich erſchien, wo Friedrich daſſelbe unter Voltaire's Augen hatte drucken laſſen. Der Verfaſſer wurde bald genug bekannt, und alle Welt war begierig, ſich zu überzeugen, inwiefern ſeine That mit ſeinem Worte übereinſtimmen werde. Denn ſchon trug er die Krone.

Digitized by Google

Zwölftes Kapitel.

Der Tod des Vaters.

ie schönen Tage in Rheinsberg waren keineswegs ohne mancherlei Störung hingeflossen. Die Dienstgeschäfte in Ruppin, Besuche am Hofe des Vaters in Berlin, Reisen in fernere Provinzen des Staates führten Friedrich nur zu häufig auf längere oder kürzere Zeit fort; aber alle diese Unterbrechungen dienten nur dazu, den Genuß, welchen Geselligkeit, Wissenschaft und Künste darboten, um so lebhafter und inniger empfinden zu lassen.

Vor Allem war Friedrich bemüht, durch genaueste Erfüllung seiner militairischen und anderweitigen Obliegenheiten die Gunst des Königs rege zu erhalten. Er sorgte

Digitized by Google

dafür, daß ſein Regiment bei den jährlichen Heerſchauen und Muſterungen ſich ſtets als eins der ſchönſten und geübteſten auszeichnete; und er hatte die Genugthuung, daß der König ihm vor der verſammelten Generalität ſeine Zufriedenheit bezeugte. Auch war ſolch militairiſcher Eifer das beſte Mittel, dieſe und jene Aeußerung des Mißvergnügens, welches dem Könige noch immer gegen Friedrich's geſelliges und wiſſenſchaftliches Treiben von Zeit zu Zeit auftauchte, unwirkſam zu machen. Ebenſo wandte Friedrich alle Mittel an, um Rekruten von ausgezeichneter Größe und Schönheit an allen Enden der Welt für das Regiment, welches der König ſelbſt führte, anwerben zu laſſen. Auch ſuchte er durch allerlei kleine Geſchenke, welche der Garten und die Ställe von Rheinsberg in die Küche des Königs lieferten, Zeugniſſe ſeiner Aufmerkſamkeit zu geben. Alles Das war ihm durch die Regeln der Klugheit geboten; zugleich aber war es viel mehr; denn ſein Gefühl gegen den Vater hatte ſich durch die Anerkennung ſeiner unleugbaren Verdienſte um das Land ſchon lange zu einer innigen Hochachtung geſteigert.

Auch ging in dem Charakter Friedrich Wilhelm's ſelbſt in den letzten Jahren ſeines Lebens eine merkliche Veränderung vor. So berichtete Friedrich u. A. ſelbſt, im December 1738, an einen Freund, der König habe von den Wiſſenſchaften als etwas Schätzbarem geſprochen. „Ich bin entzückt", ſo fährt er fort, „und außer mir vor Freude geweſen über Das, was ich geſehen und gehört habe. Alles Löbliche, was ich ſehe, giebt mir eine innere Freude, die ich kaum verbergen kann. Ich fühle die Geſinnungen der kindlichen Liebe in mir ſich verdoppeln, wenn ich ſo vernünftige, ſo wahre Anſichten in dem Urheber meiner Tage bemerke." — Ein Jahr ſpäter konnte er einem andern Freunde von einer noch ungleich bedeutenderen Umwandlung im Charakter des Vaters, auf die gewiß die überlegene Geiſteskraft des Sohnes nicht ohne Einfluß geweſen war, Nachricht geben. „Die Neuigkeit des Tages", ſo ſchreibt er, „iſt, daß der König drei Stunden lang täglich Wolff's Philoſophie lieſt, worüber Gott gelobt ſei! So ſind wir endlich zum Triumph der Vernunft gelangt." Es war Wolff's Werk von der natürlichen Theologie, welches der König damals in einem Auszuge las. Auch war Friedrich Wilhelm in dieſer letzten Zeit ſeines Lebens eifrig bemüht, ſeinen früheren Fehler wieder gut zu machen und den verbannten Philoſophen für ſein Reich zurückzugewinnen. Dies ſollte aber erſt ſeinem Nachfolger gelingen.

Zur höchſten Ehrfurcht gegen die landesväterlichen Tugenden ſeines Vaters wurde Friedrich hingeriſſen, als er dieſen im Sommer 1739 auf einer Reiſe nach Preußen begleitete und hier den Segen wahrnahm, den der König über eine gänzlich verödete Provinz, dieſelbe, in die er jene vertriebenen Salzburger aufgenommen,

Digitized by Google

verbreitet hatte. Seine Gefühle werden auch hier aufs Schönste durch seine eigenen Worte bezeugt. „Hier sind wir", so schreibt er aus Litthauen an Voltaire, „in dem Lande angekommen, das ich als das Non plus ultra der civilisirten Welt ansehe. Es ist eine nur wenig gekannte Provinz von Europa, die als eine neue Schöpfung des Königs, meines Vaters, angesehen werden kann. Litthauen war durch die Pest verheert, zwölf bis fünfzehn entvölkerte Städte und vier- bis fünfhundert unbewohnte Dörfer waren das traurige Schauspiel, das sich hier darbot. Der König hat keine Kosten gespart, um seine heilsamen Absichten auszuführen. Er baute auf, traf zweckmäßige Einrichtungen, ließ einige tausend Familien von allen Seiten Europas kommen. Die Aecker wurden urbar gemacht, das Land bevölkert, der Handel blühend, und jetzt herrscht mehr als je Ueberfluß in einer Provinz, die eine der fruchtbarsten in Deutschland ist. Und Alles, was ich Ihnen sage, ist allein das Werk des Königs, der es nicht bloß anordnete, der vielmehr die Hauptperson bei der Ausführung war, der die Pläne entwarf und sie selbst vollzog, der weder Mühe und Sorge noch ungeheure Schätze, nicht Versprechungen noch Belohnungen sparte, um einer halben Million denkender Wesen Glück und Leben zuzusichern, die ihr Wohl und ihre gute Verfassung ihm allein verdanken. Ich finde in dieser großmüthigen Arbeit, durch welche der König eine Wüste bewohnt, fruchtbar und glücklich gemacht hat, ich möchte sagen: etwas Heroisches, und ich ahne, daß Sie meine Gesinnung darüber theilen werden."

Noch ein besonderes und ganz überraschendes Zeichen der väterlichen Gnade brachte dem Kronprinzen diese preußische Reise, als ihm der König seine reichen preußischen Stutereien, die ein jährliches Einkommen von zehn- bis zwölftausend Thalern brachten, schenkte. Der Kronprinz hatte hiervon um so weniger eine Ahnung gehabt, als der König einige Zeit zuvor aufs Neue gegen ihn eingenommen gewesen war und seine Gesinnung mehrfach nicht ganz glimpflich ausgedrückt hatte; nun ward er von diesem Beweise der unerwartet zurückgekehrten und vergrößerten Zärtlichkeit so gerührt, daß er in der ersten Ueberraschung vergeblich nach dem Worte des Dankes suchte. Zugleich aber war dies Geschenk für seine ökonomischen Umstände von großer Wichtigkeit; denn immer noch reichte sein gewöhnliches Einkommen für seine Bedürfnisse bei weitem nicht aus, und er sah sich fort und fort genöthigt, bedeutende Summen im Auslande aufzunehmen. Auch diesem Uebelstande war also, für eine längere Lebensdauer des Königs, abgeholfen.

Doch stand das Ende des Königs schon nahe bevor; aber aller ernstliche Zwiespalt zwischen Vater und Sohn war nun ausgeglichen und eine immer mehr erhöhte gegenseitige Anerkennung an dessen Stelle getreten. Friedrich Wilhelm konnte das

Digitized by Google

Schicksal seiner Unterthanen vertrauensvoll in die Hände des Sohnes übergeben. In Preußen war sein altes Uebel mit erneuter Kraft ausgebrochen, und eine gefahrvolle Wassersucht mit ihren schlimmsten Symptomen hatte sich ausgebildet. Den ganzen Winter über ward er von der schweren Krankheit gepeinigt; Friedrich brachte den größten Theil des Winters in seiner Nähe zu. Von der zärtlichen Theilnahme, welche der Sohn dem Vater widmete, geben die Briefe des ersteren aus dieser Zeit Kunde.

Gegen das Frühjahr, als der Zustand des Königs einige Linderung zu verheißen schien, hatte sich Friedrich nach Rheinsberg begeben. Da berief ihn eine Staffette, welche die Nachricht von der nahe bevorstehenden Auflösung des Vaters überbrachte, zurück. Friedrich eilte nach Potsdam, wo der König die größere Zeit der Krankheit zugebracht hatte. Doch war die Lebenskraft des Vaters noch einmal aufgeflackert. Friedrich fand ihn auf öffentlichem Platze neben dem Schlosse, auf seinem Rollstuhle sitzend, dessen er sich bediente, da ihm die Füße schon geraume Zeit den Dienst versagten. Er sah der Grundsteinlegung eines benachbarten Hauses zu. Sobald er den Sohn von weitem erblickte, streckte er die Arme nach ihm aus, in die der Prinz sich weinend stürzte. In dieser Stellung verharrten sie geraume Zeit, ohne zu sprechen. Der König unterbrach endlich das Schweigen. Er sei zwar immer, so sagte er zu dem Sohne, streng gegen ihn gewesen, gleichwohl habe er ihn stets mit väterlicher Zärtlichkeit geliebt; es sei für ihn ein großer Trost, daß er ihn noch einmal wiedersehe. Friedrich erwiderte mit Worten, welche den erregten Gefühlen seines Inneren angemessen waren. Der König ließ sich hierauf in sein Zimmer bringen und unterhielt sich über eine starke Stunde lang insgeheim mit dem Sohne, indem er ihm mit seltener Stärke über alle inneren und äußeren Angelegenheiten des Reichs Rechenschaft gab. An den noch übrigen Tagen setzte er diese Unterredungen fort. Als am zweiten Tage der Kronprinz und mehrere höhere Beamte um den König waren, wandte sich dieser zu jenen und sagte zu ihnen: „Aber thut mir Gott nicht viel Gnade, daß er mir einen so braven und würdigen Sohn gegeben hat?“ Friedrich erhob sich bei diesen Worten und küßte gerührt die Hand des Vaters; dieser aber zog ihn an sich, hielt ihn lange fest umschlossen und rief aus: „Mein Gott, ich sterbe zufrieden, da ich einen so würdigen Sohn und Nachfolger habe.“

Wenige Tage darauf ließ der König des Morgens früh sein ganzes Gefolge, die Minister, sowie die höheren Offiziere seines Regiments zu sich in das Vorzimmer bescheiden. Hier erschien er auf seinem Rollstuhle, mit dem Mantel bedeckt, schon äußerst matt, so daß er nicht mehr laut sprechen konnte. Feierlich übergab er, indem

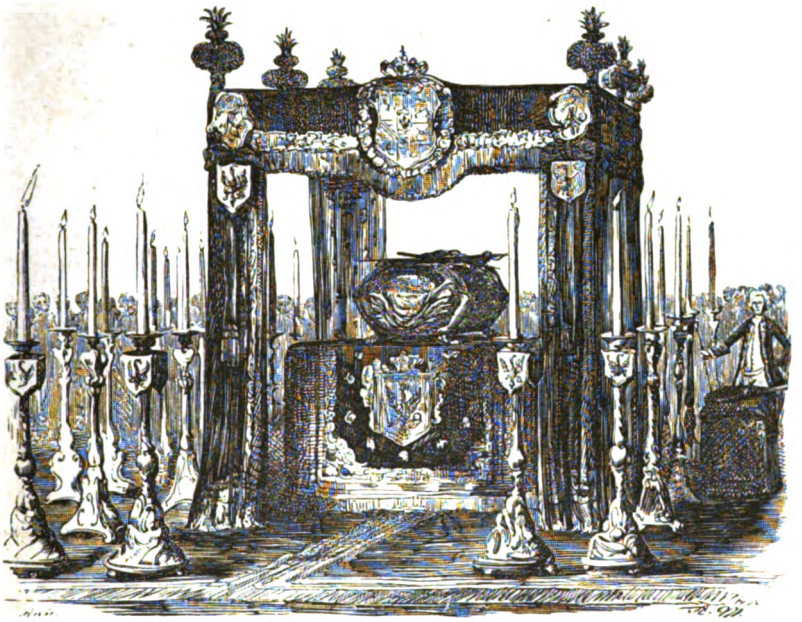
Digitized by Google

einer der anwesenden Offiziere seinen Willen öffentlich und laut bekannt machte, sein Reich und Regiment in die Hände des Kronprinzen und ermahnte seine Unterthanen, diesem fortan ebenso treu zu sein, wie sie ihm gewesen wären. Die Handlung hatte ihn jedoch so angegriffen, daß er sich in sein Zimmer und in das Bette zurückbringen ließ. Der Kronprinz und die Königin waren ihm gefolgt. Kaltblütig ertrug er die letzten Schmerzen, die sich alsbald einstellten; unter frommem Gebete gab er seinen Geist auf. Es war der 31. Mai 1740.

Der König hatte in seinem letzten Willen eine sehr einfache Bestattung angeordnet. Friedrich befolgte diese Anordnung im Allgemeinen. Doch ließ er einige Zeit darauf ein besonderes feierliches Leichenbegängniß halten; denn er fürchtete, das Publicum, das von jenem letzten Willen des Verstorbenen keine Kunde gehabt, möchte ihn ohne eine solche Feier der Mißachtung zeihen und den Grund für letztere in seinen früheren Mißhelligkeiten mit dem Vater suchen. Friedrich selbst hat sich über diese Mißhelligkeiten nachmals, als er das Leben seines Vaters schrieb, mit der

Digitized by Google

edelſten kindlichen Pietät ausgeſprochen, indem er dieſelben nur mit den frommen Worten berührt: „Die häuslichen Verdrießlichkeiten dieſes großen Fürſten haben wir mit Stillſchweigen übergangen. Man muß gegen die Fehler der Kinder, in Betracht der Tugenden ihres Vaters, einige Nachſicht üben.“



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Dreizehntes Kapitel.

Friedrich's Regierungsantritt.

Friedrich war von tiefſtem Schmerze ergriffen, als er geſehen, wie das Auge des Vaters nach bitterm Todeskampfe ſich ſchloß. Alle kindlichen Gefühle, welche die letzten Jahre in ihm aufs Neue hervorgerufen hatten, waren im innerſten Grunde erregt; die Regententugenden, durch welche Friedrich Wilhelm ihm eine ſeltene Bahn vorbereitet, ſchienen das Bild des Dahingeſchiedenen mit verklärendem Glanze zu umgeben. Aber nicht in müßiger Trauer blickte Friedrich dieſem Bilde nach. Er brachte dem Vater den Zoll wahrhafter Verehrung dar, indem er mit rüſtiger Kraft die Bahn verfolgte, die ihm jener vorgezeichnet hatte, indem er an dem Mechanismus des Staates, den jener

Digitized by Google

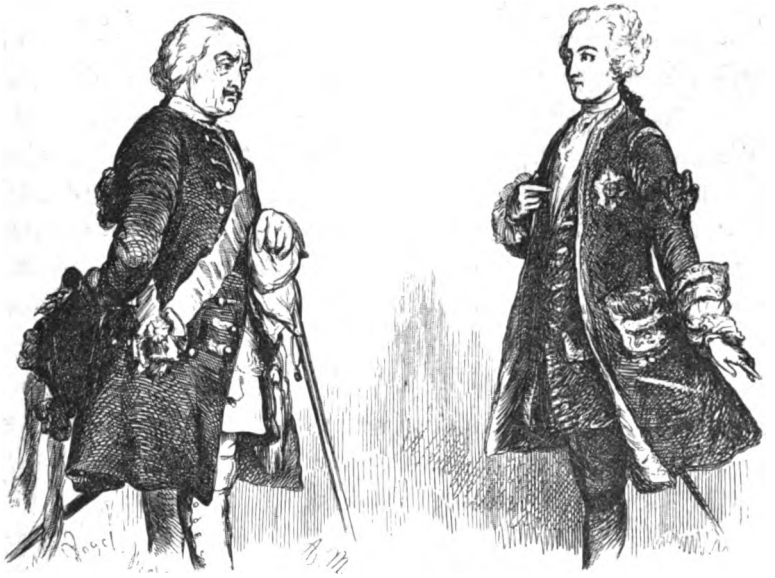
mit großartiger Kunst aufgeführt, in gleicher Weise fortbildete und nur in denjenigen Theilen Neues hinzufügte, wo der freie Geist, der in ihm lebte, auch freisinnige Einrichtungen erforderte. Mit rastlosem Eifer, seinen Schmerz bewältigend, gab er sich gänzlich dem hohen Berufe hin, und schon die ersten Tage seiner Regierung machten es kund, wie er das Alte festhalten, wie er Neues gründen, — wie er König sein wollte.

Gar Manchem bereitete ein solches Auftreten des jungen Königs unangenehme, Manchem auch freudige Ueberraschungen. Man war auf bedeutende Veränderungen in der Einrichtung des Staates gefaßt gewesen, man hatte geglaubt, daß die Männer, die Friedrich Wilhelm besonders nahe gestanden, die einen besonderen Einfluß auf ihn ausgeübt hatten, jetzt in ein minder ehrenvolles Dunkel zurücktreten würden. Aber Friedrich war nicht gewillt, dem wahren Verdienste eine Kränkung zuzufügen, selbst in dem Falle, daß er dabei persönliche Abneigungen aus früherer Zeit zu überwinden hatte. So wird von dem alten Kriegshelden, dem Fürsten Leopold von Dessau, der früher der österreichischen Partei des Hofes angehörte, erzählt, er sei, als er sich bei Friedrich zur Condolenz gemeldet, weinend eingetreten, habe eine Rede gehalten und gebeten, ihm und seinen Söhnen ihre Stellen in der Armee und ihm seinen bisherigen Einfluß und Ansehen zu lassen. Friedrich habe hierauf erwidert, er werde ihn in seinen bisherigen Stellen auf keine Weise beeinträchtigen, da er erwarte, daß der Fürst ihm so treu dienen werde als dem Vater; er habe aber auch hinzugefügt: was das Ansehen und den Einfluß betreffe, so werde in seiner Regierung Niemand Ansehen haben als er selbst und Niemand Einfluß. Noch mehr überraschte es, als Friedrich den bisherigen Finanzminister von Boden, dem man unwürdige Dinge Schuld gab, dem er selbst früher wenig geneigt schien, dessen große Tüchtigkeit er aber wohl zu würdigen wußte, nicht nur im Amte behielt, sondern ihm auch ein prächtiges, neu erbautes und vollständig eingerichtetes Haus zum Geschenk machte.

Andere dagegen fanden sich in den glänzenden Erwartungen, zu denen sie durch Friedrich's Regierungsantritt berechtigt zu sein glaubten, auf eine zum Theil empfindliche Weise getäuscht. So setzte sich selbst der verdiente Generallieutenant von der Schulenburg scharfem Tadel von Seiten des jungen Königs aus, als er, zwar freundschaftlicher Weise, doch ohne Urlaub, sein Regiment verlassen hatte, um mündlich zur Thronbesteigung Glück zu wünschen. So fand sich schnell eine Menge von Glücksrittern ein, denen die genialere Richtung Friedrich's leichten Erwerb zu sichern schien, während er nicht im Mindesten daran dachte, ihre thörichten Hoffnungen zu erfüllen. Die Ballen der Glückwünschungsgedichte, welche dem königs-

Digitized by Google

lichen Dichter von allen Seiten zugesandt wurden, lohnten die Mühe des Versemachens wenig. Auch manche seiner früheren Günstlinge mußten es erfahren, daß sie seinen Charakter falsch beurtheilt hatten. Einer von diesen hatte nichts Eiligeres zu thun, als unverzüglich eine Einladung an einen Freund in Paris fertig zu machen, indem er diesem versicherte, daß er jetzt gewiß sein Glück in Berlin machen könne und daß sie dem lustigsten Leben in Friedrich's Gesellschaft entgegensehen dürften. Unglücklicherweise war Friedrich unbemerkt in das Zimmer des Schreibers getreten und hatte, über dessen Schulter blickend, den Brief gelesen. Er nahm ihn dem Schreiber aus der Hand, zerriß ihn und sprach sehr ernsthaft: „Die Possen haben nun ein Ende!"



Diejenigen aber unter Friedrich's Freunden, deren wahre Treue, deren Verdienst und Fähigkeiten erprobt waren, sahen jetzt ehrenvolle Laufbahnen vor sich; Friedrich wußte einem jeden von ihnen eine Stelle anzuweisen, auf welcher er, seiner Eigenthümlichkeit gemäß, für das Wohl des Staates nach Kräften wirksam sein konnte. Die einst unverschuldet für ihn gelitten hatten, fanden sich auf eine erhebende Weise getröstet. Der Vater seines unglücklichen Katte ward zum Feldmarschall ernannt und in den Grafenstand erhoben; auch die übrigen Verwandten Katte's erfreuten sich unausgesetzt der Gnade des Königs. Der treue Duhan wurde aus der Verbannung zurückberufen, und Friedrich bereitete ihm einen behaglichen Lebensabend. Ebenso kehrte Keith nach Berlin zurück und wurde zum Stall-

Digitized by Google

meister und zum Oberstlieutenant von der Armee ernannt. Der Kammerpräsident von Münchow hatte, seit Friedrich's Aufenthalt in Cüstrin zu Ende gegangen war, manche Leiden zu erdulden gehabt; dafür wurden er und seine Söhne jetzt durch mannigfache Gnadenbezeugungen schadlos gehalten.

Gleiche Sorgfalt zeigte Friedrich für seine Geschwister, namentlich für die Erziehung und angemessene Ausbildung der jüngeren Brüder. Der Mutter bewies er bis an ihren Tod eine treue kindliche Verehrung. Als sie ihn an der Leiche des Vaters mit den Worten „Ihro Majestät" anredete, unterbrach er sie und sagte: „Nennen Sie mich immer Ihren Sohn; dieser Titel ist köstlicher für mich als die Königswürde." Mit derselben Hochachtung begegnete er seiner Gemahlin, obgleich sich bald das Gerücht verbreitete, daß er sich, da seine Ehe nicht mit Kindern gesegnet war, von ihr trennen und zu einer zweiten Ehe schreiten würde. Aber Friedrich dachte an keine Ehescheidung. Es wird im Gegentheil erzählt, daß er sie kurz nach seiner Thronbesteigung dem versammelten Hofe mit den Worten: „Das ist Ihre Königin!" vorgestellt, sie auch Angesichts der Versammelten zärtlich umarmt und geküßt habe. Das anmuthige Verhältniß indeß, welches sich zwischen Friedrich und seiner Gemahlin in der glücklichen Zeit des Rheinsberger Aufenthalts gebildet hatte, kehrte nicht zurück; sie lebten bald abgesondert von einander und sahen sich zumeist nur noch bei festlichen Gelegenheiten. Die zarte weibliche Frömmigkeit, welche das innerste Seelenleben dieser seltenen Fürstin ausmachte, stimmte vielleicht zu wenig mit der Schärfe des Verstandes überein, welche Friedrich in freier Kraft als Maßstab an die heiligen Ueberlieferungen legte. Wohl aber ließ es sich Friedrich angelegen sein, sie in allen den Ehren, welche der regierenden Königin zukamen, zu erhalten, und eifersüchtig wachte er darüber, daß ihr auch von den Gesandten fremder Mächte der gebührende Zoll der Ehrfurcht dargebracht wurde. Dafür bewies sie ihm bis an seinen Tod die rührendste Theilnahme und Ergebenheit.

Ueber die Weise, in welcher Friedrich die Verwaltung seines Landes geübt wissen wollte, sprach er sich selbst unmittelbar nach seiner Thronbesteigung aus, als die Staatsminister, am 2. Juni, vor ihm zur Eidesleistung erschienen. Seine hochherzige Erklärung, welche in dieser Beziehung in der That die Richtschnur seines Lebens geworden ist, lautete also: „Ob Wir euch gleich" — so redete er die Minister an — „sehr danken wollen für die treuen Dienste, welche ihr Unseres Höchstgeliebtesten Herrn Vaters Majestät erwiesen habet; so ist doch ferner Unsere Meinung nicht, daß ihr Uns inskünftige bereichern und Unsere armen Unterthanen unterdrücken sollet, sondern ihr sollt hergegen verbunden sein, vermöge gegenwärtigen Befehls, mit ebenso vieler Sorgfalt für das Beste des Landes als für Unser Bestes zu wachen,

Digitized by Google

um ſo viel mehr, da Wir keinen Unterſchied wiſſen wollen zwiſchen Unſerm eigenen beſondern und des Landes Vortheil, und ihr dieſen ſowohl als jenen in allen Dingen

vor Augen haben müſſet; ja des Landes Vortheil muß den Vorzug vor Unſerm eigenen beſonderen haben, wenn ſich beide nicht mit einander vertragen."

Digitized by Google

Diese Gesinnungen der Treue gegen sein Volk, die bei den Fürsten jener Zeit selten geworden waren, bethätigte Friedrich zu gleicher Zeit auf eine Weise, die ihm allgemeine Liebe bereiten mußte. Der letzte Winter hatte länger als ein halbes Jahr in anhaltender Strenge über dem Lande gelegen: allgemeine Theurung, Hungersnoth an vielen Orten waren die Folge davon. Die Stimme des Elends aber hatte das Ohr des jungen Königs schnell erreicht. Schon am zweiten Tage nach seinem Regierungsantritt ließ er die reichlich gefüllten Kornspeicher öffnen und das

Getreide zu sehr wohlfeilen Preisen verkaufen. Wo die Vorräthe nicht zureichten, wurden bedeutende Summen ins Ausland geschickt, um Getreide zu gleichem Zwecke aufzukaufen. Ebenso wurden die königlichen Forstämter angewiesen, das erlegte Wild für geringe Preise auszubieten. Mehrere Abgaben, welche auf dem Erwerb der Nahrungsmittel lasteten, wurden für einige Zeit gänzlich aufgehoben. Endlich wurden größere und kleinere Summen, die man durch verschiedene Ersparnisse im Staatshaushalte gewann, baar unter die Dürftigsten vertheilt. So mochte der Jubelruf,

der dem jungen Könige überall, wo er öffentlich erschien, entgegentönte, wohl aus dem Herzen des Volkes kommen. Aber auch darauf, wie der Wohlstand des Volkes durch innerlich fortwirkende Mittel zu heben sei, war Friedrich schon in den ersten Tagen seiner Regierung eifrig bedacht; über die Verbesserung und Vermehrung der Manufacturen erschienen wohlthätige Anordnungen; erfahrenen Arbeitern, welche sich aus der Fremde in die preußischen Staaten übersiedeln wollten, wurden wesentliche Vortheile zugesichert.

Nicht minder hatte es Friedrich sehr deutlich erkannt, welchen Werth für die zerstreuten Länder des preußischen Staates der Schutz eines mächtigen Kriegsheeres hatte und welche Wichtigkeit dasselbe bei veränderten politischen Umständen seiner Regierung geben konnte. So wenig seine Natur ursprünglich mit der Strenge des militairischen Dienstes übereinzustimmen schien, so eifrig sorgte er jetzt für die fortgesetzte Uebung desselben. Nur was als ein überflüssiger Luxus in den militairischen Angelegenheiten zu betrachten war, ward auf eine vortheilhafte Weise umgeändert. Dies war namentlich der Fall mit der berühmten Riesengarde, welche der verstorbene König zu seinem besonderen Vergnügen in Potsdam gehalten hatte. Aber es wird auch berichtet, daß Friedrich Wilhelm selbst, kurz vor seinem Tode, seinem Sohne von den ungeheuren Summen, welche die Unterhaltung dieses Corps gekostet, Rechenschaft gegeben und daß er ihm zur Auflösung desselben gerathen habe. So erschien dasselbe am 22. Juni zum letzten Mal, die Leichenfeier seines Stifters zu verherrlichen; unmittelbar darauf wurde es unter andere Regimenter vertheilt. Dadurch gewann Friedrich die Mittel, seine Kriegsmacht schon im Verlauf weniger Wochen um mehr als zehntausend Mann zu verstärken. Sonst ward auch für einen ehrenhaften Schmuck des kriegerischen Lebens gesorgt. Alle Fahnen und Standarten der Armee erhielten den preußischen schwarzen Adler mit Schwert und Scepter in den Klauen und mit der Beischrift: „Für Ruhm und Vaterland" (Pro Gloria et Patria).

Die wesentlichsten Veränderungen, mit denen Friedrich auftrat, betrafen diejenigen Elemente des Lebens, welche seinem Vater am fernsten gelegen hatten. Friedrich Wilhelm hatte nur das materielle Wohl seines Staates im Auge gehabt; der Geist lag in Fesseln. Friedrich gab dem Gedanken Freiheit und gewann hierdurch für die Macht seines Staates eine Stütze, die gewaltiger ist als Schwerter und Feuerschlünde. Oeffentliche Rede war unter seinem Vater nicht verstattet gewesen; die Zeitungsblätter, anfangs ganz verboten, hernach unter drückenden Einschränkungen erlaubt, hatten nur ein kümmerliches Dasein gefristet. Kurz nach Friedrich's Thronbesteigung erschienen auf seine Veranlassung zwei Zeitungen, die bald Bedeu-

Digitized by Google

tung erlangten und für die er selbst einzelne Artikel lieferte. Für eine Akademie der Wissenschaften wurde der Grund gelegt und vorzügliche Gelehrte aus verschiedenen Ländern nach Berlin berufen. Besonders ließ es sich Friedrich angelegen sein, den Philosophen Wolff für die heimische Wissenschaft wiederzugewinnen; dem Propste Reinbeck, dem er dies Geschäft übertrug, schrieb er: ein Mensch, der die Wahrheit suche und sie liebe, müsse unter aller menschlichen Gesellschaft werth gehalten werden; er glaube, daß Reinbeck eine Eroberung im Lande der Wahrheit machen werde, wenn es ihm gelinge, Wolff zur Rückkehr zu bewegen. Wolff folgte dem Begehren seines erhabenen Schülers und kehrte nach Halle zurück, wo er ehrenvoll aufgenommen wurde. Auch erschien alsbald ein ausdrücklicher königlicher Befehl, demzufolge nur diejenigen Landeskinder, welche zwei Jahre auf einer preußischen Universität studirt, eine Anstellung im Staate zu erwarten haben sollten. Die Gesellschaft der Freimaurer wurde öffentlich anerkannt; Friedrich selbst hielt bald nach seiner Thronbesteigung eine feierliche Loge, in welcher er den Meisterstuhl einnahm.

Aus solcher Geistesrichtung entsprang endlich auch eine freisinnigere Gestaltung anderer Lebensverhältnisse. Religiöse Duldung war einer der wichtigsten Grundsätze, mit denen Friedrich seine Regierung begann und thätig alten Mißbräuchen oder einseitiger Beschränkung gegenübertrat. Ein zweiter Grundsatz war: geläuterte, vernunftmäßige Rechtspflege. Aber um eine solche in das Leben einzuführen, bedurfte es eines weise durchdachten, kunstreich aufgeführten Baues. Vorerst erschienen einige Verordnungen, welche wenigstens geeignet waren, das Licht der neuen Zeit, das in Friedrich's Hand ruhte, erkennen zu lassen. So ist namentlich anzuführen, daß schon am dritten Tage seiner Regierung das unmenschliche Gerichtsverfahren der Folter (bis auf einige außerordentliche Ausnahmen, für welche dasselbe aber einige Jahre später ebenfalls verschwand) durch königlichen Befehl aufgehoben wurde. Die übrigen Staaten sind diesem Beispiele erst viel später gefolgt.

Alles aber, was Friedrich in solcher Weise in den ersten Monaten seiner Regierung einrichtete, war sein eignes Werk; die Minister hatten nur seine Befehle auszuführen. Durch eine außerordentliche Thätigkeit, durch die strengste Eintheilung der Zeit machte er es möglich, — was bis dahin unerhört gewesen war, — daß er Alles beobachten, prüfen, leiten konnte. Und doch gebrach es ihm hierbei nicht an Zeit, um auch den Künsten, namentlich der Musik und Poesie, einige heitere Stunden widmen zu können; aber der Genuß der Kunst diente wiederum nur dazu, seinem Geiste neue Schwungkraft zu geben. Die vortheilhaftesten Zeugnisse über diese ganz außerordent-

Digitized by Google

liche Geschäftsführung enthalten die Berichte der damaligen, in Berlin anwesenden fremden Gesandten an ihre Regierungen. Sie klagen, daß der König sein eigner Minister sei, daß man Niemand finde, dem er sich ganz mittheile und durch dessen Hülfe man Kenntniß und Einfluß erlangen könne. Auch wird hinzugesetzt, es sei das Beste, wenn man gegen diesen jungen König — dem herkömmlichen Gebrauche sehr zuwider — ein offenes Verfahren beobachte.

In der Mitte Juli begab sich Friedrich nach Königsberg in Preußen, die Erbhuldigung der preußischen Stände zu empfangen. Dort hatte sich sein Großvater die preußische Königskrone aufgesetzt. Aber Friedrich Wilhelm schon verschmähte diese äußerliche Ceremonie, und auch Friedrich fand es nicht für nöthig, dieselbe wieder einzuführen. „Ich reise jetzt (so äußerte er sich kurze Zeit vorher in einem Schreiben an Voltaire) nach Preußen, um mir da ohne das heilige Oelfläschchen und ohne die nnnützen und nichtigen Ceremonien huldigen zu lassen, welche Ignoranz eingeführt hat und die nun von der hergebrachten Gewohnheit begünstiget werden." Die Huldigung fand am 20. Juli statt. Ueber die dabei nöthigen Förmlichkeiten hatte er sich durch einen in solchen Dingen erfahrenen Freund, der ihn begleitete, unterrichten lassen. Nachher fragte er diesen, ob er seine Sache gut gemacht habe. — „O ja, Sire", antwortete der Gefragte; „aber Einer machte es doch noch besser." — „Und der war?" — „Ludwig der Fünfzehnte." — „Ich aber", setzte Friedrich mit Laune hinzu, „kenne Einen, der es noch besser machte." — „Und der war?" — „Baron!" (Ein bekannter französischer Schauspieler.)

Uebrigens war Friedrich mit den Tagen seines Aufenthalts in Königsberg zufrieden. Die Huldigungspredigt, welche der Oberhofprediger Quandt hielt, fand seinen entschiedenen Beifall; schon früher hatte er Quandt mit Theilnahme gehört, und noch am Abend seines Lebens, in einer Schrift über deutsche Literatur, erwähnte er seiner als des vorzüglichsten Redners, den Deutschland je besessen. Besonderes Vergnügen bereitete ihm ein Fackelzug, den ihm die Königsberger Studenten unter Musikbegleitung brachten; er ließ ihnen zum Dank ein reichliches Trinkgelage veranstalten. Auch die Uebungen des Königsberger Militairs fielen zu seiner Zufriedenheit aus. Er aber bezeichnete diese Tage wiederum durch zahlreiche Wohlthaten, welche er der Stadt und der gesammten Provinz zukommen ließ, den Wahlspruch der bei der Huldigung ausgeworfenen Medaillen — „Glück des Volkes" — durch die That bewährend.

Nachdem Friedrich aus Preußen zurückgekehrt war, erfolgte in Berlin, am 2. August, die Erbhuldigung der kurmärkischen Stände. Das Volk rief, als Friedrich nach der Ceremonie auf den Balkon des Schlosses hinaustrat, dreimal mit

Digitized by Google

freudiger Seele: „Es lebe der König!“ Gegen die Gewohnheit und Etikette blieb er eine halbe Stunde auf dem Balkon, mit festem, aufmerksamem Blick auf die unermeßliche Menge vor dem Schlosse hinabschauend; er schien in tiefe Betrachtung verloren. — Die Medaillen, welche in Berlin ausgeworfen wurden, führten den Wahlspruch: „Für Wahrheit und Gerechtigkeit.“

Kurze Zeit darauf verließ Friedrich Berlin aufs Neue, um die Huldigung in den westphälischen Provinzen des Staates einzunehmen. Vorher besuchte er seine ältere Schwester, die Markgräfin von Baireuth, in ihrer Residenz. Von hier machte

er in raschem Fluge einen Abstecher nach Straßburg, um einmal französischen Boden zu betreten und französische Truppen zu sehen. Um indeß unbekannt zu bleiben, hatte er den Namen eines Grafen von Four angenommen und nur geringes Gefolge mitgeführt. Seine ganze Equipage bestand in zwei Wagen. Als die Gesellschaft in Kehl (Straßburg gegenüber, auf der deutschen Seite des Rheins) ankam, machte der dortige Wirth den Kammerdiener Friedrich's aufmerksam, daß man jenseits sogleich die Pässe vorzeigen müsse. Der Kammerdiener setzte also einen Paß auf, ließ Friedrich unterschreiben und drückte dann das königliche Siegel darunter. Dem Wirthe war ein so kurzes Verfahren selten vorgekommen; aber schnell errieth er, von

Digitized by Google

wem allein daſſelbe ausgehen konnte, und man hatte Mühe, den Hocherfreuten zum Stillſchweigen zu verpflichten.

In Straßburg angekommen, ließ ſich Friedrich ſogleich, um ganz als Franzoſe auftreten zu können, franzöſiſche Kleider nach neueſtem Geſchmacke anfertigen. In einem Kaffeehauſe machte er die Bekanntſchaft franzöſiſcher Offiziere, die er zu ſich zur Abendtafel einlud; die geſchmackvolle Bewirthung, der Geiſt und die Anmuth ſeiner Unterhaltung entzückten ſeine Gäſte, aber vergebens bemühten ſie ſich, die Geheimniſſe ihres Wirthes zu erforſchen. Am nächſten Tage beſuchte Friedrich die Parade. Hier erkannte ihn ein Soldat, der früher in preußiſchen Dienſten geſtanden hatte; augenblicklich wurde es dem Gouverneur, Marſchall von Broglio, berichtet, und Friedrich war nicht im Stande, die Ehrenbezeugungen des Marſchalls ganz zu beſeitigen. Nun verbreitete ſich die Nachricht durch die ganze Stadt; das Volk war entzückt, den jungen König, deſſen Ruhm ſchon vor ſeiner Thronbeſteigung durch die Welt erklungen war, in ſeiner Nähe zu wiſſen. Der Schneider, der die neuen Kleider gefertigt, wollte keine Bezahlung annehmen und ſich durchaus nur mit der Ehre, für den Preußenkönig gearbeitet zu haben, begnügen. Am Abend wurden rings in den Straßen Freudenfeuer angezündet; überall hörte man den Jubelruf: „Vive le roi de Prusse!“

Von Straßburg begab ſich Friedrich den Rhein abwärts nach Weſel. Diesmal wurde die Rheinreiſe nicht mit ſo bangen Gefühlen zurückgelegt als vor zehn Jahren, da Friedrich in engem Gewahrſam als ein ſchmachvoll Gefangener geführt ward. Doch verkümmerte ein Fieber, das ſich einſtellte und längere Zeit anhielt, den Genuß der ſchönen Fahrt. Das Fieber war auch die Urſache, daß Friedrich nicht, wie er beabſichtigt hatte, nach Brabant ging, um Voltaire aufzuſuchen, der ſich gegenwärtig dort aufhielt. Dafür indeß bedurfte es nur des ausgeſprochenen Wunſches, und Voltaire fand ſich bereitwillig vor ſeinem hohen Verehrer auf dem Schloſſe Moyland bei Cleve ein. Friedrich war angegriffen von der Krankheit; er bedauerte, daß ihm die nöthige Spannkraft fehle, um einem ſo großen Geiſte würdig entgegentreten zu können. Doch war er von der Perſönlichkeit des Gefeierten ebenſo entzückt wie früher von ſeinen Werken. „Voltaire iſt ſo beredt (ſchrieb Friedrich kurze Zeit nach dieſem Beſuche an Jordan) wie Cicero, ſo angenehm wie Plinius, ſo weiſe wie Agrippa; mit Einem Worte: er vereinigt in ſich alle Tugenden und Talente der drei größten Männer des Alterthums. Sein Geiſt arbeitet unaufhörlich, jeder Tropfen Tinte, der aus ſeiner Feder fließt, wird zu einem witzigen Einfall. Er hat uns ſein herrliches Trauerſpiel „Mahomet“ vordeclamirt; wir waren entzückt davon; ich konnte es nur bewundern und ſchweigen.“ — „Du wirſt mich (fügt

Digitized by Google

Friedrich ſpäter hinzu) bei meiner Zurückkunft ſehr geſchwätzig finden; aber erinnere dich, daß ich zwei Gegenſtände geſehen habe, die mir immer am Herzen lagen: Voltaire und franzöſiſche Truppen."

Auf der Rückreiſe wohnte Friedrich in Salzdahlum der Verlobung ſeines Bruders, des Prinzen Auguſt Wilhelm, mit der Schweſter ſeiner Gemahlin, der braunſchweigiſchen Prinzeſſin Louiſe Amalie, bei.

Die Huldigungsreiſe nach Weſtphalen hatte Friedrich zu einer politiſchen Demonſtration veranlaßt, welche ſehr geeignet war, ſeinen Charakter in den Verhältniſſen der Politik erkennen zu laſſen. Doch auch ſchon früher, ehe noch die erſten drei Wochen ſeiner Regierung verfloſſen waren, hatte er ein ähnliches, wenngleich minder augenfälliges Beiſpiel gegeben. Der Kurfürſt von Mainz hatte nämlich zum Nachtheile des Landgrafen von Heſſen-Caſſel und Grafen von Hanau, eines Erbverbrüderten des Hauſes Brandenburg, ungegründete Anſprüche auf einen hanauiſchen Ort gemacht. Friedrich ſandte am 19. Juni dem Kurfürſten eine ernſtliche Ermahnung, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen und die Ruhe des Reiches ungeſtört zu laſſen. Die Folge hiervon war, daß der Kurfürſt ſeine Truppen zurückzog.

Wichtiger, wie geſagt, war das zweite Ereigniß. Preußen war durch Erbſchaft in den Beſitz der Herrſchaft Herſtal an der Maas, im Bezirke des Bisthums Lüttich, gekommen. Herſtal hatte ſich unter König Friedrich Wilhelm empört und war von dem Biſchof von Lüttich, den nach dem Beſitze deſſelben gelüſtete, in Schutz genommen worden. Friedrich Wilhelm hatte vergebens verſucht, die Angelegenheit auf gütlichem Wege beizulegen. Jetzt weigerte ſich Herſtal, ebenfalls unter dem Schutze des Biſchofs, Friedrich den Huldigungseid zu leiſten. Friedrich ſchickte deshalb von Weſel aus einen ſeiner höheren Staatsbeamten an den Biſchof und ließ dieſen dringend zu einer beſtimmten Erklärung über ſein Benehmen auffordern, indem er ihm zugleich die Folgen andeutete, denen er ſich dadurch ausſetzen dürfte. Die Erklärung blieb aus, und ſofort rückten 1600 Mann preußiſcher Truppen in das Gebiet des Biſchofs ein. Dieſer wandte ſich in ſeiner Noth an alle benachbarten Fürſten, namentlich auch an den Kaiſer. Der letztere ſchrieb nachdrücklich an Friedrich, daß er, ſtatt ſich eigenmächtig Recht zu verſchaffen, ſeine Klage vor den Reichstag bringen ſolle. Aber Friedrich, der wohl wußte, wie wenig dadurch erreicht werde, rechtfertigte ſich durch eine Gegenſchrift und zog ſeine Truppen nicht zurück. Nun bequemte ſich der Biſchof zur Unterhandlung mit Friedrich, und ſchon am 20. October kam ein Vertrag zu Stande, demzufolge Friedrich dem Biſchof die Herrſchaft Herſtal für eine bedeutende Geldſumme überließ. Die Entfernung der Lage Herſtals von ſeinen übrigen Staaten mochte ihn vornehmlich zu dieſem Verkaufe bewegen.

Digitized by Google

So hatte Friedrich im Verlauf der ersten fünf Monate die Art und Weise seiner Regierung angekündigt. Aber die freie, selbstständige Kraft, mit welcher er überall auftrat, dünkte seinen Zeitgenossen zu fremd, zu seltsam, als daß sie die Größe dieser Erscheinung schon jetzt zu würdigen vermocht hätten. Indeß hatte die Stunde bereits geschlagen, die ihm eine leuchtendere Bahn aufschließen, die sein Bild auch dem blöderen Auge deutlich erkennbar machen sollte.

Digitized by Google

Vierzehntes Capitel.

Ausbruch des erſten ſchleſiſchen Krieges.

nter den Ausſichten auf mancherlei behaglichen Genuß hatte man den Herbſt begonnen. Voltaire war auf Friedrich's Einladung nach Berlin gekommen; man konnte ſich jetzt lebhafter und minder geſtört als bei jenem erſten flüchtigen Zuſammentreffen gegen einander ausſprechen. Neben Voltaire waren noch andre geiſtreiche Männer um Friedrich verſammelt. Auch ſeine beiden Schweſtern, die Markgräfinnen von Baireuth und von Anſpach, kamen zum Beſuche. Wiſſenſchaftlicher Verkehr, Concerte, Feſtlichkeiten ſchienen eine längere Reihe von heiteren Tagen anzukündigen.

Da brachte ein Eilbote die Nachricht, daß Kaiſer Karl VI. am 20. October (1740) geſtorben ſei. Friedrich war eben in Rheinsberg, wo er ſich von erneuten Fieberanfällen, die periodiſch wiederkehrten, zu erholen ſuchte. Mit Gewalt ſchüttelte er das Fieber von ſich und begann die Ausführung Deſſen, was er lange ſchon im Innern vorbereitet hatte. „Jetzt iſt die Zeit da (ſo ſchrieb er in einem Billet an

Digitized by Google

Voltaire), wo das alte politiſche Syſtem eine gänzliche Aenderung erleiden kann; der Stein iſt losgeriſſen, der auf Nebukadnezar's Bild von viererlei Metallen rollen und ſie alle zermalmen wird."

Das Bild, das weiland König Nebukadnezar im Traume geſehen hatte und das ihm der Prophet Daniel ausdeuten mußte, war aus Metallen ſtattlich erbaut, aber in den Füßen waren Eiſen und Thon gemiſcht, ſo daß es dem Stoße nicht zu widerſtehen vermochte. So war auch die öſterreichiſche Herrſchaft beſchaffen. Das große Reich war ohne innere Kraft; ein unglücklich geführter Türkenkrieg hatte in den letzten Jahren auch die letzten Hülfsmittel erſchöpft. Prinz Eugen, lange Zeit die Stütze des Reiches, war geſtorben, ohne daß ſeine Stelle durch einen Andern hätte erſetzt werden können. Karl VI. hatte es als die Aufgabe ſeines Lebens betrachtet, für das Erbfolgerecht ſeiner Tochter Maria Thereſia die Gewährleiſtung aller bedeutenderen Mächte Europas zu erlangen; Eugen's Rath, die pragmatiſche Sanction lieber durch ein Heer von 180,000 Mann als durch ein flüchtiges Verſprechen zu ſichern, war unbeachtet geblieben. Preußen dagegen ſtrebte in jugendlicher Friſche empor. Oft zwar hatte man über König Friedrich Wilhelm geſpottet, daß er unmäßige Koſten auf ſein Kriegsheer verwendet und doch daſſelbe ſeit geraumer Zeit in keine Schlacht geführt habe; aber das Daſein dieſes Kriegsheeres ließ ſich nicht wegleugnen, und es war geübt wie kein zweites. Zugleich waren ſeine Provinzen blühend, die Einkünfte verhältnißmäßig bedeutend, keine Schulden belaſteten den Staat, im königlichen Schatze befanden ſich baar nahe an neun Millionen Thaler. Mit ſolchen Mitteln konnte ein kräftiger, männlicher Geiſt es wagen, ſelbſtändig in das Rad der Geſchichte einzugreifen und ſeiner Größe, ſeinem inneren Berufe Anerkennung zu verſchaffen.

Oeſterreich hatte ſchon ſeit Jahrhunderten gegen den brandenburgiſch-preußiſchen Staat eine faſt mehr als zweideutige Rolle geſpielt. Von den Verhältniſſen zu Friedrich Wilhelm iſt in der Jugendgeſchichte ſeines Sohnes Erwähnung geſchehen; ſeine Anſprüche auf Jülich und Berg waren von dem Kaiſer zu gleicher Zeit anerkannt und denen anderer Prätendenten nachgeſetzt worden. Friedrich hätte jetzt, auf ſeine Militairmacht geſtützt, dieſe Anſprüche aufs Neue geltend machen können; aber er ſah die Größe der Gefahr, der er ſich hierbei ausſetzen mußte, zu wohl ein; er hätte zu viele Mitbewerber gegen ſich gehabt und er hätte ſein ganzes Reich von Truppen entblößen müſſen, um alle Macht auf dieſem einen entlegenen Punkte zuſammenzuziehen. Ungleich wichtiger waren andere Anſprüche, die Friedrich, und zwar mit entſchiedenem Rechte, erheben durfte, die ihm, unter den gegenwärtigen Umſtänden, einen minder gefahrvollen Erwerb, ſeinem Staate einen glänzenderen Gewinn zu

Digitized by Google

sichern schienen. In Schlesien nämlich waren seinen früheren Vorfahren mehrere Fürstenthümer — Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau, in den verschiedenen Theilen des Landes belegen, — zu verschiedenen Zeiten erblich zugefallen; aber sie waren stets von dem kaiserlichen Hofe ungebührlicher Weise zurückgehalten worden. Diese Angelegenheit hatte schon früher zu manchen Streitigkeiten geführt. Unter dem großen Kurfürsten endlich, als man dessen Hülfe gegen die Türken bedurfte, hatte der österreichische Hof ein scheinbares Abkommen getroffen, indem an Brandenburg statt jener Fürstenthümer ein freilich viel kleinerer Theil, der schwiebusische Kreis, überlassen ward; zuvor aber hatte man den Sohn des Kurfürsten durch allerlei Vorspiegelungen dahin gebracht, daß dieser heimlich versprach, auch jenen Kreis nach seiner Thronbesteigung wieder an Oesterreich zurückzugeben. Als dieser nun — der nachmalige König Friedrich I. — zur Regierung kam und den Ministern sein heimliches Versprechen mittheilte, wurden ihm über die Ränke des kaiserlichen Hofes die Augen geöffnet. Zwar ward er in der That genöthigt, sein Versprechen zu halten; aber er that es mit den Worten, daß er es seinen Nachkommen überlasse, ihr Recht in Schlesien auszuführen. „Giebt es Gott und Zeit (so sprach er) nicht anders als jetzt, so müssen wir zufrieden sein; schickt es aber Gott anders, so werden meine Nachkommen schon wissen und erfahren, was sie desfalls dereinst zu thun und zu lassen haben."

Friedrich wußte, was er zu thun habe. Der lebhafte Drang, der den jungen König zu ruhmvollen Thaten trieb, hatte ein würdiges Ziel gefunden; unendliche Dauer der Reichsprocesse konnte hier nicht zum erwünschten Erfolge führen; die günstige Gelegenheit mußte schnell gefaßt, das Recht durch die Kraft vertreten werden.

Friedrich bedurfte keiner langen Vorbereitungen, um sich zur Erwerbung seines Rechts auf einen kriegerischen Fuß zu setzen. Sein Plan ward nur wenigen Vertrauten mitgetheilt. Aber die ungewöhnlichen Bewegungen, die auch zu dieser kurzen Vorbereitung nöthig waren, die Truppenmärsche, Artilleriezüge, die Einrichtung der Magazine und dergleichen gaben es kund, daß irgend ein großes Unternehmen im Werke war. Alles ward von Staunen und von Neugier erfüllt; die verschiedensten Gerüchte brachte man in Umlauf; die Diplomaten sandten und empfingen Couriere, ohne mit Bestimmtheit den Plan des Königs errathen zu können. Absichtlich hatte dieser einige Truppenmärsche so angeordnet, daß man vorerst eher an eine Rheincampagne, wegen Jülich und Berg, als an Schlesien dachte. Die verkehrten Meinungen, die im Publicum herüber- und hinüberwogten, machten ihm große Freude. „Schreib' mir viel Possirliches (so heißt es in einem Briefe Friedrich's aus Ruppin

Digitized by Google

an Jordan), was man ſagt, was man denkt und was man thut. Berlin ſoll jetzt ausſehen wie Frau Bellona in Kindesnöthen; hoffentlich wird ſie ein hübſches Früchtchen zur Welt bringen und ich durch irgend einige kühne und glückliche Unternehmungen das Vertrauen des Publicums gewinnen. Da wär' ich denn endlich in einer der glücklichſten Lagen meines Lebens und in Conjuncturen, die einen ſichern Grund zu meinem Ruhme legen können!"

Indeß konnte es auf die Länge nicht verborgen bleiben, daß die preußiſchen Truppen ſich an der ſchleſiſchen Grenze zuſammenzogen. Der öſterreichiſche Hof ward durch ſeinen Geſandten in Berlin von der Gefahr benachrichtigt; der Staatsrath Maria Thereſia's ſchrieb aber zurück, daß er dieſen Nachrichten Glauben weder beimeſſen wolle noch könne. Doch ward noch ein zweiter Geſandter, der Marquis Botta, von Wien nach Berlin geſchickt, die preußiſchen Unternehmungen genauer zu erforſchen. Dieſem ward der Plan des Königs bald deutlich genug. Bei ſeiner Antrittsaudienz nahm er Gelegenheit, zu Friedrich mit Nachdruck von den Ungemächlichkeiten der Reiſe, die er ſo eben gemacht, zu ſprechen, beſonders von den ſchlechten Wegen in Schleſien, die gegenwärtig durch Ueberſchwemmungen ſo verdorben ſeien, daß man nicht durchkommen könne. Friedrich durchſchaute die Abſicht des Geſandten, hatte indeß noch nicht Luſt, ſich näher zu erklären; er erwiderte trocken, das Schlimmſte, was Einem auf ſolchen Wegen begegnen könne, ſei, ſich zu beſchmutzen.

Im December war Alles zum Beginn des Unternehmens bereit. Der Plan, Schleſien zu beſetzen, hörte jetzt auf, ein Geheimniß zu ſein. Friedrich ſchickte einen Geſandten, den Grafen Gotter, nach Wien, um dem öſterreichiſchen Hauſe ſeine Anſprüche auf Schleſien und die Anerbietungen, zu denen er ſich bei deren Gewährleiſtung verpflichten wolle, vorzulegen. Er ſelbſt gab, ehe er zu ſeinen Truppen abging, dem Marquis Botta noch eine Abſchiedsaudienz, in welcher er nunmehr auch dieſen von ſeinem Plane unterrichtete. „Sire," rief Botta aus, „Sie werden das Haus

Digitized by Google

Oesterreich zu Grunde richten, und Sie stürzen sich selbst zugleich in den Abgrund!“ Friedrich entgegnete, daß es nur von Maria Theresia abhängen werde, die ihr gemachten Vorschläge anzunehmen. Nach einer Pause fing Botta mit ironischem Tone wieder an: „Ihre Truppen sind schön, Sire, das gestehe ich. Unsere haben diesen Anschein nicht, aber sie haben vor dem Schuß gestanden. Bedenken Sie, ich beschwöre Sie, was Sie thun wollen.“ Der König ward ungeduldig und versetzte lebhaft: „Sie finden meine Truppen schön: bald werden Sie bekennen, daß sie auch gut sind!“

Andere Vorstellungen, welche der Gesandte noch versuchte, brach Friedrich mit dem Bemerken ab, es sei zu spät, der Schritt über den Rubicon sei schon gethan.

Ehe Friedrich aufbrach, berief er noch einmal seine Offiziere zu sich und nahm von ihnen mit folgenden Worten Abschied: „Ich unternehme einen Krieg, meine

Digitized by Google

Herren, worin ich keine anderen Bundesgenoſſen habe als Ihre Tapferkeit und Ihren guten Willen. Meine Sache iſt gerecht, und meinen Beiſtand ſuche ich bei dem Glücke. Erinnern Sie ſich beſtändig des Ruhms, den Ihre Vorfahren ſich erwarben auf den Schlachtfeldern von Warſchau, von Fehrbellin und auf dem preußiſchen Zuge (den berühmteſten Siegen des großen Kurfürſten). Ihr Schickſal iſt in Ihren eignen Händen; Ehrenzeichen und Belohnungen warten nur darauf, daß Sie ſie durch glänzende Thaten verdienen. Aber ich habe nicht nöthig, Sie zum Ruhme anzufeuern, nur er ſteht Ihnen vor Augen, nur er iſt ein würdiger Gegenſtand für Ihre Bemühungen. Wir werden Truppen angreifen, die unter dem Prinzen Eugen den größten Ruf hatten. Zwar iſt dieſer Prinz nicht mehr; aber unſer Ruhm wird beim Siege nicht minder groß ſein, da wir uns mit ſo braven Soldaten werden zu meſſen haben. Leben Sie wohl! Reiſen Sie ab! Ohne Verzug folge ich Ihnen zu dem Sammelplatze des Ruhms, der unſrer wartet!"

Am 13. December war ein großer Maskenball im königlichen Schloſſe. Während die Geigen und Trompeten luſtige Tanzmelodien erklingen ließen und die Masken bunt durch einander wirbelten, ward Alles zur Abreiſe des Königs zurecht gemacht. Unbemerkt verließ er die Reſidenz und eilte der ſchleſiſchen Grenze zu. Am 14. traf er in Croſſen, nahe an der Grenze, ein. An demſelben Tage zerbrach in der Hauptkirche von Croſſen der Glockenſtuhl und die Glocke fiel zur Erde. Das machte die Soldaten des Königs bang, denn man hielt es für ein böſes Zeichen. Friedrich aber wußte dem Vorfall eine günſtigere Prophezeiung abzugewinnen; er hieß die Seinen gutes Muthes ſein: das Hohe, ſo deutete er den Sturz der Glocke, werde erniedrigt werden. Oeſterreich aber war natürlich im Verhältniß zu Preußen das Hohe, und ſo gewannen Die, welche eben gezagt hatten, neue Zuverſicht auf ſiegreichen Erfolg.

Am 16. December betrat Friedrich den ſchleſiſchen Boden. An der Grenze fand er zwei Abgeſandte, welche der proteſtantiſche Theil der Einwohnerſchaft der feſten Stadt Glogau ihm entgegengeſchickt hatte. Sie baten ihn, falls er zur Belagerung von Glogau ſchreite, ſo möge er die Gnade haben, den Angriff nicht von derjenigen Seite der Stadt zu machen, auf welcher ſich die proteſtantiſche Kirche befinde. Dieſe Kirche ſtand nämlich außerhalb der Feſtungswerke, und der Commandant von Glogau, Graf Wallis, beabſichtigte, dieſelbe, ſowie er es bereits mit einigen anderen Gebäuden gethan hatte, niederbrennen zu laſſen, damit Friedrich nicht au ſie einen Angriff ſtützen könne. Friedrich hatte ſeinen Wagen halten laſſen, als die beiden Abgeordneten ihre Bitte vortrugen. „Ihr ſeid die erſten Schleſier", ſo gab er ihnen zur Antwort, „die mich um eine Gnade bitten, ſie ſoll Euch auch gewährt

Digitized by Google

werden.“ Unverzüglich ward ein reitender Bote an den Grafen Wallis abgefertigt, mit dem Verſprechen, ihn nicht von jener Seite anzugreifen; und die Kirche blieb verſchont.

Das preußiſche Heer fand keine feindlichen Armeen vor ſich; die ſchwache Beſatzung des Landes reichte nur eben hin, um die wenigen Hauptfeſtungen zu decken. Aus Oeſterreich konnte ſo ſchleunig keine bedeutendere Hülfe geſandt werden. Die Staffetten und Couriere, welche das in Breslau befindliche Oberamt bei der herannahenden Gefahr nach Wien ſchickte, die immer dringenderen Bitten um Hülfe waren umſonſt. Die letzte Reſolution, welche von Wien aus erfolgte, lautete dahin, daß man die Staffettengelder ſparen und ſich von der Furcht nicht allzuſehr einnehmen laſſen ſolle.

So ſtanden dem Einmarſch und der Beſitznahme von Seiten der Preußen keine ſonderlichen Hinderniſſe weiter entgegen als das ſchlechte Wetter und die böſen Wege, von denen Marquis Botta dem Könige in der That nicht viel Falſches gemeldet hatte. Aber die Soldaten behielten guten Muth, und Friedrich ließ es ſich durch mannigfache Belohnung angelegen ſein, ſie in dieſer Stimmung zu beſtärken. An die Bewohner Schleſiens wurden Manifeſte ausgetheilt, welche den Einwohnern alle ihre Beſitzungen, Rechte und Freiheiten beſtätigten, die ſtrengſte Kriegszucht für das einmarſchirende Heer verhießen und die Abſicht des Königs, ſich ſeiner Rechte nur gegen die etwaigen Einſprüche eines Dritten zu verſichern, auseinanderſetzten. Dieſe Erklärungen, beſonders die treffliche Kriegszucht, die in der That beobachtet

Digitized by Google

ward, noch mehr aber die Hoffnungen der protestantischen Bewohner Schlesiens, die in Friedrich ihren Erretter von mannigfachem Drucke sahen, machten ihm viele Herzen des Volkes geneigt. Die Protestationen, welche von Seiten der österreichischen Regierung erfolgten, fruchteten dagegen wenig.

Zu Anfange freilich konnte man in Schlesien noch nicht wissen, wie man sich zwischen der althergebrachten und der neugeforderten Unterthanenpflicht zu benehmen habe. Indeß fehlte es schon dem Bürgermeister und Rath von Grüneberg — dem ersten bedeutenderen Orte Schlesiens, auf den die preußische Armee stieß, — nicht an einem schlau ersonnenen Auskunftsmittel. Die Preußen fanden die Thore der Stadt gesperrt. Ein Offizier ward abgeschickt, sie im Namen des Königs zur

Uebergabe aufzufordern; man führte ihn auf das Rathhaus, wo Bürgermeister und Rath in feierlicher Amtstracht versammelt waren. Der Offizier verlangte von dem Bürgermeister die Schlüssel zu den Stadtthoren. Jener entschuldigte sich nachdrücklichst: er könne und dürfe die Schlüssel nicht geben. Der Offizier drohte nun, daß man die Thore sprengen und daß man mit der Stadt, wenn sie sich den gnädigen Anerbietungen des Königs widersetze, übel verfahren werde. Der Bürgermeister zuckte mit den Achseln. „Hier auf dem Rathstische", entgegnete er, „liegen die Schlüssel; aber ich werde sie Ihnen unter keinen Umständen geben. Wollen Sie sie selbst nehmen, so kann ich's freilich nicht hindern." Der Offizier lachte, nahm die Schlüssel und ließ die Thore öffnen. Als die Truppen eingerückt waren, ward dem Bürgermeister von

Digitized by Google

Seiten des preußischen Generals bedeutet, er möge, dem Kriegsgebrauche gemäß, die Schlüssel wieder abholen lassen. Der Bürgermeister weigerte sich indeß ebenso wie vorhin. „Ich habe die Schlüssel nicht weggegeben", sagte er, „ich werde sie daher auch nicht holen oder annehmen. Will aber der Herr General sie wieder auf die Stelle, von der sie weggenommen worden, hinlegen oder hinlegen lassen, so kann ich freilich nichts dagegen haben." — Der General meldete diesen Vorfall dem Könige, zu dessen großem Ergötzen. Auf Friedrich's Befehl wurden die Schlüssel durch ein Commando des Regiments unter Musik und Trommelschlag nach dem Rathhause zurückgebracht.

Die erste Festung, deren Besatzung den Preußen ein Hinderniß in den Weg legte, war Glogau. Die Vertheidigungswerke waren in keinem sonderlichen Zustande, doch hatte der Commandant in der Eile einige Vorkehrungen zu seiner Sicherung getroffen. Friedrich ließ, um seine Armee in ihrem Zuge nicht aufzuhalten und da überdies die ungünstige Jahreszeit eine regelmäßige Belagerung untersagte, nur ein Corps zurück, welches die Besatzung einzuschließen hinreichte, und setzte seinen Marsch gegen Breslau fort.

Breslau erfreute sich damals einer freien, fast republikanischen Verfassung; die Stadt war von dem Besatzungsrechte ausgenommen. Als ein österreichisches Corps einrücken sollte, gerieth die Bürgerschaft in Bewegung; der Unwille erhöhte sich, als es in Vorschlag gebracht ward, die Vorstädte abzubrennen. Die Bürger beschlossen, ihre Wälle allein zu vertheidigen. Aber schon hatten sich, schneller als man es vermuthet, die Preußen der Vorstädte bemächtigt und die Stadt eingeschlossen; drinnen war man ohne hinlänglichen Vorrath von Lebensmitteln; die zugefrorenen Stadtgräben ließen einen Sturm und in Folge dessen Plünderung befürchten. So ward man zu Unterhandlungen geneigt; beschleunigt wurden dieselben durch den protestantischen Theil des Volkes, der, durch einen enthusiastischen Schuhmacher aufgewiegelt, den Magistrat zum raschen Entschlusse trieb. Friedrich bewilligte der Stadt eine Neutralität; sie mußte ihm die Thore öffnen, sollte aber von Besatzung verschont bleiben. Des österreichischen Oberamtes war jedoch in diesem Vergleiche nicht gedacht worden; Friedrich verabschiedete, sobald er die Stadt betreten hatte, alle dazu gehörigen Personen.

Am dritten Januar (1741) hielt Friedrich in Breslau seinen feierlichen Einzug. Den Zug eröffneten die königlichen Wagen und Maulthiere, letztere mit Cymbeln und mit Decken von blauem Sammet, eingefaßt von goldnen Borten und mit Adlern gestickt. Dann folgte eine Schaar von Gensdarmen und auf diese der königliche Staatswagen, der mit gelbem Sammet ausgeschlagen war und in dem als das

Digitized by Google

Symbol der königlichen Macht ein prächtiger blauſammtener, mit Hermelin gefütterter Mantel lag. Hinter dem Wagen ritten die Prinzen, Markgrafen und Grafen aus Friedrich's Heer; zuletzt erſchien der König ſelbſt, mit kleinem Gefolge. Er wurde durch den Stadtmajor eingeführt. Der Zudrang des Volkes war außerordentlich; nach allen Seiten hin grüßte und dankte der König mit ſtetem Abnehmen des Hutes. Zu der königlichen Tafel wurden die Deputirten des Rathes und der Adel gezogen. Nach der Tafel ritt Friedrich durch die Stadt. Als er an den prächtigen Palaſt kam, der von den Jeſuiten aufgeführt ward, bemerkte er, daß es dem Kaiſer wohl habe an Geld fehlen müſſen, da ſeine Geiſtlichkeit das Geld zu ſolchen Anlagen verbrauche.

Zwei Tage darauf war großer Ball, den Friedrich mit einer der vornehmſten Damen Schleſiens eröffnete. Bald aber verlor er ſich aus den Reihen der Tanzenden und eilte unverzüglich ſeinen Truppen nach, die ſchon aufs Neue vorgedrungen waren. Ohlau und Namslau wurden raſch eingenommen; Brieg, eine Feſtung, wurde wie Glogau eingeſchloſſen, Ottmachau, in Oberſchleſien, erobert. Von wichtigen Punkten war nur noch Neiſſe, die bedeutendſte Feſtung Schleſiens, übrig. Hier wurden die Hauptkräfte des königlichen Heeres zuſammengezogen.

Digitized by Google

Diese raschen Erfolge, die Eroberung eines reichen Landes fast ohne Schwertschlag, versetzten Friedrich in die behaglichste Stimmung; sie schienen ihm die glücklichste Zukunft zu versprechen. Die Briefe, welche er in dieser Zeit an seinen Freund Jordan schrieb, athmen eine seltene Heiterkeit und Laune, wie überhaupt sein Briefwechsel mit Jordan, der vornehmlich die Zeit des ersten schlesischen Krieges ausfüllt, zu dem Anmuthsvollsten gehört, was Friedrich geschrieben hat. Es spricht sich darin überall die innigste Zärtlichkeit aus, die aber durch eine leisere oder schärfere Ironie über die friedlichen Tugenden des Freundes stets eine eigne Würze erhält. So sandte er ihm aus Ottmachau folgendes fröhliche Schreiben:

„Mein lieber Herr Jordan, mein süßer Herr Jordan, mein sanfter Herr Jordan, mein guter, mein milder, mein friedliebender, mein allerleutseligster Herr Jordan! Ich melde Deiner Heiterkeit, daß Schlesien so gut wie erobert ist und daß Neisse schon bombardirt wird; ich bereite Dich auf wichtige Projecte vor und kündige Dir das größte Glück an, das Fortunens Schooß jemals geboren hat. Das mag Dir für jetzt genug sein. Sei mein Cicero bei der Vertheidigung meiner Sache: in ihrer Ausführung will ich Dein Cäsar sein. Leb' wohl. Du weißt selbst, daß ich mit der herzlichsten Liebe bin — Dein treuer Freund."

Ein paar Tage darauf schrieb er an denselben: „Ich habe die Ehre, Ew. Menschenfreundlichkeit zu melden, daß wir auf gut christlich Anstalten treffen, Neisse zu bombardiren, und daß wir die Stadt, wenn sie sich nicht mit gutem Willen ergiebt, nothgedrungen werden in den Grund schießen müssen. Uebrigens geht es mit uns so gut als nur immer möglich; und Du wirst bald gar nichts mehr von uns hören; denn in zehn Tagen wird Alles vorbei sein, und in vierzehn etwa werde ich das Vergnügen haben, Dich wieder zu sehen und zu sprechen." Der Schluß dieses Briefes lautet: „Leben Sie wohl, Herr Rath! Vertreiben Sie sich die Zeit mit dem Horaz, studiren Sie den Pausanias und erheitern Sie sich dann mit dem Anakreon: was mich betrifft, ich habe zu meinem Vergnügen nichts weiter als Schießscharten, Faschinen und Schanzkörbe. Uebrigens bitte ich Gott, er wolle mir bald eine angenehmere und friedlichere Beschäftigung und Ihnen Gesundheit, Vergnügen und Alles geben, was Ihr Herz nur wünscht."

Die Eroberung von Neisse erfolgte indeß für jetzt nicht. Die Festung hielt das Bombardement aus und ein Sturm war durch die umsichtigen Anstalten des Commandanten unmöglich gemacht. Die Werke waren in guten Stand gesetzt, die Vorstädte mit all ihren schönen Gebäuden und Gärten abgebrannt, die gefrorenen Gräben wurden alle Morgen aufgeeist und die Wälle mit Wasser begossen, das ihnen sofort die Gestalt einer unersteiglichen gläsernen Mauer gab. Da

Digitized by Google

die Jahreszeit eine förmliche Belagerung unmöglich machte, auch die preußiſchen Truppen durch die anſtrengenden Wintermärſche erſchöpft waren, ſo mußte Friedrich dieſe Unternehmung aufgeben. Gleichzeitig aber waren die übrigen Theile ſeines Heeres durch ganz Oberſchleſien bis Jablunka an der ungariſchen Grenze vorgedrungen. Die öſterreichiſchen Truppen, die ſpät zur Vertheidigung des Landes erſchienen waren, hatten ſich, zum Widerſtande zu ſchwach, nach Mähren zurückgezogen, und die Preußen konnten nun eine kurze Erholung in den Winterquartieren ſuchen. Am 26. Januar war Friedrich bereits nach Berlin zurückgekehrt.

Digitized by Google

Fünfzehntes Kapitel.

Feldzug des Jahres 1741.

Wie ein Lauffeuer war die Nachricht von dem unvermutheten Einfall in Schlesien durch ganz Europa geflogen. Alles war von Erstaunen über die Kühnheit des jungen Königs, der seine kleine Macht zum Kampfe gegen das große Oesterreich führte, ergriffen; Einige tadelten sein Unternehmen mild als eine Unbesonnenheit; Andere erklärten es für ein ganz tollkühnes Beginnen. Der englische Minister in Wien erklärte, Friedrich verdiene in den politischen Bann gethan zu werden. Denn wohl sah man ein, daß hiermit dem Frieden, dessen sich Europa seit Kurzem erfreute, auf lange Zeit Gefahr drohe, daß nun auch andere Mächte auftreten würden, Ansprüche an die Erbschaft Karl's VI. zu machen, und daß die pragmatische Sanction nur ein schwaches Band sei. Wirklich machte bereits der Kurfürst Karl Albrecht von Bayern, der übrigens jene Sanction nicht anerkannt hatte, Ansprüche auf das Erbe des Kaisers; auch strebte er selbst nach der Kaiserkrone, obgleich es ihm für jetzt an Mitteln fehlte, sich geltend zu machen. Größere Gefahr war von Frankreich zu befürchten, da man leicht voraussetzen konnte, daß dasselbe seinen alten Kampf mit Oesterreich bei günstiger Gelegenheit gern wieder aufnehmen würde.

Digitized by Google

Graf Gotter hatte indeß Friedrich's Forderungen und Anträge nach Wien gebracht. Er bot Friedrich's Freundschaft, sein Heer, seine Geldmittel zum Schutze der Kaisertochter, seine Stimme für die Wahl ihres Gemahls, des Herzogs Franz von Lothringen, zum Kaiser; aber er verlangte dagegen ganz Schlesien. Solche Forderung fand kein geneigtes Gehör; eine der besten Provinzen des Staates für zweideutige Vortheile wegzugeben, schien allzuthöricht. Die Kammerherren zu Wien bemerkten spottend, einem Fürsten, dessen Amt als Reichserzkämmerer es sei, dem Kaiser das Waschbecken vorzuhalten, komme es nicht zu, der Tochter des Kaisers Gesetze vorzuschreiben. Doch ward weiter unterhandelt. Jene Forderung von ganz Schlesien war vielleicht nur in kaufmännischem Sinne gemeint gewesen; je weiter Friedrich in Schlesien vorschritt, um so mehr ließ er in der Forderung nach; bald verlangte er sogar weniger, als ihm zufolge seiner rechtlich ausgeführten Ansprüche zukam; aber Alles war umsonst. England, gegenwärtig in nah befreundetem Verhältnisse zu Oesterreich, bemühte sich aufs Eifrigste, den österreichischen Hof zur Nachgiebigkeit zu bewegen; aber Maria Theresia sowohl als ihre Minister wollten auf keine Abtretung eingehen, solange Friedrich bewaffnet in Schlesien stehe. Wolle er das Land räumen, so bot man ihm Vergessenheit des Geschehenen und das Versprechen, nicht auf Schadenersatz zu bestehen. So zerschlugen sich die Unterhandlungen bald.

Friedrich hatte dafür gesorgt, daß für die protestantischen Bewohner Schlesiens einige dreißig Prediger angestellt wurden. Dies erweckte beim Papst ängstliche Sorge; er rief die katholischen Mächte zum Schutze gegen den ketzerischen „Markgrafen von Brandenburg" auf. Friedrich aber erließ eine Gegenerklärung, worin er Jedermann in seinen Staaten und namentlich auch in Schlesien bei seinem Glauben zu schützen versprach. Dies wirkte zur Beruhigung der besorgten Gemüther, und der Ruf des Papstes verhallte ungehört. Zugleich hatte Friedrich sich den russischen Hof günstig zu stimmen gewußt, und auch Frankreich äußerte sich gegen ihn auf eine verbindliche Weise. Nur England (Hannover) und Sachsen verbanden sich mit Oesterreich. Aber beide Staaten waren ungerüstet, und eine gegen ihre Grenzen aufgestellte Beobachtungsarmee unter dem alten Fürsten von Dessau hielt sie von ernstlichen Schritten zurück.

Gegen Ende Februar hatte sich die österreichische Heeresmacht unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Grafen Neipperg in Mähren gesammelt und rückte gegen Schlesien vor. Ein Theil der Truppen ward abgesandt, die Grafschaft Glatz zu decken. Die Vorbereitungen zum entscheidenden Kampfe begannen.

Gleichzeitig traf Friedrich wieder in Schlesien ein. Seine Absicht war, zunächst die Quartiere seiner Truppen zu bereisen und sich nähere Kenntniß vom Lande zu

Digitized by Google

verschaffen. So besuchte er am 27. Februar die Posten, welche an dem Gebirgsrücken, der Schlesien von der Grafschaft Glatz scheidet, aufgestellt waren. Er war ohne bedeutendes Gefolge, und fast hätte seine Unvorsichtigkeit ihm ein schlimmes Schicksal bereitet. Schon öfters waren Trupps österreichischer Husaren durch die preußischen Posten geschlichen und hatten kleine Streifereien versucht. Jetzt hatten sie durch Spione die Anwesenheit des Königs erfahren; konnten sie sich seiner durch einen kühnen Schlag bemächtigen, so war der Krieg schon im Beginnen erstickt. Aber der ausgesandte Trupp verfehlte den König und stieß statt seiner auf eine Schaar von Dragonern. Die letzteren erlitten eine bedeutende Niederlage, doch mußten die Oesterreicher heimkehren, ohne ihre Absicht erfüllt zu haben. Friedrich hatte das Schießen gehört und schnell einige Truppen gesammelt, um den Dragonern zu Hülfe zu eilen; er kam indeß zu spät.

Am 9. März wurde die Festung Glogau unter Anführung des Prinzen Leopold von Dessau durch einen schnellen, wohlberechneten Sturm eingenommen. Die Besatzung wurde zu Kriegsgefangenen gemacht. Unmittelbar darauf wurde mit Verbesserung der Festungswerke begonnen.

Jetzt sollten auch die Angriffe auf die beiden andern Festungen, die noch in österreichischen Händen waren, zunächst auf Neisse in Oberschlesien, unternommen werden. Friedrich begab sich in die oberschlesischen Quartiere, wo der Feldmarschall Schwerin, einer der erfahrensten Feldherren der preußischen Armee, der in den niederländischen Kriegen unter Eugen und Marlborough seine Schule gemacht hatte, stand. In Jägerndorf, acht Meilen jenseit Neisse, erfuhr man zuerst durch Ueberläufer, daß die große österreichische Armee unter Neipperg ganz in der Nähe stand und daß Neipperg den Entsatz von Neisse beabsichtige. Augenblicklich ward nun beschlossen, die zerstreuten Truppen zusammenzuziehen. Die oberschlesischen Regimenter wurden nach Jägerndorf berufen; mit den niederschlesischen wollte man am Neissefluß zusammenstoßen. Gleichzeitig mit Friedrich und in nicht gar bedeutender Entfernung von ihm setzte sich aber auch die österreichische Armee in Bewegung; sie erreichte Neisse, ehe es von den Preußen gehindert werden konnte; sie vereitelte selbst die Verbindung des Königs mit den niederschlesischen Truppen an der bezeichneten Stelle. Friedrich sah sich also genöthigt, weiter nördlich zu rücken, um den nächsten Uebergangspunkt über den Fluß zu gewinnen. Aber wiederum waren die Oesterreicher gleichzeitig in ähnlicher Richtung zu seiner Linken vorgerückt, und Ueberläufer zeigten Friedrich an, daß es auf Ohlau abgesehen sei, wo das daselbst niedergelegte preußische Geschütz eine wichtige Beute gewesen wäre. So war Friedrich's Lage plötzlich sehr bedenklich geworden; er war von dem größeren Theile seiner Truppenmacht, von der Verbindung

Digitized by Google

mit seinen Staaten abgeschnitten, wichtige Punkte Schlesiens waren theils in sicherem Besitz der Feinde, theils in der Gefahr, bald genommen zu werden. Die Verwirrung zu vermehren, fiel dichter Schnee, so daß man kaum um sich sehen und in dem überdeckten Boden nur mühsam fortschreiten konnte. Aber auch die Oesterreicher hatten ihren Marsch unternommen, ohne von des Königs Nähe zu wissen.

Eine Schlacht war jetzt für Friedrich ein dringendes Erforderniß, — eine Schlacht, in welcher das Exercitium der preußischen Armee, die taktischen Studien ihrer Führer zum ersten Mal gründliche Anwendung finden sollten, deren Folgen zugleich für den ganzen Verlauf des Krieges von höchster Wichtigkeit sein mußten. Das Glück begünstigte den Beginn. Die Sonne ging am 10. April klar und heiter auf; der Boden, zwar noch immer hoch mit Schnee bedeckt, bot wenigstens keine weiteren Hindernisse dar. Die preußischen Truppen machten sich in kriegerischer Ordnung marschfertig, in der Richtung, in welcher die Oesterreicher vor ihnen hingezogen waren. Durch Gefangene erfuhr man, daß das Centrum der österreichischen Armee in dem Dorfe Mollwitz, unfern der Festung Brieg, cantonnire. Um Mittag hatte man Mollwitz erreicht, ohne daß die Oesterreicher die Annäherung wahrgenommen hätten. Hier stellte sich die preußische Armee nach hergebrachter Weise in Schlachtordnung auf, bis endlich der Feind aus dem Dorfe hervorrückte. Man hätte ihn überfallen können, aber noch folgte man dem alten schulmäßigen System, dessen Unzweckmäßigkeit erst erprobt werden mußte. Unter dem lebhaften Feuer der preußischen Artillerie rückten die Oesterreicher ins Feld. Der linke Flügel der trefflichen österreichischen Kavallerie, unter dem General Römer, kam zuerst an. Dieser erkannte die Gefahr, die bei längerem Zögern drohte; seine Regimenter verlangten dringend, aus dem Kugelregen, dem sie ausgesetzt waren, gegen die Preußen geführt zu werden. So warf er sich mit schnellem Angriff auf die preußische Kavallerie des rechten Flügels, die, minder beweglich und in momentan ungünstiger Stellung, dem Angriff nicht Stand zu halten vermochte. Sie stürzte zwischen die Reihen der eignen Infanterie zurück und die Oesterreicher mit ihnen. Die Verwirrung bei diesem ersten unvorhergesehenen Anfall war groß. Friedrich selbst, der sich auf dem rechten Flügel befand und die Fliehenden aufzuhalten suchte, ward in dem Getümmel fortgerissen. Es gelang ihm, einige Schwadronen zu sammeln. Mit dem Rufe: „Ihr Brüder, Preußens Ehre! eures Königs Leben!“ führte er sie aufs Neue dem Feinde entgegen. Aber auch diese Schaar war bald wieder auseinandergesprengt. Alles schoß durcheinander, ohne zu wissen, ob auf Feinde oder Freunde.

Fast schien die Schlacht bereits verloren. Friedrich war zum Feldmarschall Schwerin geritten, der auf dem linken Flügel hielt. Dieser machte ihn mit Nach-

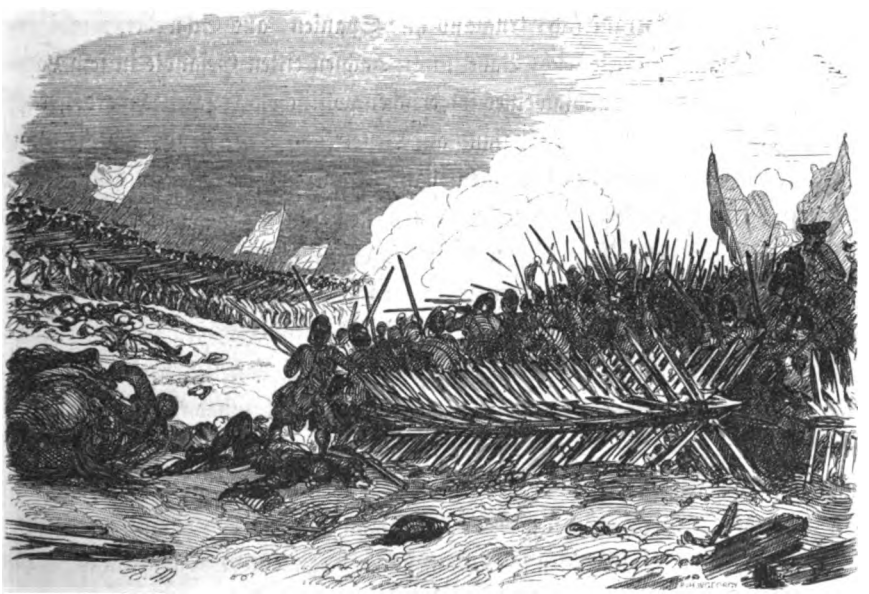
Digitized by Google

druck, obgleich der Verluſt der Schlacht noch ſo wenig wie der Gewinn entſchieden ſei, auf die große Gefahr aufmerkſam, welcher er an dieſem Orte, abgeſchnitten von den übrigen Theilen ſeiner Armee, ſein ganzes Geſchick ausſetze. Wolle er die Schlacht verlaſſen, gelinge es ihm, das jenſeitige Oderufer zu gewinnen und ein bedeutenderes Corps, mit dem man ſich vergebens zu vereinigen gehofft, zu erreichen, ſo könne er in jedem Falle den größten Nutzen herbeiführen. Er, Schwerin, werde unterdeß alles Mögliche für den Gewinn der Schlacht thun. Friedrich war unentſchloſſen. Aber die Oeſterreicher drangen aufs Neue lebhaft vor, und ſo befolgte er endlich, ob auch mit ſchwerem Herzen, den Rath des erfahrenen Feldherrn.

Um über die Oder zu gelangen, mußte Friedrich den Weg nach dem entlegenen Oppeln einſchlagen, wo er eins ſeiner Regimenter vermuthete. Nur mit geringer Bedeckung machte er ſich auf den Weg. Ein Corps Gensdarmen folgte ihm nach, aber er ritt ſo ſcharf, daß ſie ihn nicht zu erreichen vermochten. Mitten in der Nacht kam er mit ſeinem kleinen Gefolge an das Thor von Oppeln; man fand es verſchloſſen. Auf den Werdaruf der Wache gab man die Antwort: Preußiſcher Courier! — aber das Thor ward nicht geöffnet. Die Sache ſchien bedenklich. Friedrich ließ Einige abſteigen, näher zu erforſchen, weshalb die Stadt verſchloſſen bleibe. Sobald dieſe ſich näherten, erfolgten Flintenſchüſſe durch das Gitterthor; — die Stadt war von einem Trupp öſterreichiſcher Huſaren beſetzt. Eilig wandte man nun die Pferde und jagte den Weg zurück. Mit Tagesanbruch kam Friedrich nach Löwen, einem Städtchen in der Mitte zwiſchen Mollwitz und Oppeln. Hier fand er die Gensdarmen, die ihm am vorigen Abende gefolgt waren; außer dieſen aber auch einen Adjutanten, welcher ihm die Nachricht von der ſiegreichen Beendigung der Mollwitzer Schlacht brachte. Unmittelbar von Löwen begab ſich

Digitized by Google

Friedrich nun auf das Schlachtfeld zurück, ſo daß er in Einem Ritte vierzehn Meilen zurückgelegt hatte. Die Tüchtigkeit und Präciſion, der Muth, die unerſchütterliche Standhaftigkeit ſeiner Infanterie, als dieſe erſt Raum fand, ihre Kräfte zu entwickeln, hatte den Oeſterreichern den Sieg entriſſen. Neipperg hatte ſich mit bedeutendem Verluſte in der Richtung nach Neiſſe zurückgezogen; den geſchlagenen Feind zu verfolgen und zu vernichten hinderte theils die einbrechende Nacht, theils konnte man nicht zu einem übereinſtimmenden Entſchluſſe kommen.



Friedrich hat nachmals, als er die Geſchichte ſeiner Zeit ſchrieb, ein ſtrenges Urtheil über ſeine erſte kriegeriſche Thätigkeit gefällt; er zählt alle Fehler auf, die er vor und während der Schlacht von Mollwitz begangen. Aber er bemerkt auch zum Schluſſe ſeiner Kritik, daß er reifliche Ueberlegungen über alle von ihm begangenen Fehler angeſtellt und ſie in der Folge zu vermeiden geſucht habe. Und in der That, er hat ſie vermieden!

Der nächſte Erfolg des Sieges war, daß man jetzt ungeſtört die Belagerung von Brieg unternehmen konnte. Die Beſatzung capitulirte in kurzer Friſt. Dann ward in Strehlen, wo die Armee ganz Niederſchleſien deckte, ein Lager aufgeſchlagen. Zwei Monate, die man hier in Ruhe zubrachte, benutzte Friedrich dazu, ſeine Armee wieder zu vervollſtändigen und ſeiner Kavallerie durch fleißige Exercitien mehr Schnelligkeit und Beweglichkeit zu geben.

Digitized by Google

Ungleich wichtiger jedoch als der äußere Gewinn, den Friedrich durch die Schlacht von Mollwitz erwarb, waren die moralischen Folgen. Man sah, daß die Truppen, welche aus der Schule Eugen's herstammten, nicht unüberwindlich seien und daß die preußische Armee, die bis dahin nur die Künste des Exercirplatzes gekannt, auch im Feuer Stand zu halten wisse. Man glaubte schon den Koloß der österreichischen Monarchie zusammenstürzen und im preußischen Staate ein neues Gestirn am politischen Horizonte aufsteigen zu sehen. In der That hatte Friedrich durch diesen einen Schlag ein bedeutendes Gewicht in den europäischen Angelegenheiten erlangt. Aus Frankreich, England und Spanien, aus Schweden und Dänemark, aus Rußland, Oesterreich, Bayern und Sachsen eilten Gesandte in sein Lager, welches nunmehr der Schauplatz eines folgereichen politischen Congresses ward. Frankreich zunächst bemühte sich, da England auf Oesterreichs Seite stand, um die Gunst des preußischen Königs. Mit Bayern hatte Frankreich bereits ein Bündniß zu Nymphenburg geschlossen, worin dem Kurfürsten Karl Albrecht Unterstützung in seinen Ansprüchen auf Oesterreich und in der Wahl zum Kaiser versprochen war; jetzt schlug man Friedrich vor, an diesem Bündnisse Theil zu nehmen, wogegen ihm Gewährleistung für den Besitz von Niederschlesien verheißen ward. Friedrich zögerte mit seinem Beitritt, indem er vielleicht hoffte, daß Oesterreich nach jener Niederlage auf seine noch immer sehr gemäßigten Forderungen eingehen würde. Aber diese Hoffnungen blieben unerfüllt; im Gegentheil schien eine mächtige Verbindung zur Vertheidigung der österreichischen Interessen zu Stande zu kommen. Zu den hannöverschen Truppen, welche schon seit dem April im Lager standen, gesellten sich, in englischem Solde, dänische und hessische Regimenter; Sachsen rüstete sich, um auch seine Truppen mit ihnen zu vereinigen; russische Truppen sammelten sich in Liefland. Jetzt schien eine längere Zögerung gefährlich, und so trat Friedrich am 5. Juli dem Nymphenburger Bündniß bei.

Das Bündniß Friedrich's mit Frankreich war geheim gehalten worden, bis die Militairmacht dieses Staates schlagfertig dastand. Dem österreichischen Hofe kam dasselbe, als es bekannt ward, gänzlich unerwartet; denn auch jetzt noch hatte man sich nicht zu überzeugen vermocht, daß Friedrich zu handeln verstehe. Der englische Gesandte in Wien, welcher dem dortigen Ministerrath beiwohnte, berichtet, daß die Minister bei der Kunde jenes Bündnisses in ihre Stühle zurückgesunken seien, als hätte sie der Schlag gerührt. Bald vernahm man auch, daß zwei französische Armeen in Deutschland eingerückt seien, — die eine im Süden zur Unterstützung des Kurfürsten von Bayern, die andere im Norden, um England in Schach zu halten, — und daß auf russische Hülfe nicht zu rechnen sei, da Rußland plötzlich in einen

Digitized by Google

Krieg mit Schweden verwickelt war. Jetzt entschloß sich Maria Theresia, die bis dahin zu keiner Nachgiebigkeit gegen Friedrich zu bewegen war, endlich zu einer Art von Unterhandlung. Der englische Gesandte in Wien ward in Friedrich's Lager geschickt und bot ihm für alle seine Ansprüche in Schlesien zwei Millionen Gulden und eine Entschädigung in dem ferngelegenen Geldern.

Friedrich stellt in der Geschichte seiner Zeit den Gang dieser letztern Unterhandlung mit großer Laune dar. Der englische Gesandte war ein Enthusiast für Maria Theresia, die freilich durch ihre persönliche Liebenswürdigkeit zu fesseln wußte; seine geringfügigen Anerbietungen wurden im größten Pathos vorgetragen; er glaubte, daß der König sich glücklich schätzen werde, so leichten Kaufes davonzukommen. Aber Friedrich hatte dazu wenig Lust, und das sonderbare Benehmen des Gesandten reizte ihn, in gleichem Style zu antworten. Seine Gegenrede überbot das Pathos des Engländers gewaltig. Er fragte ihn, wie er, der König, nach einem so schimpflichen Vergleiche seiner Armee wieder unter die Augen treten könne, wie er es verantworten dürfe, seine neuen Unterthanen, namentlich die Protestanten Schlesiens, aufs Neue der katholischen Tyrannei zu überliefern. „Wäre ich (fuhr er mit erhöhtem Tone fort) einer so niedrigen, so entehrenden Handlung fähig, so würde ich die Gräber meiner Vorfahren sich öffnen sehen; sie würden heraufsteigen und mir zurufen: Nein, du gehörst nicht mehr zu unserm Blute! Wie? Du sollst kämpfen für die Rechte, welche wir auf dich gebracht haben, und du verkaufst sie? Du befleckst die Ehre, welche wir dir, den schätzbarsten Theil unseres Erbvermächtnisses, hinterlassen haben? Unwerth des Fürstenrangs, unwerth des Königsthrons, bist du nur ein verächtlicher Krämer, der Gewinn dem Ruhme vorzieht!" Er schloß damit, daß er und sein Heer sich lieber unter den Trümmern Schlesiens würden begraben lassen, als solcher Schmach sich dahingeben. Dann nahm er schnell, ohne die weiteren Erörterungen des Gesandten abzuwarten, seinen Hut und zog sich in die inneren Theile seines Zeltes zurück. Der Gesandte blieb betäubt stehen und mußte unverrichteter Sache nach Wien heimkehren. Friedrich hatte seine Rolle so meisterlich gespielt, daß auch noch in dem Berichte, welchen der Gesandte über diese Verhandlung nach London schickte, das Entsetzen über die Donnerrede Friedrich's nachklingt.

Aber nicht bloß zu diplomatischen Unterhandlungen, nicht blos zu militairischen Uebungen dient das Lager in Strehlen; auch die Künste des Friedens, wissenschaftliche Beschäftigung, Poesie, Musik, werden hier von Friedrich geübt, als seien die heiteren Tage von Rheinsberg zurückgekehrt. Vor Allem sind es Friedrich's Briefe an Jordan, die fort und fort von seiner fröhlichen Stimmung Kunde geben. Bald genügt ihm die briefstellerische Prosa nicht mehr; Verse und Reime wechseln mit der

Digitized by Google

ungebundenen Rede, um die blühende, festlich bunte Färbung hervorzubringen, die allein jetzt seinen Gedanken angemessen ist. Je glücklicher seine Erfolge sich gestalten, je mehr er die politische Bedeutsamkeit fühlt, zu der er sich rasch emporgeschwungen, um so lebhafter wachsen auch Laune und Witz; häufig gemahnen diese Briefe an den großartigen Humor des britischen Dichters. Ja, wenn man diese Briefe betrachtet, so bleibt es in der That, trotz aller ästhetischen Verhältnisse der Zeit, räthselhaft, daß Friedrich in Shakspeare nicht den verwandten Geist zu finden vermochte. Schon früher ist bemerkt, daß ihm der friedliche Sinn des Freundes oft Gelegenheit zu ironischen Aeußerungen bot; die vorzüglichste Gelegenheit aber war erst ganz neuerlich gekommen, als Jordan unmittelbar nach der Schlacht von Mollwitz in Friedrich's Lager berufen war, sich aber bei einem unvorhergesehenen Waffenlärm eilig aus dem Lager nach Breslau geflüchtet hatte. Dafür überschüttet ihn der König, trotz aller Zärtlichkeit, mit sprudelnder Satire, und ganz vergebens bemüht sich Jordan, Gründe zu seiner Rechtfertigung vorzubringen. Nach manchen Pausen noch kommt Friedrich mit unbezähmbarer Laune auf diese Begebenheit zurück. So beweist er ihm in einem Briefe, den er ihm im folgenden Jahre aus Böhmen zusandte, die vollkommene Größe seiner Tapferkeit folgendergestalt. „Die Klugheit (so heißt es in diesem Briefe), die Sie mit Ihrem Muthe unzertrennlich verbinden, ist nicht die kleinste von Ihren bewundernswerthen Eigenschaften.

Die Klugheit ist des wahren Muthes Quell
Und sichrer Halt: der Rest ist blinde Wuth,
Vor der, verführt von thierischem Instinct,
So viele Thoren in Bewundrung stehn.

Sie wissen es zu gut, daß wir niemals tapferer sein können, als wenn unsere Behutsamkeit uns lediglich nur aus Nothwendigkeit oder aus Gründen einer Gefahr aussetzt. Da Sie nun äußerst vorsichtig sind, so setzen Sie sich derselben niemals aus; und daraus muß ich denn schließen, daß Ihnen wenige Helden an Muth gleichkommen. Ihre Tapferkeit hat die Jungferschaft noch; und da alles Neue besser ist als das Alte, so muß sie folglich über und über bewunderungswerth sein. Sie ist eine Knospe, die so eben aufbrechen will und noch nichts von den glühenden Strahlen der Sonne oder von den Nordwinden gelitten hat; kurz, ein Wesen, das der Achtung so würdig ist als der Metaphysik und solcher Abhandlungen, wie die Marquise (Voltaire's Freundin, über deren physikalische Arbeiten Friedrich oft scherzt) sie über die Natur des Feuers schreibt. Es fehlt Ihnen bloß ein weißer Federhut, um die Ufer Ihrer Kühnheit zu beschatten, ein langer Säbel, große Sporen, eine etwas weniger schwache Stimme, und siehe da! mein Held wäre fertig. Ich mache

Digitized by Google

Ihnen mein Compliment darüber, göttlicher und heroiſcher Jordan, und bitte Sie, werfen Sie von der Höhe Ihres Ruhms einen huldreichen Blick auf Ihre Freunde, die hier mit der übrigen Menſchenheerde im böhmiſchen Kothe kriechen."

Inzwiſchen war ganz in der Stille ein Unternehmen vorbereitet worden, welches leicht für Friedrich ſehr nachtheilig werden konnte. In Breslau befand ſich eine beträchtliche Anzahl alter Damen, die aus Oeſterreich und Böhmen gebürtig und dem preußiſchen Regimente ebenſo ſehr wie dem proteſtantiſchen Glauben abhold waren. Durch Mönche unterhielten dieſe Damen Verbindungen mit der öſterreichiſchen Armee; in Gemeinſchaft mit einigen Mitgliedern des Breslauer Rathes faßten ſie den Plan, die Stadt dem Feinde in die Hände zu ſpielen. Der Feldmarſchall Neipperg ging darauf ein; er beſchloß, Friedrich durch einige kriegeriſche Bewegungen aus ſeiner günſtigen Stellung zu locken und dann in Eilmärſchen gegen Breslau vorzurücken. Aber Friedrich erfuhr von dieſen Anſchlägen; es gelang ihm, eine falſche Schweſter in die politiſchen Zuſammenkünfte, die von jenen Damen des Abends gehalten wurden, hineinzubringen. Durch dieſen Kanal ward dem Könige der ganze Plan enthüllt, und er konnte nun ſeine Vorkehrungen treffen.

Die Neutralität Breslaus war zu gefährlich, als daß er ſie länger beſtehen laſſen konnte. Die fremden Geſandten, die ſich dort aufhielten, wurden ſchnell in das Lager nach Strehlen berufen, um bei etwa vorfallender Unordnung geſichert zu ſein. Ein preußiſches Armeecorps unter dem Erbprinzen von Deſſau begehrte freien Durchzug durch die Stadt; die Stadtſoldaten waren ins Gewehr getreten, daſſelbe zu geleiten. Während dies Corps jedoch in das eine Thor einrückte, erhob ſich in einem zweiten eine plötzliche Verwirrung, und andere preußiſche Truppen drangen ein, indem ſie ſich ſchnell der Wälle bemächtigten und die Thore ſperrten. Der Stadtmajor machte dem Prinzen von Deſſau Vorſtellungen, empfing aber den Rath, den Degen einzuſtecken und nach Hauſe zu reiten. Niemand wagte Widerſtand, und in weniger als einer Stunde war die Stadt ohne Blutvergießen in den Händen der Preußen. Die Bürgerſchaft mußte den Huldigungseid leiſten; unter das Volk ward Geld ausgeworfen, und allgemeiner Jubel erſcholl durch die Straßen.

Neipperg hatte bereits ſeine Bewegungen begonnen, um Friedrich von Breslau abzuſchneiden. Als er die ſchnelle Beſetzung der Stadt durch preußiſche Truppen vernahm, war er genöthigt, ſich wieder zurückzuziehen. Doch nahm er ſeine Stellung ſo geſchickt, daß er Oberſchleſien deckte, während Friedrich, aus ſeinem Lager aufbrechend, ſich gegen Neiſſe bewegte, das noch immer in den Händen der Oeſterreicher war. Durch Märſche und Gegenmärſche hielten ſich beide Armeen einige Zeit in Schach, während der kleine Krieg zwiſchen ihnen ohne entſcheidende Erfolge fortging.

Digitized by Google

Indeß waren die Franzoſen und Bayern bereits weiter vorgerückt, und auch Sachſen war dem Nymphenburger Bündniß beigetreten, wofür es die Anwartſchaft auf Mähren erhielt. Der öſterreichiſche Hof ſah ſich dringender zur Nachgiebigkeit genöthigt. Der engliſche Geſandte in Wien ward aufs Neue an Friedrich abgeſchickt. Er brachte eine Karte von Schleſien mit, auf welcher die Abtretung eines großen Theils von Niederſchleſien durch einen Tintenſtrich bezeichnet war. Aber er erhielt zur Antwort, daß, was zu einer Zeit gut ſein könne, es zu einer andern nicht

mehr ſei. Ebenſo ward auch ein folgender Antrag, in welchem ganz Niederſchleſien und Breslau geboten wurde, nicht angenommen. Aber immer höher ſteigerte ſich die Noth Oeſterreichs; ſchon war Linz von der bayriſch-franzöſiſchen Armee eingenommen; ſchon flüchteten die Bewohner Wiens, und auch der Hof war im Begriff aufzubrechen. Gleichzeitig drang auch Friedrich in Schleſien vor; er bemächtigte ſich der Stadt Oppeln und nöthigte Neipperg, ſich von Neiſſe zu entfernen.

Durch engliſche Vermittelung ward der öſterreichiſche Hof nunmehr dahin gebracht, in die Abtretung von Niederſchleſien und Neiſſe zu willigen, falls Friedrich unter dieſer Bedingung vom Kriege abſtehen wolle. Hierauf ging Friedrich ein, obſchon er dem Anerbieten nicht ganz traute. Denn es lag keineswegs in ſeinem Plane, durch Unterdrückung Oeſterreichs eine Ueberlegenheit Frankreichs zu begründen und dadurch aus einem ſelbſtändigen Verbündeten zu einem abhängigen Knechte herabzuſinken. Am 9. October kam es in Schnellendorf zu einer geheimen Zuſammenkunft des Königs mit Feldmarſchall Neipperg, an welcher nur ein paar vertraute Offiziere und der engliſche Geſandte Theil nahmen. Hier ward ausge-

Digitized by Google

macht, daß Neiſſe nur zum Scheine belagert und in vierzehn Tagen, gegen freien Abzug der Beſatzung, an Friedrich übergeben werden ſolle; daß ein Theil der preußiſchen Truppen ſeine Winterquartiere in Oberſchleſien nehmen, und daß nur des Scheines halber von Zeit zu Zeit ein kleiner Krieg geführt werden ſolle; daß der vollſtändige Vertrag bis zu Ende des Jahres abgeſchloſſen, daß aber über all dieſe vorläufigen Bedingungen das ſtrengſte Geheimniß, — deſſen Friedrich natürlich im Verhältniß zu ſeinen Verbündeten bedurfte, — beobachtet werde. Er äußerte ſich übrigens mit lebhafter Theilnahme für Maria Thereſia und gab ſogar zu verſtehen, daß er möglichen Falls geneigt ſein dürfe, auf ihre Seite zu treten.

In Folge dieſes Uebereinkommens ging Neipperg mit ſeiner Armee nach Mähren zurück. Neiſſe übergab ſich nach zwölf Tagen; die öſterreichiſche Beſatzung war noch nicht ausgezogen, als die preußiſchen Ingenieurs in der Feſtung bereits die neu anzulegenden Werke zeichneten. Ein Theil der preußiſchen Armee lagerte ſich in Oberſchleſien, ein anderer rückte in Böhmen ein; einige Regimenter wurden zur Blokade von Glatz abgeſchickt.

Am 4. November traf Friedrich in Breslau ein, wohin die ſämmtlichen Fürſten und Stände des Herzogthums Niederſchleſien bis an die Neiſſe beſchieden waren, um die Erbhuldigung zu leiſten. Der feierliche Einzug des Königs eröffnete eine Reihe feſtlicher Tage, welche die höheren und niederen Kreiſe der Stadt mit Jubel erfüllten. Dem Volke bereitete man ein ſeltenes Feſt, indem man ihm einen gebratenen Ochſen überlieferte, der mit Kränzen geſchmückt, mit größerem Geflügel gefüllt und mit kleineren Vögeln beſpickt war; die letzteren hatte man kunſtreich zu Wappengebilden, Namenszügen und dergleichen zuſammengeſetzt. Der 7. November war zum Huldigungstage beſtimmt. Ein endloſer Zug bewegte ſich durch das Gedränge des Volkes nach dem Rathhauſe, wo in dem Fürſtenſaale die Ceremonie vor ſich gehen ſollte. Seit Jahrhunderten hatte die Stadt keinen ihrer Regenten in ihren Mauern geſehen; die Vorbereitungen zur Huldigungsfeier waren mithin eben nur ſo gut getroffen, als es ſich in der Eile thun ließ. Ein alter Kaiſerthron war für die Ceremonie neu eingerichtet worden; den öſterreichiſchen Doppeladler, der darauf geſtickt war, hatte man dadurch zum preußiſchen umgeſtaltet, daß ihm der eine Kopf abgenommen und Friedrich's Namenszug auf die Bruſt geheftet wurde. Friedrich beſtieg unter den glänzend Verſammelten den Thron in ſeiner einfachen militairiſchen Uniform. Der Marſchall hatte das königliche Reichsſchwert, welches er zur Seite des Königs halten ſollte, vergeſſen; Friedrich half dem Uebelſtande ſchnell ab, indem er den Degen, der Schleſien erobert hatte, aus der Scheide zog und ihn dem Marſchall hinreichte. Nun ward den Verſammelten eine Rede gehalten, worauf ſie den Eid

Digitized by Google

ablegten und den Knopf am Degen des Königs küßten. Der laute Ruf: „Es lebe der König von Preußen, unser souverainer Herzog!“ beendigte die Ceremonie. Am Abend war die Stadt glänzend erleuchtet. Neue Festlichkeiten schlossen sich dem Tage

an, aber auch mannigfache Wohlthaten. Friedrich erließ den Ständen das gebräuchliche Huldigungsgeschenk von hunderttausend Thalern und sorgte für Unterstützung der verarmten Einwohner. Auch durch Standeserhöhungen und Ordensverleihungen bewies er den neuen Unterthanen seine gnädigen Gesinnungen. Von Breslau kehrte er im Laufe des Novembers nach Berlin zurück.

Digitized by Google

Sechzehntes Kapitel.

Feldzug des Jahres 1742.

Die bayrisch-französische Armee hatte im Herbst 1741 unausgesetzt glückliche Erfolge gehabt, während gleichzeitig auch aus dem verbündeten Sachsen eine Armee in Böhmen einrückte. Durch einen kühnen Entschluß hätte Karl Albrecht sich Wiens bemächtigen können. Aber ihn gelüstete vorerst nach der böhmischen Königskrone, und die Franzosen, welche Bayern nicht auf Kosten Oesterreichs zu mächtig werden lassen wollten, bestärkten ihn in dem Entschlusse, nach Böhmen zu gehen, indem sie ihm über die Fortschritte der sächsischen Bundesgenossen Eifersucht einzuflößen wußten. So wandte sich die feindliche Armee von dem Siegeszuge ab, und Maria Theresia war gerettet. Karl Albrecht eroberte mit übermächtigen Schaaren Prag und vergeudete die Zeit in dem Rausche der Krönungsfeierlichkeiten. Von Prag ging er nach Frankfurt am Main,

Digitized by Google

um hier das höchste Ziel seines Strebens, die Kaiserkrone, zu erlangen. Er erreichte, was er wünschte. Am 24. Januar 1742 wurde er unter dem Namen Karl VII. zum deutschen Kaiser erwählt. Aber indem er nach dem Scheine der Macht haschte, verlor er die Macht selbst aus den Händen.

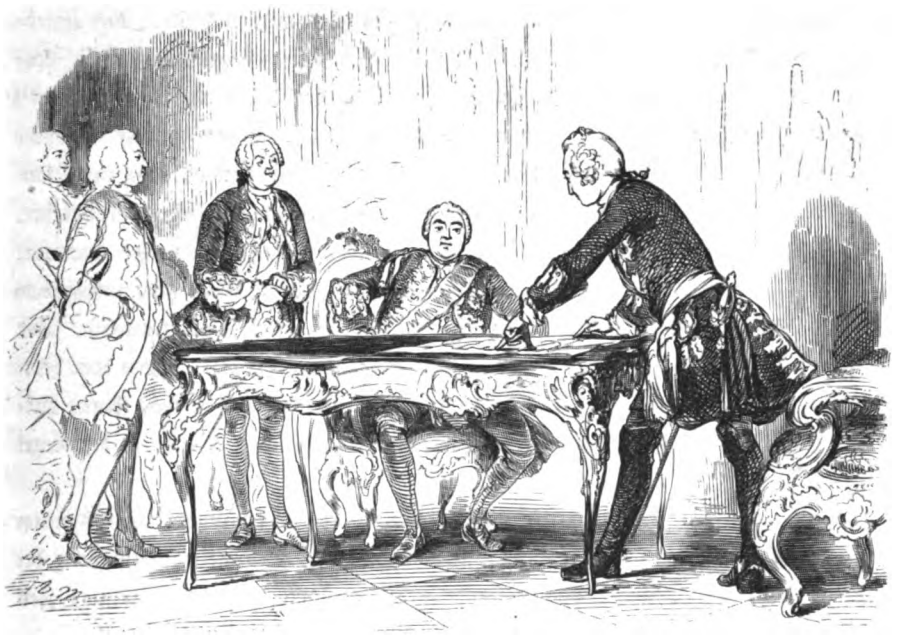
Denn schon hatte sich für Maria Theresia im Innern ihres Reiches ein lebendiger Enthusiasmus erhoben. Das ungarische Volk vornehmlich, oft zwar von ihren Vorfahren geknechtet, ward jetzt durch ihre Jugend, ihre Schönheit, ihre Noth zu glühender Begeisterung entflammt. „Blut und Leben für unsern König Maria Theresia!" hatten die Magnaten Ungarns ausgerufen, als die junge Fürstin auf dem Reichstage zu Preßburg vor ihnen in der verehrten Tracht der ungarischen Könige, ihren Säugling Joseph auf dem Arme, erschienen war; und dem Schwure folgte schnell die That. Bald war ihr Heer mächtig angewachsen; der Theil der französisch-bayrischen Armee, welcher nicht nach Böhmen gegangen war, wurde aus Oesterreich verjagt, durch Baiern selbst verfolgt, und München, die Residenz des neuen Kaisers, erobert. Die Oesterreicher zogen an demselben Tage, dem 12. Februar, in München ein, an welchem Karl in Frankfurt gekrönt ward. In dem bayrischen Lande verübten die wilden Schaaren Ungarns die Gräuel einer fürchterlichen Rache.

Diese veränderten Begebenheiten hatten auch Friedrich zu neuen Entschlüssen genöthigt, und um so mehr, als von österreichischer Seite nicht nur nichts geschah, um jenem in Schnellendorf geschlossenen Vertrage gemäß auf den Abschluß eines wirklichen Friedens hinzuarbeiten, sondern vielmehr, dem Vertrage zuwider, das dabei zur Pflicht gemachte Geheimniß nach allen Höfen umhergetragen ward. Mit um so größerer Energie mußte Friedrich in die Unternehmungen der Verbündeten eingreifen. Dem Heere der letzteren, welches in Böhmen stand, war eine österreichische Armee in einer sehr vortheilhaften Stellung gegenübergetreten. Gegen diese Armee mußten neue Kräfte geführt werden, und dazu schien vor Allem ein Eilmarsch in Mähren vortheilhaft. Friedrich wünschte indeß seine Truppen so viel wie möglich zu schonen; und da Mähren überdies nach den früheren Verträgen dem Könige von Sachsen zugedacht war, so war es auch billig, daß Sachsen die Hauptarmee zu dieser Unternehmung stellte. Dies zu bewirken, begab sich Friedrich noch im Winter nach Dresden, nachdem er in Berlin kurze Rast genossen und so eben, am 6. Januar, die Vermählung seines Bruders, des Prinzen August Wilhelm, gefeiert hatte.

Es war indeß eine schwierige Aufgabe, den nach kriegerischen Thaten wenig lüsternen Kurfürsten von Sachsen und König von Polen, August, oder viel-

Digitized by Google

mehr ſeinen Miniſter, den Grafen Brühl, für jene Unternehmung zu gewinnen. Brühl hatte, wie in der Regel die kleinen Geiſter gegen die großen, eine natürliche Abneigung gegen Friedrich; dazu kam, daß er nicht ohne Verbindlichkeiten gegen den öſterreichiſchen Hof war und von dort aus hart bedrängt wurde. Aber Friedrich war in diplomatiſchen Künſten wohl erfahren. Es wurde eine Conferenz in den Gemächern des Königs Auguſt angeſetzt, an welcher außer Brühl auch einige ſächſiſche Generale Theil nahmen. Friedrich wußte den Einwendungen, die ihm gemacht wurden, geſchickt zu begegnen. Als König Auguſt eingetreten war und man die nöthigen Höflichkeitsbezeugungen gewechſelt hatte, ſuchte Brühl, der den Charakter ſeines Herrn ſehr wohl kannte, die Unterhandlung abzubrechen; er hatte die Karte von Mähren, deren man ſich eben bedient, ſchnell zuſammengeſchlagen. Friedrich indeß breitete die Karte ruhig von Neuem aus und ſuchte dem Könige begreiflich zu



machen, zu welchem Behufe man ſeine Truppen nöthig habe und wie vornehmlich ihm der Vortheil der Unternehmung zufließen werde. Auguſt konnte nicht umhin, zu Allem Ja zu ſagen. Brühl indeß, gepeinigt durch dieſe fortgeſetzte Zuſtimmung ſeines Herrn, in deſſen Zügen zugleich der Ausdruck eines mehr und mehr verringerten Intereſſes ſich deutlich genug ausſprach, warf geſchickt die Bemerkung dazwiſchen,

Digitized by Google

daß die Oper anfangen werde. Diese Erinnerung war für König August zu wichtig, als daß er noch länger an der Conferenz Theil nehmen konnte. Aber auch Friedrich benutzte den Moment und ließ den armen König nicht eher los, als bis dieser schnell seine vollkommene Zustimmung zu dem Plane gegeben hatte.

So ging Friedrich an der Spitze einer sächsischen Armee durch Böhmen nach Mähren. In Olmütz traf er mit einem Corps seiner eignen Armee zusammen, welches von Schlesien aus in Mähren eingedrungen war. Die ersten Erfolge waren nicht unglücklich; die Preußen brachen in Oberösterreich ein, ihre Husaren streiften bis nahe vor die Thore von Wien und setzten die Hauptstadt aufs Neue in Schrecken. Aber Friedrich hatte den Werth der sächsischen Truppen nach dem Maßstabe seiner eignen abgeschätzt; hierin hatte er sich geirrt, und dieser Irrthum war Schuld, daß die Unternehmung nicht zum erwünschten Ausgange führte. Die Langsamkeit und der Mangel an gutem Willen von Seiten der Sachsen verdarben überall, was durch die Preußen gewonnen ward. Man unternahm die Belagerung von Brünn, und Friedrich forderte hierzu von König August das nöthige Geschütz; August lehnte die Anforderung ab, da es ihm an Geld fehle; er hatte so eben die Summe von 400,000 Thalern auf den Ankauf eines großen grünen Diamanten für sein grünes Gewölbe in Dresden verwenden müssen. Nun rückte auch die österreichische Armee aus Böhmen in Mähren ein, und während Friedrich ernstliche Anstalten zur Gegenwehr machte, zeigten sich unter den sächsischen Truppen nur Feigheit, Ungehorsam und Untreue. So blieb Friedrich nichts übrig, als die Unternehmung auf Mähren ganz aufzugeben und sich zu der preußischen Armee, welche in Böhmen stand, zurückzuziehen. Der sächsische Minister Bülow, der Friedrich nach Mähren gefolgt war, stellte ihm hierbei zwar die betrübte Frage, wer denn jetzt seinem Herrn die mährische Krone aufsetzen werde; Friedrich aber gab trocken zur Antwort, daß man Kronen in der Regel nur mit Kanonen zu erobern pflege.

Während dieser Begebenheiten war durch ein anderes preußisches Corps unter dem Erbprinzen von Dessau die Festung Glatz erobert und die Erbhuldigung der ganzen Grafschaft Glatz durch den Erbprinzen angenommen worden. Einige Zeit darauf legten auch die Stände des oberschlesischen Districts jenseits der Neisse die Erbhuldigung vor einem andern Bevollmächtigten des Königs ab.

Am 17. April traf Friedrich zu Chrudim in Böhmen mit dem Erbprinzen von Dessau zusammen und legte hier seine Truppen in Erholungsquartiere. Die Sachsen, welche Mähren ebenfalls verlassen hatten, gingen durch Böhmen und lagerten sich an der sächsischen Grenze; sich mit den Franzosen an der Moldau zu vereinigen, wodurch sie der österreichischen Macht ein neues Gegengewicht hätten geben können,

Digitized by Google

waren sie nicht zu bewegen. In Chrudim fand Friedrich eine vierwöchentliche Muße, die wiederum dem Genusse der Wissenschaft und Kunst gewidmet war. Zugleich wurde diese Frist, unter englischer Vermittelung, zu neuen Unterhandlungen mit Oesterreich benutzt. Friedrich sah ein, wie wenig Vortheil ihm durch seine Verbündeten zufiel; denn auch auf die Fähigkeit der französischen Kriegsführer und auf die bayrische Armee durfte er so wenig wie auf die Willfährigkeit der Sachsen weitere Pläne bauen, und selbst für die sehr geringe Aufrichtigkeit des französischen Kabinets hatte er überzeugende Zeugnisse in Händen; England aber lag es daran, Friedrich von dem feindlichen Bündnisse abzuziehen, damit dasselbe hernach um so leichter zu zerstreuen sei. Da Friedrich aber jetzt ganz Schlesien und die Grafschaft Glatz in Anspruch nahm, und da die Oesterreicher bedeutende Vortheile erlangt zu haben meinten, so zeigten sich die letzteren weniger nachgiebig als im vergangenen Herbste.

Friedrich fand also für gut, es noch einmal auf die Entscheidung der Waffen ankommen zu lassen. Er nahm eine vorbereitende Stellung ein und ließ Verstärkungen aus Oberschlesien zu seiner Armee in Böhmen einrücken. Unterdeß verließ auch die österreichische Armee unter dem Herzog Karl von Lothringen und dem Feldmarschall Königseck Mähren und richtete ihren Marsch gegen Prag; unterwegs sollten die preußischen Truppen, von deren Stärke die Oesterreicher eine nur mangelhafte Kunde hatten, überfallen und geschlagen werden. Bei der Annäherung dieser Armee forderte Friedrich den Befehlshaber der französischen Truppen, den Marschall Broglio, auf, von der Moldau vorzurücken und sich mit ihm zu vereinigen. Er erhielt aber zur Antwort, der Marschall habe dazu keine Ordre; doch wolle er von diesem Verlangen des Königs eiligst Bericht nach Paris abstatten, und er hoffe, daß ihm die ermangelnde Ordre bald werde zugefertigt werden. Darauf konnte Friedrich freilich nicht warten.

Denn schon war ein Theil der österreichischen Armee zu seiner Seite vorgerückt und verrieth die Absicht, sich der preußischen Magazine zu bemächtigen. Dies Vorhaben zu vereiteln, setzte sich Friedrich selbst an die Spitze seiner Avantgarde und nahm schnell eine seinen Zweck begünstigende Stellung, während ihm die Hauptarmee unter dem Erbprinzen von Dessau nachfolgte. Die letztere sollte die Stadt Czaslau besetzen; aber das schwere Geschütz hatte ihren Marsch verzögert, sodaß sie nur bis zu dem unsern gelegenen Dorfe Chotusitz gelangte, während die Oesterreicher in Czaslau einrückten. So war die Schlacht vorbereitet. Am 17. Mai, in aller 1742.
Frühe, kehrte Friedrich mit dem Vortrabe zu seiner Hauptarmee zurück, und kaum hatte er dieselbe erreicht, als auch bereits der Angriff von Seiten der Oesterreicher

Digitized by Google

erfolgte. Der Donner des Geſchützes begann. Die preußiſche Kavallerie des rechten Flügels, unter dem Feldmarſchall Buddenbrock, benutzte die günſtige Stellung, in der ſie ſich befand, ſtürzte ſich mit kräftigem Ungeſtüm auf die Feinde und warf die Entgegenkommenden nieder; aber der ungeheure Staub, welcher ſich bei dieſem Angriffe erhob, brachte Verwirrung hervor, ſodaß keine weiteren Vortheile erreicht wuden. Jetzt führte Königseck die Infanterie des öſterreichiſchen rechten Flügels auf den linken preußiſchen vor, der ſich, in der Nähe von Chotuſitz, in wenig günſtiger Stellung befand. Zwar erwarb ſich die dort befindliche preußiſche Reiterei durch kühne Thaten Ruhm, aber die Infanterie ward zum Weichen gebracht. Der Feind benutzte dieſe rückgängige Bewegung, das Dorf in Brand zu ſtecken; dadurch beraubte er indeß ſich ſelbſt der Früchte ſeines eben erlangten Gewinnes, denn das

Feuer bildete alsbald eine Scheidewand zwiſchen beiden Armeen. Nun aber griff Friedrich ſelbſt mit raſchem Entſchluſſe den linken Flügel der öſterreichiſchen Armee an; er warf ihn ungeſtüm auf den rechten Flügel zurück, drängte beide in einem ungünſtigen Terrain zuſammen, und bald wandte ſich die ganze öſterreichiſche Armee zur Flucht. So war in drei Morgenſtunden der Sieg erfochten, der Friedrich an das Ziel ſeiner Wünſche führte.

Digitized by Google

Die Unterhandlungen mit Oesterreich wurden nunmehr mit erneutem Eifer aufgenommen, und Maria Theresia willigte in Friedrich's Forderungen. Der preußische Kabinetsminister Graf Podewils und der englische Gesandte Lord Hyndfort, Beide mit genügenden Vollmachten versehen, schlossen vorläufig, am 11. Juni, in Breslau den Frieden, durch welchen in Friedrich's Besitz Schlesien, die Grafschaft Glatz und ein District von Mähren — mit Ausnahme eines Theiles von Oberschlesien, etwa hundert Quadratmeilen umfassend — übergingen. Dagegen verpflichtete er sich, eine auf Schlesien haftende Schuld an England abzutragen. Alsbald ward der Friede überall in den Staaten des Königs verkündet. Im Lager zu Kuttenberg, welches Friedrich nach der Schlacht bezogen, machte er ihn selbst zuerst bei einem Gastmahle bekannt, zu dem er die höheren Offiziere seiner Armee versammelt hatte; dabei ergriff er sein Glas und trank auf die Gesundheit der Königin von Ungarn und auf die glückliche Versöhnung mit ihr. In Berlin ward der Friede am 30. Juni durch einen Herold ausgerufen, der auf einem prächtig geschmückten Pferde, einen Scepter in der Hand tragend, durch die Straßen ritt.

Ehe Friedrich nach Berlin zurückkehrte, bereiste er noch die schlesischen Festungen. In Glatz erzählte man ihm, daß während der Belagerung dieses Ortes durch die Preußen eine vornehme Dame das Gelübde gethan habe, der heiligen Jungfrau in einer dortigen Jesuitenkirche ein schönes Kleid zu verehren, wenn die Belagerung aufgehoben würde, daß nun aber das Gelübde natürlich nicht erfüllt worden sei. Friedrich befahl sogleich, ein Kleid von dem kostbarsten Stoffe verfertigen zu lassen, und sandte dasselbe den Jesuiten mit der Aeußerung, daß die heilige Jungfrau seinethalb das versprochene Geschenk nicht entbehren solle. Die Jesuiten waren schlau genug, das Kleid anzunehmen und dem Könige in einer feierlichen Procession ihren Dank darzubringen.

In Berlin traf Friedrich am 12. Juli ein und ward mit großem Jubel empfangen. Am 28. Juli kam hier der definitive Abschluß des Friedens zu Stande. England hatte die Bürgschaft für den Frieden übernommen. Kursachsen war in denselben eingeschlossen worden, obgleich König August so wenig von seinen eigenen Angelegenheiten wußte, daß er, als ein preußischer Abgesandter ihm den Sieg von Chotusitz meldete, diesen fragte, ob seine Truppen sich gut dabei gehalten hätten. In Frankreich brachte die Nachricht von dem Friedensschlusse, der eine Reihe wohlersonnener Pläne unwillkommen zerstörte, das größte Entsetzen hervor. Der ganze Hof war wie vom Donner gerührt; Einige fielen in Ohnmacht; der alte Cardinal Fleury, der Lenker des Staates, brach in Thränen aus. Friedrich hatte Letzterem die Gründe auseinandergesetzt, die ihn zu dem Friedensschlusse bewogen; in dem weh-

Digitized by Google

müthigen Antwortschreiben des Cardinals heißt es unter Anderm bedeutsam: „Ew. Majestät werden jetzt der Schiedsrichter von Europa; dies ist die glorreichste Rolle, welche Sie jemals übernehmen können!“

Maria Theresia aber hatte nur mit wundem Herzen sich in das Nothwendige gefügt. Sie klagte, daß der schönste Edelstein ihrer Krone ausgebrochen sei. So oft sie einen Schlesier erblickte, vermochte sie die Thränen nicht zurückzuhalten.

Digitized by Google

Siebenzehntes Kapitel.

Zwei Friedensjahre.

Als Friedrich den Frieden von Breslau ſchloß, war der königliche Schatz bereits auf die Summe von 150,000 Thalern zuſammengeſchmolzen. Auch dieſer Umſtand hatte eingewirkt, um von Seiten des Königs ungeſäumt auf den Abſchluß des Friedens einzugehen. Aber die Erwerbung Schleſiens vermehrte die jährlichen Einkünfte Friedrich's um mehr als viertehalb Millionen Thaler, und ſo ſah er ſich alsbald im Stande, auf die Herſtellung und Vermehrung der Kräfte ſeines Staates mit Nachdruck hinzuarbeiten. Denn noch immer waren die politiſchen Verhältniſſe in ſolcher Verwirrung, daß er über kurz oder lang aufs Neue in einen Krieg hineingeriſſen werden konnte; ſeine vorzüglichſte Sorge aber war, im Falle der Noth nicht ungerüſtet dazuſtehen.

Das nächſte Augenmerk Friedrich's war auf die Ordnung der ſchleſiſchen Verhältniſſe gerichtet. Die eigenthümlichen Verhältniſſe der neuerworbenen Provinz ſollten ſo viel als möglich geſchont, zugleich aber diejenigen neuen Einrichtungen ge-

Digitized by Google

troffen werden, welche erfordert wurden, wenn Schlesien an den Pflichten und an den Wohlthaten der übrigen Provinzen Theil nehmen sollte. Die Verwaltung des Landes wurde demnach von der der übrigen Provinzen des Staates gesondert geführt; die Stellen der Beamten wurden vorzugsweise durch Eingeborene besetzt. Dabei aber wurde das bisher vielfach drückende Steuerwesen nach einem zweckmäßigen Plane umgeändert und die Sicherheit des Verkehrs durch die Einführung preußischer Rechtspflege und Polizei fester begründet. Die protestantischen Bewohner erhielten freie Religionsübung, ohne daß jedoch die katholische Kirche in ihren Rechten auf irgend eine Weise gekränkt ward. In diesem Punkte der religiösen Duldung fand Friedrich einen würdigen Mitarbeiter an dem Fürstbischofe von Breslau, dem Cardinal Grafen Sinzendorf, der an der Spitze der katholischen Kirche Schlesiens stand. Friedrich ernannte ihn, mit päpstlicher Genehmigung, zum Generalvicar und obersten geistlichen Richter für alle Römischkatholischen in den preußischen Staaten; Sinzendorf aber erließ, schon im August 1742, einen Hirtenbrief, worin er die Eiferer seines Glaubens zu Frieden und Duldung ermahnte und namentlich den Gebrauch des Wortes „Ketzer" ernstlich untersagte. Dafür erfreute sich denn auch Sinzendorf mannigfach anderweitiger Gnadenbezeugungen des Königs.

Zur größeren Sicherung Schlesiens gegen künftige feindliche Anfälle wurden die dortigen Festungen ausgebessert und mit neuen Werken vermehrt. Besonders Neisse ward durch großartige Anlagen zu einem der festesten Plätze des Landes gemacht. An dem jenseitigen Ufer des Neisseflusses, auf der Anhöhe, von welcher Friedrich die Stadt im Jahre 1741 beschossen hatte, wurde ein neues starkes Fort, das den Namen Preußen erhielt, angelegt. Friedrich selbst legte am 30. März 1743 den Grundstein desselben mit silberner Kelle und Hammer; die in den Grundstein eingelegte Inschrift scheint diesen Act mit dem Großmeisterthum des Königs im Orden der Freimaurer in Verbindung zu bringen.

Ebenso ward auch Glatz durch bedeutende Arbeiten zu einer Hauptfestung des Staates erhoben. Bei der Erweiterung der Festungswerke dieses Ortes fanden sich unter Anderm zwei Heiligenstatuen, St. Nepomuk und St. Florian, der Schutzpatron gegen das Feuer, die zur österreichischen Zeit irgendwo aufgestellt gewesen waren. Man bewahrte beide, bis der König nach Glatz kam, und fragte ihn, was mit den Figuren gemacht werden solle. „Der Florian (antwortete Friedrich) ist für's Feuer gut, doch geht er mich nichts an; aber den Schutzpatron von Böhmen müssen wir in Ehren halten. Es soll auf dem Schlosse ein Thurm gebaut und der heilige Nepomuk darauf gestellt werden." So entstand in den Werken von Glatz der runde Thurm, dessen oberste Platteforme die Statue des Heiligen einnimmt. Als Friedrich

Digitized by Google

wieder dorthin kam und ſah, daß der Heilige ſein Geſicht nach Schleſien kehrte, bemerkte er lächelnd, daß das nicht recht ſei, der heilige Nepomuk müſſe auf das Land ſchauen, das ihm eigentlich gebühre. Die Statue ward darauf umgewandt, ſodaß ſie das Geſicht nach Böhmen kehrte. — Ebenſo wurden die Befeſtigungen von Glogau und Brieg verſtärkt. Die Stadt Koſel in Oberſchleſien, bis dahin unbefeſtigt, wurde gleichfalls mit ſtarken Werken verſehen und ſo die Grenze gegen Oeſterreich hierdurch um ſo mehr geſichert.

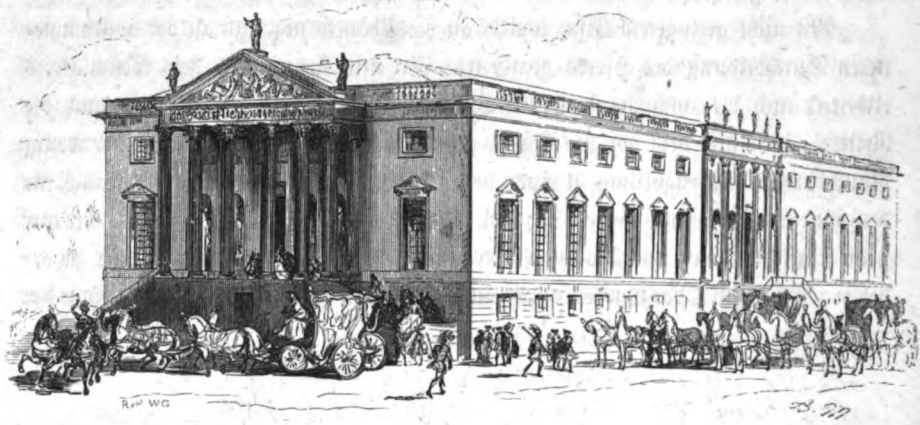
Mit nicht geringerem Eifer wurde an der Vermehrung und an der vollkommeneren Durchbildung des Heeres gearbeitet; der erſte Krieg hatte den Geſichtskreis erweitert und die noch mangelhaften Punkte kennen gelehrt. Friedrich begann die Reiterei, die unter dem vorigen Könige vernachläſſigt worden war, aus einer wenig brauchbaren Truppengattung zu einer der furchtbarſten umzuſchaffen. Aber auch für den inneren Wohlſtand ſeiner Staaten war Friedrich unabläſſig bemüht. Er traf neue Einrichtungen, um Manufacturen und Handel zu bedeutenderer Höhe zu erheben; Elbe und Oder wurden durch einen Kanalbau verbunden. Die Akademie der

Wiſſenſchaften trat neuverjüngt ins Leben und hielt ihre erſte Verſammlung im königlichen Schloſſe zu Berlin; ausgeſetzte Preiſe dienten dazu, die Männer der Wiſſenſchaft zu höherem Wetteifer aufzumuntern.

Dabei ward endlich auch der Glanz und die Freude des Lebens nicht vergeſſen. Das königliche Schloß zu Charlottenburg wurde durch den Anbau eines prächtigen

Digitized by Google

Flügels, unter Knobelsdorff's Leitung, um ein Bedeutendes erweitert. Zum würdigen Schmuck dieses Schlosses wurde die berühmte Antikensammlung verwandt, welche Friedrich im Jahre 1742 aus dem Nachlaß des Cardinals Polignac kaufte. Berlin erhielt an dem Opernhause, welches ebenfalls von Knobelsdorff erbaut und schon im December 1742 eröffnet wurde, eine seiner vorzüglichsten Zierden.



Die Besuche fremder Fürsten gaben Gelegenheit zur Entfaltung der reichsten königlichen Pracht. Friedrich aber fand, trotz seiner vielseitigen Beschäftigung, Muße genug, den ersten Theil der Geschichte seiner Zeit, welcher die Geschichte des ersten schlesischen Krieges enthält, zu schreiben und sich darin den Historikern des classischen Alterthums, den steten Begleitern seiner Muße, würdig an die Seite zu stellen. Daneben entstanden mancherlei poetische Arbeiten. Für die Hochzeit seines Freundes Keyserling, im November 1742, dichtete Friedrich eine Komödie in drei Acten: „Die Schule der Welt." Den höchsten poetischen Genuß aber brachte wiederum Voltaire, der sich im Jahre 1743 zum Besuche einfand.

Ueber diesen Besuch des französischen Dichters berichtet der in Berlin anwesende englische Gesandte seinem Hofe, wenig erbaut, Folgendes: „Herr Voltaire ist hier wieder angekommen und stets in der Gesellschaft des Königs, welcher entschlossen scheint, ihm Stoff zu einem Gedichte über die Vergnügungen Berlins zu geben. Man spricht hier von nichts als von Voltaire: er liest den Königinnen und Prinzessinnen seine Trauerspiele vor, bis sie weinen, und überbietet den König in Satiren und übermüthigen Einfällen. Niemand gilt hier für gebildet, der nicht dieses Dichters Werke im Kopf oder in der Tasche hat, oder in Reimen spricht."

Digitized by Google

Uebrigens glaubte sich Voltaire zugleich berufen, die Rolle eines politischen Unterhändlers von Seiten des französischen Hofes zu spielen; da er aber kein Beglaubigungsschreiben vorzubringen vermochte, so betrachtete Friedrich das als eine bloße Spielerei, zu der ihn seine Eitelkeit vermocht habe. Denn schon bei dem ersten Besuche des Dichters hatte er erkannt, daß sein moralischer Charakter, trotz seiner schöngeglätteten Verse, keineswegs von Flecken frei sei. Damals war ihm der Geldurst des Franzosen lästig geworden, ohne daß er es ihn doch persönlich besonders scharf hatte merken lassen. Jetzt führte Voltaire's Eitelkeit noch andere Ursachen zu kleinen Reibungen herbei. Er übersandte mit dichterischer Freiheit der liebenswürdigen Prinzessin Ulrike, einer jüngeren Schwester des Königs, ein zierliches Madrigal, welches nichts weniger als eine Liebeserklärung enthielt. In der Uebersetzung dürfte dasselbe etwa also lauten:

Der gröbsten Lüge zeiget sich
Ein wenig Wahrheit oft verbunden:
Ich hatte einen Thron gefunden
Heut' Nacht, — ein Traum bethörte mich;
Ich liebte, Fürstin, Dich, ich wagte, Dir's zu sagen, —
Und ich erwachte, doch nicht all mein Glück entwich:
Nur meinem Thron mußt' ich entsagen.

Die Prinzessin antwortete mit äußerst feinen Versen, die Friedrich verfaßt hatte und in denen der Dichter auf die verbindlichste Weise über den Unterschied der Stände belehrt ward. Er, hieß es darin, habe aus eigner Kraft sich auf dem Gipfel des Helikon niedergelassen, sie verdanke Alles nur ihren Ahnen. Aber es erfolgte von Friedrich's Hand auch noch eine zweite Entgegnung, die dasselbe Thema minder verblümt behandelte. Sie lautete ungefähr so:

Der Traum, das liegt einmal im Blut,
Stimmt überein mit Dem, was man im Wachen thut.
Es träumt der Held, daß er den Rheinstrom überschreite,
Der Kaufmann, daß sich ihm Gewinn bereite,
Der Hund, daß er den Mond anbelle;
Doch wenn in Preußen sich Voltaire durch Lügenkünste
Zum König träumt und nur den Narren bringt zur Stelle:
Das heißt Mißbrauch der Traumgespinnste!

Indeß hinderten diese leichten Gefechte nicht, daß die schönen Verse Voltaire's und ebenso auch der Dichter als solcher unausgesetzt mit lebhaftem Enthusiasmus bewundert wurden. Und als er wieder von Berlin schied, blieb nur der Wunsch rege, ihn dereinst ganz am Hofe behalten zu können. —

Digitized by Google

Im Mai des Jahres 1744 wurden Friedrich's Staaten durch ein neues Gebiet, Oſtfriesland, vermehrt, als der letzte Fürſt des Landes ohne Erben geſtorben war. Zufolge einer aus den Zeiten des großen Kurfürſten herrührenden Anwartſchaft nahm Friedrich ſogleich von dem Lande Beſitz und empfing durch Abgeordnete die Huldigung am 23. Juni. Friedrich beſtätigte die Gerechtſame und Freiheiten der Stände; Wohlſtand und Zufriedenheit blühten ſchnell in dem Ländchen, das früher viel von inneren Fehden zu erdulden gehabt hatte, empor. Seine für den Seehandel günſtige Lage machte es dem Könige beſonders wichtig.

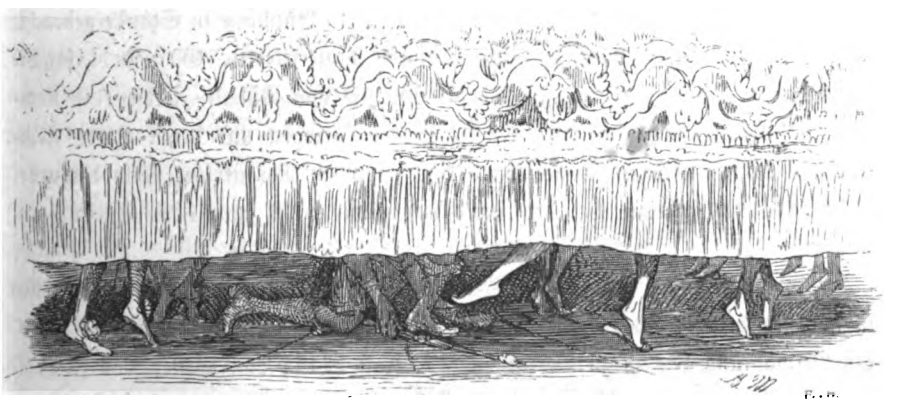
Unterdeß hatte Friedrich mit ſcharfem Blicke den Gang der politiſchen Begebenheiten verfolgt und die weiteren Maßregeln getroffen, die ſeine eigne Sicherheit erforderte. Nach dem Abſchluß des Breslauer Friedens hatte Oeſterreich ſeine ganze Macht gegen die in Böhmen befindlichen franzöſiſchen Armeen gewandt und das Land von ihnen frei gemacht. Dann war das öſterreichiſche Heer gegen Bayern vorgerückt; es vertrieb den Kaiſer, der inzwiſchen Gelegenheit gehabt hatte, von ſeiner Reſidenz Beſitz zu nehmen, aufs Neue. Die Bayern und Franzoſen wurden bis an den Rhein gedrängt. Gleichzeitig hatte ſich auch der König von England gerüſtet und war mit bedeutender Heeresmacht den Franzoſen in Deutſchland gegenübergetreten. Er ſchlug ſie am Main. Nun machten Frankreich und der Kaiſer dem öſterreichiſchen Hofe vortheilhafte Friedensanträge, aber ſie wurden nicht gehört; Maria Thereſia dachte nur an die Abſetzung des Kaiſers, an deſſen Stelle ihr Gemahl, der Herzog Franz, erwählt werden ſollte. Vielmehr ward zwiſchen Oeſterreich, England, Holland und Sardinien ein Bündniß zur Vertheidigung und zum Angriff geſchloſſen (zu Worms, im September 1743); Sardinien war hierzu durch einige Abtretungen von Seiten Oeſterreichs bewogen worden. Als ſich Maria Thereſia gegen den König von England beklagte, daß ſie fortwährend, wie früher gegen Preußen, ſo jetzt wieder zu Abtretungen genöthigt werde, ſchrieb ihr Georg II. bedeutungsvoll zurück: „Madame, was gut zu nehmen iſt, iſt auch gut wiederzugeben.“ Friedrich erhielt eine Abſchrift des Briefes und verſtand die Warnung, die auch für ihn darin lag.

Noch deutlicher wurde ihm die Abſicht der Verbündeten, als auch Sachſen dem Wormſer Bündniſſe beitrat und Friedrich von den zwar geheim gehaltenen Artikeln des Bundes Kunde erhielt. Darin verpflichteten ſich die Theilnehmer zur wechſelſeitigen Gewährleiſtung ihrer Beſitzungen auf den Grund gewiſſer namhaft gemachter älterer Tractate, unter denen aber der Beſtimmungen des Breslauer Friedens auf keine Weiſe gedacht war. Die geheimen Verhandlungen aus jener Zeit zeigen es in der That klar genug, daß Friedrich jetzt nicht länger müßig zuſchauen durfte, ohne ſich ſelbſt der größten Gefahr auszuſetzen.

Digitized by Google

Von Seiten des Kaisers, der in Frankfurt ein kümmerliches Dasein fristete, wurde er zu gleicher Zeit dringend um Hülfe angegangen. Er beschloß, thätig einzugreifen; sein Gedanke war, eine Verbindung der kleineren deutschen Fürsten zu Stande zu bringen, um auf diese Weise gegen die österreichische Uebermacht ein Gegengewicht zu bilden. Zu dem Ende machte er im Frühjahr 1744, unter dem Vorwande, seine Schwestern in Anspach und Baireuth zu besuchen, eine Reise in das Reich und brachte in der That, am 22. Mai, die Frankfurter Union zu Stande, welche „Deutschland seine Freiheit, dem Kaiser seine Würde und Europa die Ruhe" wiedergeben sollte. Aber da Frankreich den Theilnehmern der Union keine Hülfsgelder zahlen wollte, so trat die Mehrzahl derselben wieder zurück.

So mußte Friedrich's Augenmerk vorzugsweise auf den Hauptfeind von England und Oesterreich, auf Frankreich gerichtet bleiben, ehe dieser Staat genöthigt ward, vom Waffenschauplatze abzutreten. Doch hatten sich die französischen Verhältnisse seit Kurzem wesentlich geändert. Der Cardinal Fleury war gestorben und es fehlte dem Staate jetzt an einer leitenden Idee; die Maitressenregierung Ludwig's XV. mit all ihren Intriguen und Widersprüchen hatte begonnen. Friedrich erkannte das sehr wohl und gab es auch eines Tages dem französischen Gesandten ziemlich deutlich zu verstehen. Es war in der Oper; der Bühnenvorhang erhob sich



zufällig ein wenig, sodaß man die Beine einiger französischen Tänzer erblickte, die ihre Kunststücke einübten. Der König wandte sich zu dem englischen Gesandten, der neben ihm saß, und flüsterte diesem, aber so laut, daß es der französische Gesandte hören konnte, ins Ohr: „Sehen Sie da ein vollkommenes Bild des französischen Ministeriums: lauter Beine ohne Kopf!"

Digitized by Google

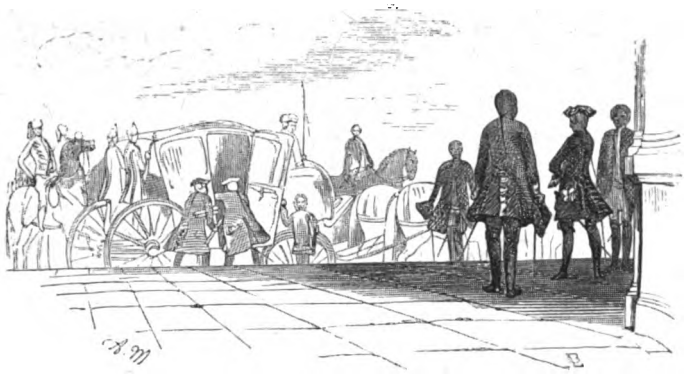
Mit einem solchen Ministerium erfolgreich zu unterhandeln, war nicht leicht. Friedrich entschloß sich, in der Person des Grafen Rothenburg einen neuen Gesandten nach Paris zu schicken; dieser, der früher in französischen Diensten gestanden hatte und sich bedeutender verwandtschaftlicher Verbindungen am dortigen Hofe erfreute, kannte am besten die dortigen Verhältnisse. Um sich indeß vollständig von den Fähigkeiten seines Gesandten zu überzeugen, beschloß er, diesen zuvor einer Probe zu unterwerfen. Er ließ ihn zu sich kommen, übernahm selbst die Rolle der französischen Minister und hob alle nur möglichen Schwierigkeiten und Gegengründe wider seine eigenen Anträge hervor, ohne sich selbst dabei zu schonen. Rothenburg widerlegte Alles so geschickt, daß der König zuletzt sagte: „Wenn Er so gut spricht und so gute Gründe vorbringt, wird Ihm gewiß der Erfolg nicht fehlen." — Friedrich hatte sich nicht geirrt. Rothenburg's Erfolge waren so glücklich, daß Frankreich sich aufs Neue rüstete und am 2. Juni 1744 auf den Grund der Frankfurter Union ein Angriffsbündniß mit Preußen gegen Oesterreich zum Schutze des Kaisers schloß. Frankreich versprach mit zwei Armeen, am Niederrhein und am Oberrhein, vorzurücken; Friedrich dagegen sollte in Böhmen einfallen und von den etwaigen Eroberungen das österreichische Schlesien und den an Schlesien zunächst angrenzenden Theil Böhmens erhalten.

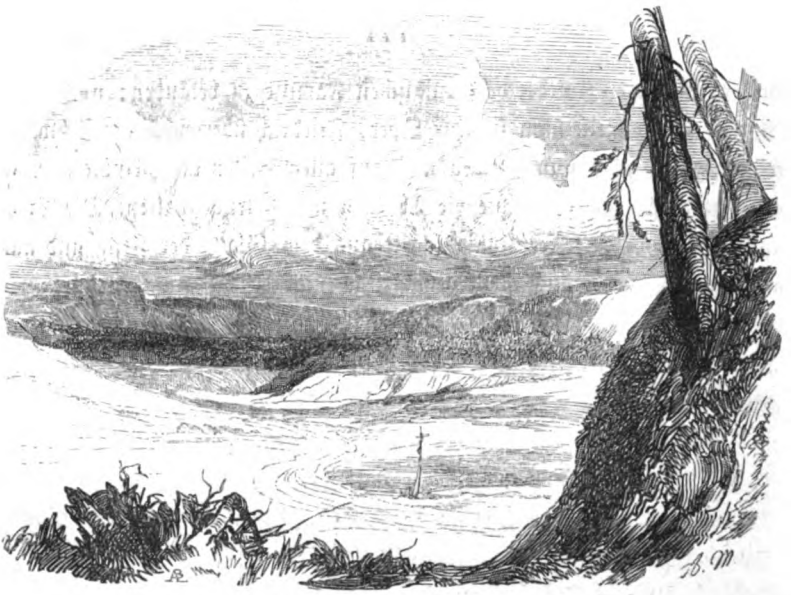
Zu gleicher Zeit war Friedrich bemüht, sich auch gegen die nordischen Staaten sicher zu stellen. Mit Rußland hätte er gern ein Bündniß zu Stande gebracht, doch ward ein solches durch englische Guineen hintertrieben. Gleichwohl brachte er es dahin, daß die Prinzessin Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst (die nachmalige Kaiserin Katharina II.), die in Preußen erzogen und deren Vater Feldmarschall der preußischen Armee war, dem russischen Thronfolger verlobt wurde. Hierdurch blieb Friedrich vor der Hand wenigstens nicht ganz ohne Einfluß auf Rußland.

Ein näheres Verhältniß gestaltete sich zu Schweden, indem die Prinzessin Ulrike, Friedrich's Schwester, mit dem schwedischen Thronfolger vermählt ward. Die Vermählung geschah zu Berlin am 17. Juli 1744; von Seiten des schwedischen Hofes war der Graf Tessin mit der Blüthe des schwedischen Adels zur feierlichen Werbung nach Berlin gesandt worden; die Stelle des Bräutigams vertrat hier der Prinz August Wilhelm von Preußen. Es war der letzte Glanzpunkt, mit welchem die kurzen Friedensjahre wiederum erlöschen sollten. Friedrich entwickelte bei dieser Gelegenheit die größte königliche Pracht, aber die Anmuth der Braut ward durch allen Schmuck, in dem sie erschien, nicht in Schatten gestellt. Feste drängten sich auf Feste bis zum Tage der Abreise. Man suchte den Schmerz der Trennung von

Digitized by Google

einem der geliebteſten Glieder der königlichen Familie zu betäuben; noch am Tage der Abreiſe verſammelte man ſich zur Oper, Friedrich überreichte der Schweſter ein Abſchiedsgedicht, aber nun brachen auch auf allen Seiten die Gefühle übermächtig hervor. Friedrich ſelbſt vermochte die Thränen nicht zurückzuhalten. Die Prinzeſſin beſtieg den Reiſewagen; der König ſchritt aus dem Glanz der Feſte und aus den Thränen des Abſchiedes aufs Neue dem Kriege entgegen.





Achtzehntes Kapitel.

Ausbruch des zweiten ſchleſiſchen Krieges. Feldzug des Jahres 1744.

chon hatten die franzöſiſchen Armeen den Doppelfeldzug begonnen. Die Nordarmee, bei der ſich König Ludwig XV. ſelbſt befand, war in die öſterreichiſchen Niederlande eingerückt und hatte in kurzer Zeit glückliche Fortſchritte gemacht. Die zweite Armee am Oberrhein aber war nicht ſo glücklich. Ihr ſtand an der Spitze der öſterreichiſchen Hauptmacht ein einſichtsvoller Feldherr, Graf Traun, gegenüber. Traun war in das Elſaß eingedrungen, ſeine Truppen ſtreiften bereits nach Lothringen, und es ward nöthig, die franzöſiſche Nordarmee zu ſchwächen, um im Süden nicht weſentliche Verluſte zu erleiden. Hierdurch ward Friedrich genöthigt, ſeine Unternehmung auf Böhmen ſchleuniger ins Werk zu richten, als es ſeine Abſicht geweſen war.

Das preußiſche Heer machte ſich marſchfertig, um in drei Colonnen in Böhmen einzurücken; zwei von dieſen ſollten durch Sachſen, die dritte durch Schleſien gehen, während zwei Armeecorps zum Schutze der Mark Brandenburg und Oberſchleſiens

Digitized by Google

zurückblieben. Ein preußischer Generaladjudant brachte ein kaiserliches Requisitorialschreiben nach Dresden, worin König August durch Karl VII. aufgefordert ward, den zu seiner Hülfe bestimmten preußischen Truppen freien Durchzug durch Sachsen zu verstatten. König August war in Warschau; die sächsischen Minister protestirten, das Land setzte sich in eine Art Vertheidigungszustand; man erreichte dadurch aber nur, daß der Durchmarsch der Preußen, zum Nachtheil des Landes, langsamer von Statten ging.

Am 15. August (1744) betraten die preußischen Armeen die böhmischen Grenzen. Dem Einmarsch derselben ward ein Manifest voraufgeschickt, welches sich im Allgemeinen auf die Artikel der Frankfurter Union bezog; auch wurden Patente in Böhmen ausgegeben, in welchen die Einwohner vor allen Widersetzlichkeiten streng gewarnt wurden. Die Preußen fanden keine feindlichen Truppen von Bedeutung vor sich; die geringen Hindernisse, welche dem Einmarsch und dem Wassertransport des Proviants entgegengesetzt waren, wurden bald beseitigt. In Leitmeritz an der Elbe wurden die Magazine für die Armee angelegt, indem es an Transportmitteln fehlte, um diese zu Lande weiter zu beschaffen. Am 2. September vereinigten sich die verschiedenen Corps der preußischen Armee vor Prag.

Alsbald machte man die Anstalten zur Belagerung der böhmischen Hauptstadt, welche durch ein Corps von 12,000 Mann vertheidigt wurde. Am 10. September Abends wurden die Laufgräben an drei verschiedenen Orten eröffnet. Schwerin hatte einen Angriff auf den Ziskaberg vorbereitet. Prinz Heinrich, der Bruder des Königs, besuchte ihn dort während der Nacht. Er fragte den Feldmarschall im Laufe des Gesprächs, ob er wohl den Namen der Kapelle wisse, bei welcher der König sich gelagert habe. Jener verneinte es; der Prinz aber schwang den Hut und rief: „Sancta Victoria!“ — „Da müssen wir freilich“, entgegnete Schwerin, „Alles anwenden, um mit dieser schönen Heiligen näher bekannt zu werden.“ Am folgenden Tage geschah der Angriff, und der Ziskaberg ward genommen. Friedrich, der sich während des Angriffs in einem der anderen Laufgräben befand, trat, um denselben zu beobachten, mit vielen Offizieren ins Freie hervor. Die österreichische Besatzung aber ward durch die große Menge der vornehmen Uniformen aufmerksam gemacht, sie richtete ihre Kanonen nach dieser Stelle, und ein unglücklicher Schuß tödtete den Markgrafen Wilhelm, einen der Vettern des Königs, an der Seite des letzteren. Friedrich wurde durch den Verlust dieses Prinzen um so schmerzlicher berührt, als schon ein Bruder desselben, Markgraf Friedrich, in der Schlacht von Mollwitz den Heldentod gefunden hatte. Im Uebrigen waren die Erfolge der Belagerung so glücklich, daß die Besatzung am 16. September capituliren und sich zu Kriegsgefangenen ergeben mußte. Sie ward in die schlesischen Festungen abgeführt.

Digitized by Google

Von Prag rückte Friedrich nach Süden vor und besetzte die Städte Tabor, Budweis und Frauenberg, sodaß er bereits den österreichischen Grenzen nahe stand. Er war zu einem Unternehmen in dieser Richtung durch das Uebereinkommen bewogen worden, welches zwischen ihm und König Ludwig XV. in Rücksicht auf ein

gemeinsames Zusammenwirken getroffen war. Aber die Franzosen entsprachen ihrer Verpflichtung nicht sonderlich. Sie gestatteten der österreichischen Armee nicht nur alle mögliche Bequemlichkeit, als dieselbe auf die Nachricht von Friedrich's Einfall in Böhmen sich aus dem Elsaß zurückzog; sie folgten auch nicht einmal, wie es doch ausdrücklich verabredet war, den Oesterreichern, als diese mit schnellen Schritten gegen Friedrich heranzogen. Statt dessen begannen die Franzosen, nur auf ihr eignes nächstes Interesse bedacht, Angriffe auf die österreichischen Besitzungen im Breisgau.

Dieser Umstand machte Friedrich's Stellung in dem südlichen Böhmen bedenklich; aber es traten noch andere eigenthümlich ungünstige Verhältnisse hinzu. Friedrich befand sich in einem Lande, welches nur geringe Mittel zur Ernährung seiner Truppen und zur Fortschaffung der Magazine darbot. Den Bauern war von Seiten der österreichischen Regierung anbefohlen worden, ihre Hütten bei Annäherung der Preußen zu verlassen, ihre Getreidevorräthe zu vergraben und in die Waldungen zu flüchten. So erblickte die Armee auf ihren Wegen überall nur Wüsteneien und leere Dörfer; Niemand brachte Lebensmittel zum Verkauf ins Lager. Der Adel, die Geistlichkeit, die Beamten waren treue Anhänger des Hauses Oesterreich; religiöse Ansichten gaben ihnen einen unüberwindlichen Haß gegen die ketzerischen Preußen.

Digitized by Google

Endlich ward die preußiſche Armee durch ein zahlreiches Corps von Huſaren umſchwärmt, welches aus Ungarn eingerückt war und alle Verbindungen abſchnitt, ſodaß Friedrich vier Wochen hindurch nichts von Prag erfuhr, nichts von dem Orte, nach welchem die öſterreichiſche Rheinarmee unter Traun ſich gewandt hatte, nichts von den Rüſtungen, die in Sachſen für Oeſterreich unternommen wurden. Die preußiſchen Reiter, die auf Kundſchaft ausgeſchickt wurden, fielen ſtets jenen überlegenen Schaaren in die Hände. Die Armee ſtand überall, nach Weiſe der Römer, verſchanzt und auf den Umkreis ihres Lagers eingeſchränkt da.

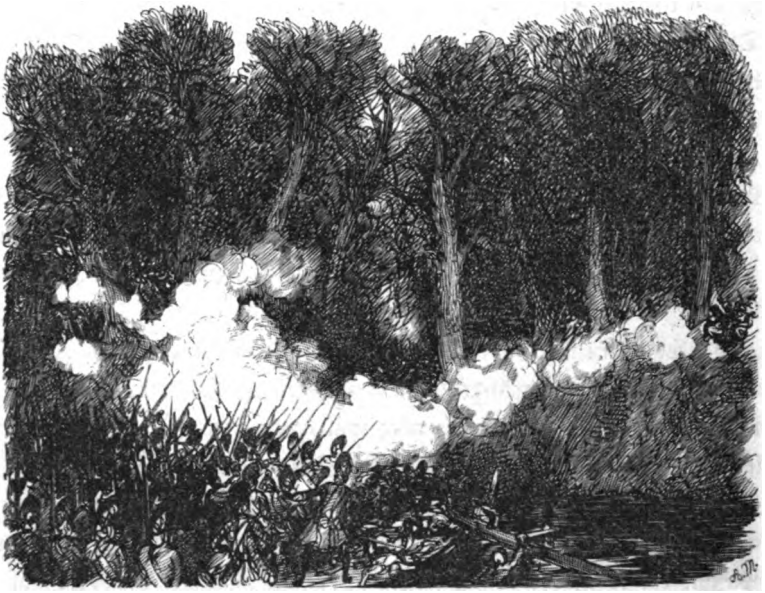
Der Mangel an Nahrung zwang endlich Friedrich, den Rückmarſch anzutreten. In den feſten Orten, die er eingenommen hatte, ließ er Beſatzungen zurück, die jedoch bald durch ungariſche Truppen belagert und, da ihnen die Nahrung abgeſchnitten ward, auch in kurzer Zeit zur Uebergabe gezwungen wurden.

Nach einigen Tagemärſchen traf Friedrich mit der großen feindlichen Armee, welche durch ein bedeutendes Corps ſächſiſcher Truppen verſtärkt war, zuſammen. Jetzt glaubte er das Ziel ſeiner Mühſeligkeiten vor ſich zu ſehen; durch eine Feldſchlacht hoffte er entſcheidende Erfolge zu erringen und ſich zum Herrn des widerwilligen Landes zu machen. Aber Traun wußte für ſein Lager eine ſo vortheilhafte Stellung zu wählen, daß ein Angriff von Seiten der Preußen unmöglich war. Mangel an Nahrung zwang die letzteren, wiederum weiter zu rücken. Das öſterreichiſche Heer folgte ihnen nach, und immer wiederholte Traun, der überdies durch die Bereitwilligkeit der Bewohner des Landes alle Unterſtützung erhielt, daſſelbe Verfahren.

So verſtrich einige Zeit unter Märſchen und Gegenmärſchen zwiſchen der Saſſawa und der oberen Elbe, bis Friedrich, da der Mangel, die böſe Jahreszeit, die Beſchwerlichkeiten der Märſche eine Menge Krankheiten in ſeinem Heere erzeugt hatten, ſich genöthigt ſah, über die Elbe zurückzugehen. Er glaubte, die Oeſterreicher, durch den zwiefachen Feldzug erſchöpft, den ſie in dieſem Jahre geführt hatten, würden jetzt ihre Winterquartiere jenſeit dieſes Fluſſes nehmen. Er traf ſeine Anſtalten, um ſich dieſſeits zu behaupten und den Fluß zu decken. Die Feinde aber wußten auch jetzt die Kunde, die ihnen überall über die preußiſchen Bewegungen und Stellungen zugebracht ward, auf das Günſtigſte zu benutzen. Sie erzwangen am 19. November, ganz unvorhergeſehen, an einer Stelle des Fluſſes, wo die geringſte Bedeckung ſtand, bei Solonitz, den Uebergang. Nur ein einziges Bataillon, unter dem Oberſtlieutenant Wedell, trat ihnen hier entgegen. Mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit trotzte daſſelbe fünf Stunden lang und gegen das Feuer von fünfzig Kanonen den öſterreichiſchen Angriffen; dreimal ſchlug es die öſterreichiſchen Grenadiere zurück. Wedell hatte Huſaren zur preußiſchen Armee abgeſchickt; dieſe aber

Digitized by Google

fielen den Oesterreichern in die Hände, und da keine Hülfe ankam, so zog er sich endlich, doch in vollkommener Ordnung, mit dem Ueberreste seiner tapfern Schaar zu der Armee zurück. Diese That erwarb ihm den Ehrennamen des preußischen Leonidas. Der Prinz Karl von Lothringen, der den Namen des Anführers der österreichischen Armee führte, vermochte dem kühnen Feinde seine Bewunderung nicht zu versagen. „Wie glücklich", so sprach er zu seinen Offizieren, „wie glücklich würde die Königin sein, wenn sie in ihrem Heere Offiziere hätte, die diesem Helden glichen!"



Durch den Uebergang der österreichischen Armee war das Schicksal des diesjährigen Feldzuges entschieden. Friedrich mußte sich entschließen, Prag aufzugeben, wo er von Schlesien abgeschnitten gewesen wäre, und nach Schlesien zurückzukehren, wo allein für seine Truppen zweckmäßige Winterquartiere zu finden waren. Der Rückmarsch geschah in drei Colonnen und in so guter Ordnung, daß die Feinde keine anderweitigen besonderen Vortheile über die Preußen erlangen konnten. Der Nachtrab der Colonne, bei welcher Friedrich sich befand, wurde bei Pleß heftig von einem Corps Panduren angegriffen; als aber die letzteren, mitten im Gefechte, das Geschrei von Schweinen aus dem Dorfe vernahmen, eilten sie unverzüglich zu dieser willkommenen Beute zurück und ließen die Preußen ungestört über den Bach Metau vorrücken. Nur die Prager Besatzung war auf ihrem Rückzuge durch die Unvorsichtigkeit und Unentschlossenheit ihres Anführers, des Generals Einsiedel, größeren Unannehmlichkeiten und selbst Verlusten ausgesetzt. Friedrich gab deshalb dem General

Digitized by Google

Einſiedel den Abſchied, und auch der Erbprinz von Deſſau, bisher der vorzüglichſte Gönner des Generals, entzog ihm ſeine Achtung. Schwerin aber, der ſchon oft der Anſicht des Erbprinzen gegenüber getreten war, ſodaß der König, um unangenehme Folgen zu verhüten, ſeine ganze Autorität zur Verſöhnung der beiden Feldherren hatte gebrauchen müſſen, ſuchte das Benehmen des Generals zu vertheidigen. Da ihm dies nicht gelang, ſo nahm auch er ſeinen Abſchied und verließ die Armee. — Am 4. December hatte der König den ſchleſiſchen Boden erreicht. Von da ging er nach Berlin zurück, um ſeine Vorbereitungen für die nächſte Zukunft zu treffen.

Friedrich hat auch dieſen Feldzug in dem zweiten Theile der Geſchichte ſeiner Zeit einer ſtrengen Kritik unterworfen, ohne die Fehler, die er in demſelben begangen, zu verdecken. „Der ganze Vortheil dieſes Feldzuges (ſo ſagt er) war auf Seiten Oeſterreichs. Herr von Traun ſpielte in demſelben die Rolle des Sertorius, der König die Rolle des Pompejus. Traun's Benehmen iſt ein vollkommenes Muſter, welches jeder Krieger, der ſeine Kunſt liebt, ſtudiren muß, um es nachzuahmen, falls er die Fähigkeiten dazu beſitzt. Der König hat es ſelbſt geſtanden, daß er dieſen Feldzug als ſeine Schule in der Kriegskunſt und Traun als ſeinen Lehrer betrachten muß. Das Glück hat oft für Fürſten ungleich traurigere Folgen als das Mißgeſchick; jenes macht ſie trunken von Eigendünkel, dieſes giebt ihnen Vorſicht und Beſcheidenheit."

Kaum hatte indeß Friedrich ſeine Armee verlaſſen, als auch die Oeſterreicher von der preußiſchen Furcht, wie ſie es nannten, Vortheil ziehen wollten. Zahlreiche Truppencorps rückten zu Ende des Jahres in Oberſchleſien und in die Grafſchaft Glatz ein; die preußiſchen Corps zogen ſich in die feſten Plätze zurück. Dabei ver-

Digitized by Google

theilten sie ein Manifest, in welchem Maria Theresia den Breslauer Friedensschluß für abgedrungen erklärte, die Schlesier ihres Gelübdes gegen Friedrich entband und sie an die glückselige Zeit erinnerte, welche sie unter der österreichischen Herrschaft genossen hatten. Doch schnell traf Friedrich seine Gegenmaßregeln. Da Schwerin abgegangen war und der Erbprinz von Dessau gefährlich krank lag, so ward der Vater des letzteren, Leopold, der alte berühmte Kriegsheld, der inzwischen das im Brandenburgischen zurückgebliebene Armeecorps befehligt hatte, nach Schlesien berufen und erhielt den Oberbefehl über die dortigen Truppen. Zugleich erschien ein königliches Patent zur Beruhigung der Schlesier, in welchem das österreichische Manifest widerlegt und namentlich auch der angebliche Segen der ehemaligen österreichischen Regierung näher beleuchtet ward. Allen Unbilden der Witterung zum Trotz griffen die Preußen die verschiedenen Corps der Oesterreicher mit Muth und Entschlossenheit an und trieben sie, indem sie ihnen zum Theil große Verluste zufügten, über die schlesischen Grenzen zurück. Am 21. Februar (1745) ward bereits in Berlin für die Befreiung Schlesiens ein feierliches Tedeum gesungen. Die Truppen bezogen nun die Winterquartiere, die indeß häufig durch die Streifereien der leichten Völker der österreichischen Armee beunruhigt wurden.

Als Friedrich nach Berlin zurückgekehrt war, hatte ihn ein hoffnungsreiches Ereigniß begrüßt. Seinem Bruder August Wilhelm war während des Feldzuges in Böhmen der erste Sohn (der nachmalige König Friedrich Wilhelm II.) geboren worden, sodaß nun die Thronfolge des königlichen Stammes durch den ersten Sprößling einer neuen Generation gesichert ward. Da Friedrich's Ehe kinderlos blieb, so hatte er, schon vor dem Ausbruch des zweiten schlesischen Krieges, seinen Bruder durch den Titel des „Prinzen von Preußen" zu seinem Nachfolger erklärt. Dem Neugeborenen hing er am zweiten Tage nach seiner Rückkehr, andeutend, wie hoch er dies günstige Zeichen des Schicksals schätze, eigenhändig den schwarzen Adlerorden um.

Aber noch war die Gegenwart von dunkeln Wetterwolken umhüllt. Im Anfange des Jahres 1745 schlossen Oesterreich, England, Holland und Sachsen in Warschau ein neues Bündniß zu gegenseitiger Vertheidigung. Sachsen machte sich anheischig, gegen englische Hülfsgelder ein bedeutendes Armeecorps zu stellen. Dafür hatte es, anfangs mit allgemeinen Worten, in einem späteren Uebereinkommen aber mit bestimmter Angabe, die Anwartschaft auf verschiedene Provinzen des preußischen Staates erhalten, während Oesterreich der Besitz von Schlesien und Glatz gewährleistet ward.

Noch bedenklicher wurden die Aussichten für Friedrich, als am 20. Januar Kaiser Karl VII. starb und Oesterreich bald darauf den Sohn des Kaisers zum Frieden bewog, indem es ihm seine Stammlande zurückgab, während er allen weiteren

Digitized by Google

Ansprüchen auf Oesterreich entsagte und die Wahl des Großherzogs Franz zum Kaiser zu unterstützen versprach. Hierdurch war die Frankfurter Union in sich zerfallen. Unmittelbar nach dem Tode des Kaisers hatte Friedrich den König von Frankreich dringend ermahnt, jetzt seinen Verpflichtungen nachzukommen und die Unternehmungen gegen Oesterreich ihrem gemeinsamen Zwecke gemäß zu beginnen. Aber König Ludwig war hierzu wenig geneigt; der Tod des Kaisers mochte ihm zur Entwirrung der Verhältnisse nicht ganz unwillkommen sein, und Friedrich war ihm, der von seinen Beichtvätern ebenso wie von seinen Maitressen regiert ward, als Haupt der Ungläubigen im Grunde seines Herzens verhaßt. Er sammelte seine ganze Macht gegen Flandern, und sein Heer erfocht hier in der That bereits am 11. Mai, bei Fontenay, einen glänzenden Sieg.

So sah sich Friedrich, mächtigen Feinden gegenüber, ganz auf seine eigenen Kräfte zurückgeführt. Alle Mittel wurden nun zur Anwendung gebracht, um den Angriffen, die man zu gewärtigen hatte, durch außerordentliche Rüstungen begegnen zu können. Mehr als sechs Millionen wurden aus dem Schatze genommen; anderthalb Millionen schossen die Landstände vor; die Mehrzahl des massiven Silbergeräthes aus dem Berliner Schlosse, wozu Friedrich Wilhelm I. einen Theil seiner Schätze umgeschmolzen hatte, die Kronleuchter, Tischplatten, Kamingeräthe, besonders aber der prunkvolle silberne Musikantenchor aus dem Rittersaale, wurden zu Gelde ausgeprägt. Friedrich's geheimer Kämmerier ließ diese Gegenstände bei Nachtzeit durch zwölf Haiducken in ein Schiff und von da insgeheim auf dem Wasser zur königlichen Münze transportiren, damit das Volk durch ein solches Zeichen der Noth nicht muthlos gemacht werde. Durch diese Mittel wurde es möglich gemacht, aufs Reichlichste für die Vermehrung und für die künftige Verpflegung der Armee zu sorgen. Als alle diese Zurüstungen vollendet waren, reiste Friedrich am 15. März wieder zur Armee ab.

Digitized by Google

Neunzehntes Kapitel.

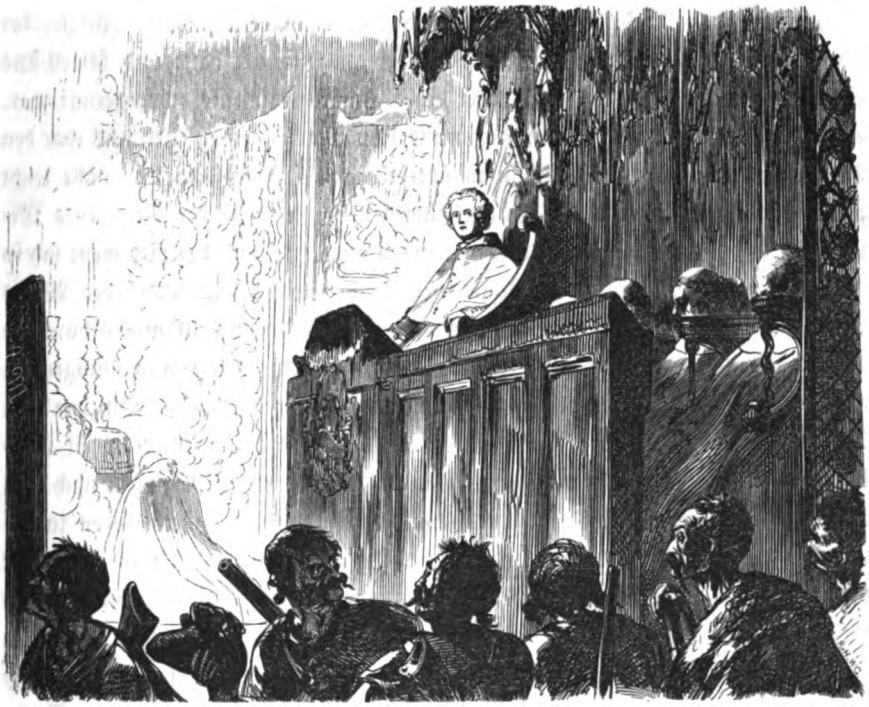
Feldzug des Jahres 1745.

Um seine Armee nicht zum zweiten Male den Mühseligkeiten des vorjährigen Feldzuges auszusetzen, hatte sich Friedrich entschlossen, den Angriff des Feindes auf Schlesien abzuwarten und seine ganze Macht an demjenigen Punkte, auf welchem der Feind eindringen würde, zusammenzuziehen. Ein wichtiger Vortheil für ihn war es dabei, daß Traun von der österreichischen Armee nach Italien abberufen und seine Stelle durch minder umsichtige Heerführer ersetzt war. Die Vorbereitungen der Oesterreicher deuteten mit Bestimmtheit darauf hin, daß dieser Angriff von Böhmen aus geschehen würde, obgleich bald nach seiner Ankunft bei der Armee zahlreiche Schaaren leichter ungarischer Truppen in Oberschlesien einbrachen, um ihn in seinen Vermuthungen irre zu führen. Er ließ sich hierdurch nicht täuschen; die Streifereien der Ungarn hatten nur die Folge, daß die preußische Reiterei Gelegenheit fand, ihre Kräfte zu üben und sich in einzelnen kühnen Gefechten Ruhm zu erwerben. Besonders zeichnete sich Winterfeldt in diesem kleinen Kriege aus.

Nachdem Friedrich zuerst nach Neisse gegangen war, zog er im Mai seine Hauptarmee vor den Gebirgen, welche die Grafschaft Glatz von Schlesien trennen,

Digitized by Google

zuſammen. Sein Hauptquartier nahm er in dem Ciſtercienſerkloſter Camenz. Hier entging Friedrich, — kurz zuvor, ehe das Hauptquartier nach Camenz verlegt ward, — auf merkwürdige Weiſe der Gefahr der Gefangenſchaft, die ihn in dieſer Gegend ſchon einmal bedroht hatte. Die ſicherſten Zeugniſſe ſtimmen dahin überein, daß die Begebenheit, von der eben die Rede iſt, in dieſe Zeit fällt. Es ſcheint, daß Friedrich einen vorläufigen Beſuch in dem Kloſter gemacht hatte und daß dies einem öſterreichiſchen Streifcorps verrathen war. Plötzlich erſcholl im Kloſter die Meßglocke; alle Mönche wurden zur ungewöhnlichen Stunde, es war des Abends, in den Chor berufen. Der Abt erſchien mit einem Fremden, beide im Chorkleide; es wurden Complett und Metten gehalten, was ſonſt zu dieſer Zeit nie ſtattfand. Kaum hatte man den Geſang begonnen, ſo erhob ſich im Kloſterhofe großer Lärm; Kroaten drangen



in die Kirche ein, wagten aber nicht, den Gottesdienſt zu ſtören, der unausgeſetzt fortging. Endlich, nachdem der Lärm lange vorüber war, gab der Abt das Zeichen, den Geſang zu beenden; nun erfuhren die Mönche, daß die Kroaten den König von Preußen geſucht, daß ſie aber nur ſeinen Adjutanten gefunden und dieſen mit ſich fortgeführt hätten. Der fremde Geiſtliche war Niemand anders geweſen als Fried-

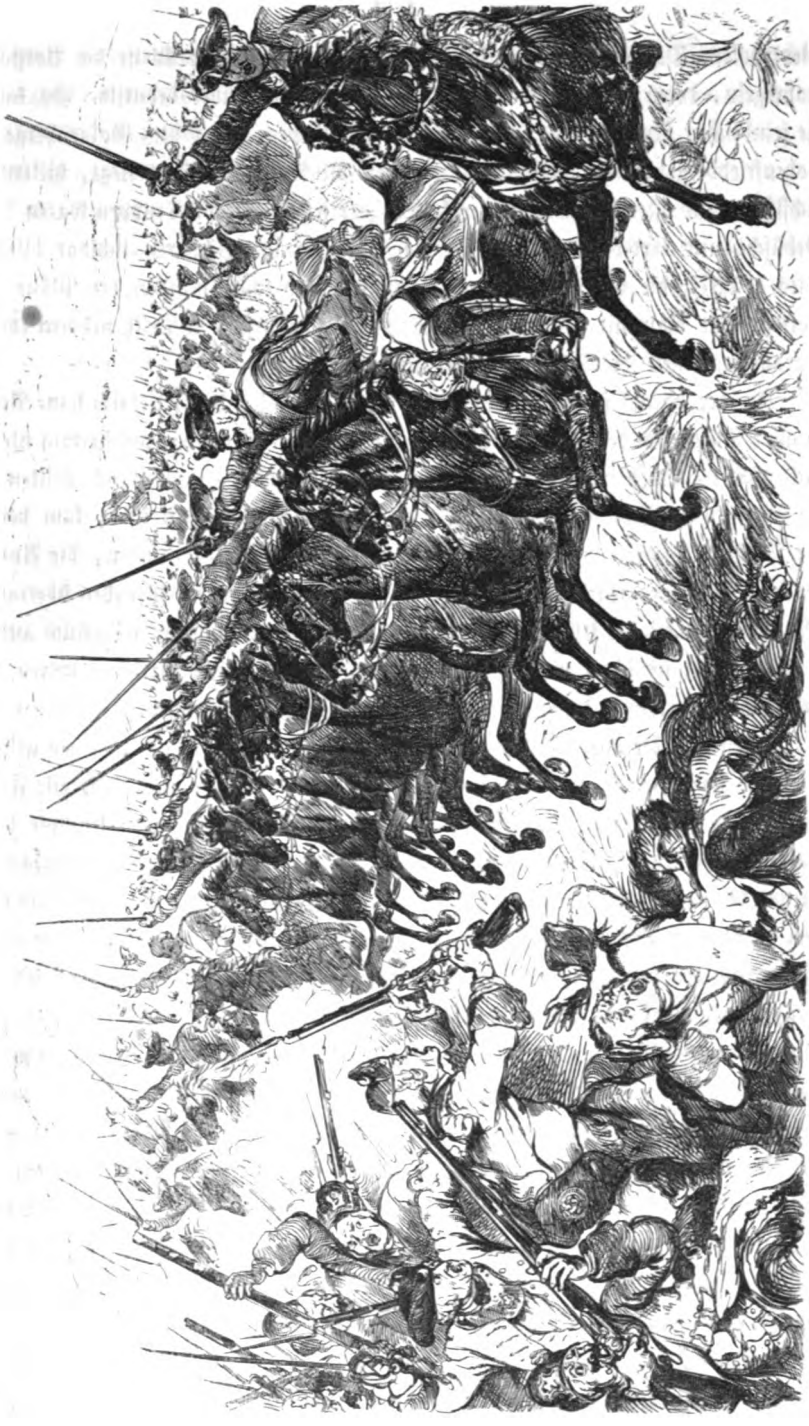
Digitized by Google

rich selbst. Für solche Treue und Geistesgegenwart blieb Friedrich dem Abte von Camenz, Tobias Stusche, fortan äußerst gnädig gewogen. Mancherlei angenehme Geschenke wurden dem letzteren übersandt. Unter Anderm erhielt er im folgenden Jahre vom Könige ein kostbares Meßgewand zugeschickt; Tobias ließ darauf den preußischen Adler sticken und weihte dasselbe am nächsten Namensfeste Friedrich's bei einer feierlichen Messe ein. Noch wird dies seltene Meßgewand in Camenz aufbewahrt, und eine Inschrift in der Kirche erzählt den Nachkommen die Gefahr und die Rettung des Königs.

Indeß ward Friedrich durch die Bewegungen der Feinde genöthigt, sich zum Beginn des ernstlichen Krieges vollständig bereit zu machen. Noch stand ein Armeecorps unter dem Markgrafen Karl in Oberschlesien, aber das ganze Land war mit ungarischen Schaaren überschwemmt, welche alle Verbindung abschnitten und die Vereinigung des Markgrafen mit dem Könige zu verhindern suchten. Zieten, der sich bereits im ersten Kriege durch kühne Thaten ausgezeichnet hatte und schnell aus einer niederen Stelle zum Befehlshaber eines Husarenregiments emporgerückt war, erhielt den Auftrag, mit seinem Regimente zum Markgrafen zu eilen und ihm den Befehl zum ungesäumten Aufbruch zu überbringen. Der Auftrag war nicht leicht ausführbar, doch boten die eben angekommenen neuen Pelze des Regiments Gelegenheit zu einer kecken List. Die Pelze wurden angelegt, und das Regiment sah in ihnen fast einem der kaiserlichen Regimenter gleich. So zog man ruhig des Weges hin, schloß sich unerkannt einem österreichischen Trupp an und ritt mitten durch die Schaaren der Feinde. Ganz spät erst wurde Zieten erkannt, aber nun schlugen die Husaren sich glücklich durch und brachten selbst noch einige gefangene Offiziere mit. Der Marsch des Markgrafen Karl zur Hauptarmee war beschwerlicher; weit überlegene Schaaren traten ihm entgegen. Aber muthig griff er ein Regiment nach dem andern an, bahnte sich mit siegreicher Hand den Weg und führte sein Corps in das Lager des Königs, wo den Tapferen reiches Lob gespendet ward. Das ganze Heer brannte vor Begierde, sich ähnlichen Ruhm zu erwerben. Die Gelegenheit dazu war nicht mehr fern.

Die Armeen der Oesterreicher und Sachsen hatten sich zu Trautenau vereinigt und rückten von hier gegen die schlesische Grenze vor. Friedrich zog mit seiner Armee nach Schweidnitz und besetzte in vortheilhafter Stellung die Strecke zwischen Schweidnitz und Striegau. Um den Feind sicher zu machen, hatte er das Gerücht aussprengen lassen, daß er sich nach Breslau zurückziehe; auch war zu demselben Behufe an den Straßen, die nach Breslau führen, gearbeitet worden. Jetzt berief Friedrich auch den Vortrab seiner Armee aus dem Gebirge zurück und ließ dasselbe Gerücht

Digitized by Google



Digitized by Google

wiederholen. Der Feind ging in die Falle und traf auf keine Weise die Vorsichtsmaßregeln, deren er einer so bedeutenden Armee gegenüber bedurfte. So kamen die feindlichen Armeen bis zum Ausgang der Gebirge. Auf dem Galgenberge bei Hohenfriedberg, wo die ganze Ebene vor den Blicken ausgebreitet liegt, hielten die sächsischen und österreichischen Generale Kriegsrath; Friedrich's Truppen waren durch Gebüsche und Erdwälle so versteckt, daß nur geringe Schaaren sichtbar blieben. Dies bestärkte die Gegner in ihrem Irrthum, und schon wurden die Pläne entworfen, wie man mit geringster Beschwerde ganz Schlesien in Besitz nehmen könne. Darauf begannen ihre Truppen den weiteren Marsch.

In der darauf folgenden Nacht, vor dem 4. Juli, ließ Friedrich seine Armee in aller Stille sich bei Striegau versammeln, in einer Stellung, welche dem niederrückenden Feinde die günstigste Gegenwehr darbot. Mit Tagesanbruch stellten sich die Preußen in Schlachtordnung. Ehe diese aber noch vollendet war, kam bereits die sächsische Armee, welche den Befehl hatte, Striegau einzunehmen, die Anhöhe herabgezogen. Sie ward aufs Höchste durch die Gegenwart der Preußen überrascht. Der rechte Flügel der letzteren warf sich unverzüglich mit solchem Ungestüm auf die Sachsen, daß sie schon niedergeschmettert und in die Flucht getrieben waren, ehe noch die Oesterreicher genaue Kunde von dem Ereigniß bekamen. Der Prinz von Lothringen, der die österreichische Armee befehligte, hatte zwar das Schießen gehört; er meinte jedoch, es sei der Angriff auf Striegau. Da meldete man ihm, alle Felder seien mit Sachsen besät, und nun mußte auch er sich in Eile zum Kampfe bereit machen. Aber auch die Oesterreicher wurden mit gleicher Heldenkühnheit empfangen. Keines der preußischen Corps wich, Alles drang unaufhaltsam vor, Jeder suchte es dem Andern an Tapferkeit und Unerschrockenheit zuvorzuthun, und so ward in wenig Morgenstunden der glänzendste Sieg erfochten. Den höchsten Ruhm erwarb sich das Dragonerregiment von Baireuth unter Anführung des Generals Geßler, welches ganz allein zwanzig feindliche Bataillone in die Flucht trieb, 2500 Gefangene machte und 66 Fahnen und vier Geschütze erbeutete. Friedrich selbst hatte den Seinen das Beispiel der entschlossensten Todesverachtung gegeben, als er drei Bataillone gegen die österreichischen Feuerschlünde führte, die die Mannschaft rottenweis neben ihm niederstreckten, sodaß nur 360 Mann mit ihm die Anhöhe erreichten. Hier ließ er sie mit gefälltem Bajonett auf die Batterie eindringen. Im Ganzen hatten die Oesterreicher in dieser Schlacht, die von Hohenfriedberg oder von Striegau benannt wird, gegen 17000 Mann an Gefangenen, Todten, Verwundeten und Vermißten sammt vielen Fahnen und Kanonen verloren, während der Verlust der preußischen Armee an Mannschaft nicht die Hälfte jener Summe betrug. Dem baireuthischen Dragoner-

Digitized by Google

regiment wurden vom Könige, zum steten Andenken an seine kühne That, außerordentliche Ehrenzeichen verliehen. Friedrich aber sagt in der Geschichte seiner Zeit bei Gelegenheit des Sieges von Hohenfriedberg: „Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas als Preußen auf einer solchen Armee.“

Ein französischer Botschafter, der Ritter de la Tour, der an Friedrich die Nachricht von dem Siege von Fontenay überbracht hatte, war bei dem preußischen Siege gegenwärtig gewesen. Als er vorher Friedrich um die Erlaubniß bat, einige Zeit bei seinem Heere verweilen zu dürfen, fragte ihn dieser: „Sie wollen also zusehen, wer Schlesien behalten wird?“ — „Nein, Sire“, entgegnete der französische Ritter, „ich will nur davon Zeuge sein, wie Ew. Majestät Ihre Feinde züchtigen und Ihre Unterthanen vertheidigen werden.“ Jetzt erhielt er von Friedrich ein Antwortschreiben

Digitized by Google

an König Ludwig XV., in dem es hieß: „Ich habe den Wechsel bei Friedberg eingelöst, den Sie bei Fontenay auf mich gezogen.“ Der bittere Ton dieser Bemerkung war durch Ludwig's Benehmen veranlaßt worden. Friedrich hatte es, ehe es zum Kampfe kam, nicht an neuen Bemühungen fehlen lassen, um den König von Frankreich zu entschiedeneren Schritten gegen Oesterreich zu vermögen. Man hatte sich von dort auf den Sieg von Fontenay berufen. Friedrich aber hatte darauf bemerkt, daß die Franzosen in Flandern kaum 6000 Oesterreicher in Beschäftigung hielten, daß die französischen Siege zwar höchst glorwürdig für König Ludwig seien, seinen Verbündeten aber ungefähr eben so nützlich wie ein Sieg am Ufer des Skamander oder wie die Einnahme von Peking. Darauf war eine kalte und stolze Antwort erfolgt, und so schien das freundschaftliche Verhältniß der beiden verbündeten Könige, auch was die äußerlichen Formen anbetrifft, seinem Ende entgegen zu gehen.

Die fliehenden Feinde waren bis auf die ersten Anhöhen des Gebirges verfolgt worden. Hier hatte Friedrich Halt machen lassen, da seine Truppen, durch den vorangegangenen Nachtmarsch und die Anstrengung des hitzigen Treffens erschöpft, der Ruhe bedurften. Feldgeräthe, Munition und Proviant waren in Schweidnitz zurückgeblieben und mußten vorerst der Armee nachgeführt werden. So konnte die letztere erst am nächsten Tage zur Verfolgung des Feindes aufbrechen; ihr Vortrab erreichte den Nachtrab des Feindes, griff diesen, der an der Friedberger Schlacht nicht Theil genommen hatte, an und schlug ihn in die Flucht. Die feindlichen Armeen zogen sich mit neuem Verlust in Eile nach Böhmen zurück. Als Friedrich auf diesem Zuge in Landshut eintraf, umringte ihn ein Haufe von zweitausend Bauern, die ihn um die Erlaubniß baten, Alles, was von Katholiken in jener Gegend sei, todtschlagen zu dürfen. Es war der Schrei der Rache für all jene harten Bedrückungen, welche die schlesischen Protestanten von den katholischen Priestern zu erdulden gehabt hatten. Friedrich erinnerte die empörte Menge an die Gebote der Schrift, daß sie ihre Beleidiger segnen und für ihre Verfolger beten sollten. Die Bauern wurden durch solche Aeußerungen der Milde betroffen; sie sagten, der König habe Recht, und standen von ihrem grausamen Begehren ab.

Friedrich war, wie er bereits vor der Schlacht von Hohenfriedberg den Plan gefaßt hatte, dem Feinde nach Böhmen gefolgt, um die böhmischen Grenzdistricte ihrer Nahrungsmittel zu berauben und hierdurch die Oesterreicher zu verhindern, ihre Winterquartiere wieder in der Nähe von Schlesien zu beziehen. Tiefer in Böhmen einzudringen wagte Friedrich nicht; nach den Erfahrungen des vorjährigen Feldzuges war er darauf bedacht, sich stets in Stellungen zu erhalten, welche es ihm verstatteten, die Bedürfnisse für seine Truppen aus Schlesien zu beziehen. Der Prinz

Digitized by Google

von Lothringen hatte ein feſtes Lager zu Königingrätz eingenommen; Friedrich ſtand ihm in gleich ſicheren Lagern, anfangs zu Jaromirz, hernach zu Chlumetz, gegenüber. Nur der kleine Krieg zwiſchen den leichten Truppen, die Angriffe auf die Proviantzüge und dergleichen brachten Abwechſelung in das einförmige Leben und gaben Gelegenheit zu kühnen, zuweilen auch zu launigen Thaten. So hatte ſich auch einſt ein preußiſches Detachement, welches zu Smirſchitz ſtand, eine ergötzliche Kriegsliſt ausgedacht, um den Panduren die Luſt an ihren fortgeſetzten Angriffen auf eine dortige Schanze zu verderben. Die preußiſchen Grenadiere verfertigten nämlich, ſo gut ſie es eben zu Stande bringen konnten, einen Gliedermann, coſtümirten dieſen als

Grenadier und ſtellten ihn an der Stelle auf, welche gewöhnlich von dem äußerſten Wachtpoſten eingenommen ward. Sie ſelbſt verbargen ſich hinter Geſträuchen und fingen an den Gliedermann durch Schnüre zu bewegen. Die Panduren bemerkten aus der Ferne den fröhlichen Muth der Wache, ſchlichen ſich heran, ſchoſſen ſie glücklich nieder und ſtürzten nun ſchnell näher, den Gefallenen ſeiner Habſeligkeiten zu berauben. Jetzt aber empfing ſie ein lebhaftes Feuer aus dem Gebüſch, die Verwundeten wurden gefangen gemacht und die Entfliehenden jagten ihrem Corps hinlängliche Furcht ein, ſodaß ähnliche Angriffe fortan unterblieben. — Auch zu den Beweiſen ritterlicher Geſinnung fand ſich Gelegenheit. So äußerten einmal die Offiziere eines öſterreichiſchen Detachements, als ſie mit einem preußiſchen Corps

Digitized by Google

zusammentrafen, zu den Offizieren des letzteren verbindlicher Weise: „Es ist ein Vergnügen, mit Euch, Ihr Herren, zu fechten; man findet dabei immer etwas zu lernen.“ Die Preußen erwiderten, nicht minder höflich, die Oesterreicher seien ihre Lehrer gewesen; wenn sie gelernt hätten, sich gut zu vertheidigen, so sei dies geschehen, weil man sie allezeit gut angegriffen habe. — Zu unausgesetzter Vorsicht und Entschlossenheit wurden die preußischen Streifcorps besonders durch einen kühnen österreichischen Parteigänger, Franchini, genöthigt.

Friedrich war um so mehr veranlaßt, sich in sicheren Lagerplätzen vor einem unvorhergesehenen Angriffe der österreichischen Armee zu schützen, als er die seinige durch die Absendung einiger bedeutenden Corps hatte schwächen müssen. Als Oberschlesien von den preußischen Truppen geräumt ward, fanden die Ungarn Gelegenheit, sich dort frei und nach Bequemlichkeit auszubreiten; auch die Festung Kosel fiel, jedoch nur durch den Verrath eines der Offiziere der Besatzung, in ihre Hände. Jetzt sandte Friedrich einen Theil seiner Truppen dahin zurück, der auch in kurzer Zeit, am 6. September, Kosel wieder eroberte und sodann ganz Oberschlesien von den Ungarn frei machte. Ein zweites Corps ward zur Verstärkung der preußischen Armee geschickt, die in Halle unter dem Fürsten von Dessau stand und den Angriffen, welche man von Sachsen zu erwarten hatte, begegnen sollte. Denn in Sachsen hatten aufs Neue Rüstungen stattgefunden, die auf ein feindliches Unternehmen schließen ließen und die ein sehr ernstliches Manifest von Seiten Friedrich's veranlaßten. Der Marsch der preußischen Truppen nach Halle hatte zur Folge, daß auch der größte Theil der sächsischen Trupen, welche mit den Oesterreichern zusammen in Böhmen standen, nach Sachsen berufen wurde.

Vorerst indeß verfuhr Friedrich gegen Sachsen nicht angriffsweise, da er neue Hoffnungen zu einer friedlichen Beendigung seiner Angelegenheiten fassen durfte. Der englische Hof hatte schon seit einiger Zeit in Folge eines Ministerwechsels friedlichere Gesinnungen geäußert, und so kam jetzt, am 22. September, zu Hannover eine Convention zwischen Friedrich und dem Könige von England zu Stande, wodurch der letztere jenem aufs Neue den Besitz von Schlesien verbürgte und auch Oesterreich und Sachsen zum Frieden zu bewegen versprach, während Friedrich sich verpflichtete, die Wahl des Großherzogs Franz zum Kaiser anzuerkennen. Diese Wahl war zu Frankfurt am 13. September, trotz der Protestationen der Gesandten von Preußen und Kurpfalz, erfolgt. Aber nun war auch in Maria Theresia der ganze altkaiserliche Stolz ihrer Vorfahren erwacht; sie hielt es für unvereinbar mit ihrer Würde, wenn sie sich mit einem Fürsten, den sie als einen rebellischen Unterthan betrachtete, in Unterhandlungen einließe; sie sagte öffentlich, daß sie lieber das

Digitized by Google

Kleid vom Leibe als Schleſien miſſen wolle. Eben ſo wenig war Sachſen zum Abſchluſſe des Friedens geneigt. König Auguſt wünſchte vor Allem die polniſche Krone ſeinem Hauſe erblich zu machen, wozu ihm die Vergrößerung ſeiner Macht und eine Verbindung ſeiner ſächſiſchen Erbländer mit Polen durch einige Provinzen des preußiſchen Staates allzu vortheilhaft bedünkte.

Dem Prinzen von Lothringen waren Verſtärkungen zugeſandt worden, auch ein paar Feldherrn, welche ihn in dem Entwurf ſeiner Operationen unterſtützen ſollten. In der That verſuchten die Oeſterreicher alsbald einige heftigere Angriffe, die indeß durch die Tapferkeit der preußiſchen Truppen zurückgeſchlagen wurden. Friedrich's Lager hatte eine zu ſichere Stellung, als daß es mit Erfolg anzugreifen geweſen wäre. Friedrich vergnügte ſich daran, aus ſeinem Zelte, das auf einer Anhöhe lag, die öſterreichiſchen Generale zu beobachten, wie dieſe täglich zur Berathſchlagung hervortraten, lange Fernröhre auseinanderſchoben, um ſeine Stellung zu unterſuchen, und dann wieder, beſſern Rath von der Zukunft erwartend, zurückgingen.

Indeß ſah ſich Friedrich genöthigt, den Standpunkt ſeiner Armee zu verändern. Er ging weiter nordwärts, um nun auch den Theil des böhmiſchen Gebirges, welcher ſich zwiſchen Niederſchleſien und die Grafſchaft Glatz hineinſchiebt, von ſeinen Nahrungsmitteln zu entblößen und dadurch die Scheidewand, welche Schleſien während des bevorſtehenden Winters vor feindlichen Einfällen ſchützen ſollte, vollkommen zu machen. Zur Beſetzung der Gebirgspäſſe mußte er jedoch ſein Heer aufs Neue durch die Abſendung einiger Corps ſchwächen, ſodaß ſeine ganze verſam-

Digitized by Google

melte Streitmacht nur aus wenig mehr als 20,000 Mann beſtand, während die der Oeſterreicher, die ſeinem Gange gefolgt waren, ſich auf mehr als 30,000 Mann belief.

Er hatte ſein Lager bei dem Dorfe Staudenz genommen und war im Begriff, von dort nach Trautenau vorzurücken, als unvermuthet, am 30. September frühmorgens, die öſterreichiſche Armee in Schlachtordnung gegen ihn anrückte. Seine Stellung war wenig günſtig, indem es ihm an Mannſchaft gebrach, um alle wichtigen Punkte des Terrains genügend zu beſetzen; aber auch die Oeſterreicher befanden ſich in einer unvortheilhaften Stellung, da ſie umgekehrt nicht Gelegenheit fanden, ihre Kräfte vollkommen auszubreiten. Friedrich benutzte dieſen Umſtand mit raſcher Entſchloſſenheit. Statt, wie die Oeſterreicher erwartet hatten, ſich zurückzuziehen und ſich ſo unter vielleicht noch ungünſtigeren Verhältniſſen angreifen zu laſſen, breitete er ſchnell ſeine ganze Macht in Einer Linie aus, ſodaß er von dem Feinde nicht überflügelt werden konnte. Dieſe Aufſtellung mußte unter einem ſprühenden Regen feindlicher Granaten vollzogen werden; aber kein Soldat äußerte Furcht, keiner verließ ſeinen Platz. Friedrich ſelbſt ritt eine ſtarke Viertelſtunde lang unter dieſem Kugelregen, ohne jedoch getroffen zu werden; eine Kugel, die ihn niedergeriſſen haben würde, ward durch den Kopf ſeines Pferdes, das ſich eben ſcheu emporbäumte, aufgefangen. Die Oeſterreicher ließen dieſe Aufſtellung im Uebrigen ruhig geſchehen. Nun brach die preußiſche Reiterei auf die feindliche ein; ſie ſtürzte das erſte Treffen der letzteren, dieſes fiel auf das zweite, das zweite auf das dritte; 50 Schwadronen wurden ſo durch 12 Schwadronen in kurzem Anfall überwältigt, und das ungünſtige Terrain verhinderte ſie, ſich aufs Neue zu ſammeln. Dann ſtürmte der rechte Flügel der Preußen jene Batterie, mit welcher die Oeſterreicher die Schlacht eröffnet hatten, während ein einzelnes Bataillon des linken Flügels eine ſtarke Colonne der Feinde in die Flucht trieb. Unaufhaltſam ſchritten nun die Preußen vor. Noch war im Mittelpunkte des Treffens eine ſteile Anhöhe von den Oeſterreichern beſetzt; auch dieſe ward in kurzer Friſt von der preußiſchen Garde genommen. Das Schickſal wollte es, daß hier zwei Brüder einander im Kampfe gegenüber ſtanden; denn die Oeſterreicher befehligte hier Prinz Ludwig von Braunſchweig, während der jüngere Bruder deſſelben, Prinz Ferdinand, an der Spitze der preußiſchen Garde ſtand und hier zuerſt die Proben des Heldenmuthes ablegte, der ihn ſpäter ſo berühmt gemacht hat. Noch ſuchten ſich die zurückgetriebenen Oeſterreicher auf den einzelnen Anhöhen des bergigen Bodens wieder zu ſammeln, aber immer drangen die Preußen ihnen nach, bis ſie ſich endlich in vollkommener Flucht in die ausgebreiteten Waldungen retteten, die dem ſogenannten Königreiche Silva

Digitized by Google

angehören. Friedrich hemmte das Nachſetzen bei dem Dorfe Soor, nach welchem die Schlacht in der Regel benannt wird. Der Sieg war vollkommen. Nur einen großen Theil der Bagage hatte Friedrich verloren, indem dieſe einem ungariſchen Corps in die Hände gefallen war. Doch hatte gerade dieſer Umſtand den Sieg weſentlich erleichtert; denn die Ungarn ließen die willkommene Gelegenheit zur Beute nicht vorübergehen und verſäumten es dadurch, ihrer Beſtimmung gemäß den Preußen in den Rücken zu fallen.

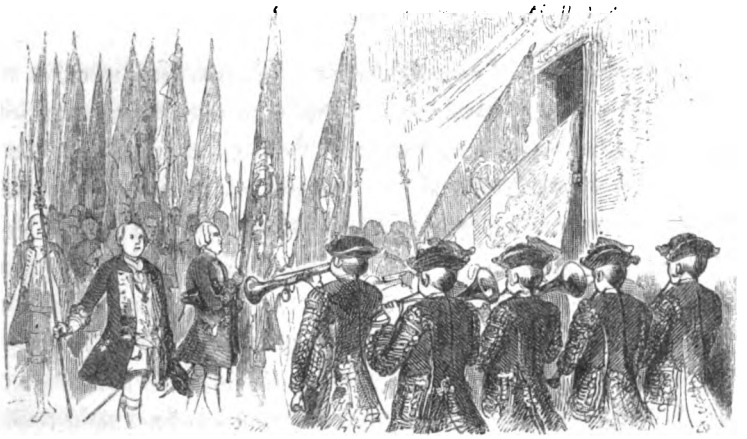
An der Verfolgung des Feindes wurden die Preußen durch den Wald gehindert, indem ſie ſich dort, ohne ſonderlichen Vortheil zu erlangen, nur den größten Gefahren hätten ausſetzen müſſen. Die augenblickliche Unbequemlichkeit des Verluſtes der Bagage war bei ſo großem Gewinne leicht zu verſchmerzen. Selbſt der König hatte ſein ganzes Feldgeräth und ſeine Bedienung verloren; er konnte den Sieg nach Breslau nur durch ein paar mit Bleiſtift geſchriebene Zeilen melden. Auch fehlte es für den Augenblick an Nahrung. Als Friedrich zu Abend ſpeiſen wollte und ſich nur ein paar Flaſchen Wein vorfanden, mußte ein Offizier ausgeſchickt werden, um Brod beizutreiben. Nach langem Suchen fand dieſer endlich einen Soldaten, der noch ein Brod übrig hatte. Er bot ihm einen Dukaten dafür, aber der Soldat wollte es nicht hergeben, auch nicht für reicheren Lohn; als er jedoch hörte, daß es für den König beſtimmt ſei, entſchloß er ſich, dieſem die Hälfte zu bringen. Friedrich nahm das koſtbare Geſchenk mit freundlichem Danke an. In kurzer Zeit aber war der Mangel wieder erſetzt; auch ſtatt ſeiner verlorenen Bücher ließ ſich Friedrich ſchleunig andere aus Berlin zuſenden, da er die Stunden der Muße nicht gut ohne wiſſenſchaftliche Lektüre verbringen konnte.

Digitized by Google

Mit dem Gepäck des Königs war zugleich ein zierliches Windspiel, das den Namen Biche führte, verloren gegangen. Dieser einzige Verlust war Friedrich sehr empfindlich; er hatte sein besonderes Wohlgefallen an dem anmuthigen Thiere, wie er überhaupt stets von der Gesellschaft einiger zierlichen Hunde umgeben war. Die Feinde suchten indeß dem Könige gefällig zu sein und sandten Biche wieder zurück. Es wird erzählt, daß Friedrich eben am Schreibtische gesessen habe, als das Windspiel heimlich in sein Zimmer hereingelassen ward; es sprang unbemerkt auf den Tisch und legte ihm die beiden Vorderpfoten um den Hals; Friedrich war durch das unerwartete Wiedersehen so freudig überrascht, daß ihm die Thränen ins Auge traten. Aber die kleine Biche hatte sich auch schon früher als eine wahrhaft getreue Freundin erwiesen. Friedrich hatte sich einst beim Recognosciren zu weit vorgewagt; plötzlich bemerkte er einen Trupp Panduren, der ihm des Weges entgegengeritten kam; ihm blieb nichts übrig, als eilig in einen Graben hinabzuspringen und sich unter einer Brücke zu verbergen. Aber nun fürchtete er, daß Biche, die bei ihm war, bei dem Geräusch der Huftritte der Pferde bellen und ihn so verrathen würde; das Thier jedoch, als ob es die Gefahr seines Herrn ahne, schmiegte sich dicht an ihn und gab keinen Laut von sich.

Der Erfolg der Schlacht von Soor war, daß Friedrich's Absichten für die Beendigung des Feldzuges keine weiteren Hindernisse im Wege standen. Denn zu neuen Unternehmungen in Böhmen war er wenig geneigt. Ehrenhalber blieb er mit seiner Armee fünf Tage lang auf dem Schlachtfelde stehen. Dann wandte er seinen Marsch nach Trautenau, die dortige Gegend noch auszufourragiren. Von da ging er nach Schlesien zurück, dessen Boden am 19. October betreten ward. Der Marsch durch die Engpässe der Gebirge war nicht ohne Gefechte vor sich gegangen, indem die preußische Armee von leichten ungarischen Truppen umschwärmt ward; doch blieben die größeren Verluste dabei auf Seiten der letzteren. Der Haupttheil der Armee wurde in der Gegend von Schweidnitz, unter dem Oberbefehl des Erbprinzen von Dessau, in Cantonnirungsquartiere gelegt. Nachdem Friedrich erfahren hatte, daß die österreichische Armee sich in drei Haufen getrennt habe, was erwarten ließ, daß auch sie die Winterquartiere suchen würde, begab er sich nach Berlin zurück.

Digitized by Google



Zwanzigſtes Kapitel.

Nachſpiel des zweiten ſchleſiſchen Krieges.

In Berlin war Friedrich als Sieger eingezogen; er wünſchte und hoffte, daß jetzt für die Friedensunterhandlungen ein günſtiger Zeitpunkt gekommen ſein würde. Aber die Oeſterreicher und Sachſen theilten dieſe Geſinnungen nicht; im Gegentheil hatte der ſächſiſche Miniſter, Graf Brühl, der ſich durch Friedrich's Manifeſt gegen Sachſen empfindlich verletzt fühlte, einen neuen Sturm heraufbeſchworen. An demſelben Tage, am 8. November, an welchem die Siegeszeichen der Schlachten von Hohenfriedberg und Soor in den Kirchen aufgehängt wurden, erhielt Friedrich die geheime Nachricht, daß die ſächſiſche und die öſterreichiſche Armee unverzüglich zuſammenſtoßen würden, um ihn in der Mark Brandenburg anzugreifen. Bald kamen auch andere Nachrichten zur Beſtätigung dieſer erſten; in der ſächſiſchen Lauſitz wurden beträchtliche Magazine zum Unterhalte der öſterreichiſchen Truppen, die man daſelbſt erwartete, angelegt; ein Theil der öſterreichiſchen Armee machte ſich bereit, aus Böhmen in Schleſien einzufallen; ein Corps der öſterreichiſchen Rheinarmee, unter dem General Grünne, war im Anmarſch, um einen Angriff unmittelbar auf Berlin zu unternehmen.

Digitized by Google

Aber so plötzlich diese Unternehmungen auf Friedrich hereinzubrechen drohten, ebenso schnell hatte er auch schon seine Maßregeln zu ihrer Abwehr ergriffen. Der alte Fürst von Dessau erhielt aufs Neue den Oberbefehl über die Armee bei Halle, mit welcher er im Herbste den sächsischen Truppen gegenüber gestanden hatte; er sollte von dieser Seite in Sachsen einbrechen, während Friedrich sich an die Spitze der schlesischen Armee setzte, um Sachsen von der Seite der Lausitz anzugreifen. So wollte man von beiden Seiten gegen Dresden vordringen. Zur Deckung Berlins konnte man nur eine geringe Besatzung zurücklassen; aber die Bürgerschaft stellte selbst ein beträchtliches Corps, welches sich rüstig im Waffenhandwerk übte; zugleich suchte man die Residenz durch Schanzarbeiten gegen einen ersten Angriff des Feindes sicher zu machen.

Friedrich traf am 15. November bei der schlesischen Armee in Liegnitz ein. Während die Oesterreicher in die Lausitz einrückten, beobachtete er dasselbe Verfahren, welches ihm schon einmal, bei Hohenfriedberg, zum Siege verholfen hatte. Er sprengte Gerüchte aus, als ob er furchtsam nur seine Grenzen zu decken suche und seine Hauptarmee furchtsam zurückziehe; auch ließ er zu gleichem Zwecke wieder einige scheinbare Maßregeln treffen. Der Prinz von Lothringen ward glücklich aufs Neue getäuscht. Unerwartet stand Friedrich in der Lausitz und traf am 23. November, bei Katholisch-Hennersdorf, auf die sächsischen Regimenter, welche den Vortrab der

österreichischen Armee ausmachten. Diese wurden geschlagen, und ihr Verlust brachte die österreichische Hauptarmee so in Verwirrung, daß sie sich von einem Orte zum andern zurückzog. Görlitz, mit einem beträchtlichen Magazin, mußte sich Friedrich ergeben, bald auch Zittau, wo der Nachtrab der Oesterreicher geworfen und ihre

Digitized by Google

Bagage genommen ward; in kurzer Frist war die ganze Lausitz in Friedrich's Händen. Die österreichische Armee hatte sich nach Böhmen zurückgezogen. Gleichzeitig war auch der Angriff der Oesterreicher auf Schlesien glücklich abgeschlagen worden. Ganz Sachsen gerieth in Furcht und Schrecken, und das Corps des Generals Grünne, welches sich bereits den brandenburgischen Grenzen näherte, ward eilig zu der sächsischen Armee zurückberufen.

Friedrich benutzte diese ersten günstigen Erfolge, um König August die Hand zum Frieden, auf den Grund der mit England abgeschlossenen hannöverschen Convention, zu bieten. Aber August, oder vielmehr Brühl, verlangte vorerst Einstellung der Feindseligkeiten und Bezahlung aller durch den Einmarsch der Preußen verursachten Kriegsschäden. Auf diese Bedingung einzugehen hatte Friedrich natürlich keine Lust; auch weiter fortgesetzte Verhandlungen führten zu nichts. Brühl hatte seinen König klüglicher Weise, als die Gefahr sich Dresden näherte, nach Prag geführt, damit er ihm so den Anblick des Kriegselendes erspare und damit nur seine Stimme das Ohr des Königs zu erreichen vermöge.

So mußte der Krieg mit erneutem Eifer fortgesetzt werden. Friedrich rückte in Sachsen ein und trieb den Fürsten von Anhalt, der seine Anstalten aus Eigensinn oder Alter ziemlich säumig begonnen hatte, zur Eile. So brach nun auch dieser auf, besetzte Leipzig am 30. November und kam am 6. December zu Meißen an, während Friedrich sich demselben Punkte näherte. Der Prinz von Lothringen hatte indeß Böhmen aufs Neue verlassen; er vereinigte sich am 13. December mit den Sachsen bei Dresden. Das sächsische Ministerium wies seiner Armee jedoch unverständiger Weise so weitläufige Quartiere an, daß er vierundzwanzig Stunden Zeit gebraucht hätte, um sie zusammenzuziehen; seine Protestationen gegen diese Einrichtung waren vergeblich. An der Spitze der sächsischen Armee, welche Dresden zunächst gegen den Angriff der Preußen decken sollte, stand Graf Rutowski; als diesen der Prinz von Lothringen ersuchte, ihn im Fall eines Angriffs möglichst zeitig benachrichtigen zu lassen, erwiderte der Graf, er brauche keine Hülfe. So hatten die Sachsen ihr Schicksal selbst heraufbeschworen.

Am 15. December rückte der Fürst von Anhalt gegen Dresden vor. Gleichzeitig besetzte Friedrich Meißen, welches die Verbindung der beiderseitigen Elbufer ausmachte, sodaß er nach beiden Ufern hin den etwaigen Unternehmungen des Feindes begegnen konnte. Hier empfing er einen Brief, welcher von Seiten der sächsischen Regierung ein günstigeres Eingehen auf seine Anerbietungen verhieß und die Kunde brachte, daß auch Maria Theresia zum Frieden geneigt sei. Kaum aber hatte er den Brief zu Ende gelesen, als plötzlich der Himmel von einem Feuerscheine

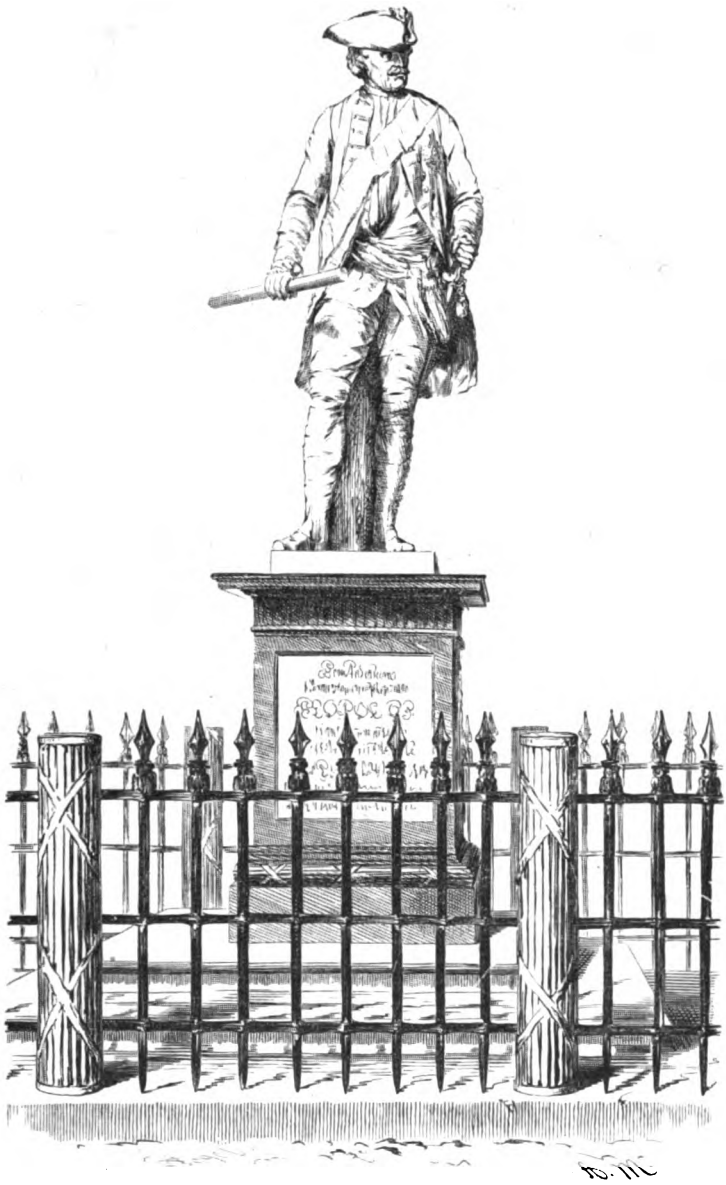
Digitized by Google

übergossen ward und das Getöse einer fürchterlichen Kanonade erscholl. Es war der Beginn der Schlacht, welche der Fürst von Dessau den Sachsen lieferte.

Bei Kesselsdorf hatte Fürst Leopold diese in einer vortrefflichen Stellung gefunden. Nur der linke Flügel der Sachsen, der sich auf Kesselsdorf stützte, war zugänglich, aber hier drohte eine starke Batterie jeden Angriff abzuschlagen. Die übrigen Theile des sächsischen Heeres standen auf hohem Felsrande, vor dem sich ein tiefer Grund hinzog und dessen mit Eis und Schnee bedeckte Abhänge unersteiglich schienen. Um so größeren Ruhm aber verhieß der Sieg: — es war der Tag gekommen, an welchem der alte Heerführer seine fünzigjährige Kriegerbahn durch die glänzendste That krönen sollte. Kaltblütig traf er seine Anordnungen. Auf den unerschrockenen Muth seiner Soldaten konnte er sicher bauen, denn ihm, den sie für ganz kugelfest hielten, folgten sie, wohin er sie auch führen mochte. Er sprach noch ein kurzes Gebet,

das seinen Sinn zu kräftigen wohl geeignet war. „Lieber Gott", — das waren seine Worte, — „stehe mir heute gnädig bei! oder willst du nicht, so hilf wenigstens die Schurken, die Feinde nicht, sondern siehe zu, wie es kommt!" Dann gab er das Zeichen zum Angriff. Zweimal wurde der Angriff auf die Batterie durch den Hagel der feindlichen Granaten zurückgeschlagen. Da rückten die Sachsen zur Verfolgung vor, aber augenblicklich stürmte auch ein preußisches Dragonerregiment auf sie ein und schmetterte sie nieder. Schnell war das Dorf besetzt, die Batterie erobert, die feindliche Reiterei auseinander gesprengt, sodaß Alles in verwirrter Flucht sein

Digitized by Google



Furst Leopold von Anhalt-Dessau (gen. der alte Dessauer),

Königl. Preuss. General-Feldmarschall,

geboren 3. Juli 1676, gestorben 9. April 1747.

Digitized by Google

Digitized by Google

Heil ſuchte. Indeß hatte der linke Flügel der Preußen, unter Anführung des Prinzen Moritz von Deſſau, kühnen Muthes jenen moraſtigen Grund durchſchritten und den Felshang erklettert; nach kurzem Kampfe waren die Feinde auch hier zum Weichen gebracht. Der Graf Rutowski kam mit ſeinen Sachſen fliehend in Dresden an, wo

der Prinz von Lothringen eben beſchäftigt war, die öſterreichiſche Armee zuſammenzuziehen. Dieſer ſchlug dem Grafen vor, mit ihm vereint am folgenden Tage den Preußen aufs Neue entgegen zu gehen. Aber jener war zu ſehr von Furcht erfüllt, als daß er etwas Weiteres zu wagen verſucht hätte. Er bewies dem Prinzen, daß ſie, um ihre Truppen zu retten, ſich gegen die böhmiſchen Grenzen zurückziehen müßten, was denn auch ſogleich ins Werk geſetzt ward.

Friedrich beſuchte am Tage darauf das Schlachtfeld und ſah mit Bewunderung, wie ſein tapferes Heer das unmöglich Scheinende möglich gemacht hatte. Der Fürſt von Anhalt, der ihn führte, erhielt die ſchmeichelhafteſten Lobſprüche. Am 18. December

Digitized by Google

zog Friedrich in Dresden ein, nachdem sich die Stadt seiner Gnade hingegeben hatte; ein Corps Landmiliz, welches man überflüssiger Weise nach dem Abmarsch der Armee in die Stadt gelegt, ward entwaffnet und nebst anderen Gefangenen zur Ergänzung der preußischen Armee verwandt. Unmittelbar nach seinem Einzuge begab sich Friedrich auf das Schloß, zu den Kindern König August's, die hier zurückgeblieben waren. Er bemühte sich, ihre Besorgnisse zu mildern; als sie den Handkuß abstatteten, umarmte er sie liebreich und sicherte ihnen alle Ehren zu, die ihrem Range gebührten. Die Wache des Schlosses blieb zu ihrer freien Disposition. Ebenso begegnete er den Ministern des Königs und den fremden Gesandten auf das Leutseligste. Am Abend besuchte er das Theater, wo man ihm die Oper „Arminio" vorführte. Es war eine von den Opern, mit denen Brühl den Gesinnungen seines Herrn zu schmeicheln wußte. Diese enthielt eine künstlerische Anspielung auf die Verbindung König August's mit Maria Theresia. Wohlweislich aber ließen die Sänger einen Chor aus, der auf Friedrich's Benehmen zielen sollte, dessen Moral aber jetzt auf König August selbst zurückfiel; es hieß darin, daß es thörichter Stolz sei, seinen Thron auf den Ruinen einer fremden Macht zu erbauen. Am folgenden Tage wohnte Friedrich einem feierlichen Tedeum bei, welches in der Kreuzkirche gesungen ward.

Nun gediehen die Friedensverhandlungen zum schnellen Schlusse, indem auch vom österreichischen Hofe ein Gesandter zu demselben Zwecke nach Dresden geschickt war. Am 25. December wurde der Friede zu Dresden geschlossen. Es wurden darin im Wesentlichen alle Bestimmungen des Breslauer Friedens wiederholt, nur mußte Sachsen sich dazu verstehen, an Preußen die Summe von einer Million Reichsthaler zu bezahlen. Friedrich erkannte die Wahl des Großherzogs Franz zum Kaiser an.

Schon am 28. December hielt Friedrich seinen Einzug in Berlin, den der Enthusiasmus des Volkes für den jungen königlichen Helden zu einem seltenen Feste gestaltete. Feierliche Züge holten ihn ein, Frauen und Mädchen bestreuten den Weg, auf dem er hinfuhr, mit Blumen, von allen Seiten erscholl der begeisterte Ruf: „Es lebe der König, es lebe Friedrich der Große!" Der König war ernst und tief bewegt; er grüßte nach allen Seiten, sprach mit Allen, die seinem Wagen nahe kamen, und bemühte sich sorglich, die Zudrängenden vor Schaden zu behüten. Den Abend, die ganze Nacht hindurch war die Stadt festlich beleuchtet. Tausend verschiedenartige Sinnbilder waren an den Fenstern aufgestellt, fast an allen Häusern las man die Inschrift: Vivat Fridericus Magnus! Bis zum Morgen zog das Volk jubelnd umher, Freudenschüsse erschollen rings durch die Straßen.

Friedrich war am Abend in Gesellschaft seiner Brüder in die Stadt gefahren, um noch einmal den Jubel seines Volkes in Augenschein zu nehmen. Doch hatte er

Digitized by Google

Digitized by Google

dabei ein beſonderes, ſchmerzlich theures Geſchäft im Sinne. In einem abgelegenen Gäßchen ließ er den Wagen halten, trat in ein Haus und ſtieg die engen Treppen empor. Dort wohnte ſein alter treuer Lehrer Duhan. Der Greis hatte nicht zu ihm kommen können, denn die letzte Krankheit hielt ihn an ſein Lager gefeſſelt. Friedrich trat an das Bett des Sterbenden. „Mein lieber Duhan", ſprach er zu ihm, „wie ſchmerzt es mich, Sie in dieſem Zuſtande zu finden. Wollte Gott, ich könnte etwas zu Ihrer Wiederherſtellung und zur Linderung Ihrer Leiden thun: Sie ſollten ſehen, welche Opfer Ihnen meine Dankbarkeit mit Freuden bringen würde." — Duhan antwortete: „Ew. Majeſtät noch einmal geſehen zu haben, iſt der ſüßeſte Troſt, der mir zu Theil werden konnte. Nun wird mir das Sterben leichter werden!" Er machte eine Bewegung, die Hand des Königs zu ergreifen und ſie zu küſſen. Friedrich ließ

es nicht zu, ſagte ihm mit tiefſtem Schmerze Lebewohl und eilte fort. Am folgenden Morgen ſtarb Duhan. — Auch Andere waren nicht zu Friedrich's Begrüßung erſchienen. Seine liebſten Freunde, Jordan und Keyſerling, waren dem alten Lehrer im Laufe des verfloſſenen Jahres bereits vorangegangen. „Das war meine Familie", ſo hatte Friedrich auf die Nachricht von ihrem Tode noch an Duhan geſchrieben, „und ich glaube nun verwittwet und verwaiſt zu ſein und in einer Herzenstrauer, welche finſterer und ernſter iſt als die ſchwarzen Kleider. Erhalten Sie mir Ihre Geſund-

Digitized by Google

heit und bedenken Sie, daß Sie mir beinahe allein noch von allen meinen Freunden übrig sind." Friedrich sorgte mit Vatertreue für die Kinder der Verstorbenen.

Der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich währte noch geraume Zeit fort. Erst der Friede von Aachen, am 18. October 1748, brachte denselben zum Schlusse. Friedrich erhielt in diesem Frieden eine neue Gewähr für den Besitz Schlesiens. Sein Verhältniß zu dem Könige von Frankreich war so gut wie aufgelöst, obgleich das zwischen Beiden bestehende Bündniß erst im Jahre 1756 zu Ende gehen sollte. Noch einmal hatte sich Friedrich, als die letzte drohende Gefahr ihm von Sachsen und Oesterreich bereitet ward, an König Ludwig gewandt, aber er hatte nur eine Antwort erhalten, welche den abgeneigten Sinn mit leeren Höflichkeiten schlecht übertünchte. Dafür ward der Friede von Dresden nach Frankreich in ähnlichem Style gemeldet. Und als vor dem Abschlusse des Aachener Friedens ein englischer Gesandter mit Friedrich unterhandelte, so konnte dieser seinem Hofe in voller Wahrheit berichten: „Das Herz des Königs ist noch deutsch, ungeachtet der französischen Verzierungen, welche auf der Oberfläche erscheinen."

Digitized by Google

Einundzwanzigstes Kapitel.

Friedrich's Regierung bis zum siebenjährigen Kriege.

Mit erneutem Eifer widmete sich Friedrich, nachdem er seinem Lande den Frieden zurückerkämpft, der Sorge für das Wohl seines Volkes. Im Großen wie im Kleinen strebte er fördernd, rathend, helfend einzuwirken; alle Kräfte des Staates setzte er zu fröhlichem Wetteifer in Bewegung. Elf Jahre der Ruhe, die ihm zunächst vom Schicksale vergönnt waren, bereiteten ihm das freudige Gefühl, daß sein Streben nicht vergeblich gewesen sei.

Durch die Erwerbung Schlesiens hatte er seine Staaten um ein Drittheil vergrößert; jetzt ließ er es sich angelegen sein, auch im Innern seines Reiches neue Eroberungen zu machen. Wüste Strecken wurden urbar gemacht, zahlreiche Dörfer angelegt und mit Colonisten bevölkert. Schon im Jahre 1746 begannen die großartigen Arbeiten in den Brüchen des unteren Oderthales, die vor allen durch den glücklichsten Erfolg belohnt wurden. Als Friedrich nach Vollendung dieser Arbeiten auf dem Damme des Oderbruches stand und die blühenden Fluren überblickte, die auf sein Wort hervorgetreten waren, konnte er mit innerer Befriedigung sagen: „Hier ist ein Fürstenthum erworben, worauf ich keine Soldaten zu halten nöthig

Digitized by Google

habe." — Auch in Ostfriesland wurde durch Dämme gegen die Fluten angekämpft und Land wieder gewonnen, das schon seit Jahrhunderten von den Meereswellen überspült war.

Ebenso wurden, um die Flußschifffahrt zu begünstigen, mancherlei Kanalbauten unternommen. Zu Swinemünde, am Ausflusse der Oder in die Ostsee, wurde ein Hafen angelegt und hierdurch Stettin zu einer wichtigen Handelsstadt erhoben; verschiedene andere Einrichtungen dienten vortheilhaft zur Begünstigung des Stettiner Handels. Emden wurde zum Freihafen erklärt und dort eine asiatische und eine bengalische Handelsgesellschaft gestiftet. Mit noch größerem Eifer ward für die Verbesserung und Vermehrung der Fabriken und Manufacturen gesorgt. Durch alle diese Einrichtungen erhöhte sich die Zahl der Einwohner und die Summe der Staatseinkünfte in kurzer Zeit um ein Bedeutendes.

Vorzügliche Sorgfalt wandte Friedrich auf die Verbesserung der Rechtspflege. Die Justizverwaltung war in sehr üblem Zustande; tausend Mißbräuche waren eingerissen, in unendlichen Förmlichkeiten schleppten sich die Processe hin, die Erlangung des gebührenden Rechtes stand nur zu oft mit den aufzuwendenden Kosten in schlechtem Einklange. Friedrich hatte diesem Unwesen mit äußerstem Unwillen zugesehen; er entschloß sich jetzt, mit Macht durchzugreifen und schnell Ordnung zu schaffen. An dem Minister Cocceji fand er den Mann, der zu einem solchen Geschäfte Einsicht und Kraft besaß. Durch Cocceji wurde zunächst in der Provinz Pommern, wo vornehmlich die Justizverwaltung in der größten Verwirrung war, der Anfang gemacht; er setzte es durch, daß hier in der kurzen Zeit von acht Monaten die ungeheure Summe von 2400 Processen, welche zum Theil schon lange schwebten, zu Ende gebracht ward; kein Proceß blieb übrig, der älter als ein Jahr war. Hierauf ward eine besondere Proceßordnung für Pommern ausgearbeitet. Friedrich war mit Cocceji's Erfolgen so zufrieden, daß er ihn zu seinem Großkanzler ernannte und ihm die förmliche Justizreform in seinen gesammten Staaten übertrug. Auch dieser neuen, ungleich größeren Arbeit unterzog sich Cocceji, seinem hohen Alter zum Trotz, mit unermüdlichem Eifer, und in Einem Jahre schon brachte er es dahin, daß alle untauglichen Richter und Sachwalter aus ihren Stellen entfernt und durch brauchbare und getreue Staatsdiener ersetzt waren. Nach Friedrich's Plane entwarf er ferner eine neue Proceßordnung, derzufolge alle Processe in Einem Jahre beendet werden sollten. Endlich ging er auch an die schwierigste Arbeit, die Grundlage des Rechts auf klare und bestimmte Principien zurückzuführen, und schon im Jahre 1749 erschien sein Entwurf eines neuen preußischen Gesetzbuches unter dem Titel: „Project des Corporis juris Fridericiani." Friedrich ließ zum Gedächtniß dieser wohl-

Digitized by Google

thätigen Neuerungen, die von ganz Europa angeſtaunt und nachgeahmt wurden, eine Medaille prägen, auf welcher das Bild der Gerechtigkeit dargeſtellt war, in der Hand eine ſehr ungleiche Wagſchale haltend, die von dem Könige mit dem Scepter niedergedrückt und ins Gleichgewicht gebracht wird. Cocceji empfing von Friedrich

ein goldnes Exemplar dieſer Medaille und andere ſehr bedeutende Beweiſe der königlichen Gnade. Friedrich ſagt von ihm, ſeine Tugend und Rechtſchaffenheit ſeien der ſchönen Tage des römiſchen Freiſtaats würdig geweſen; ſeine Gelehrſamkeit und Aufklärung hätten ihn, gleich einem zweiten Tribonian, zur Geſetzgebung zum Segen der Menſchheit berufen. —

Digitized by Google

Zugleich erforderte die eigenthümliche Lage Preußens eine unausgesetzte Aufmerksamkeit auf die Angelegenheiten des Heeres, in welchem vorzugsweise die Sicherheit und die ehrenhafte Stellung des Staates beruhte. Unermüdlich sorgte Friedrich für die immer mehr erhöhte Ausbildung, für die Geschicklichkeit, für die Zucht seiner Truppen. Jährlich versammelte er sie in großen Lagern, wo die mannigfaltigsten Manoeuvres ausgeführt wurden. Das Fußvolk ward in verschiedenen Auswickelungen und Stellungen, im Angriff und in der Vertheidigung verschiedenartiger Localitäten, im raschen Uebergang über die Flüsse, überhaupt in allen den Bewegungen und Schwenkungen geübt, welche man vor dem Feinde zu machen hat. Auf die Reiterei ward die vorzüglichste Sorgfalt gewandt, und unabläſſig arbeitete Friedrich daran, diese Truppengattung ganz auf diejenige Stufe der Bedeutung zu erheben, die von ihr im Kriege erfordert wird. Zu den von ihm selbst herangezogenen Offizieren berief er treffliche Reiterführer aus Ungarn und Polen, die mit ihm bemüht waren,

ihre Untergebenen zur ungesäumten Befolgung der Befehle, in denen Kühnheit und List Hand in Hand gehen, geschickt zu machen. Schon unmittelbar nach dem zweiten schlesischen Kriege, im Jahre 1746, ward ein großes Uebungslager solcher Art bei Potsdam gehalten. Hier setzte Friedrich u. A. gewisse Prämien für diejenigen Husaren aus, die sich durch Keckheit und Verschlagenheit im Dienste auszeichneten. Es ist uns ein besonderer Zug aus diesem kriegerischen Spiele, der zugleich einen Blick in Friedrich's Herzensgüte gestattet, aufbehalten worden.

Friedrich hatte, um Offiziere und Leute auf den Feldwachen und auf den Piquets munter zu erhalten, den Husaren den Befehl gegeben, an dem Lager umherzustreifen, die Wachen zu alarmiren und Denen, die sich überrumpeln ließen, den Hut vom Kopfe zu nehmen. Auf den Hut hatte er den Preis eines Ducatens gesetzt.

Digitized by Google

Ein alter verdienter Küraſſieroffizier, Major Leopold, hatte ſich nach der Hitze eines ſehr anſtrengenden Manoeuvres mitten unter ſeinen Reitern einen Feldſtuhl aufgeſchlagen und war darauf unverſehens eingeſchlafen. Das merkte ein umherſchwärmender Huſar, ſchlich leiſe näher, nahm dem ſchlummernden Greiſe den Hut vom Kopfe und ſprengte damit zum Könige. Friedrich erkundigte ſich, wenig erfreut über das Ungeſchick des Offiziers, wem der Hut gehöre; bei dem Namen des braven Greiſes ward jedoch ſein finſterer Blick wieder ruhig. Am folgenden Morgen ließ er den Major zu ſich kommen, der ſehr niedergeſchlagen über den Vorfall eintrat. Der König kam ihm freundlich entgegen und ſprach, mit dem Finger drohend: „Hör' Er, lieber Leopold, auf der Feldwacht muß man nicht ſchlafen! Er thut bei ſeinen Jahren am beſten, wenn Er quittirt. Ich will Ihn mit fünfhundert Thalern Penſion in Ruhe ſetzen. Er hat einen Sohn im Regimente, der iſt Standartenjunker; nicht ſo?" — Der Major bejahte es. „Sein Sohn," fuhr der König fort, „hat alle Anlagen zu einem tüchtigen Offizier. Damit er aber nicht nach dem Beiſpiel ſeines Vaters auf der Feldwacht einmal ſchläft, nehm' ich ihn als Cornet in der Garde du Corps mit nach Potsdam."

Einen beſonderen Ruf hat unter dieſen militairiſchen Uebungen das große Feldmanoeuvre erhalten, welches im Jahre 1753 in der Gegend von Spandau ausgeführt wurde. Es waren zu demſelben mehrere fürſtliche Perſonen eingeladen und aus allen preußiſchen Provinzen Generale und Stabsoffiziere berufen. Doch hatten nur die ausdrücklich Berufenen Zugang zu dem Manoeuvre, allen Uebrigen war der Zutritt ſtreng verwehrt, da Friedrich eben nicht Luſt empfand, ſeine Erfahrungen in weiteren Kreiſen mitgetheilt zu wiſſen. Wie im Kriege waren deshalb Vorpoſten ausgeſtellt und die Huſaren patrouillirten beſtändig; einige Neugierige, welche ſich trotz der Anordnungen des Königs näher wagten, wurden auf Befehl ein wenig geplündert, was denn die Uebrigen abſchreckte. Dies Alles ſpannte die Neugierde des Publicums in hohem Maße; ſogar auswärtige Höfe wurden auf das Unternehmen, das wirklich kriegeriſche Rüſtungen zu verrathen ſchien, aufmerkſam. Der Neugierde zu genügen und den kriegsgelehrten Forſchungen der Fremden Raum zu unſchuldigen Unterſuchungen zu geben, ließ Friedrich eine angebliche Beſchreibung dieſes bei Spandau gehaltenen Manoeuvres im Druck erſcheinen; ſie enthielt aber nur die Schilderung ganz phantaſtiſcher, zum Theil verkehrter Kriegsübungen, nach dem Vorbilde jener Phantaſtereien, die in dem berühmten ſächſiſchen Luſtlager vom Jahre 1730, welchem Friedrich als Kronprinz ſelbſt beigewohnt, ausgeführt waren. Nur Wenige indeß merkten den Spaß; die Meiſten ſtudirten die Beſchreibung als ein Ergebniß tiefſinniger und unergründlicher Kriegserfahrung. —

Digitized by Google

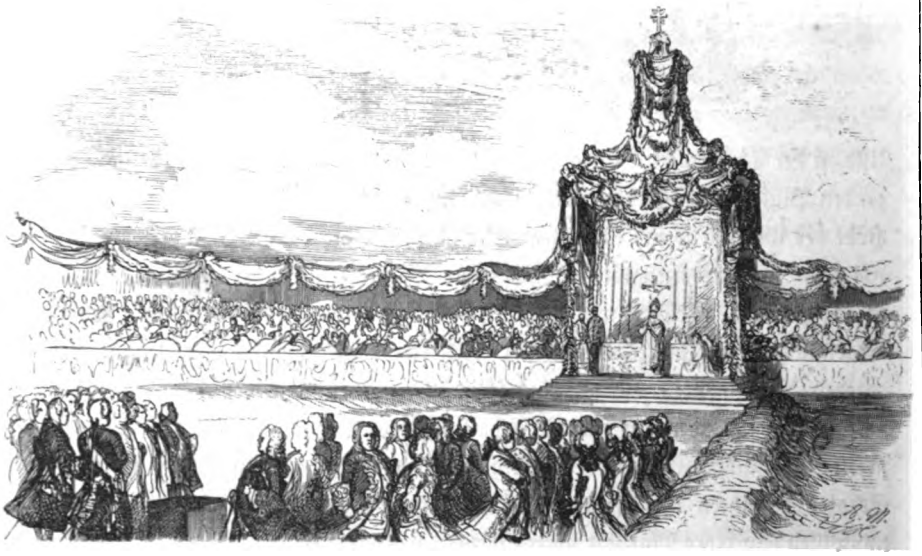
Was die religiösen Angelegenheiten anbetrifft, so hielt Friedrich hierin an dem weisen Regentengrundsatze fest, den er selbst in einer seiner Schriften mit den Worten ausgesprochen hat: „Der falsche Glaubenseifer ist ein Tyrann, der die Lande entvölkert; die Duldung ist eine zarte Mutter, welche sie hegt und blühen macht."

Und in der That trug die Befolgung dieses Grundsatzes wesentlich zu der immer steigenden Blüthe seiner Staaten bei. Einer solchen Ansicht durfte Friedrich, der zu der Höhe des Gedankens sich emporgearbeitet hatte und mehr auf den Inhalt als auf die Form sah, mit Ueberzeugung sich hingeben. Daß es ihm hierbei, trotz manchen leichten Witzwortes, welches ihm ein und das andere Mal wohl über heilig gehaltene Gegenstände entschlüpfte, in innerster Seele Ernst war, dafür hat er Zeugniß genug gegeben; nur wollte er für sich eben seinen Weg gehen. Eins der erhabensten Zeugnisse ist das Kirchengebet für die Erhaltung des Königs, welches er während des zweiten schlesischen Krieges bei der Armee und nachmals auch in allen Kirchen seines Staates einführen ließ. Früher hieß das Gebet: „Insonderheit laß dir, o Gott, empfohlen sein Ihro Majestät unsern theuersten König" (wobei der Name des Königs genannt ward). Friedrich hatte schon als Kronprinz daran Anstoß gefunden; der Prunk mit der irdischen Majestät schien ihm dem höchsten Wesen gegenüber wenig schicklich und die Nennung des Namens vor dem Allwissenden sehr überflüssig. Er setzte statt dessen die Worte: „Insonderheit laß dir, o Gott, empfohlen sein deinen Knecht, unsern König."

Natürlich mußte die Erwerbung eines vorzugsweise katholischen Landes, wie Schlesien, die vorzüglichste Gelegenheit zu den Beweisen religiöser Duldung darbieten,

Digitized by Google

und Friedrich fuhr fort, ſeinen katholiſchen Unterthanen ſich als ein ebenſo liebevoller Vater zu erweiſen, wie er es den proteſtantiſchen Unterthanen war; freilich forderte er von ihnen auch den gleichen Sinn, damit alle Bewohner ſeiner Lande Ein Band der Liebe und Eintracht umſchlinge. Der Papſt war durch die glückliche Löſung der katholiſchen Verhältniſſe Schleſiens höchlich erfreut und ſorgte gern dafür, dem Könige Beweiſe ſeiner Theilnahme zu geben. So ermahnte er den Nachfolger des im Jahre 1747 verſtorbenen Cardinals Sinzendorf, den Grafen Schaffgotſch, in ſeinem Beſtätigungsbriefe ausdrücklich, er möge ſich ſeinem gegen die katholiſche Kirche ſo wohlgeſinnten Fürſten auf alle Art ergeben bezeigen. Eine beſondere Freude erweckte es dem Papſte, als Friedrich den Katholiken Berlins die Erlaubniß zum Bau einer eigenen prächtigen Kirche gab, auch ihnen den dazu erforderlichen Platz und einen Theil der Baumaterialien ſchenkte. Am 13. Juli 1747 wurde unter allem Pomp und mit allen Ceremonien, welche die katholiſche Kirche vorſchreibt, der Grundſtein zu dieſem Gotteshauſe durch einen königlichen Bevollmächtigten gelegt.



Dabei aber vergaß Friedrich nicht den hohen Beruf, der ihm als dem mächtigſten der proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands zum Schutze des proteſtantiſchen Glaubens oblag. Der Erbprinz von Heſſen-Caſſel war zur katholiſchen Religion übergegangen; Friedrich verbürgte den Ständen des Landes, in Gemeinſchaft mit dem Könige von England, die Erhaltung der evangeliſchen Landesreligion. Ebenſo ſicherte er den Württembergern den evangeliſchen Glauben ihrer künftigen Landesherren, als der katholiſche Prinz Friedrich Eugen von Württemberg ſich mit einer

Digitized by Google

Prinzessin von Brandenburg-Schwedt vermählte. Mit besonderem Eifer nahm sich Friedrich der Protestanten in Ungarn an, die ihn bereits im Jahre 1743 um sein Fürwort gegen die Bedrückungen, welche sie daheim erdulden mußten, gebeten hatten. Schon damals hatte er eine nachdrückliche Vorstellung nach Wien gesandt, in welcher er sich geradezu den Protector der Protestanten nannte, die Königin auf die möglichen Folgen ihres Verfahrens aufmerksam machte und selbst mit Repressalien drohte, die er gegen die Katholiken Schlesiens gebrauchen würde. In Wien aber hatte man diese Vorstellung nicht eben wohlwollend aufgenommen; man hatte es sogar geleugnet, daß in Ungarn Religionsbeschwerden vorhanden seien. Da solchergestalt die unmittelbaren Unterhandlungen erfolglos blieben, jene Bedrückungen aber nach dem zweiten schlesischen Kriege noch ärger wurden, auch eine Schrift des Bischofs von Vesprim erschien, welche die Kaiserin geradezu zur Vertilgung der Ketzer aufforderte, so sandte Friedrich im Jahre 1751 dem Fürstbischof von Breslau ein sehr ernstliches Schreiben zu, damit dieser von geistlicher Seite entgegenzuwirken suche. Das Schreiben ist voll des tiefsten Gefühles; Friedrich spricht es deutlich aus, wie es ihm nur um die Freiheit des Glaubens zu thun sei, indem er ja für die Ungarn, die im letzten Kriege Feindseligkeiten genug gegen ihn verübt, keine äußeren Verbindlichkeiten habe; er läßt es durchblicken, wie wenig erfreut die katholische Kirche sein dürfe, wenn einmal das Gegentheil eintrete und ein katholisches Land durch einen protestantischen Fürsten auf gleiche Weise geknechtet werde. Der Fürstbischof schickte das Schreiben an den Papst, und dieser verordnete wenigstens, für die schlesische Kirche besorgt, die Einziehung jener ärgerlichen Schrift des ungarischen Bischofs.

Durch das Verhältniß zu den ungarischen Protestanten und zu der geringen Willfährigkeit des Wiener Hofes gegen seine Bitten erklärt sich eine anziehende kleine Begebenheit, welche Friedrich herbeiführte, um wirklich einmal eine Art von Repressalie ausüben zu können; aber sie zeugt zugleich von der durchaus gemüthlichen Laune des großen Königs, die ihn vielmehr nur zu einer scherzhaften Drohung als zu einer wirklichen Bedrückung seiner Unterthanen trieb. Es war im Jahre 1750. Der König begegnete in den Gärten von Potsdam einem jungen Manne von fremdartigem Aeußeren und fragte ihn, wer er sei. Dieser nannte sich als den Candidaten Hedhessi aus Ungarn; er sei reformirter Religion, habe in Frankfurt an der Oder Theologie studirt und wünsche jetzt, ehe er in sein Vaterland heimkehre, noch die Residenzen des Königs zu sehen. Friedrich ließ sich weiter in ein Gespräch mit ihm ein; die schnellen verständigen Antworten, die er erhielt, gefielen ihm so, daß er jenem endlich den Antrag machte, in seinen Staaten zu bleiben, er wolle für

Digitized by Google

ſein Unterkommen ſorgen. Der Candidat jedoch ſah ſich ſeiner Familienverhältniſſe wegen genöthigt, dieſen gnädigen Antrag abzulehnen. Friedrich ſagte ihm nun, wenn er nicht bleiben könne, ſo möge er ſich wenigſtens eine andere Gnade von ihm ausbitten. Der Candidat wußte nichts, was er von dem Könige von Preußen zu bitten hätte. „Kann ich Ihm denn gar keinen Gefallen thun?“ wiederholte Friedrich. „Etwas könnten Ew. Majeſtät“, fiel jetzt der Candidat ein, „doch für mich thun, wenn Sie die Gnade haben wollten. Ich habe mir verſchiedene theologiſche und philoſophiſche Bücher gekauft, die meines Wiſſens in Wien verboten ſind; die wird man mir gewiß wegnehmen. Die Jeſuiten haben die Reviſion der Bücher, und die ſind ſehr ſtreng. Wollten nun Ew. Majeſtät die Gnade für mich haben —“ Der König unterbrach ihn ſchnell und ſprach: „Nehm' Er ſeine Bücher nur in Gottes Namen mit, kauf' Er ſich noch dazu, was Er denkt, daß es in Wien recht verboten iſt, und was Er nur immer brauchen kann. Hört Er? Und wenn ſie Ihm in Wien die Bücher wegnehmen wollen, ſo ſag' Er nur, ich habe ſie Ihm geſchenkt. Darauf werden die Herren Patres wohl nicht viel achten, das ſchadet aber nichts. Laß' Er ſich die Bücher nur nehmen, geh' Er aber dann gleich zu meinem Geſandten und meld' Er ſich bei ihm: erzähl' Er ihm die ganze Geſchichte und was ich Ihm geſagt habe. Hernach geh' Er in den vornehmſten Gaſthof und leb' Er recht koſtbar. Er muß aber täglich wenigſtens einen Ducaten verzehren, und bleib' Er ſo lange, bis ſie Ihm die Bücher wieder ins Haus ſchicken, das will ich ſchon machen. Hört Er? ſo mach' Er's, ſie ſollen Ihm ſeine Bücher ins Haus ſchicken, dafür ſteh' ich Ihm, verlaß' Er ſich auf mein Wort, aber einen Ducaten muß Er, wie geſagt, jeden Tag verzehren.“ Darauf befahl der König dem Candidaten zu warten, ging in das Schloß und kam kurz darauf mit einem Papiere zurück, worauf die Worte ſtanden: „Gut, um auf Unſere Koſten in Wien zu bleiben. Friedrich.“ Der König befahl ihm, dies Papier dem Geſandten zu überbringen, ermahnte ihn noch einmal, in Wien nicht zu ſparen, verſicherte ihm auch, er ſolle noch die beſte Pfarre in Ungarn erhalten, und wünſchte ihm eine glückliche Reiſe. Es geſchah, wie es vorauszuſehen war; die Bücher des Candidaten wurden unmittelbar nach ſeiner Ankunft in Wien von der dortigen Cenſurcommiſſion confiscirt. Hedheſſi wandte ſich nun an den preußiſchen Geſandten; dieſer hatte bereits ſeine Inſtruction erhalten, ließ ihn in den beſten Gaſthof führen und meldete den Stand der Dinge an den König. Alsbald erging ein Befehl des Königs nach Breslau, die koſtbare Bibliothek des dortigen Jeſuitercollegiums zu verſiegeln und durch Wachen zu beſetzen. Die Jeſuiten wurden im höchſten Grade beſtürzt; da ihnen aber in Breslau Niemand den Grund der königlichen Ungnade entdecken konnte, ſo entſchloſſen ſie ſich, eine Deputation

Digitized by Google

an den König nach Potsdam zu ſchicken. Dort angekommen, hatten ſie mehrere Wochen zu warten, ehe ſie vorgelaſſen wurden. Als ſie endlich zur Audienz gelangten, verwies ſie Friedrich wegen dieſer Angelegenheit an ſeinen Geſandten in Wien und bat ſie, ihn gleichzeitig ihren Collegen, den dortigen Bücher-Reviſions-Commiſſarien, zu empfehlen. Sie gingen alſo unverrichteter Sache nach Breslau zurück,

und man ſah ſich genöthigt, eine neue Deputation nach Wien zu ſchicken. Der Geſandte bedauerte, daß er ebenfalls ihnen nicht Aufklärung geben könne; doch ſei ein junger Mann am Orte, dem hätten die Jeſuiten in Wien einen Kaſten mit Büchern weggenommen. Jetzt wußten die Abgeordneten, was ſie zu thun hatten; es verging kaum eine Stunde, und Hedheſſi war im Beſitz ſeiner ſämmtlichen Bücher. Ehe die Abgeordneten aber Wien verließen, hatten ſie vorher auch noch die Gaſthofsrechnung des Candidaten zu bezahlen. Nun eilten ſie wieder zurück nach Potsdam; der König empfing ſie ſehr gnädig und gab ihnen einen Kabinetsbefehl zur Wiedereröffnung ihrer Bibliothek. Der Pater Rector aber empfing von Friedrich ein beſonderes Schreiben, des Inhalts, daß, wenn Hedheſſi, oder die Seinen, oder überhaupt die Reformirten in Ungarn wegen dieſer Sache beleidigt werden würden und wenn der Candidat nicht die beſte Pfarre in Ungarn erhalte, das Jeſuitercollegium zu Breslau dafür einſtehen müſſe. Es geſchah jedoch Alles nach des Königs Wunſch. —

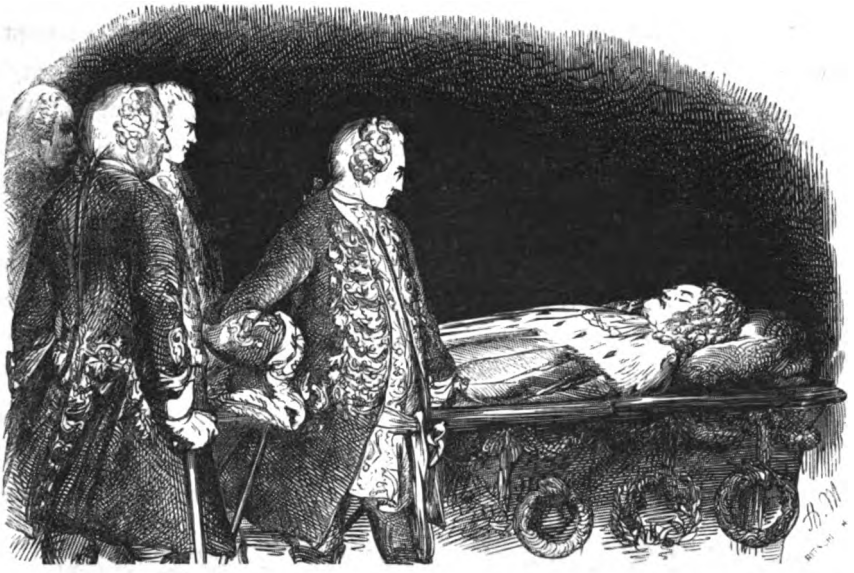
Durch die Ausführung großartiger Bauten ſorgte Friedrich fort und fort für den würdigen Schmuck ſeiner Reſidenzen. Aber er hatte dabei nicht bloß den Ein-

Digitized by Google

druck der Pracht und der künstlerischen Größe, welchen das vollendete Gebäude auf das Auge des Beschauers hervorbringt, im Sinne; er schaffte durch diese Unternehmungen zugleich einer Menge von Unterthanen Verdienst, er sorgte durch sie für den schnelleren Umlauf des Geldes und gab den verschiedenen Handwerkern Gelegenheit zu ihrer vollkommeneren Ausbildung. Daher berührte es ihn auch, wenn etwa ein unvorhergesehenes Unglück auf diese öffentlichen Anlagen einbrach, nicht besonders tief; die Wiederherstellung schaffte ihm nur neue Gelegenheit, seinen Unterthanen die eben genannten Vortheile zufließen zu lassen. So war es, als im Jahre 1747 im Charlottenburger Schlosse ein Brand ausbrach; der ganze Hof war eben in diesem Schlosse anwesend; Alles drängte sich — es war zur Nachtzeit — in Verwirrung und Entsetzen durch einander; nur Friedrich ging ruhig gefaßt auf der Terrasse vor dem Schlosse auf und ab. „Es ist ein Unglück", äußerte er, „doch werden die Handwerker in Berlin etwas dabei verdienen." Er sorgte nur, daß Niemand bei den Rettungsanstalten Schaden nahm. — So war bereits im Jahre 1742 das Gebäude des königlichen Marstalles unter den Linden zu Berlin mit den kostbaren Sammlungen der Akademie der Künste und der Wissenschaften, die sich in demselben Locale befanden, ein Raub der Flammen geworden. An seiner Stelle erhob sich bald ein neues großes Gebäude, welches wiederum zu demselben Zwecke bestimmt ward. Auch andere Prachtbauten reihten sich in kurzer Frist diesem Neubau an.

Des Opernhauses, welches Friedrich bald nach dem Antritt seiner Regierung in Berlin ausführen ließ, ist schon früher gedacht worden. Ein anderes bedeutendes Gebäude, das bald nach dem zweiten schlesischen Kriege erstand, war ein sehr geräumiges Invalidenhaus. Dann ward, am Lustgarten zu Berlin, ein neuer Dom gebaut. Dieser wurde im September 1750 eingeweiht. Der alte Dom hatte zum Erbbegräbniß des regierenden Hauses gedient; auch der neue Dom erhielt dieselbe Bestimmung, und schon im Januar 1750 waren die Särge der entschlafenen Mitglieder des Herrscherhauses an ihre neue Ruhestätte hinübergeführt worden. Friedrich war bei dieser feierlichen Beisetzung zugegen. Als der Sarg des großen Kurfürsten gebracht ward, ließ er ihn öffnen. Der Kurfürst lag im vollen Staate da: im Kurmantel, mit der großen Perrücke, die er in der späteren Zeit seines Lebens getragen hatte, mit großer Halskrause, reichbesetzten Handschuhen und gelben Stiefeln; die Züge des Gesichts waren noch ganz kenntlich. Friedrich betrachtete die theure Leiche geraume Zeit mit tiefem Schweigen. Dann ergriff er die Hand des Kurfürsten, Thränen rollten aus seinen Augen, und begeistert rief er seinem Gefolge zu: „Messieurs, der hat viel gethan!"

Digitized by Google



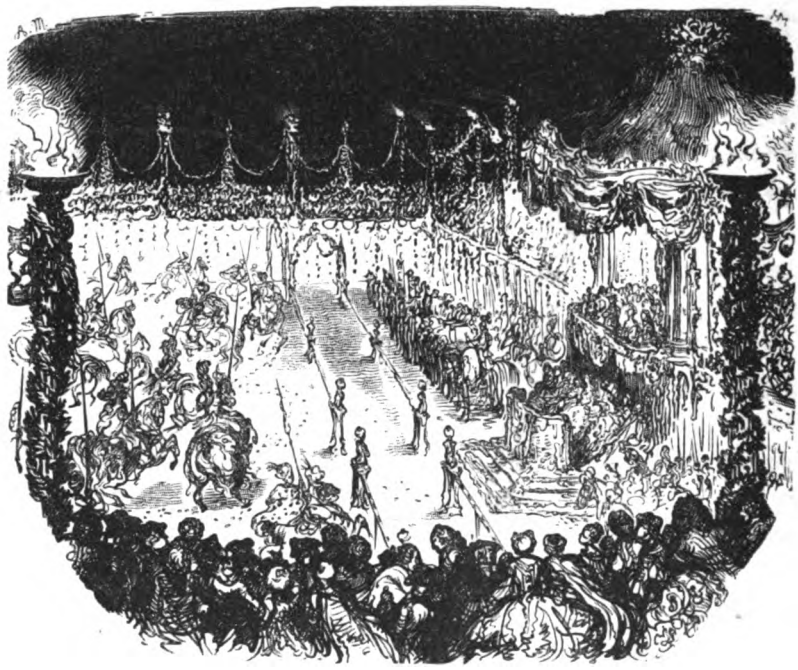
Auch außerhalb Berlins, namentlich in Potsdam, ließ Friedrich mancherlei Gebäude auf ſeine Koſten aufführen. Die beiden Reſidenzen verſchönerte er zugleich durch eine anſehnliche Zahl bequemer Bürgerhäuſer. Von dem Bau des Schloſſes Sansſouci bei Potsdam wird im Folgenden näher berichtet werden. Friedrich hat oft die Entwürfe zu ſeinen Bauten ſelbſt gefertigt, oft auch gaben ihm die Werke von Palladio, Piraneſi und andern Meiſtern die Ideen dazu; die Architekten hatten unter dem königlichen Dilettanten keine ganz leichte Stellung.

Nicht minder eifrig war Friedrich für den Glanz der Schaubühne bemüht. Oper und Ballet wurden in höchſter Vollkommenheit ausgeführt und gaben dem öffentlichen Leben Berlins ein eigen feſtliches Gepräge. Die vorzüglichſten Sänger, Sängerinnen und Tänzerinnen berief Friedrich zum Schmuck ſeiner Bühne. Unter dieſen ward beſonders die Tänzerin Signora Barberina, bei der ſich körperliche Anmuth und feine geiſtige Bildung in ſeltenem Maße verbanden, hoch gefeiert, und auch der König unterließ es nicht, ihr ſeine Huldigungen darzubringen. Nach der Oper pflegte er gern, wenn ſie getanzt hatte, in ihrem Kabinette den Thee einzunehmen; zuweilen auch ward ſie von Friedrich ſelbſt in vertrauter Geſellſchaft zum Abendeſſen eingeladen. Dies war eine ſeltene Auszeichnung, da Friedrich ſchon in dieſer Zeit faſt ausſchließlich nur im Kreiſe der männlichen Freunde verkehrte. Noch gegenwärtig ſieht man in den königlichen Schlöſſern von Berlin und Potsdam das Bildniß der anmuthigen Tänzerin, von Pesne gemalt, mehrfach wiederholt; ſie iſt

Digitized by Google

zumeiſt tanzend dargeſtellt; ein kleines Tigerfell, das ſie über dem Reifrocke trägt, und die Handpauke, die ſie ſchwingt, bezeichnen dabei die Rolle der Bacchantin. Selbſt auf großen bildlichen Darſtellungen, die auf Friedrich's Befehl gemalt wurden, kehren die Züge ihres Geſichtes wieder. Signora Barberina war im Jahre 1744 nach Berlin gekommen; 1749 heirathete ſie den Sohn des Großkanzlers; die Ehe wurde aber wieder getrennt, und ſpäter, doch erſt nach Friedrich's Tode, ward ſie in den Grafenſtand erhoben.

Friedrich widmete dem Theater auch eine beſondere perſönliche Theilnahme. In den Proben war er oft gegenwärtig und nahm Theil an der Direction. Für die Oper hat er ſelbſt mehrere Texte geſchrieben, auch verſchiedene Muſikſtücke componirt. Dabei muß aber in Erinnerung gebracht werden, daß die Bühne weſentlich eine Hofbühne war und vorzüglich dazu diente, die Pracht, die an den Hoffeſten entfaltet wurde, zu erhöhen. Mancherlei Berichte über die Anordnung dieſer Hoffeſte ſind auf unſere Zeit gekommen und verſetzen uns lebhaft in das heitere Leben jener glücklichen



Periode. Großen Ruf hat vornehmlich das Feſt erlangt, welches Friedrich ſeiner Schweſter von Baireuth zu Ehren am 25. Auguſt 1750 veranſtaltete. Es war ein Carrouſelreiten im Luſtgarten zu Berlin bei Nacht, während der ganze Platz, der von Schaugerüſten umfaßt war, durch ein unzähliges Lampenmeer erhellt ward. Vier

Digitized by Google

Ritterſchaaren, deren von Gold, Silber und Steinen funkelnde Coſtüme die Nationen der Römer, Karthager, Griechen und Perſer vorſtellten und die von vier Prinzen des königlichen Hauſes geführt wurden, kamen unter Fackelſchein gezogen und begannen den Wettkampf im Ringſtechen; die Prinzeſſin Amalie, eine jüngere Schweſter Friedrich's, vertheilte die Preiſe. Alles war von dieſem glänzenden Feſte entzückt; Voltaire, der ſich damals in Berlin aufhielt, improviſirte auf der Stelle die eleganteſten Verſe zur Verherrlichung der Kämpfer und der Preisvertheilerin, und auch Friedrich fand ſich ſo befriedigt, daß er einige Tage darauf eine Wiederholung des Feſtes bei Tagesbeleuchtung anordnete.

In demſelben Jahre in welchem das ebengenannte Feſt ſtattfand, erfreute ſich Berlin auch noch eines andern ſeltenen Schauſpieles. Ein tatariſcher Aga erſchien

als Abgeſandter des Khans der krimſchen Tartaren und ſeines Bruders, des Sultans von Budziak, dem preußiſchen Könige, deſſen Ruhm nunmehr ſchon bis zu den fernen Völkerſchaften gedrungen war, ein Zeugniß huldigender Erfurcht darzubringen. —

Von Allem, was unter Friedrich's Regierung in der Verwaltung des Landes, in den Angelegenheiten des Heeres, in den Elementen geiſtiger Bildung, in den Dingen, die zum Schmucke des öffentlichen Lebens gehören, geſchah, war er die Seele, er die bewegende Urſache, die leitende Kraft. Darauf iſt ſchon früher hingedeutet worden; hier muß das Verhältniß noch einmal näher berührt werden. Die Einrichtung ſeiner Regierung war ſtreng monarchiſch; ſo hatte er dieſelbe bereits von ſeinem Vater überkommen, ſo behielt er ſie bei; aber er befeſtigte dieſelbe mit einer Energie, die allein bei einem ſo überlegenen Geiſte gefunden werden konnte. An die Stelle der Stände, welche früher dem Regenten berathend zur Seite ſtanden, waren jetzt Beamte getreten, die nur zur Ausführung des königlichen Willens dienten.

Digitized by Google

Jede Angelegenheit des Staates ward unmittelbar vor die Augen des Königs gebracht; einſam in ſeinem Kabinette faßte er den Entſchluß und ertheilte auf Alles und Jedes ſeinen eignen ſelbſtändigen Beſcheid. Die Kabinetsräthe dienten dazu, dieſe

Dinge dem Könige vorzulegen und ſeinen Willen zu vernehmen; die Miniſter hatten nur das Geſchäft der Ausführung, je nach der beſonderen Abtheilung der Staatsverwaltung, welcher ſie vorſtanden. Friedrich ward dabei von dem Gefühle ſeiner perſönlichen Ueberlegenheit geleitet; aber er hatte den ernſtlichen Willen, einzig und allein nur für das Wohl ſeines Volkes zu ſorgen. Keinem, auch dem Geringſten nicht, war es verſagt, ſich vertrauensvoll an den Vater des Vaterlandes zu wenden; Keiner, falls nicht etwa ganz Verkehrtes vorgebracht wurde, hatte eine Mißachtung des Geſuches zu befürchten. Friedrich betrachtete den Staat als eine künſtlich zuſammengeſetzte Maſchine, in der Jeder an der Stelle, auf die ihn das Schickſal geführt, für das Wohl des Ganzen zu ſorgen habe; in ſeiner Hand ſah er die Fäden

Digitized by Google

zusammenlaufen, durch welche das Ganze angemessen und im Einklange bewegt ward. Er wußte Alles, er kannte Alles, und ein ungeheueres Gedächtniß bewahrte ihn — soweit menschliches Vermögen zu bewahren ist — vor der Gefahr, Einrichtungen zu treffen, die mit dem einmal festgesetzten Organismus des Staates, wenn auch nur in untergeordneten Beziehungen, in Widerspruch gestanden hätten.

Manche charakteristische Züge sind uns erhalten geblieben, die von der Weise, wie er das Ganze im Einzelnen zu beherrschen vermochte, wie er alle einzelnen Zustände mit scharfer Aufmerksamkeit verfolgte, wie er unverrückt nur die Sorge für das Wohl seines Volkes im Auge behielt, Zeugniß geben. Statt vieler stehe hier nur ein einziger Zug, der, so unbedeutend er erscheint, doch vorzüglich geeignet ist, sein sicheres Eingehen auf die Verwaltungsangelegenheiten und die Art seiner Gesinnung zu vergegenwärtigen. Es ward ihm einst die Bestätigung der Wahl eines Landrathes zur Unterschrift vorgelegt. Bei dem Namen des Vorgeschlagenen stutzte er und verlangte den Minister zu sprechen. Er äußerte sich ungehalten über die Wahl, während der Minister dieselbe zu rechtfertigen und die löblichen Eigenschaften des Gewählten zu entwickeln suchte. Friedrich jedoch ließ sich nicht irre machen. Er befahl ein besonderes Actenstück aus dem Kammergerichte herbeizuholen und schlug eine darin enthaltene Verhandlung auf. „Seh' Er her", sprach er nun zu dem Minister; „dieser Mann hat mit seiner leiblichen Mutter um einige Hufen Ackers einen weitläufigen Proceß geführt, und sie hat um eine solche Lumperei auf ihrem letzten Krankenlager noch einen Eid schwören müssen. Wie kann ich von einem Menschen mit solchem Herzen erwarten, daß er für das Beste meiner Unterthanen sorgen wird? Daraus wird nichts, man mag einen Andern wählen!"

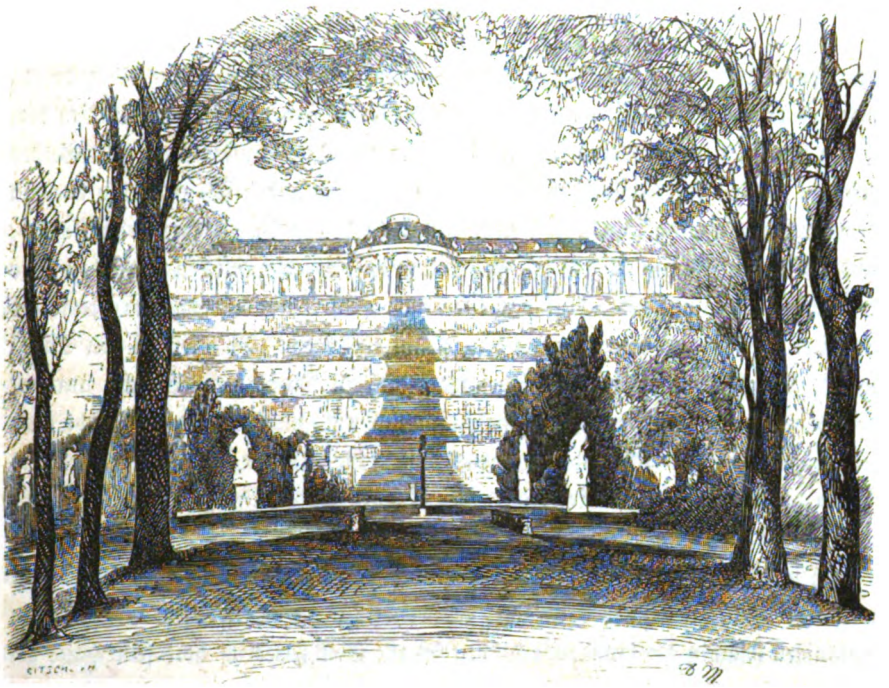
Eine solche ganz außerordentliche Thätigkeit aber, der sich zugleich noch die mannigfachsten künstlerischen und wissenschaftlichen Beschäftigungen anschlossen, machte Friedrich nur dadurch möglich, daß er seine Zeit mit der gewissenhaftesten Genauigkeit eintheilte, daß er für jedes Geschäft und für jede Erholung eine bestimmte Stunde hatte. Auf seinem Schreibtische lag ein Kalender, in dem alle feststehenden Geschäfte verzeichnet waren. Seine Tageseintheilung war unverrückt dieselbe. Seine Natur bedurfte nur wenig Schlaf; mit dem frühesten Morgen begann seine Arbeit. Der Vormittag war ganz dem Staatsdienste in seinen verschiedenen Arten gewidmet, während der größere Theil des Nachmittags und der Abend dem Genusse der Kunst und Wissenschaft dienten. Eigenthümlich ist es, daß er gewisse Pausen, die er zwischen den Berufsarbeiten festgesetzt hatte, in der Regel durch Flötenspiel ausfüllte. Er ging dann meist, längere oder kürzere Zeit, phantasirend im Zimmer umher. Zu einem Freunde äußerte er einst, daß er während dieses

Digitized by Google

Phantasirens oft allerlei Sachen überlege und nicht daran denke, was er blase; daß ihm während desselben schon die glücklichsten Gedanken, selbst über Geschäfte, eingefallen seien. Die Kunst war es also, die, wenn auch ihm selbst unbewußt, sein Gemüth frei machte und seinen Geist in seiner selbstständigen Kraft stärkte.

Auf gleiche Weise, wie der Tag, hatte auch das Jahr für Friedrich seine bestimmte Eintheilung. Die Hauptabschnitte machten hierin die Reisen, die er zur Besichtigung der Truppen nach den verschiedenen Provinzen unternahm. Diese Reisen verbreiteten besonderen Segen über alle Theile seines Reiches; denn nicht allein nach den Truppen sah er, sondern auch nach Allem, was die Verwaltung und das ganze Wohl des Landes anbetraf. So schnell er zu reisen pflegte, so hatte er doch Zeit genug, um an jedem Ruhepunkte die höheren oder niederen Beamten, die sich auf ausdrücklichen Befehl daselbst versammeln, ihn auch zuweilen eine Strecke lang begleiten mußten, zu sprechen, mit ihnen besondere Verabredungen zu treffen, Bittschriften entgegenzunehmen und wenn möglich auch sogleich zu beantworten. Auch Geschäftsmänner und Kaufleute sah er bei diesen Gelegenheiten gern um sich und ging mit ihnen theilnehmend in alle besonderen Verhältnisse der Provinzen ein. Im schlesischen Gebirge sagte er einst den Abgeordneten des Handelsstandes die ermuthigenden Worte: „Wenden Sie sich nur an mich: ich bin Ihr erster Minster!“ — Dabei war auch die Zeit, die er im Wagen zubringen mußte, für ihn nicht verloren. War auf dem Wege nichts, was seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, so hatte er Bücher bei sich, mit deren Lectüre er sich beschäftigte; und waren die Stöße des Wagens zu störend (denn Kunststraßen hat er nicht ausführen lassen), so recitirte er sich Stellen seiner Lieblingsdichter, davon er Vieles im Gedächtniß bewahrte.

Digitized by Google



Zweinndzwanzigſtes Kapitel.

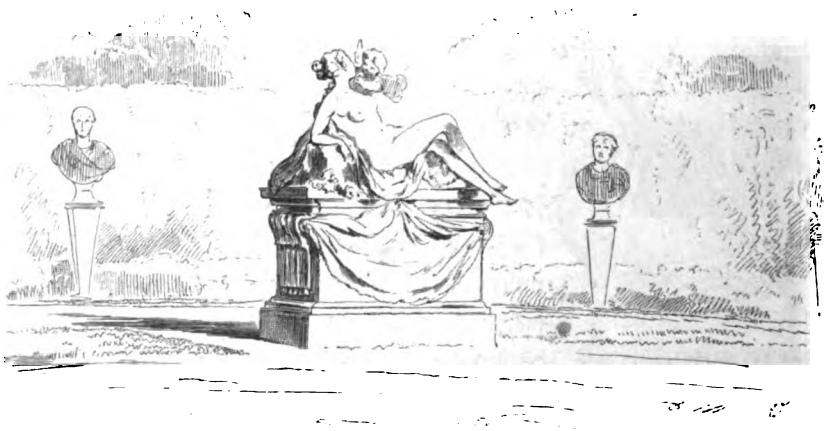
Der Philoſoph von Sansſouci.

Bereits vor dem Ausmarſch in den zweiten ſchleſiſchen Krieg hatte Friedrich, von der Anmuth der Potsdamer Gegend gefeſſelt, die Anlage des ſogenannten „Luſtſchloſſes im königlichen Weinberge“ bei Potsdam befohlen. Der Plan zu der ganzen Anlage war von ihm ſelbſt entworfen; auch hat ſich dieſer Entwurf bis auf unſere Zeit erhalten. Der Berghang wurde zu ſechs mächtigen Terraſſen umgeſtaltet; zu dem Luſtſchloſſe, welches die Bekrönung der Terraſſen bildet, wurde im April 1745 der Grundſtein gelegt und daſſelbe in zwei Jahren vollendet. Knobelsdorff führte die Leitung des Baues, der einfach, nur aus einem Geſchoſſe beſtehend, aufgeführt ward. Nach

Digitized by Google

der Vollendung erhielt das Gebäude den Namen „Sanssouci“. Unmittelbar darauf ward es von Friedrich bezogen, und es blieb bis an seinen Tod das Asyl, in dem er sich ungestört der geselligen Erholung und der reichen Einsamkeit seines Geistes erfreuen durfte. Alles, was den Menschen in Friedrich anbetrifft, ist fortan eng mit dem Namen Sanssouci verknüpft. Alle freundschaftlichen Briefe, die er hier schrieb, sind mit diesem Namen bezeichnet, während unter den geschäftlichen Schreiben stets der Name der Stadt steht. Auf den literarischen Werken, die von ihm bei seinen Lebzeiten dem Drucke übergeben wurden, nennt er sich den „Philosophen von Sanssouci“. Der Aufenthalt zu Sanssouci ward dem zu Rheinsberg ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß natürlich jene jugendlich unbefangene Heiterkeit nicht ganz wiederkehren konnte. Rheinsberg, das der Residenz zu entlegen war, als daß es fortan der Aufenthaltsort eines Königs sein konnte, hatte Prinz Heinrich, Friedrich's jüngerer Bruder, zum Geschenke erhalten.

Die Gegend von Potsdam mit ihren breiten, vielgebuchteten Wasserspiegeln, welche den Fuß der grünen Laubhügel netzen, bildet eine heitere Oase zwischen den eintönigen Flächen der brandenburgischen Mark. Seit Friedrich dort sein Haus gegründet, sind die Fürsten seines Geschlechtes nicht müde geworden, die Reize der Natur durch die ordnende und bildende Hand der Kunst zur lieblichsten Entfaltung zu bringen. Ein Kranz von Parkanlagen dehnt sich um die Stadt hin; Schlösser und Villen erglänzen auf den Höhen und in den Thälern; Nähe und Ferne sind von frischem, erquicklichem Lebenshauche erfüllt. Aber unangetastet steht die Wohnung des großen Königs noch heute über jenen Terrassen, und durch das Leben des Tages wehen die Schauer einer großen Erinnerung.



Digitized by Google

Friedrich verknüpfte mit dem Namen Sanssouci eine geheime, tiefere Bedeutung. Er hatte sich zur Seite des Schlosses, noch ehe dessen Grund gelegt war, eine Gruft bauen lassen, die dereinst seine irdischen Reste aufnehmen sollte. Sie ward mit Marmor überkleidet und ihr Zweck durch die Bildsäule einer Flora, welche darauf lagerte, spielend verhüllt. Diese Gruft, deren Dasein Niemand ahnen konnte, war eigentlich mit jenem Namen gemeint. Einem Freunde sprach er einst davon und sagte, auf die Gruft deutend: „Quand je serai là, je serai *sans souci!*“ (Wenn ich dort bin, werde ich ohne Sorge sein!) Aus dem Fenster seines Studirzimmers hatte er täglich das Bild der Blumengöttin', der Hüterin seines Grabes, vor Augen.

An die Geschichte der Anlagen von Sanssouci knüpfen sich mehrere Anekdoten, die wohl geeignet sind, die Charaktergröße des seltenen Königs wiederum in eigenthümlichem Lichte zu zeigen. Bekannt ist es, daß nicht weit von der einen Seite des Schlosses eine Windmühle steht, deren Platz Friedrich gern mit in die Gartenanlagen hineingezogen hätte. Friedrich, so wird erzählt, ließ den Müller zu sich kommen und forderte ihn auf, die Mühle ihm zu verkaufen. Jener aber hatte sie von seinem Vater geerbt und wünschte sie auch auf seine Kinder zu bringen. Der König versprach ihm nun, ihm eine bessere Mühle anderwärts zu bauen, ihm Wasserlauf und Alles frei zu geben, auch noch die Summe, die er für seine Mühle fordern würde, baar auszahlen zu lassen. Aber der Müller bestand hartnäckig auf seinem Vorsatze. Jetzt ward Friedrich verdrießlich. „Weiß Er wohl“, so sprach er drohend, „daß ich Ihm Seine Mühle nehmen kann, ohne einen Groschen dafür zu geben?“ „Ja, Ew. Majestät“, erwiderte der Müller, „wenn das Kammergericht in Berlin nicht wäre!“ Auf diese Worte stand Friedrich von seinem Begehren ab und änderte den Plan seines Gartens. Noch heute erheben sich die Flügel der Mühle über das königliche Schloß, die Unterwerfung des Königs unter das Gesetz bezeugend. — Ziemlich ähnlich lauten die anderen Anekdoten.

In Sanssouci vereinigte Friedrich den Kreis der Männer um sich, denen er sein besonderes freundschaftliches Vertrauen schenkte. Denjenigen, die ihm aus der schönen Rheinsberger Zeit geblieben waren, wußte er bald neue Freunde zuzugesellen. Unter den letzteren ist besonders der Marquis d'Argens zu erwähnen, der, von provenzalischer Geburt, in der Heimath wegen seiner freien Gesinnung nur Verfolgungen erlitten hatte, hier aber ein sicheres Asyl fand; die Anmuth seines Benehmens, die feine Bildung seines Geistes, vor Allem aber die treue, anspruchslose Hingebung an den König machten ihn diesem bald so werth, daß er nachmals die Stelle in Friedrich's Herzen einnahm, die früher Jordan besessen hatte. Durch gleiche

Digitized by Google

Treue war Friedrich's literarischer Secretair Darget ausgezeichnet. Als einer der alten Freunde ist hier noch der Baron Pöllnitz zu erwähnen, der schon unter König Friedrich I. gedient und sich durch vielseitige Kenntnisse, besonders aber durch eine unerschöpfliche gesellige Laune empfohlen hatte, obgleich der Leichtsinn und die Unbeständigkeit seines Charakters ihn stets daran hinderten, Friedrich's näheres Vertrauen zu gewinnen. Im Frühjahr 1744 hatte er sich sogar durch sehr unüberlegte Handlungen den völligen Verlust der königlichen Gnade zugezogen und konnte dieselbe nur dadurch wiedergewinnen, daß er sich auf strenge Bedingungen förmlich unterwarf. Die letzteren lauteten dahin, daß er mit keinem Gesandten verkehre, daß er die Freuden der königlichen Tischgesellschaft nie wieder verderbe, und daß öffentlich in Berlin verboten würde, ihm, bei hundert Ducaten Strafe, auch nur das Geringste zu leihen. Pöllnitz war eine Art lustiger Rath; ziemlich in gleicher Eigenschaft figurirte in Sanssouci der französische Arzt de la Métrie.

Die militairischen Freunde des Königs gehören ebenfalls in diesen Kreis. Dabei ist jedoch zu bemerken, daß keiner von ihnen es je wagen durfte, seine dienstliche Stellung mit dieser freundschaftlichen zu verwechseln. Was sie im Dienste versehen hatten, wurde mit voller Strenge gerügt; aber dafür that auch eine solche Rüge dem freundschaftlichen Verhältnisse keinen Abbruch. Winterfeldt genoß das nächste Vertrauen des Königs; als dessen Generaladjudant war er indeß fast ganz dem Geschäftsleben hingegeben. Graf Rothenburg, der in der Schlacht von Czaslau schwere Wunden davongetragen hatte, ward Friedrich ein zweiter Keyserling. Aber auch er starb früh, und sein Tod machte dem Könige alle die Schmerzen lebendig, die er beim Tode des ersten Lieblings empfunden hatte. Friedrich selbst bewies ihm in der letzten Krankheit die innigste Theilnahme. Es war im December 1751, als man ihm meldete, daß der Graf im Sterben liege. Halb angekleidet eilte Friedrich über die Straße in die Wohnung des Freundes. Er fand den Arzt bei ihm; dieser zuckte mit den Achseln, dem Könige stürzten die Thränen aus den Augen, und als man als letztes Rettungsmittel dem Grafen eine Ader schlug, hielt er den Teller, um das Blut aufzufangen. Da dieser Aderlaß die gehoffte Wirkung nicht that, so verließ er den Sterbenden im tiefsten Schmerze; nach seinem Tode verschloß er sich mehrere Tage vor aller Gesellschaft.

Dem Obersten von Forcade, der in der Schlacht von Soor am Fuße verwundet ward, erwies Friedrich für seine Verdienste wiederholte Gnadenbezeigungen. Bei einer Cour auf dem Berliner Schlosse, als Forcade seinen Dank abzustatten kam und sich seines leidenden Fußes wegen an das Fenster lehnte, brachte ihm Friedrich selbst einen Stuhl und sagte: „Mein lieber Oberst von Forcade, ein so braver und wür-

Digitized by Google

diger Mann, als Er ist, verdient sehr wohl, daß auch der König selbst ihm einen Stuhl bringt."

Einen vorzüglichen Werth legte Friedrich auf die Erwerbung zweier Männer, die ein gleicher Gewinn für sein Herz wie für seinen Staat wurden. Dies waren die Gebrüder Keith aus Schottland, die als Anhänger der Stuarts ihr Vaterland meiden mußten. Der jüngere, Jakob Keith, kam zuerst zu Friedrich und erhielt sogleich die preußische Feldmarschallswürde. Der ältere, Georg Keith, Erbmarschall von Schottland und deshalb gewöhnlich nur Lord-Marschall genannt, kam später und war einer von den Wenigen, die das Geschick für die späteren Tage des Königs erhielt.

Auch den alten Feldmarschall Schwerin, der im zweiten schlesischen Kriege seinen Abschied genommen hatte, wußte sich Friedrich wieder zu gewinnen. Er that die ersten Schritte zur Versöhnung und lud Schwerin zu sich ein. Dieser gehorchte dem Befehle. Als er im Schlosse angekommen war und im Vorzimmer vernommen hatte, daß Friedrich wohlgelaunt sei, ließ er sich durch den Kammerhusaren, der den König bediente, melden. Der Husar erhielt jedoch keine Antwort auf seine Meldung; Friedrich ergriff statt dessen seine Flöte und ging phantasirend eine Viertelstunde im Zimmer auf und nieder. Endlich legte er die Flöte bei Seite, steckte den Degen an und befahl, den Feldmarschall vorzulassen. Dies geschah, der König empfing ihn mit gnädigem Gruß und deutete dem Diener durch einen Wink an, das Zimmer zu verlassen. Im Vorzimmer hörte der Kammerhusar nun, wie das Gespräch zwischen dem König und Schwerin immer lauter ward und endlich so heftig, daß ihm anfing bange zu werden. Bald aber legte sich der Sturm, die Unterredung ward wieder ruhiger und endlich ganz leise. Dann öffnete sich die Thür, Schwerin verneigte sich mit einer heiteren, zufriedenen Miene gegen den König, und dieser sagte mit gütigem Tone: „Ew. Exellenz essen zu Mittag bei mir." Fortan war das gute Vernehmen zwischen den beiden großen Männern wiederhergestellt. Was in jener Stunde gesprochen wurde, hat nie ein Dritter erfahren.

Mit dem größten Enthusiasmus aber wurde von Friedrich derjenige Mann aufgenommen, der ihn unabläßig, wie kein Zweiter, anzog, dessen Geist allein ihm zu genügen vermochte und den er schon oft vergeblich ganz für sich zu gewinnen versucht hatte, — Voltaire. Noch im Jahre 1749 hatte Friedrich dem französischen Dichter geschrieben: „Sie sind wie der weiße Elephant, dessentwegen der Schach von Persien und der Großmogul Kriege führen, und dessen Besitz, wenn sie glücklich genug gewesen sind, ihn erlangt zu haben, einen von ihren Titeln bildet. Wenn Sie hierher kommen, so sollen Sie an der Spitze des meinigen stehen: Friedrich von Gottes

Digitized by Google

Gnaden, König von Preußen, Kurfürſt von Brandenburg, Beſitzer von Voltaire ꝛc. ꝛc.“ Da zerriſſen plötzlich die Bande, die ihn an ſeine Heimath gefeſſelt hatten, und er folgte dem jahrelangen Andringen des Königs. Am 10. Juli 1750 traf er in Sansſouci ein, um fortan bei Friedrich zu bleiben. Er erhielt den goldnen

Schlüſſel der Kammerherren, den Verdienſtorden und ein bedeutendes Jahrgehalt, welches ſich bald bis auf die Summe von 5000 Thalern ſteigerte. Friedrich bewies ihm die entſchiedenſte Huldigung; Prinzen, Feldmarſchälle, Staatsminiſter beeiferten ſich, ihm ihre Aufwartung zu machen.

Voltaire's Gegenwart brachte in der That einen Reiz in das Leben von Sansſouci, der Alles zu ſchnellerer Bewegung, zu vollerer Aeußerung der Kräfte mit fortriß. Jeder war bedacht, ſich ganz zuſammenzunehmen, um ſo der ſcharfen Ueberlegenheit des Dichters entgegentreten zu können. Alles beſchäftigte ſich mit Wiſſenſchaft und Poeſie; die Prinzen und Prinzeſſinnen ſuchten in der Darſtellung der Tragödien, zu denen man jetzt unverzüglich ſchritt, den Anforderungen des Meiſters zu genügen. Dabei blieb in dem engeren Kreiſe aller Zwang, alles Cermoniel verbannt. Voltaire fand vollkommene Muße zur Vollendung ſeiner Arbeiten, die er in Frankreich, wo das Wort nicht frei war, hatte liegen laſſen müſſen. Er konnte ſein Leben geſtalten, wie er wollte; nur die Abendmahlzeit pflegte den Kreis der Vertrauten zum heiterſten Genuſſe zu vereinen. Hier war Alles Witz und Geiſt, und Voltaire und Friedrich ſtanden einander als die Herrſcher im Reiche des Geiſtes gegenüber.

Daß Voltaire nicht der Mann des Gemüthes, daß ſein Charakter nicht frei von Flecken war, hatte Friedrich ſchon früher erkannt, aber er hatte ihn auch nicht berufen, um an ihm einen eigentlichen Freund zu gewinnen. Er wollte einen Geſellſchafter an ihm haben, der ſeiner eignen geiſtigen Kraft genüge, einen Lehrer, der ihn in ſeinen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen unterſtütze, dem er ſeine Arbeiten zur Kritik, zur Vollendung der Form anvertrauen könne. Dies gewährte ihm Vol-

Digitized by Google

taire bereitwillig, und ſo ward auch Friedrich durch ſeine unmittelbare Nähe weſentlich gefördert. Manche bedeutende literariſche Arbeiten hatte Friedrich ſeit dem Frieden in raſcher Thätigkeit verfaßt; dieſe wurden nun vollendet und wieder andere

reihten ſich ihnen an. Den zweiten Theil der Geſchichte ſeiner Zeit, welcher den zweiten ſchleſiſchen Krieg enthält, hatte Friedrich ſchon im Jahre 1746 geſchrieben. Im folgenden Jahre hatte er ſeine Memoiren zur Geſchichte des brandenburgiſchen

Digitized by Google

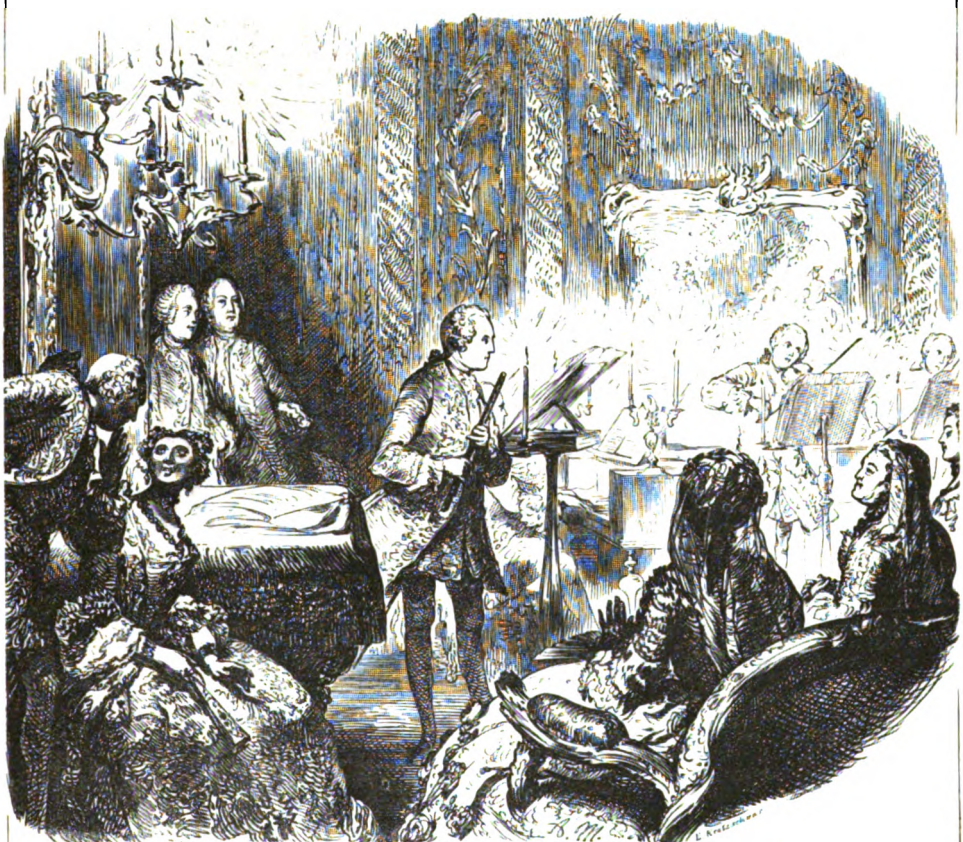
Hauses (die Geschichte seiner Vorgänger) begonnen, deren einzelne Abschnitte in der Akademie vorgelesen, auch in den Schriften der Akademie gedruckt wurden; vollendet und in einer selbstständigen Prachtausgabe erschien dies Werk im Jahre 1751. Auch verschiedene Gedächtnißreden auf seine Freunde und andere Männer von Verdienst hatte er für die Akademie verfaßt. Dann war eine Reihe von Gedichten mannigfacher Art entstanden, Oden, gereimte Briefe, ein Lehrgedicht über die Kriegskunst, ein komisches Epos unter dem Namen „Das Palladium" u. s. w. Diese wurden im Jahre 1750, unter dem Titel der „Werke des Philosophen von Sanssouci", in einer Prachtausgabe gedruckt. Voltaire leistete dabei hülfreichen Beistand. Doch waren diese Arbeiten, und ganz besonders die Gedichte, nur für die nächsten Freunde bestimmt und es wurden nur wenige Exemplare, unter sorgfältiger Controle der Empfänger, ausgegeben. Friedrich hatte dafür eine eigne Druckerei in dem Thurme des Berliner Schlosses eingerichtet; daher führen diese Werke auf ihrem Titel die Ortsangabe: „Im Schloßthurme" (Au Donjon du Château). Auf dem Titel der Gedichte steht außerdem noch: „Mit dem Privilegium Apollo's."

Neben der Literatur diente zugleich auch, wie in früherer Zeit, die Musik zur Erheiterung der Mußestunden. Die Stunde vor dem Abendessen wurde in der Regel durch Concerte ausgefüllt, in denen Friedrich sein Lieblingsinstrument, die Flöte, übte. Zur bestimmten Stunde trat er, die Noten unter dem Arme, in das Concertzimmer und vertheilte die Stimmen, legte sie auch wohl selbst auf die Pulte. Er blies übrigens nur Concerte, die Quantz, der seit seinem Regierungsantritt in seine Kapelle eingetreten war, für ihn gemacht hatte, oder Stücke seiner eignen Composition. Allgemein bewunderte man den tiefen, rührenden Ausdruck, mit welchem er das Adagio vorzutragen wußte. In seinen Compositionen fand man eine Beobachtung des strengen Satzes, die eine für einen Dilettanten seltene musikalische Bildung zu erkennen gab; doch folgte er diesen strengen Schulregeln nicht so blind, daß er dadurch den freien Ausdruck seiner Phantasie hätte verkümmern lassen. Merkwürdig und seiner Zeit fast vorgreifend ist es, daß er selbst das Recitativ in die Instrumentalcomposition auf eine Weise einzuführen wagte, welche zu ganz eigenthümlichen Erfolgen führte. Einst blies er ein solches Recitativ, worin der Ausdruck des Flehens vorzüglich gelungen war. „Ich habe mir dabei", so erklärte er seine Absicht, „Coriolan's Mutter gedacht, wie sie auf den Knieen ihren Sohn um Schonung und um den Frieden für Rom bittet."

Der alte Lehrmeister Quantz genoß bei diesen Concerten besondere Vorrechte, die er geschickt in Anwendung zu bringen wußte. Er allein durfte dem Könige sein Bravo zurufen, was sonst nicht leicht ein anderer von den Musikern wagte. Zu

Digitized by Google

tadeln wagte er zwar nicht ohne beſondere Aufforderung; doch ſparte er in ſolchem Fall den Bravoruf, äußerte ſich auch anderweitig vernehmbar genug. So ſpielte Friedrich einſt ein neues Stück von ſeiner eignen Compoſition, in welchem einige fehlerhafte Stellen vorkamen. Quantz räusperte ſich dabei ziemlich laut. Friedrich merkte die Abſicht, ſchwieg jedoch ſtill und fragte ein paar Tage darauf einen andern Muſiker um ſeine Meinung über jene Stellen. Dieſer wies ihm den Fehler nach, und Friedrich berichtigte denſelben, indem er ſagte: „Wir müſſen doch Quantz keinen Katarrh zuziehen.“ —



So vereinigten ſich in Sansſouci alle Elemente zum anmuthvollſten geiſtigen Genuſſe. Doch ſollte das ſchöne Zuſammenwirken der verſchiedenartigen Kräfte für einige Zeit widerwärtig geſtört werden, und es mußte dieſe Störung Friedrich um ſo empfindlicher fallen, als ſie von Demjenigen ausging, der gerade als die Sonne

Digitized by Google

aller geiſtigen Beſtrebungen daſtand. Voltaire war es, der durch den Glanz der Stellung, welche Friedrich ihm eingeräumt, geblendet ward und es vergaß, was er ſeinem königlichen Gönner und was er ſeiner eignen Würde ſchuldig ſei. Was ihm in ſo überſchwänglichem Maße zu Theil ward, reizte ihn, ſtatt ihn zu befriedigen, nur zu immer heftigerem Durſte; ſeine Stellung ſollte ihm nur dazu dienen, um

alle Nebenbuhler im Bereich des Wiſſens zu unterdrücken, um ſeine Einkünfte auf beliebige Weiſe zu vergrößern, um eine politiſche Bedeutſamkeit zu erreichen. Er ſelbſt hatte dem Könige früher einen jungen franzöſiſchen Belletriſten, d'Arnaud, zur Unterſtützung in ſeinen literariſchen Arbeiten empfohlen, und dieſer war von Friedrich mit den ſchmeichelhafteſten Verſen eingeladen worden. Dieſe Verſe ſchienen Voltaire's Ruhm zu nahe zu treten, und da ihm überdies, ſeit er ſelbſt nach Sansſouci gekom-

Digitized by Google

men, der junge Dichter im Wege war, so brachte er es dahin, daß derselbe in Kurzem weggeschickt ward. Größere Eifersucht flößte ihm der gelehrte Naturforscher Maupertuis ein, den Friedrich, gleichfalls auf seine Empfehlung, zum Präsidenten der neugegründeten Akademie berufen hatte; es entspann sich zwischen Beiden bald eine bittere Feindschaft, die nur des Anstoßes bedurfte, um öffentlich hervorzubrechen. Ein ekelhafter Proceß, in den Voltaire mit einem jüdischen Kaufmanne verwickelt ward, stellte gleichzeitig seine Rechtlichkeit in ein zweifelhaftes Licht. Der Jude verklagte Voltaire, daß er ihn mit unechten Steinen übervortheilt habe; der richterliche Spruch fiel zwar zu des Letzteren Gunsten aus, doch zog ihm die ganze Angelegenheit eine üble Nachrede zu. Noch verderblicher war es für seinen Ruf, daß er sich unterfing, gegen das ausdrückliche Edict des Königs sächsische Steuerscheine in Leipzig zu geringen Preisen aufkaufen zu lassen, um hernach als preußischer Unterthan (einem besonderen Artikel des Dresdner Friedens zufolge) volle Bezahlung dafür zu erhalten. Endlich nahm er auch keinen Anstand, mit fremden Gesandten auf eine Weise zu verkehren, die Friedrich für seinen literarischen Genossen wenig schicklich erachtete. Alles Das bemerkte Friedrich mit steigendem Unwillen; er sandte dem Dichter ernstliche Rügen über sein ganzes Benehmen zu, und das schöne Verhältniß schien in kurzer Frist seiner Auflösung nahe. Voltaire dagegen wollte sich auch im Rechte wissen; er erkannte es sehr wohl, daß Friedrich an ihm eben nichts als seine Kunst werth hielt. „Ich werde ihn höchstens noch ein Jahr nöthig haben; man drückt die Orange aus und wirft die Schale fort", — so sollte sich Friedrich gegen einen Vertrauten über ihn geäußert haben. Den Verlust von Friedrich's Gnade wollte er nur einem verleumderischen Worte Maupertuis' zuschreiben. Dieser sollte nämlich ausgesprengt haben, ein General aus Friedrich's Umgebung sei einst bei ihm (Voltaire) gewesen, um sich ein eben vollendetes Manuscript durchsehen zu lassen; da habe ein Laufer ein Gedicht des Königs gebracht, und Voltaire habe den General mit den Worten abgefertigt: „Mein Freund, ein anderes Mal! Da schickt mir der König seine schwarze Wäsche zu waschen, ich will die Ihrige nachher waschen."

Trotz aller dieser Ursachen zur Mißstimmung konnten die beiden großen Geister indeß noch immer nicht von einander lassen. Nur im Andern fand jeder sich ergänzt, und die Vorwürfe machten wieder der schmeichelhaftesten Anerkennung Platz. Für Friedrich namentlich stand der Dichter noch zu hoch, als daß er dem Menschen nicht nachsichtig seine bisherigen Thorheiten verziehen hätte. Das beweist vornehmlich eine Ode, die er ihm gerade in dieser Zeit widmete und in der er ihn über sein herannahendes Alter durch die Hinweisung auf seinen immer steigenden Dichterruhm zu trösten suchte. Die Ode schließt mit den glänzenden Worten:

Digitized by Google

Welch eine Zukunft wartet Dein, o Meister,
Wenn Deine Seele drang ins Land der Geister: —
Zu Deinen Füßen sieh die Nachwelt hier!
Die eilenden Stunden
Im Voraus bekunden
Unsterblichkeit Dir!

Aber schon war Neues hinzugetreten, um den Bruch zu erweitern und unheilbar zu machen. Maupertuis hatte in einer gelehrten Schrift ein neues Naturgesetz aufgestellt; ein anderer Gelehrter erklärte, daß dasselbe schon vor geraumer Zeit von Leibnitz ausgesprochen sei; der Streit ward lebhaft, und die Berliner Akademie nahm sehr entschieden die Partei ihres Präsidenten. Diese Gelegenheit dünkte Voltaire günstig genug, um seinem Nebenbuhler einen empfindlichen Stoß zu geben; er schrieb anonym den Brief eines Akademikers von Berlin, der sehr geeignet war, Maupertuis lächerlich zu machen. Friedrich indeß war nicht gewillt, den Präsidenten seiner Akademie verspottet zu sehen, und es erschien von seiner Hand als Gegenschrift, aber gleichfalls anonym, ein zweiter Brief eines Akademikers, in welchem der Verfasser des ersten sehr ernsthaft zurechtgewiesen wurde. Aber eine andere Schrift von Maupertuis, die bedenklichere Blößen enthielt, gab bald Gelgenheit zu einer neuen, ungleich beißenderen Satire von Voltaire's Hand, der „Geschichte des Doctor Akakia" ꝛc. Friedrich hatte dies Product im Manuscripte gelesen; der beißende Witz hatte ihm Vergnügen gemacht, aber er hatte verlangt, daß das Werk ungedruckt bleibe. Voltaire versprach es, — in Kurzem jedoch erschien dasselbe, zum großen Jubel der Feinde des Präsidenten, gedruckt in Dresden. Friedrich war hierüber, obgleich Voltaire seine Schuld an diesem Ereigniß leugnete, im höchsten Grade entrüstet, und der Dichter sah sich, um nicht alle Gnade des Königs zu verlieren, schmachvoll zu der Unterschrift eines Reverses genöthigt, in welchem er fortan eine schicklichere Aufführung geloben mußte. Damit war aber die Angelegenheit nicht beendet. Aus seinem eignen Fenster, es war am 24. December 1752, mußte er es mit ansehen, wie der Akakia auf öffentlicher Straße durch die Hand des Henkers verbrannt ward.

Auf so unerhörte Schmach war Voltaire nicht gefaßt gewesen. Er packte sein Pensionspatent, den Orden, den goldnen Schlüssel zusammen und sandte sie unverzüglich an Friedrich zurück. Auf den Umschlag des Pakets hatte er die Verse geschrieben:

Die ich empfangen, zart beglückt,
Ich sende sie zurück mit Schmerzen,
Sowie ein Liebender mit tief zerriss'nem Herzen
Zurück das Bildniß der Geliebten schickt!

Digitized by Google

Ein Brief, der dem Paket bald nachfolgte, ſprach unverhohlen und erſchütternd die Gefühle der tiefſten Kränkung, der gänzlichen Troſtloſigkeit aus. Dieſer Brief verfehlte ſeine Wirkung nicht. Noch an demſelben Tage erhielt Voltaire die Zeichen der königlichen Gnade wieder, und es ward noch einmal der Verſuch gemacht, das alte Verhältniß wiederherzuſtellen.

Bald genug aber fühlte Voltaire deutlich, daß nach ſolchen Vorgängen die alte Vertraulichkeit nicht wiederkehren könne. Er bat um Urlaub zu einer Badereiſe nach Frankreich und erhielt ihn. Am 26. März 1753 reiſte er von Potsdam ab. Kaum in Leipzig angekommen, ließ er neue beleidigende Blätter drucken. Dafür aber wartete ſeiner in Frankfurt, wo er am 1. Juni ankam, eine neue Schmach. Der König hatte ihm vor der Abreiſe befohlen, das Patent, den Orden, den Schlüſſel, auch das Exemplar ſeiner Gedichte, welches er ihm anvertraut, zurückzulaſſen. Dies war nicht erfolgt, und ſo wurde er auf Anſuchen des preußiſchen Miniſters zu Frankfurt ſo lange gefänglich eingehalten, bis nach ſechzehn Tagen ſein Koffer aus Leipzig hier ankam, in welchem ſich die verlangten Gegenſtände befanden. Manches Bittere, in Verſen und in Proſa, folgte noch auf dieſe Vorfälle; und dennoch ſahen ſich beide Männer, der König und Voltaire, in kurzer Friſt zum neuen Austauſch ihrer

Digitized by Google

Gedanken angetrieben. Voltaire jedoch zurückzuberufen oder ihm den Orden und den goldnen Schlüssel wiederzugeben, dazu war Friedrich nicht zu bewegen.

Besser als Voltaire erkannte ein anderer französischer Gelehrter, d'Alembert, dem Friedrich ebenfalls hohe Anerkennung bewies und den er fort und fort in seine Nähe zu ziehen bemüht war, die Gefahr, die dem selbstständigen Geiste in der Nähe des Thrones droht. Im Jahre 1755, als Friedrich eine Reise in die westlichen Provinzen seines Staates machte, fand eine persönliche Zusammenkunft in Wesel statt, und dringender wiederholte Friedrich seine Anträge; aber d'Alembert wußte denselben auch jetzt eben so fein wie bestimmt auszuweichen. Doch hatte er, der von dem Geistesdruck in seiner Heimath viel leiden mußte, ein jährliches Gehalt von Friedrich dankbar angenommen. Der Briefwechsel, den Friedrich fortan mit d'Alembert führte, ist von großer Bedeutung.

Mit derselben Reise verknüpfte Friedrich noch einen weiteren Ausflug, dessen heiteres Bild die Reihe seiner friedlichen Vergnügungen, die bald durch neu hereinbrechende Stürme auf lange Zeit zerstört werden sollten, anmuthig beschließt. Er ging nach Holland, vornehmlich in der Absicht, die dortigen Kunstschätze zu besichtigen, denn er selbst hatte jetzt im Sinne, in Sanssouci eine große Gemäldegallerie anzulegen. Doch legte er, um ungestört seinem Plane folgen zu können, auch diesmal die Zeichen seiner königlichen Würde ab, und es gelang ihm besser als auf seiner ersten Incognitoreise nach Straßburg. Er nahm den Charakter eines reisenden Flötenspielers an; sein ganzes Gefolge bestand aus dem Obersten Balbi, der ein Kunstkenner war, und aus einem Pagen; er trug eine schlichte schwarze Perrücke und ein zimmtfarbenes Kleid mit goldnen Knöpfen.

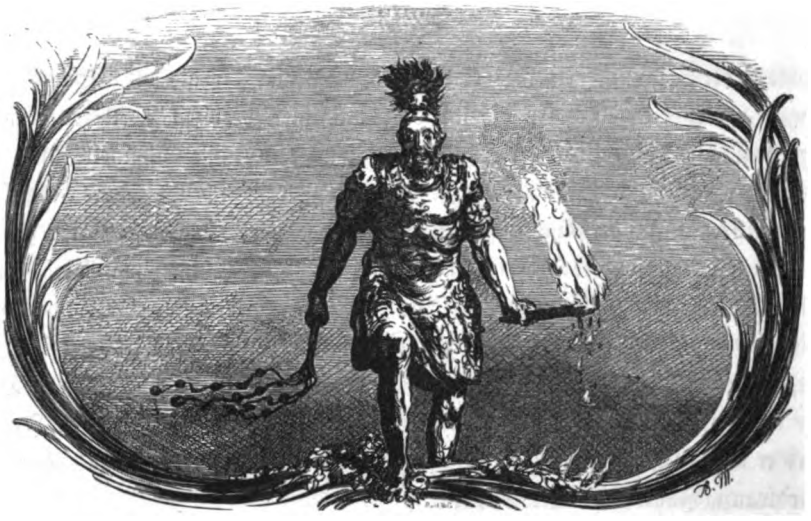
Es werden manche komische Scenen erzählt, zu denen dies Incognito Anlaß gab. So im Gasthofe zu Amsterdam, wo er sich eine besondere kostbare Pastete, deren Geschmack ihm höchlichst gerühmt worden war, bestellen ließ. Die Wirthin, die von dem unscheinbaren Aeußeren ihrer Gäste auf ihren Geldbeutel schloß, fragte, ob man denn auch im Stande sein werde, das theure Gericht zu bezahlen. Sie erhielt zur Antwort, der Herr sei ein Virtuos, der mit seinem Flötenspiel in einer Stunde wohl mehr verdienen könne, als zehn Pasteten werth seien. Dies erweckte ihre Neugierde; sie eilte zu Friedrich und ruhte nicht eher, als bis er sich vor ihr auf seinem Instrumente hören ließ. Ganz fortgerissen von der Schönheit seines Vortrages, rief sie endlich aus: „Gut, mein Herr, Sie können gar schön pfeifen und wohl einige Batzen verdienen: ich werd' Ihnen die Pastete machen!"

Von Amsterdam fuhr Friedrich auf der ordinairen Barke nach Utrecht, um das Vergnügen zu haben, die schönen Landhäuser am Ufer des Flusses zu sehen. Hier

Digitized by Google

machte er die Bekanntſchaft eines Schweizers, le Catt, der als der Erzieher eines jungen Holländers reiſte. Er lud ihn ein, an ſeiner Mahlzeit Theil zu nehmen. Das Geſpräch, in dem der Schweizer mannigfache Kenntniſſe entwickelte und, als Friedrich ein ziemlich ſcharfes Examen über die ſchweizeriſchen Zuſtände anſtellte, durch geiſtreichen Widerſpruch zu feſſeln wußte, erweckte ebenſo, wie le Catt's ganzes Benehmen, die beſondere Theilnahme des Königs. Er bat ſich ſeine Adreſſe aus, mit dem Bemerken, daß er ihm in Zukunft einmal vielleicht gute Dienſte leiſten könne. Nach drei Monaten empfing le Catt eine Einladung von Friedrich, die Stelle eines Vorleſers und literariſchen Geſellſchafters bei ihm zu übernehmen. Doch war er damals krank und konnte der Einladung nicht folgen. Nach drei Jahren ward er aufs Neue von Friedrich aufgefordert; jetzt reiſte er zu ihm und blieb ihm über zwanzig Jahre ein treuer Diener.

Digitized by Google



Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Politiſche Verhältniſſe bis zum ſiebenjährigen Kriege.

Durch die Friedensſchlüſſe von Dresden und von Aachen war Ruhe über Europa zurückgekehrt; aber es war die Ruhe eines ſchwülen Sommertages. Trübe Dünſte umzogen den Horizont, hier und dort ſtiegen drohende Wolken empor, von allen Seiten hörte man das dumpfe Gemurmel des Donners; — plötzlich hatten ſich die Wolken zum finſtern Knäuel zuſammengeballt, und aufs Neue, aber furchtbarer als zuvor, brach der verheerende Sturm los.

Vor Allem war es die Eiferſucht der übrigen Rangmächte auf Preußen, was zu einer ſolchen Umdüſterung der öffentlichen Verhältniſſe Anlaß gab. Man konnte ſich nicht darein finden, daß Friedrich, während man die Königswürde ſeiner beiden Vorgänger als eine unſchädliche Spielerei betrachtet hatte, nun auch die ganze Bedeutung dieſer Würde ins Leben einführte. Man fand es unangemeſſen, daß der „Markgraf von Brandenburg", — denn immer noch liebte man es, ſpottweiſe gerade dieſen Titel zu gebrauchen, — ſich einen entſcheidenden Einfluß auf die europäiſchen Angelegenheiten errungen und dadurch die Stellung der ſeitherigen Großmächte in

Digitized by Google

manchen Beziehungen wesentlich verändert hatte. Man hielt sich für überzeugt, daß Friedrich bei dem einmal Erworbenen nicht stehen bleiben werde, sondern fort und fort, zum Nachtheil seiner Nachbarn und zum Nachtheil der bestehenden Verhältnisse, nur auf neue Vergrößerung seines Reiches sinne. Zu alle Dem kam endlich mancherlei persönlicher Widerwille, sodaß die Eifersucht und die Besorgniß sich hier und dort zu offenem Hasse steigerten.

Maria Theresia hatte Schlesien nicht vergessen können. Die steigende Blüthe des Landes unter der preußischen Regierung, die bedeutend vermehrten Einkünfte, die es Friedrich darbot, machten in ihren Augen den Verlust nur empfindlicher. Auch jetzt noch betrachtete sie ihre Verzichtleistung auf Schlesien nur als eine Handlung, zu der sie, unfreiwillig, durch den gebieterischen Drang der äußeren Umstände gezwungen worden sei. Sie dachte nur darauf, wie sie es möglich machen könne, das Verlorene dereinst mit besseren Kräften wieder zurückzufordern. Aber sie ließ es nicht bei müßigem Grübeln bewenden. Mit männlicher Energie sorgte sie dafür,

Digitized by Google

daß die inneren Kräfte ihres Reiches erſtarkten und daß ſie durch enge Verbindung mit anderen Staaten noch eine größere Furchtbarkeit gewann. Im Haushalt des Staates wußte ſie ſo vortreffliche Einrichtungen zu treffen, daß trotz der verſchiedenen Einbußen, welche ihr Reich erlitten, ihre Einkünfte in kurzer Friſt höher ſtiegen, als es unter ihrem Vater, Kaiſer Karl VI., der Fall geweſen war. Unabläſſig, ſelbſt mit perſönlicher Theilnahme, war ſie für die verbeſſerte Einrichtung, für die Ausbildung, für die gründliche Uebung ihres Heeres bemüht, ſodaß daſſelbe bald geeignet war, ihr ein feſteres Vertrauen einzuflößen. Unter den Beamten, die ſie in dieſen Beſtrebungen förderlich unterſtützten, waren beſonders der Graf von Daun, der im Jahre 1754 Generalfeldmarſchall wurde, und der Graf von Kaunitz, den ſie um dieſelbe Zeit zu ihrem Staatskanzler ernannte, von einflußreicher Bedeutung. Kaunitz begegnete ſeiner Herrin in ihrem Haſſe gegen Friedrich, und er wußte die ſicherſten Mittel anzugeben, um dem erwünſchten Ziele näher zu kommen. Er leitete mit großer Kunſt die wichtigſten Staatsverträge ein. Nur der Gemahl Maria Thereſia's, der Kaiſer ſelbſt, war ohne Bedeutung. An der Verwaltung der eigentlich öſterreichiſchen Angelegenheiten nahm er keinen Theil. Seine Hauptthätigkeit beſtand in Geldgeſchäften, wozu er ein gutes Talent beſaß; er ging in dieſer einſeitigen Thätigkeit ſogar ſo weit, daß er, als der neue Krieg zwiſchen Oeſterreich und Preußen ausgebrochen war, zu Anfange ſelbſt an Friedrich Lieferungen für Geld machte.

Digitized by Google

Sachsen, besonders der Graf Brühl, war nach dem Schlusse des Dresdner Friedens ebenfalls in derselben feindlichen Stimmung wie früher gegen Friedrich geblieben. Doch ward das Kurfürstenthum durch die Gefahr seiner äußeren Lage gegen die preußischen Staaten zu behutsamen Schritten genöthigt. In Rußland war die Stimmung sowohl der Kaiserin Elisabeth als ihres allvermögenden Ministers Bestuscheff Friedrich nicht minder ungünstig. Dies war von der österreichischen Politik schnell benutzt worden, und schon im Jahre 1746 war zwischen beiden Mächten ein Vertheidigungsbündniß zu Stande gekommen; ein geheimer Artikel dieses Tractates besagte aber zugleich, daß, wenn Friedrich eine der beiden Mächte angreifen würde, er sein Recht auf Schlesien verwirkt haben solle und man unverzüglich dazu schreiten würde, dasselbe für Oesterreich wiederzugewinnen. Sachsen ward zum Beitritt zu dieser Verbindung eingeladen und bezeigte sich sehr bereit dazu; doch berief es sich dabei wiederholt auf die Gefahr seiner Stellung, und so bestand man nicht weiter auf förmlichem Beitritt; der Gesinnungen des sächsischen Hofes war man durch genügende Zeugnisse versichert. Oesterreich und Sachsen aber ließen es sich besonders angelegen sein, Rußland immer mehr gegen Preußen aufzureizen; sie fanden dafür einen sehr wohl zubereiteten Boden. Friedrich hatte über den wenig ehrenvollen Charakter der russischen Kaiserin und ihres Ministers manch ein beißendes Wort fallen lassen, das von geschäftigen Händen schnell hinübergetragen war; eine Menge von Erdichtungen und Verleumdungen kam hinzu, und endlich, im Jahre 1753, brachte man es dahin, daß es im russischen Staatsrathe förmlich ausgesprochen ward,

Digitized by Google

Preußen sei selbst in dem Falle anzugreifen, wenn einer der russischen Verbündeten den ersten Angriff mache.

Für einen solchen Entschluß hatten neben jenen Ränken auch die englischen Guineen vortheilhaft mitgewirkt. Das Verhältniß Oesterreichs zu England war zwar bereits loser geworden, da jene Macht die Schuld der Abtretungen, zu denen sie genöthigt worden war, vorzüglich auf England schob. Aber England stand seit früherer Zeit mit Rußland im Bunde, und jetzt glaubte es ebenfalls sich durch solche Verbindung gegen Preußen verstärken zu müssen, vornehmlich deshalb, weil es Preußen noch als den Bundesgenossen von Frankreich betrachtete. Zwischen Frankreich und England aber drohte wegen gewisser Streitigkeiten in Nordamerika ein Seekrieg auszubrechen, und in diesem Falle wünschte man nichts mehr, als Hannover gegen einen Angriff von preußischer Seite geschützt zu wissen.

Friedrich war nicht ohne Kunde über all diese Umtriebe geblieben. Der russische Thronfolger war sein feuriger Bewunderer und hatte ihm manche wichtige Nachricht aus Rußland mitgetheilt, ohne jedoch selbst, da er von der Kaiserin absichtlich zurückgesetzt ward, in die russischen Verhältnisse wirksam eingreifen zu können. Noch manche andere Kanäle hatte sich Friedrich geöffnet, um zur Kenntniß jener geheimen Verhandlungen zu kommen; besonders wichtig war es, daß er durch den Verrath eines sächsischen Kabinetskanzlisten Abschriften der sämmtlichen Verhandlungen, die zwischen Sachsen und den Kaiserhöfen von Wien und Petersburg stattfanden, zugesandt erhielt. So konnte er bei näherem Andringen der Gefahr seine vollständigen Maßregeln treffen. Vorerst aber schaute er noch heiteren Muthes in das verworrene Getreibe. Er schrieb, — im Jahre 1753, eben als jener phantastische Bericht über das große Manoeuvre bei Spandau erschien, — seine anonymen „Briefe an das Publicum", in welchen er die diplomatischen Umtriebe der Zeit auf ergötzliche Weise parodirte. Der Berliner Hof, so berichtete er in diesen Briefen, hätte sich geweigert, bei seinen Festen die Menuets eines Musikanten aus Aix spielen zu lassen, da er lieber nach eignen Tönen tanze; darauf hätten sich allerlei barbarische Staaten des Musikanten angenommen, es wären Bündnisse und Gegenbündnisse geschlossen worden, und es sei der fürchterlichste Krieg zu erwarten. Voltaire meinte damals in resignirter Selbstgefälligkeit, Friedrich habe die Briefe nur geschrieben, um zu beweisen, daß er seiner Hülfe entbehren könne; und allerdings sieht man sehr deutlich, daß, wer eine so überaus anmuthige, eine so klassische Satire, wie diese Briefe in der That enthalten, zu schreiben wußte, selbst eines Voltaire nicht bedurfte. Aber Friedrich hatte dabei wohl mehr im Sinne als den französischen Poeten.

Digitized by Google

Indeß sah England sehr wohl ein, daß es beim Ausbruch eines Krieges mit Frankreich ungleich vortheilhaftere Resultate gewinnen würde, wenn es den Frieden auf dem festen Lande erhalte, und daß im Gegentheil Oesterreichs Bemühungen nur dahin gingen, einen solchen Krieg gegen Friedrich zu erregen. Auch erkannte es, daß Friedrich ebenso nur den Frieden wünsche; denn in der That strebte dieser, dem der Ruhm und der Erwerb der ersten Kriege durchaus genügten, auf keine Weise, Gelegenheit zum Bruche mit seinen Nachbarn zu geben. Auch gab er davon, schon gegen Ende des Jahres 1754, an Frankreich ein hinlängliches Zeugniß, als er von dort zu einer Unternehmung gegen Hannover aufgefordert ward. „Es gibt dabei", so ward dem preußischen Gesandten in Paris gesagt, „etwas zu plündern: der Schatz des Königs von England ist gut gefüllt, der König von Preußen braucht ihn nur wegzunehmen." Friedrich hatte darauf antworten lassen, daß man dergleichen Anträge vielleicht sehr schicklich bei Anderen vorbringe, daß er aber bitte, einen Unterschied unter den Personen zu machen. Auf solche Gesinnungen versuchte England eine Annäherung an Friedrich, um ein freundschaftliches Verhältniß zu Stande zu bringen, und die beiderseitigen Interessen begegneten sich so wohl, daß am 16. Januar 1756 ein wirkliches Schutzbündniß zwischen beiden Mächten geschlossen ward. Dabei hatte man freilich sehr bestimmt darauf gerechnet, und die Cabalen am russischen Hofe hatten es zu bestätigen geschienen, daß Rußland auf Englands, somit auch auf Preußens Seite treten würde.

In den Tagen, als der Abschluß dieses Bündnisses erfolgte, war ein neuer französischer Gesandter bei Friedrich anwesend, der ihm den Antrag zur Erneuerung jenes früheren Bündnisses mit Frankreich, das eben jetzt zu Ende lief, machte und ihm als Lohn die Oberherrschaft über — die Insel Tabago in Westindien verhieß. Den letzteren, stark abenteuerlichen Vorschlag nahm Friedrich nur als einen Scherz auf; im Uebrigen sprach er seine Absicht aus, daß er entschieden nur den Frieden erhalten wolle und daß er aus diesem Grunde jenes Schutzbündniß mit England geschlossen habe. Durch diese Erklärung aber fand sich der französische Hof empfindlich gekränkt uud man beklagte sich laut über die „Abtrünnigkeit" des preußischen Königs.

Dies führte schnell zu einer Verbindung zwischen Frankreich und Oesterreich. Schon lange hatte Kaunitz, die laue Stimmung Englands berücksichtigend, mit kluger Geschicklichkeit auf ein solches Ziel hingesteuert und Alles dazu vorbereitet. Schon gleich nach dem Frieden von Aachen hatte er Anträge solcher Art gemacht, die zunächst zwar von dem französischen Ministerium zurückgewiesen wurden, die aber, als man sie wiederholte, wenigstens dem Gedanken an die Möglichkeit einer solchen

Digitized by Google

Umwälzung der Politik Raum gaben. Wirksamer wurden diese Anträge, als Kaunitz die Maitresse des Königs von Frankreich, die Marquise Pompadour, dafür gewann. Sie mußte Friedrich hassen, denn er hatte es im königlichen Sinn verschmäht, sich um die Hochachtung der Buhlerin zu bewerben. Sein Gesandter war es allein, der ihr unter allen fremden Ministern nicht die Aufwartung machte. Voltaire hatte an Friedrich, als er 1750 nach Sanssouci kam, zarte Grüße von Seiten der Marquise mitgebracht; Friedrich aber hatte trocken geantwortet: „Ich kenne sie nicht." Ueberhaupt verachtete er die ganze französische Maitressenregierung, und er pflegte die Epochen derselben, je nach den verschiedenen regierenden Unterröcken, in „Cotillon 1, 2, 3" abzutheilen. Daß auch König Ludwig XV. selbst keine sonderlich

freundschaftlichen Gefühle für Friedrich hegte, ist schon früher bemerkt worden. Dagegen war von österreichischer Seite Alles geschehen, um die Gunst der Alles vermögenden Marquise zu gewinnen. Sogar Maria Thereſia opferte ihren hehren Stolz der Rache gegen Friedrich in solchem Maße, daß sie es über ihr Herz gewann, die Buhlerin in freundschaftlichen Briefen als „Prinzessin", „Cousine", „theuerste Schwester" anzureden. Der letzteren aber lag persönlich Alles am Kriege, indem sie nur dadurch ihre Creaturen einflußreich genug machen konnte und die europäischen

Digitized by Google

Mächte, wenn die Politik einmal an ihre Person geknüpft war, auch dafür sorgen mußten, daß jede Nebenbuhlerin aus der Nähe des Königs entfernt blieb. So waren schon im Herbste 1755, auf einem Lustschlosse der Pompadour, förmliche Conferenzen gehalten worden, die nun, am 9. Mai 1756, zu einem Schutzbündniß zwischen Frankreich und Oesterreich führten, welches dem englisch-preußischen entgegengesetzt wurde.

In Bezug auf Rußland aber hatten England und Preußen sich einer falschen Voraussetzung hingegeben. Das Gewicht der englischen Guineen war nicht so stark wie der Haß der Kaiserin und ihres Ministers gegen Friedrich und wie die Bestechungen, die von österreichischer Seite angewandt wurden. Mit Preußen wollte es keine Verbindung; so brach es jetzt auch mit England und trat zur Gegenpartei. Endlich, um die Zahl der Feinde noch weiter zu vermehren, war in Schweden eine Staatsumwälzung ausgebrochen, welche alle Macht in die Hände des vom französischen Gelde abhängigen Reichsrathes gab. Friedrich's Schwester Ulrike, die jetzige Königin von Schweden, war hierdurch, ebenso wie ihr Gemahl, aller Macht und allen Einflusses beraubt worden.

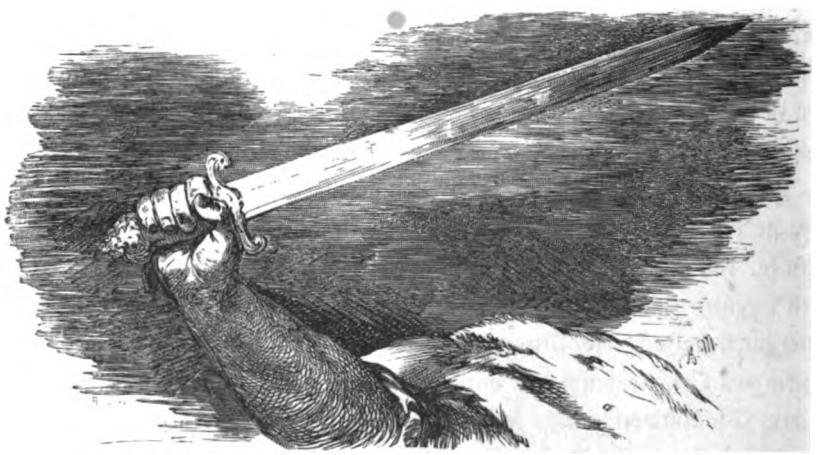
Der Seekrieg zwischen England und Frankreich war inzwischen ausgebrochen. Gleichzeitig wurden große Rüstungen in der Nähe der preußischen Grenzen vorgenommen. In Böhmen wurden ungewöhnliche Massen von Truppen zusammengezogen, Magazine angelegt und andere Einrichtungen getroffen, die nur bei kriegerischen Unternehmungen stattfinden. In Liefland sammelte sich ein bedeutendes russisches Heer. Friedrich wußte durch jene geheimen Kanäle, daß diese Rüstungen nur ihm gelten sollten, daß sie zwar noch nicht so weit gediehen waren, um einen Angriff schon in diesem Jahre befürchten zu lassen, daß sie aber noch bedeutend, namentlich durch ein großes Heer in dem noch ungerüsteten Sachsen, vermehrt werden sollten, und daß die Feinde nichts weiter wünschten, als ihn zum Angriffe zu reizen, damit sie den Schein des Rechts auf ihrer Seite hätten. Seine eignen Anstalten waren so, daß er jeden Augenblick zum Kriege fertig sein konnte; es stand bei ihm, seinen Gegnern unverzüglich zuvorzukommen, aber er wollte wenigstens das letzte Mittel zur Erhaltung des Friedens anwenden. Er ließ also am 26. Juli 1756 die Kaiserin von Oesterreich um eine offene Erklärung über den Zweck ihrer Rüstungen ersuchen. Die Antwort, welche Kaunitz der Kaiserin in den Mund legte, lautete dahin, „daß in der starken Krisis, worin sich ganz Europa befinde, ihre Pflicht und die Würde ihrer Krone erfordere, hinreichende Maßregeln zu ihrer eignen und zu ihrer Verbündeten Sicherheit zu ergreifen". Die Erklärung war absichtlich mit so dunkeln Worten gegeben, damit man ungehindert in den Rüstungen fortfahren

Digitized by Google

könne. Friedrich erbat sich nun, am 2. August, einen deutlicheren Bescheid und die ausdrückliche Zusicherung, daß er weder in diesem noch in dem nächsten Jahre werde angegriffen werden. Aber auch hierauf erfolgten nur ausweichende Redensarten und die verlangte Zusicherung ward ganz übergangen. Noch einmal fragte Friedrich in Wien an, da ward aber alle fernere Erklärung auf eine ungestüme, schnöde und stolze Art ganz abgeschlagen. Friedrich betrachtete diese dreimalige Weigerung als eine Kriegserklärung, und er beschloß, die Frist des Jahres noch schnell zu benutzen, damit die Gegner ihn nicht mit überlegener Kraft überfallen möchten.

Als der Krieg ausgebrochen war, sandte Voltaire eine poetische Epistel an Friedrich, worin er ihm dafür, daß er aufs Neue den Brand des Krieges angefacht, — denn so stellten es natürlich die Gegner dar, — den ganzen Untergang seines Ruhmes, den er als Held und als Weiser errungen, verkündete. Friedrich antwortete, ebenfalls in Versen, daß er wahrlich das Glück des Friedens dem Kriege vorziehe, daß er aber auch die Pflicht kenne, welche das Schicksal ihm auferlegt. Voltaire, so fährt er fort, möge sich in sicherer Zurückgezogenheit der Ruhe des Weisen freuen; „doch ich", so schließt er, —

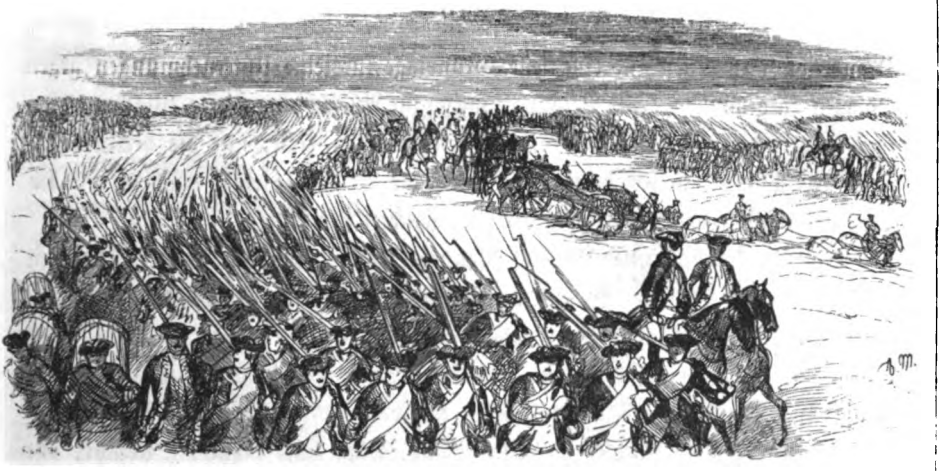
„Doch ich, umdräuet von Verderben,
Muß kühn dem Sturm entgegenziehn,
Als König denken, leben, sterben!"



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Der erſte Feldzug des ſiebenjährigen Krieges. 1756.

Friedrich hatte den Plan gefaßt, ſeine Gegner raſch anzugreifen, ehe ſie mit ihren Rüſtungen fertig ſein würden, und ſolchergeſtalt den Krieg, mit dem ſie ihn bedrohten, von den Grenzen ſeines eignen Staates abzuwenden. Von den Ruſſen wußte er beſtimmt, daß ſie außer Stande ſein würden, noch im laufenden Jahre etwas zu unternehmen; nach dieſer Seite hin genügte alſo, für den Nothfall, eine wenig bedeutende Verſtärkung der Beſatzung ſeiner öſtlichen Provinzen. Die Hauptmacht der preußiſchen Armee ſollte gegen Sachſen und Böhmen geführt werden. In Sachſen beſchloß Friedrich ſich vorerſt ſicher zu ſtellen, um durch dies Land die Mark

Digitized by Google

Brandenburg zu decken und eine feste Grundlage für seine Unternehmungen gegen Böhmen zu gewinnen. Alle Veranstaltungen zur Ausführung dieses Planes waren eben so verschwiegen wie schnell ins Werk gerichtet worden; nur die vertrautesten Feldherrn wußten um Friedrich's Absichten; die Brigadegenerale erfuhren erst am Tage vor dem Ausmarsche, wohin der Zug gerichtet sein sollte.

Am 29. August rückten 60,000 Mann preußischer Truppen in drei Colonnen in Sachsen ein. Niemand war hier auf so plötzlichen Ausbruch des Krieges vorbereitet. In größter Eile wurden die sächsischen Truppen, deren Zahl sich auf 17,000 belief, aus ihren Standquartieren in ein festes Lager bei Pirna zusammengezogen; König August und sein Minister Brühl, rathlos in der allgemeinen Verwirrung, verließen Dresden und suchten im Lager Schutz. Man hatte zuerst die Absicht, mit der sächsischen Armee nach Böhmen zu gehen und sich mit den Oesterreichern zu verbinden; auf den umsichtigen Rath des französischen Gesandten, des Marschalls Broglio, entschloß man sich jedoch, die günstige Stellung, welche das Lager bei Pirna darbot, zu benutzen, damit Friedrich durch dasselbe aufgehalten und der österreichischen Armee Zeit gegeben werde, die angefangenen Rüstungen zu vollenden und zum Schutze Sachsens heranzukommen. Die Sachsen besetzten nunmehr das ganze Plateau, welches sich in einem Umfange von vier Meilen zwischen Pirna und Königstein erhebt. Steile Abhänge schützten dasselbe von allen Seiten gegen feindlichen Angriff; zur Vertheidigung der wenigen Zugänge, die emporführten, wurden mannigfache Verhaue angelegt.

Friedrich hatte somit das ganze Land offen gefunden. Wittenberg, Torgau, Leipzig und viele andere Städte waren ohne Widerstand besetzt; in Dresden hielt Friedrich am 9. September seinen Einzug. In der Nähe der Residenz vereinigten sich nun die verschiedenen Corps der preußischen Armee und nahmen eine Stellung, durch welche sie dem sächsischen Lager die Gemeinschaft mit dem Lande abschnitten.

Friedrich erklärte, daß die Verhältnisse des Krieges ihn nöthigten, das sächsische Land als Unterpfand in Verwahrsam zu nehmen, und daß er dasselbe nach abgewendeter Gefahr dem Kurfürsten zurückerstatten werde. Einstweilen aber wurden die wohlversehenen Zeughäuser von Dresden, Weißenfels und Zeitz ausgeräumt und Waffen und Geschütz nach Magdeburg geführt. Torgau ward befestigt und mit preußischen Truppen besetzt. Das sächsische Ministerium ward außer Thätigkeit gesetzt; die Kanzleien wurden versiegelt, die Collegiensäle geschlossen und eine preußische Landesverwaltung in Dresden angeordnet. Im ganzen Lande endlich wurden die kurfürstlichen Kassen in Beschlag genommen. Dabei wurde jedoch mit so großer Milde als möglich verfahren. Die preußischen Truppen wurden befehligt, die ge-

Digitized by Google

naueſte Kriegszucht zu beobachten. Das Eigenthum der Unterthanen ward auf alle Weiſe geſchont. Friedrich ſelbſt bewies ſich in Dresden äußerſt zuvorkommend gegen Jedermann; er hielt täglich offene Tafel und bezeigte namentlich der Gemahlin Auguſt's und der geſammten königlichen Familie, die in Dresden zurückgeblieben war, alle irgend erforderliche Höflichkeit.

Indeß hatte dieſe plötzliche Beſitznahme von Sachſen alle Welt aufmerkſam gemacht; Friedrich's Gegner waren aufs Eifrigſte bemüht, ſein Unternehmen als einen Landfriedensbruch darzuſtellen. Der Kaiſer erließ an Friedrich ein Abmahnungsſchreiben, in welchem er ihn väterlichſt aufforderte, „von ſeiner unerhörten, höchſt frevelhaften und ſträflichen Empörung abzulaſſen, dem Könige von Polen alle Koſten zu erſtatten und ſtill und ruhig nach Hauſe zu gehen". Zugleich ward allen preußiſchen Generalen und Kriegsoberſten vom Kaiſer anbefohlen, „ihren gott-

Digitized by Google

losen Herrn zu verlassen und seine entsetzlichen Verbrechen nicht zu theilen, wofern sie sich nicht der Ahndung des Reichsoberhauptes bloßstellen wollten". Sich gegen solche Vorwürfe, die er bereits vorausgesehen, zu rechtfertigen, hatte Friedrich beschlossen, die ganze Reihenfolge der zu seinem Verderben angesponnenen Verhandlungen, die er in Abschriften aus dem Dresdner Archiv in Händen hatte, durch den Druck zu veröffentlichen. Damit aber die Gegner außer Stand gesetzt würden, die Echtheit dieser Verhandlungen zu leugnen, war es nöthig, sich der Originalschriften zu bemächtigen. Doch hatte man sich auch sächsischer Seits auf einen solchen Fall bereits gefaßt gemacht. Das Archiv sollte nach Polen geschickt werden; bei der Nähe der Gefahr hatte man dasselbe einstweilen in die Gemächer der Königin gebracht, und sie, die eine ebenso erklärte Feindin Friedrich's war wie Brühl, bewahrte selbst die Schlüssel zu den Schränken. Sie sah sich indeß genöthigt, die Schlüssel herauszugeben; ihr Zaudern, ihre Bitten waren umsonst; die Schränke wurden geöffnet und das Archiv wanderte unverzüglich nach Berlin. In wenig Tagen erschien eine ausführliche, mit allen Urkunden belegte Darstellung jener Verhandlungen im Drucke. Von Seiten der Gegner erfolgte hierauf eine Menge von Gegenschriften, die indeß nicht die Echtheit der Urkunden, sondern nur die Schlußfolgerungen, welche Friedrich aus ihnen ziehen mußte, angriffen.

Mit König August hatte Friedrich seit seinem Einmarsche in Sachsen in unausgesetzter Correspondenz gestanden. Er verlangte von ihm entweder die thätlichen Beweise einer vollkommenen Neutralität oder, noch lieber, eine Verbindung zum gemeinsamen Wirken gegen Oesterreich. Friedrich hatte die Mittel, seinen Anforderungen einen energischen Nachdruck zu geben. Ein Sturm auf das sächsische Lager schien zwar, wenn nicht unausführbar, so doch mit allzuvielem Blutvergießen verbunden. Aber das Lager war von allen Seiten so fest durch preußische Truppen eingeschlossen, daß den Sachsen jede Gelegenheit genommen ward, sich mit Nahrungsmitteln, daran sie schon Mangel zu leiden begannen, zu versehen; nur für die Küche König August's, der von Entbehrung keinen Begriff hatte, war freier Transport verstattet worden. Zugleich lag es in der eigenthümlichen Stellung der Sachsen, daß ein Angriff von ihrer Seite auf die Preußen ihnen ebenso viel Gefahr bringen mußte, wie der umgekehrte Fall ihren Gegnern. So durfte Friedrich hoffen, daß der Hunger sie in kurzer Frist zur Ergebung zwingen würde. Doch gab August den Anträgen Friedrich's kein weiteres Gehör, als daß sich Letzterer mit dem Versprechen der Neutralität begnügen möge. Auf ein solches allgemeines Versprechen hin hatte aber Friedrich nicht Lust, sein Heer nach Böhmen zu führen; die früheren Erfahrungen in Sachsen hatten ihn hinreichend die Gefahr kennen gelehrt, der er sich aussetze,

Digitized by Google

wenn er ein feindliches Heer im Rücken behalte. So blieb es bei der strengen Einschließung des sächsischen Lagers; diese nahm jedoch den größern Theil seiner Truppen in Anspruch und verhinderte ihn, mit Nachdruck gegen die österreichische Armee in Böhmen aufzutreten.

Die letztere hatte sich, zwar immer noch nicht mit allem Nöthigen ausgerüstet, in zwei Corps gegen die Grenzen von Sachsen und von Schlesien zusammengezogen. Dem einen Corps trat eine besondere preußische Armee unter Schwerin aus Schlesien entgegen. Doch bezogen die Oesterreicher hier ein so vortheilhaftes Lager, daß dadurch jede Schlacht vermieden blieb und zwischen diesen Armeen nur unbe-

deutende Gefechte vorfallen konnten. Dagegen hatte König August Gelegenheit gefunden, dem österreichischen Hofe seine täglich bedrohlichere Lage vorzustellen und um schleunigen Entsatz zu bitten. So erhielt nun das zweite Corps der Oesterreicher, welches der Feldmarschall Browne anführte, den Befehl, zur Befreiung der Sachsen entscheidende Schritte zu thun. Browne versammelte alsbald seine Armee zu Budin und schickte sich an, über den Egerfluß vorzurücken.

Zur Beobachtung dieses österreichischen Corps war von Friedrich derjenige Theil seiner Truppen, welchen er bei der Einschließung des sächsischen Lagers entbehren konnte, bereits gegen die böhmische Grenze vorausgeschickt. Sie bemächtigten sich der Engpässe, welche die Verbindung zwischen Sachsen und Böhmen vertheidigen, und benachrichtigten Friedrich von den Bewegungen des Feindes. Die Verbindung der Oesterreicher mit den Sachsen zu verhindern, mußte jetzt Friedrich's vorzüglichstes Augenmerk sein; er entschloß sich, jenen mit den vorausgesandten Truppen, einem freilich nur geringen Theile seiner Macht, sofort entgegenzugehen. Er eilte zu ihnen und führte sie aus dem Gebirge gegen die Ebenen der Elbe hinab.

Digitized by Google

Bei dem Flecken Lowoſitz an der Elbe, welcher am Ausgang der Berge liegt, trafen die beiden Armeen auf einander. Beiden war die gegenſeitige Annäherung gerade an dieſer Stelle unerwartet; Friedrich gewann den Vortheil, daß er zwiſchen den Bergen, welche ſeine Straße auf beiden Seiten einſchloſſen, eine feſte Stellung einnehmen konnte.

Am Morgen des erſten October ſtellte Friedrich ſeine Armee in Schlachtordnung. Aber ein dichter Nebel hatte ſich über die Ebene gelagert und verhinderte, die Gegenſtände deutlich zu unterſcheiden. Wie durch einen Flor ſah man nur den Ort Lowoſitz vor ſich und zur Seite einige Haufen feindlicher Reiterei. Der linke Flügel der preußiſchen Armee wurde, als er aufrückte und die Anhöhe zur Linken erſtieg, durch ein verlorenes Gewehrfeuer empfangen, das aus den Weinbergen, welche ſich hier zur Elbe hinabzogen, unterhalten ward. Es waren ein paar Tauſend Panduren, die hinter den Mauern der Weinberge verſteckt lagen. Alles Dies ließ Friedrich vermuthen, es ſei nicht die ganze feindliche Armee, ſondern nur ein vorausgeſandter Theil derſelben, was ihm gegenüberſtehe. Er ließ aus ſeinen Geſchützen auf die öſterreichiſchen Reiterhaufen feuern, und da dies fruchtlos blieb, ſandte er zwanzig Schwadronen Dragoner ab, ſie zu zerſtreuen und den Kampf zu beenden. Dieſe drangen rüſtig auf den Feind ein und warfen nieder, was ihnen entgegenſtand. Als ſie aber die Flüchtigen verfolgten, wurden ſie von vorn und von der Seite durch ein lebhaftes Flinten- und Geſchützfeuer empfangen und zum Rückzuge genöthigt. Friedrich erkannte jetzt erſt, daß er allerdings das vollſtändige Corps, welches ihm um mehr als das Doppelte überlegen war, vor ſich habe. Er ſandte einen Adjutanten zu ſeinen Dragonern, um dieſe in eine andere Stellung zu beordern; aber ſchon hatten Dragoner und Küraſſiere vereint ſich aufs Neue der feindlichen Reiterei entgegengeſtürzt, dieſe trotz deſſelben Feuers und trotz des ungünſtigen Terrains zurückgedrängt und bis nahe vor die Schlachtordnung der Oeſterreicher verfolgt. Jetzt aber ward das Geſchützfeuer der letzteren ſo ſtark, daß ſie wiederum zum Rückzuge genöthigt waren, der indeß in beſter Ordnung vor ſich ging. So war noch immer nichts Entſcheidendes geſchehen. Der Nebel begann indeß zu ſinken und man konnte zu angemeſſenen Maßregeln ſchreiten. Friedrich ſuchte nun ſeine Stellung, trotz der feindlichen Uebermacht, ſo günſtig als möglich zu nehmen und ſich mit Anſpannung aller Kräfte das Schickſal des Tages geneigt zu machen. Das Hauptaugenmerk des Feindes war jetzt auf den linken preußiſchen Flügel gerichtet, den man von der Anhöhe, auf welcher er ſich befand, zu vertreiben ſuchte. Aber die Preußen drangen unerſchrocken vor, erkämpften in den Weinbergen eine Grenzmauer nach der andern, ſtiegen in die Ebene hinab und verfolgten die Feinde, von

Digitized by Google

denen ein Theil ſich in die Elbe ſtürzte, während ein anderer ſich in Lowoſitz feſtſetzte. Neue öſterreichiſche Heerhaufen ſtellten ſich den Preußen entgegen. Dieſe hatten

ſich durch ſechsſtündiges Feuern verſchoſſen und drohten nun, da ihnen Pulver und Blei fehlte, muthlos zu werden. Doch der Herzog von Bevern, der dieſen Theil der preußiſchen Armee führte, rief den Seinen heiteren Muthes zu: „Burſche, ſeid unbekümmert! Weshalb hätte man euch gelehrt, den Feind mit gefälltem Gewehr anzugreifen?“ Dieſe Worte weckten allen Muth ſeiner Schaaren, und obgleich die feindlichen Heerhaufen ſich immer mehr verſtärkten und namentlich an Lowoſitz einen feſten Stützpunkt fanden, ſo warfen ſie doch mit gefälltem Bajonett Alles vor ſich nieder, drangen in Lowoſitz, zwiſchen den Häuſern, die jetzt in Feuer auffloderten, hinein und trieben den ganzen Theil der öſterreichiſchen Armee, der ihnen hier entgegenſtand, in die Flucht.

So war der Sieg, um 2 Uhr nach Mittag, errungen, aber nicht ohne große Opfer. Die Verluſte Friedrich's waren bedeutender als die der Oeſterreicher. Auch wußte Feldmarſchall Browne ſeinen geſchlagenen rechten Flügel durch den linken ſo geſchickt zu decken, daß er ſich ohne weiteren Verluſt zurückziehen konnte. Der rechte Flügel der preußiſchen Armee, bei welchem Friedrich ſich befand, hatte, mit Aus-

Digitized by Google

nahme der Verstärkungen, welche er dem linken zusenden mußte, gar nicht an der eigentlichen Schlacht Theil nehmen können. Es wird erzählt, daß Friedrich nach Beendigung der Schlacht — ermüdet, da er drei Tage und zwei Nächte nicht geschlafen hatte, — sich in einen Wagen gesetzt habe, um ein wenig auszuruhen. Plötzlich sei, als von österreichischer Seite der Retraiteschuß geschah und hierzu eine scharfgeladene Kanone genommen ward, die Kugel dieses Schusses durch den unteren Theil des Wagens gefahren, sodaß sie dem Könige beide Beine würde zerschmettert haben, wenn er sie nicht eben auf den Rücksitz des Wagens gelegt hätte.

Friedrich konnte die österreichische Armee nicht verfolgen, da ihn die Angelegenheit mit den Sachsen, die er jetzt zu Ende zu bringen wünschte, zurückrief und er im Augenblick zu schwache Mittel zur Hand hatte, um Entscheidenderes in Böhmen ausführen zu können. Auch hatte es ihm die Schlacht von Lowositz wohl deutlich gemacht, daß er nicht mehr die alten Oesterreicher, sondern ein ungleich besser disciplinirtes Heer wiederfinde. Zugleich aber konnte er mit gerechtem Stolz von seiner eignen Armee sagen: „Nie haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit gethan, seit ich die Ehre habe, sie zu commandiren.“ Jedenfalls war durch den Sieg die Verbindung der österreichischen Armee mit der sächsischen unterbrochen. Friedrich ließ somit den größeren Theil seiner Truppen, die bei Lowositz gefochten hatten, in einer festen Stellung zurück und brach am 13. October mit den übrigen nach Sachsen auf.

Hier hatten indeß die Dinge eine andere Wendung genommen. Mit unerschütterlicher Treue hatten zwar die sächsischen Truppen trotz des immer drückenderen Mangels ausgeharrt. Als aber rings um die Abhänge des weiten Kerkers das Vitoriaschießen erscholl, mit welchem die Preußen die Siegesnachricht begrüßten, und der jubelnde Donner von allen Bergen wiederhallte und durch die Thäler fortgetragen ward, da schien alle Hoffnung verloren. Das einzig übrige Rettungsmittel schien nun, die Wachsamkeit der Preußen zu täuschen und sich mit dem Degen in der Hand einen Ausweg zu eröffnen. Man sandte geheime Boten nach Böhmen an den Feldmarschall Browne; dieser setzte sich an die Spitze eines Corps von 6000 Mann und rückte am jenseitigen Elbufer, im Rücken der Preußen, heran, um durch kräftige Mitwirkung die Rettung der Sachsen zu erleichtern. Zur bestimmten Stunde, am 11. October, war er am verabredeten Orte eingetroffen; aber der erste Versuch des Ueberganges der Sachsen über die Elbe, der gleichzeitig erfolgen sollte, mißlang. In der folgenden Nacht machten die Sachsen den Uebergang möglich, während Kanonenschläge von der Höhe des Königsteins den Oesterreichern das Zeichen zum Angriff auf die preußischen Posten, welche hier noch den Sachsen ent-

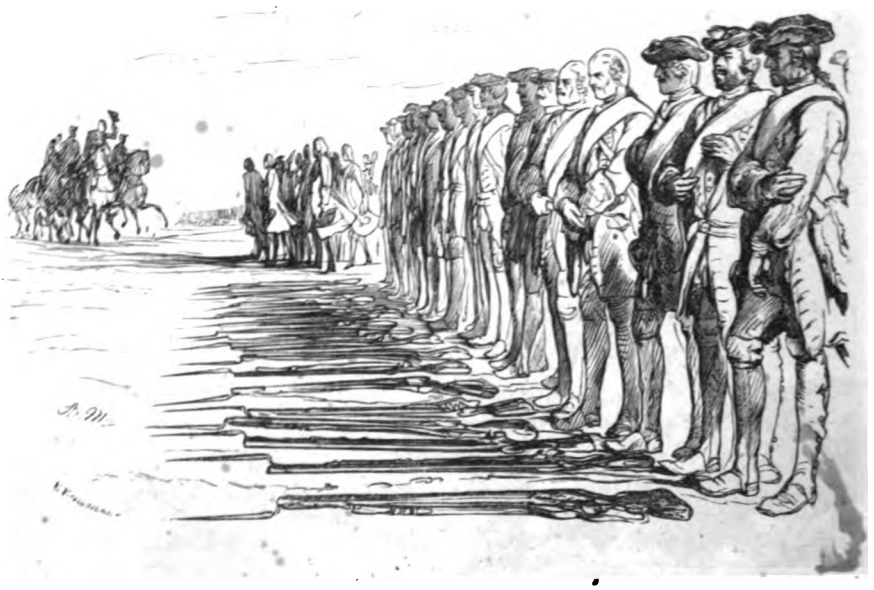
Digitized by Google

gegenstanden, geben sollten. Aber der Sturm des Himmels überschallte die Kanonenschläge. Browne blieb in seiner Stellung. Sowie die Sachsen die Höhen von Pirna verließen, waren auch die Preußen emporgedrungen und der Nachtrab und das Gepäck in ihre Hände gefallen. Nun wurden auch die preußischen Posten jenseit der Elbe verstärkt und die Sachsen aufs Neue in der unwegsamsten Gegend eingeschlossen. Bis zum 14. October harrte Browne aus; dann kehrte er, dessen eigne Stellung mit jeder Stunde gefahrvoller wurde, nach Böhmen zurück. Zweiundsiebzig bange Stunden brachten die entkräfteten Sachsen unter offenem Himmel, bei

anhaltendem Regen, ohne Nahrung und ohne Schlaf zu. Brühl und der König, die sich auf dem festen Königstein aller Bequemlichkeit und allen Genusses erfreuten, geboten verzweiflungsvollen Angriff; aber die sächsischen Generale sahen die gänzliche Unmöglichkeit ein. Sie versuchten jetzt, durch eine ehrenvolle Capitulation ihre Freiheit zu erlangen. Graf Rutowski, der Oberbefehlshaber der Sachsen, sandte einen Offizier mit seinen Bedingungen an Winterfeldt. Dieser versicherte jedoch, daß er dazu vom Könige keine Erlaubniß habe, führte jenen, damit den Sachsen auch der letzte Schimmer des Muthes genommen werde, selbst durch die ganze Kette

Digitized by Google

der preußiſchen Poſten und entließ ihn endlich mit der Anweiſung, er möge dem Grafen Rutowski nur eine genaue Beſchreibung der preußiſchen Stellung machen. So blieb der geſammten ſächſiſchen Armee nichts übrig, als ſich der Gnade des preußiſchen Königs zu Kriegsgefangenen zu übergeben. Sämmtliche Regimenter mußten das Gewehr ſtrecken. Friedrich kam die Reihen heraufgeritten, hieß die



feindlichen Generale, als dieſe ihm mit entblößtem Haupte entgegentraten, achtungsvoll willkommen und lud ſie zu ſeiner Tafel. Unter die halbverhungerten Soldaten wurde reichlich Brod ausgetheilt. Die ſächſiſchen Offiziere erhielten, als ſie ihr Ehrenwort gegeben hatten, daß ſie während dieſes Krieges nicht gegen die Preußen kämpfen wollten, die Erlaubniß, nach Hauſe zurückzukehren. Die Soldaten aber, über deren Unterhalt und Bewahrung man in Verlegenheit war, wurden genöthigt, zur preußiſchen Fahne zu ſchwören. Sie erhielten preußiſche Uniformen, preußiſche Offiziere und wurden zum Theil unter die preußiſchen Regimenter vertheilt, theils blieben ſie ganz beiſammen. Friedrich vermehrte durch ſie ſein Heer anſehnlich, aber er hatte dabei nicht auf das Nationalgefühl der Sachſen gerechnet; die Dienſte, welche ſie ihm leiſteten, waren gering, und mehrfach gingen nachmals ganze Regimenter in voller militairiſcher Ordnung wieder zum Feinde über.

Digitized by Google

Hiermit war der erste Feldzug zu Ende. König August, der vom Königstein aus Zeuge der Gefangenschaft seines Heeres gewesen war, erbat sich Pässe von Friedrich und ging mit seinen jüngsten Söhnen und mit Brühl nach Warschau, wo er sich in glänzenden Hoffesten zu erholen bemühte. Doch blieb seine Gemahlin in Dresden zurück und ließ es sich fort und fort angelegen sein, insgeheim feindlich gegen Friedrich zu wirken. Die preußischen Armeen wurden aus Böhmen zurückgezogen und der Grenzcordon zur Sicherung der Winterquartiere errichtet.

Aber der erste Feldzug war nur das Vorspiel zu ungleich gewaltigeren Bestrebungen. Die Kühnheit, mit der Friedrich seinen Gegnern zuvorgekommen war, reizte ihre Eifersucht zum glühendsten Hasse. Der Kaiser machte den Kampf zu einer Angelegenheit des deutschen Reiches und der katholischen Kirche; Friedrich's Absicht sollte auf die Unterdrückung der letzteren gehen; als Reichsstand sollte er der Acht verfallen sein, und in der That kam es schon jetzt so weit, daß der Reichstag, bei dem der Kurfürst von Sachsen seine Klage eingereicht hatte, gegen ihn, im Januar 1757, eine „eilende Reichsexecutionsarmee" aufbot, zu deren Führer der Reichsfeldmarschall Prinz Joseph Maria Friedrich Wilhelm Hollandinus von Sachsen-Hildburghausen ernannt ward. Durch einen schlimmen Druckfehler in der öffentlichen Kundmachung dieses Aufgebotes war aber die „eilende" Armee bereits vorläufig als eine „elende" bezeichnet, und als solche trat sie auch nachmals, ohne sich zugleich übergroßer Eile zu befleißigen, hervor. Das deutsche Reich als solches war schon lange zu einem leeren Schattenbilde herabgesunken.

Bedeutender war die Gefahr, die von den auswärtigen Mächten drohte. Der französische Hof erklärte, daß er den Einfall Friedrich's in Sachsen als eine Verletzung des westphälischen Friedens, dessen Bürge Frankreich sei, betrachte. Zu den schon vorhandenen Gründen des Hasses waren hier neue gekommen. Die Königin von Polen war eine Mutter der Gemahlin des Dauphins von Frankreich; an ihr fand die Maitresse des Königs eine willkommene Bundesgenossin gegen Friedrich, und zugleich stimmte mit ihren Ansichten das französische Ministerium überein, dem es nur erfreulich war, wenn der Seekrieg mit England, dem Verbündeten Friedrich's, in einen Landkrieg gegen Hannover verwandelt wurde. So ward ein furchtbares Heer gerüstet, um dasselbe über den Rhein gegen Hannover und gegen Preußen zu führen. Schweden, wo die Factionen des Adels im Besitze der Herrschaft waren, mußte dem Interesse Frankreichs folgen; von dieser Seite ward der Entschluß gefaßt, den Theil von Vorpommern, den Schweden an Friedrich's Vater hatte abtreten müssen, durch Waffengewalt wieder zurückzufordern. Rußland schloß im Januar 1757 einen neuen Bund mit Oesterreich gegen Friedrich. Oesterreich

Digitized by Google

lieferte Subsidiengelder, die jedoch eigentlich von Frankreich kamen, zur Unterstützung der russischen Rüstungen.

Gegen die Uebermacht dieser Feinde hatte Friedrich nur wenig Verbündete von Bedeutung. In Deutschland hielten nur einige kleinere Fürsten, die zum Theil in englischem Solde dienten, zu ihm. Sein Bündniß mit England wurde am 11. Januar 1757 fester erneut, und das Volk von England erwies ihm eine an Begeisterung grenzende Verehrung; aber die Häupter der englischen Regierung standen in feindlichem Parteienkampfe gegen einander und verloren das Interesse für den wichtigeren Kampf, der sich jetzt vorbereitete, aus den Augen. Der Hof dachte nur daran, die Grenzen von Hannover gegen feindlichen Einfall zu decken. Friedrich konnte die hannöverschen Minister nicht bewegen, den Franzosen eine Armee über den Rhein entgegenzuschicken, und da er seine eignen Kräfte nicht zersplittern durfte, so sah er sich genöthigt, Wesel, die Hauptfeste seiner westphälischen Provinzen, aufzugeben.

Zur Verstärkung seiner eignen Macht, in der somit allein sein Heil beruhen konnte, mußte ihm zunächst Sachsen, das nunmehr als erobertes Land betrachtet ward, die Mittel hergeben. Es mußte sich zu einer ansehnlichen Kriegssteuer, zur Lieferung von Rekruten und Nahrungsmitteln verstehen; die zum Theil überflüssig ausgedehnten Gehalte der Beamten wurden verringert oder ganz eingezogen; die ungeheueren Porzellanvorräthe aus der Meißner Fabrik wurden für Friedrich's Rechnung verkauft. Das königliche Schloß in Dresden, auch die Kunstschätze, welche König August mit großen Kosten gesammelt hatte, ließ Friedrich indeß unangerührt. Er besuchte während des Winters, dessen größte Zeit er in Dresden zubrachte, mehrfach die dortige Gemäldegallerie und machte in ihr seine Studien zu der Sammlung, die er in Sanssouci anzulegen gedachte; die Aufseher der Gallerie, welche die anvertrauten Schätze in Gedanken schon eingepackt und nach Berlin geführt sahen, wurden dabei reichlich beschenkt, und als sich Friedrich das Bild der heiligen Magdalena von Batoni, an dem er Wohlgefallen fand, copiren lassen wollte, unterließ er es nicht, eine besondere Genehmigung von Seiten des sächsischen Hofes einzuholen. Im Uebrigen erfreute er sich an der Oper und an den Concerten, für deren Ausführung Dresden treffliche Mittel darbot, sowie an allen denjenigen Dingen, welche daheim seine Mußestunden ausgefüllt hatten. Mit dem Hofe der Königin von Polen und ihres Sohnes, des Kurprinzen, wurden nach wie vor die nöthigen Höflichkeitsbezeugungen gewechselt. Doch duldete Friedrich nicht, daß sie sich auf irgend eine Weise in seine Verwaltung des sächsischen Landes mischten; und als er die Königin in Verdacht einer eifrigen Correspondenz mit den Oesterreichern hatte, ordnete er an

Digitized by Google

den Thoren eine ſo ſtrenge Controle an, daß man auch bald im Inneren einer Sendung von Würſten, welche angeblich zum Geſchenk für eine Freundin der Königin beſtimmt waren, die Briefſchaften entdeckte. Dies hatte wenigſtens zur Folge, daß man ſich bei den weiteren Mittheilungen einer größeren Vorſicht befleißigte.

Digitized by Google

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Beginn des Feldzuges von 1757. Prag und Kollin.

So war der Winter vergangen und der ernſtlichere Kampf um das Daſein der preußiſchen Herrſchaft mußte bald beginnen. Friedrich hatte ſein Heer ſo weit verſtärkt, daß er (nach ausgedehnteſter Berechnung) über ungefähr 200,000 Mann zu gebieten hatte; aber er konnte auch berechnen, daß ihm die Feinde mit vereinten Kräften an 500,000 Mann entgegenzuſetzen im Stande ſeien. Doch waren weder Frankreich, noch Rußland, noch Schweden, noch die Reichsarmee mit ihren Rüſtungen fertig; nur Oeſterreich ſtand ihm drohend gegenüber. So entſchloß er ſich aufs Neue, ſeinen Gegnern zuvorzukommen, den einen gerüſteten Feind mit aller Macht anzugreifen und ſich vorerſt auf der einen Seite Luft zu machen, damit er alsdann um ſo freier den nachfolgenden Gegnern die Stirn bieten könne.

Digitized by Google

Kurd Christoph Graf von Schwerin,

Königl. Preuss. General-Feldmarschall,

geboren 26. Octbr. 1684, geblieben bei Prag 6. Mai 1757.

Digitized by Google

Digitized by Google

Den Oberbefehl über die öſterreichiſche Armee führte noch der Feldmarſchall Browne. Sein Plan war, Friedrich in Sachſen anzugreifen und auf dieſe Weiſe dieſelben Vortheile zu erſtreben, die Friedrich ſelbſt ſeither bei ſeinen raſchen Angriffen zu erreichen gewußt hatte. Er hatte demgemäß eine vortheilhafte Aufſtellung ſeiner Truppencorps angeordnet und Magazine in der Nähe der ſächſiſchen Grenze eingerichtet. Friedrich that, als ob er dem Gegner freies Spiel laſſen wolle; er verſchanzte Dresden und ſprengte das Gerücht aus, daß er den Angriff der Oeſterreicher abwarten werde. Plötzlich ſandte das öſterreichiſche Kabinett an Browne's Stelle den Prinzen Karl von Lothringen, den Bruder des Kaiſers, den nach der Stelle des Oberbefehlshabers gelüſtete. Prinz Karl brachte ein anderes Operationsſyſtem mit und machte mancherlei Veränderungen in den bisherigen Anordnungen, ohne jedoch den alten Plan durch einen neuen von gleicher Folgerichtigkeit zu erſetzen. Dies kam Friedrich höchſt erwünſcht; er fuhr in ſeinen Scheinmaßregeln fort und wiegte die Feinde in ſtolze Sicherheit. Ehe es ſich dieſe verſahen, drang nun, gegen Ende April, ſeine Armee von vier Seiten, gleich vier reißenden Bergſtrömen, in Böhmen ein, trieb die einzelnen Truppencorps der Oeſterreicher, die noch auf weitere Verſtärkungen warteten, vor ſich her und nahm ihnen die Magazine weg. Nur eins der öſterreichiſchen Corps wagte Widerſtand; aber es wurde von dem Herzoge von Bevern, der aus der Lauſitz in Böhmen einrückte, bei Reichenberg geſchlagen.

Bei Prag vereinigte ſich der größere Theil der öſterreichiſchen Corps zu einer bedeutenden Macht. Dorthin gingen auch nach Friedrich's Anordnung die preußiſchen Truppen, um den entſcheidenden Kampf zu beginnen. Am 6. Mai, in morgenlicher Frühe, traf die preußiſche Hauptmacht, unter Friedrich, Schwerin und dem Herzoge von Bevern, am rechten Elbufer unterhalb Prag zuſammen, während ein viertes Corps, unter dem Prinzen Moritz von Deſſau, den Befehl hatte, Prag auf dem linken Elbufer zu umgehen, dann über den Fluß zu ſetzen und dem Feinde in den Rücken zu fallen. Friedrich eröffnete Schwerin ſeine Abſicht, die Oeſterreicher unverzüglich anzugreifen und ihnen keine Zeit zur weiteren Beſinnung zu laſſen. In der That waren dieſe auf die Nähe der Preußen ſo wenig vorbereitet, daß ſie davon erſt durch einige Schüſſe, welche bei der Vereinigung der preußiſchen Armee gegen einen Kroatenhaufen fielen, benachrichtigt wurden; ſie begannen jetzt erſt, zum Theil mit Hinterlaſſung des Gepäckes und Feldgeräthes, ſich in Schlachtordnung zu ſtellen. Schwerin aber ſtellte dem Könige vor, daß die Truppen durch nächtlichen Marſch ermüdet ſeien, daß man dem Feinde nur auf Umwegen beikommen könne und daß man überhaupt von der Beſchaffenheit des Bodens keine genaue Kenntniß habe. Als jedoch Friedrich auf ſeinem Willen beſtand, ſo drückte der alte Feldmar-

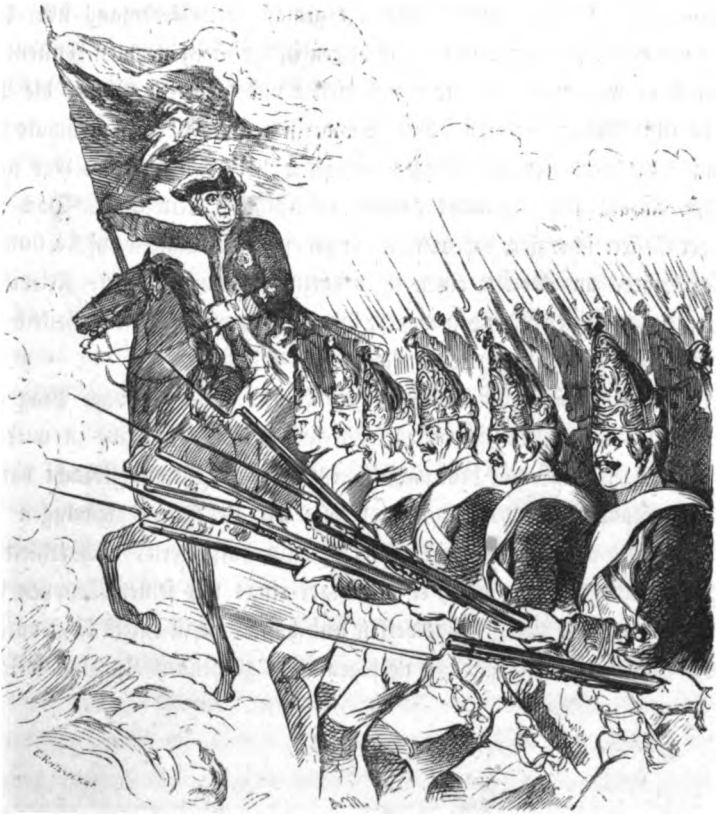
Digitized by Google

ſchall, wie er es zu thun gewohnt war, ſeinen Hut in die Augen und rief aus: „Soll und muß denn gerade heute eine Schlacht geliefert werden, ſo will ich die Oeſterreicher gleich hier angreifen, wo ich ſie ſehe.“ Das wäre freilich allzuſchwer ins Werk zu richten geweſen; die Oeſterreicher hatten ſich ſehr vortheilhaft auf einem Höhenzuge, der durch eine ſumpfige Niederung geſchützt war, aufgeſtellt. Doch ward der General Winterfeldt ausgeſandt, die weitere Beſchaffenheit des Bodens zu unterſuchen; er brachte ſchnell den Beſcheid, daß man den Feind ſehr leicht umgehen könne, indem ſeitwärts eine Abflachung der Berge und grünende Saatflächen zwiſchen Teichen einen günſtigeren Zugang darböten. So ward die preußiſche Armee ſeitwärts geführt, während die Oeſterreicher ihrer Bewegung folgten.

Aber was Winterfeldt für Saatflächen angeſehen hatte, waren grünüberwachſene Sümpfe, welche jetzt dem Vorrücken der Preußen, namentlich dem linken Flügel, den Schwerin führte und der dazu beſtimmt war, dem Feinde zuerſt in die Seite zu fallen, ſehr unerwartete Hinderniſſe entgegenſetzten. Nur ein geringer Theil der Truppen fand ſchmale Dämme, auf denen einzelne Rotten hinübermarſchiren konnten; die übrigen waren genöthigt, durch die Sümpfe zu waten, in denen ſie bei jedem Tritt einſanken; auch war es nicht möglich, die erforderliche Anzahl Kanonen dem Feinde entgegenzuführen. So geſchah der Uebergang langſam und nicht ganz in Ordnung. Doch griffen die erſten Bataillone, die feſten Fuß gefaßt hatten, unter Winterfeldt's Leitung den Feind rüſtig an, aber ein mörderiſches Kartätſchenfeuer zwang ſie zum Stehen; Winterfeldt ward ſchwer verwundet. Die Oeſterreicher, von Browne geführt, der patriotiſch die Stelle eines Unterbefehlshabers übernommen hatte, drängten vor, und bald wandte ſich das Vordertreffen der Preußen auf dieſer Seite zur Flucht. Da kam Schwerin auf dem Kampfplatze an; er riß einem Hauptmann die Fahne, welche dieſer ergriffen hatte, aus der Hand und bemühte ſich, die Soldaten zu ſammeln und ſie aufs Neue dem Feuer des Feindes entgegenzuführen; aber kaum war er ein paar Schritte vorwärts geritten, als er, von fünf Kartätſchenkugeln durchbohrt, entſeelt vom Pferde ſank. Gleichzeitig war aber auch Browne ſchwer verwundet worden, ſodaß er ſich aus der Schlacht forttragen laſſen mußte.

Ein Kavallerieangriff, zur Seite des linken Flügels der Preußen, war, obſchon ebenfalls nicht ohne hartnäckigen Widerſtand, glücklicher von Statten gegangen. Die feindliche Reiterei wurde hier gänzlich zerſtreut. Der Prinz von Lothringen bemühte ſich vergebens, ſeine Reiterſchaaren zum Stehen zu bringen; er ward mit fortgeriſſen, ein Bruſtkrampf befiel ihn, und ſo ward auch er bewußtlos aus dem Getümmel fortgetragen. Indeß war der linke Flügel der Preußen verſtärkt worden und drang nun, den Tod des verehrten Führers zu rächen, mit erneutem Ungeſtüm vor.

Digitized by Google



Bald waren die Oeſterreicher zum Weichen gebracht. Von allen Seiten hatte jetzt die preußiſche Armee den Uebergang möglich gemacht und ſich auf die Feinde geworfen. In einer Menge von einzelnen Gefechten, wie es die Natur des Bodens mit ſich brachte, ward jetzt mit größtem Heldenmuthe gekämpft; überall kamen die Oeſterreicher, trotz der hartnäckigſten Gegenwehr, zum Weichen; der Mangel eines oberen Befehlshabers ließ ihre Anſtrengungen zu keiner übereinſtimmenden Wirkung kommen. Friedrich ſelbſt aber brachte den Kampf zur Entſcheidung. Er bemerkte, daß im Mittelpunkte der öſterreichiſchen Armee eine Lücke entſtanden war; hier ſtürzte er ſich, obgleich von beiden Seiten alsbald das heftigſte Feuer erfolgte und Viele neben ihm niedergeſchmettert wurden, an der Spitze von drei Bataillonen hinein und ſprengte die Feinde auseinander. Der Rückzug der Oeſterreicher ward jetzt zur verwirrten Flucht; Alles war nur darauf bedacht, hinter den Thoren von Prag Schutz zu ſuchen; ein Theil der Oeſterreicher, der die Stadt nicht hatte erreichen können, flüchtete ins Weite. Es würde eine gänzliche Niederlage der Feinde erfolgt ſein, hätte

Digitized by Google

Prinz Moritz von Dessau, seinem Auftrage gemäß, den Uebergang über die Elbe schnell genug bewerkstelligen und die Flüchtigen in die Seite nehmen können.

Der Sieg war errungen, aber mit vielem und schwerem Blute; die Preußen hatten 18,000 Mann verloren. Von Schwerin sagte Friedrich nachmals: „Sein Tod machte die Lorbeeren des Sieges verwelken!“ Und außer ihm war noch eine bedeutende Anzahl ausgezeichneter Führer gefallen oder verwundet. Doch war der Verlust der Oesterreicher noch bedeutender; er belief sich im Ganzen auf 24,000 Mann. Auch sie verloren an Browne einen ihrer vorzüglichsten Feldherrn. Friedrich hatte Letzterem, der an seinen Wunden wenige Wochen darauf starb, sein Beileid bezeigen und ihm den Tod Schwerin's melden lassen.

Der größere Theil des österreichischen Heeres hatte sich nach Prag gerettet. Friedrich faßte den kühnen Gedanken, hier im großen Maßstabe zu wiederholen, was er im vorigen Jahre vor dem sächsischen Lager bei Pirna vollbracht hatte. Die weitläufige Stadt sollte belagert, die Armee zur Uebergabe gezwungen werden. Schon am Abend nach der Schlacht ließ er sie dazu auffordern, doch erhielt er eine abschlägliche Antwort. Nun schloß er die Stadt rings mit seinen Truppen ein, errichtete eine Reihe von Belagerungswerken und hoffte, sie in kurzer Frist durch Feuer und durch Hunger zur Uebergabe zu nöthigen. Die glühenden Kugeln, welche er in

die Stadt hineinwerfen ließ, unterhielten eine fortwährende Feuersbrunst; der zusammengedrängten Menschenmasse begann es an Nahrungsmitteln zu fehlen; Krankheiten und Tod räumten furchtbar unter der Menge auf; der Muth der österreichischen

Digitized by Google

Armee schien ganz gesunken, und einige schwache Ausfälle, zu denen sie sich entschloß, wurden ohne Mühe zurückgeschlagen. Friedrich ließ es sich angelegen sein, geheime Kundschafter in die Stadt zu senden; die Nachrichten, die sie ihm brachten, verhießen ein baldiges Ende nach seinem Wunsche. Der Hof in Wien zitterte, denn an dem Schicksal Prags schien das ganze Schicksal des Krieges zu hängen; das Reich zitterte, denn bereits war ein kühnes Freicorps aus Böhmen bis nach Bayern vorgedrungen und verbreitete den Schrecken des preußischen Namens bis an die Thore von Regensburg; schon dachte man auf Mittel, durch neue Aufopferungen den Frieden von dem bis dahin unüberwindlichen Preußenkönige zu erkaufen.

Aber die in Prag eingeschlossene Armee, auf baldigen Entsatz hoffend, hielt mit Standhaftigkeit die Schrecken der Belagerung aus. Eins der österreichischen Corps, die in Böhmen schlagfertig gestanden hatten, war später als die übrigen gegen Prag vorgerückt und am Tage der Prager Schlacht noch mehrere Meilen vom Schlachtfelde entfernt gewesen. Der Feldmarschall Daun befehligte dieses Corps. Er zog sich nun weiter, auf der Straße gegen Kollin, zurück, und zu ihm stießen die Schaaren der Oesterreicher, die in der Schlacht zersprengt und von Prag waren abgeschnitten worden. Gegen ihn hatte Friedrich zuerst den General Zieten mit seinen Husaren ausgeschickt, und da dieser die Feinde stärker fand, als man erwartet hatte, so war mit Zieten ein besonderes Beobachtungscorps unter dem Herzog von Bevern vereinigt worden. Dies Corps rückte gegen Daun vor, und er, obgleich der Stärkere, wich zurück, ließ die Preußen Kollin mit einem reichlichen Magazine wegnehmen und selbst Kuttenberg besetzen. Aber durch diesen Rückzug näherte er sich zugleich mehr und mehr den mittleren Provinzen des österreichischen Staates, zog, ohne sich zu schwächen, immer neue Unterstützungen, die ihm entgegengesandt wurden, an sich und vermehrte so nach und nach seine Armee zu einer bedeutenden Macht.

So waren mehr als fünf Wochen seit der Schlacht von Prag verflossen, ohne daß Friedrich im Stande gewesen war, eine Entscheidung herbeizuführen. Wie im vorigen Jahre durch das Lager von Pirna, so ward er jetzt durch Prag in der raschen Ausführung seiner Entschlüsse aufgehalten. Aber die Verzögerung mußte jetzt, da es sich um größere Heermassen handelte, auch größere Gefahr bereiten; und schlimmer noch als dies, auch von den anderen Seiten rückte die drohende Gefahr bereits näher. Die Franzosen waren mit einer mächtigen Armee über den Niederrhein gegangen und standen schon in Westphalen; die Russen, die Schweden, die Reichsarmee machten sich ebenfalls zum Anzuge bereit. Ein drückender Unmuth bemächtigte sich der Seele des Königs. Der Sieg von Prag hätte alle diese Hemmnisse, wie es schien,

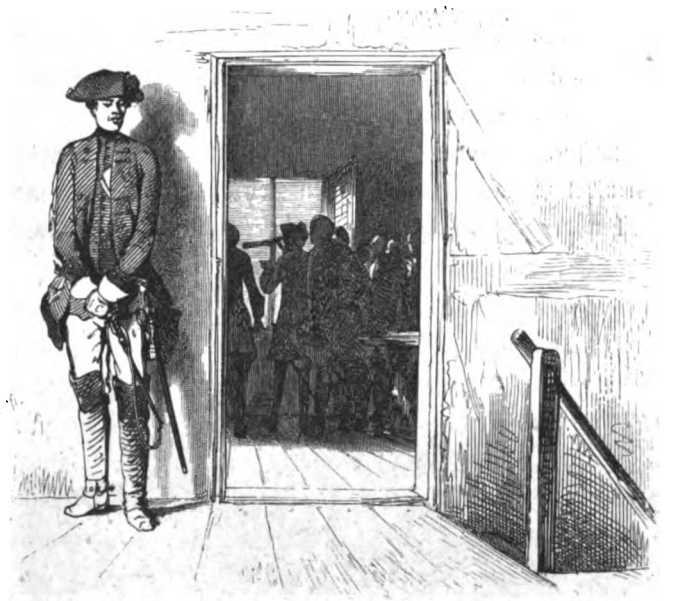
Digitized by Google

vereiteln können, wäre der Prinz von Deſſau zur beſtimmten Stunde auf dem Schlachtfelde erſchienen; daß die Säumniß des letzteren unverſchuldet war, wurde von Friedrich überhört. Der Herzog von Bevern hätte jetzt, ſo meinte Friedrich, mit raſchem Angriff das Corps des Feldmarſchalls Daun zerſtreuen können; daß aber dies Corps dem preußiſchen bedeutend überlegen war, daß die Oeſterreicher den Preußen Stand halten würden, davon wollte der König nichts wiſſen. Er entſchloß ſich, ſelbſt auszuführen, was Bevern nicht wage; er nahm alle Truppen zu ſich, die er bei der Belagerung von Prag irgend entbehren konnte, und verließ am 13. Juni das Lager, um zu Bevern zu ſtoßen.

Inzwiſchen war Daun, als er ſich ſtark genug fühlte, wieder vorgerückt; er hatte jetzt den ausdrücklichen Befehl erhalten, zur Entſetzung von Prag Alles zu unternehmen. Auch dies wollte Friedrich, als er ſich mit Bevern vereinigt hatte, nicht glauben. Alle Berichte, die ihm darüber gebracht wurden, nahm er mit Unwillen auf, ſodaß es endlich Niemand mehr wagte, ihm zu widerſprechen. Aber mit Kümmerniß ſahen ſeine Getreuen die Wolke, die den hellen Sinn des Königs umdüſtert hielt. Zieten, der mit ſeinen Huſaren genaue Kundſchaft eingezogen hatte, ſprach es öffentlich aus, daß er das Unglück des Königs und ſeiner Armee vor Augen ſehe. Endlich, am Mittage des 17. Juni, erblickte Friedrich ſelbſt, als er ſeine Vorpoſten beſuchte, die ganze öſterreichiſche Armee, die ihm um ein ſehr Bedeutendes überlegen war, in einem feſten Lager zwiſchen Kollin und Planian. Er entſchloß ſich, ſie am folgenden Tage anzugreifen, da es ihm um die Entſcheidung zu thun war und da er fürchtete, daß, wenn er ſich der Schlacht entziehe, er genöthigt ſein werde, alle jüngſt errungenen Vortheile aufzugeben.

Der Morgen des 18. Juni brach an; aber die öſterreichiſche Armee war wiederum den Blicken der Preußen verſchwunden. Man wußte nicht, ob Daun nur ſeine Stellung verändert, oder ob er ſich unter dem Schutze der Nacht ganz zurückgezogen habe. Friedrich beſchloß, nach Kollin zu marſchiren, wo er jedenfalls feindliche Truppen erwarten durfte. Als er indeß die Höhen bei Planian erreicht hatte, ſah er auf den jenſeitigen Bergzügen aufs Neue die feindliche Armee vor ſich, die ihn, zum Kampfe bereit, in der vortheilhafteſten Stellung erwartete. Friedrich rückte nun weiter auf der Straße gegen Kollin vor, um den Punkt ausfindig zu machen, auf welchem der Feind anzugreifen wäre. Um 10 Uhr erreichte man ein auf der Straße gelegenes Wirthshaus, deſſen obere Fenſter einen vollkommenen Ueberblick über die Stellung der Oeſterreicher verſtatteten. Hier entwarf Friedrich den Plan zur Schlacht. Der linke Flügel der Feinde war durch tiefe Abhänge geſchützt, auch das Mitteltreffen ſchien dem Angriff bedeutende Schwierigkeiten entgegenzuſtellen; der

Digitized by Google



rechte Flügel aber ſchien durch kein Hinderniß des Bodens vertheidigt. Auf dieſe Stelle beſchloß Friedrich alle Kräfte zu concentriren; der Feind ſollte hier umgangen und dann mit voller Macht von der Seite angefallen werden. Bis Mittag ließ Friedrich ſeine Truppen, die durch die Hitze des Tages und den Marſch bereits angegriffen waren, raſten; dann gab er das Zeichen zum Aufbruch. Aber der öſterreichiſche Feldherr bemerkte die Abſicht Friedrich's und bemühte ſich, ſeinen ſchwachen rechten Flügel zu verſtärken.

Der Vortrab der Preußen begann den Kampf. Die Zieten'ſchen Huſaren, die Grenadiere, die den Vortrab ausmachten, fielen dem Feinde in die Seite und gewannen ihm, trotz der heftigſten Gegenwehr, bedeutende Vortheile ab. Plötzlich — ſo heißt es in einem der Berichte über die Kolliner Schlacht — änderte Friedrich ſelbſt ſeinen Plan. Er befahl, daß der übrige Theil ſeiner Armee Halt machen, ſofort aufmarſchiren und daß die Infanterie des linken Flügels gerade von vorn den feindlichen Reihen entgegenrücken ſolle. Prinz Moritz von Deſſau, der das Haupttreffen commandirte, ſuchte ihn auf die Gefahr, der man ſich hierbei ausſetzen würde, aufmerkſam zu machen. Der König blieb bei ſeinem Befehl; aber der Prinz wiederholte ſeine Einwendungen und ſagte endlich: ohne ſeine Pflicht zu verletzen und ohne die ſchwerſte Verantwortung auf ſich zu laden, könne er dieſem Befehle nicht genügen. Dieſer Widerſpruch reizte den Zorn des Königs; mit entblößtem Degen

Digitized by Google

ritt er auf den Prinzen zu und fragte ihn mit drohender Stimme, ob er gehorchen wolle oder nicht? Der Prinz fügte sich, und seine Regimenter rückten gegen den Feind. War es neuer düsterer Ungestüm, war es Trotz gegen das Schicksal, daß Friedrich von dem so weise überlegten Plane abging?

Und dennoch schien er dem Heldenmuthe und der Tapferkeit seiner Krieger nicht zu viel zugemuthet zu haben. Sie drangen trotz des schmetternden Geschützfeuers gegen die Reihen der Oesterreicher empor, sie vereinigten sich mit den Regimentern

des Vortrabes und warfen mit diesen vereint eine furchtbare feindliche Batterie. Der rechte Flügel des Feindes wankte, der Sieg schien sich auf die Seite der Preußen zu neigen; schon ließ Daun auf einem mit Bleistift geschriebenen Zettel den Befehl zum Rückzuge durch seine Armee laufen. Doch einer von seinen Oberoffizieren bemerkte zur rechten Zeit, daß die Schlacht sich wiederum günstiger gestalte, und hielt den Zettel an. Denn jetzt hatte sich das Mitteltreffen der Preußen, durch einen allzu heftigen General geführt, verleiten lassen, gegen den ausdrücklichen Befehl des Königs Theil an der Schlacht zu nehmen. Es rückte gegen ein Dorf vor, welches von Kroaten besetzt war, trieb diese hinaus und versuchte nun gegen die Oesterreicher emporzustürmen. Aber auf dem abhängigen Boden, der mit glattem, ausgedörrtem Grase bedeckt war, versagte jeder Tritt, und von dem Berge herab sprühte ihnen ein fürchterlicher Kartätschenregen entgegen. Reihenweis wurden hier die tapfern Preußen hingestreckt. Durch dies unzeitige Unternehmen war den Regimentern des linken Flügels und dem Vortrabe der Preußen die nächste nöthige Unterstützung geraubt. Friedrich sandte ihnen Kürassiere und Dragoner zu, die errungenen Vortheile festzu-

Digitized by Google

halten und weiter zu verfolgen. Zweimal drangen die Reiter vor, aber ſie mußten dem Geſchützfeuer, das ſie von der Seite empfing, weichen; zum dritten Mal ſetzte ſich Friedrich ſelbſt an ihre Spitze, aber auch jetzt vermochten ſie nicht Stand zu halten.

Nun hatten jene ſiegreichen Schaaren, die ſeit zwei Stunden im Feuer ſtanden, ſich verſchoſſen; von keiner Seite konnte ihnen Verſtärkung zugeführt werden. Sächſiſche Reiterhaufen, die von Polen aus zu der öſterreichiſchen Armee geſtoßen waren, drangen auf ſie ein, andere Schaaren öſterreichiſcher Kavallerie folgten, ein wildes Gemetzel erhob ſich. Die Sachſen, der argen Niederlage gedenkend, die ſie vor zwölf Jahren erlitten, riefen bei ihren Säbelhieben triumphirend aus: „Das für

Striegau!“ Verzweifelt wehrten ſich die Preußen; was nicht erlag, wandte ſich endlich zur Flucht. Noch einmal ſucht Friedrich dem Schickſal des Tages Trotz zu bieten. Er ſprengt den Flüchtigen nach, er bemüht ſich, ſie zu ſammeln, 40 Mann folgen ſeinen Befehlen, ſeinen Bitten; er führt dieſe, in der Hoffnung, daß auch die Uebrigen ſich anſchließen werden, unter klingendem Spiel gegen eine feindliche Batterie. Umſonſt! auch die wenigen Getreuen fliehen aufs Neue, ſobald ſie von den feindlichen Kugeln erreicht werden. Friedrich bemerkt es nicht; nur einige Adjutanten ſind noch bei ihm, als er der Batterie allein entgegenreitet. Einer von dieſen fragt ihn endlich: „Sire, wollen Sie denn die Batterie allein erobern?“ Da hält Friedrich ſein Pferd an, ſieht das leere Feld um ſich, zieht ein Fernrohr hervor und beobachtet die feindliche Batterie, deren Kugeln zu ſeinen Seiten niederſchlagen. Endlich wendet er das Pferd und reitet ſtumm und langſam nach dem rechten Flügel

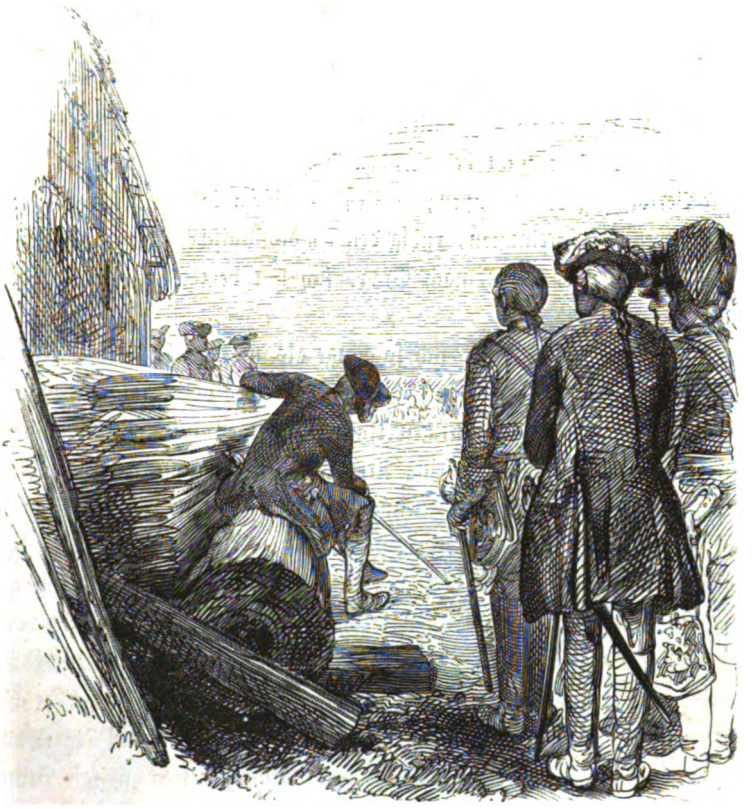
Digitized by Google

seiner Armee, wo der Herzog von Bevern commandirte. Hier gibt er das Zeichen zum Rückzuge.

Der rechte Flügel hatte gar nicht an dem Kampfe Theil genommen. Jetzt sollte er dazu dienen, den Rückzug der übrigen Heerestheile zu decken. Aber während dieser Rückzug vor sich ging, ward auch er noch in ein Gefecht mit dem linken Flügel der Oesterreicher, der ihm entgegenrückte, verwickelt. Der neue Kampf ward mit nicht geringerer Erbitterung geführt als die früheren Gefechte des blutigen Tages. Die Preußen vermochten gegen das mörderische Kartätschenfeuer der Oesterreicher nicht Stand zu halten, ganze Regimenter wurden aufgerieben. Endlich, es war 8 Uhr des Abends, mußte auch dieser Theil des preußischen Heeres den Rückzug antreten. Daun aber begnügte sich, das Schlachtfeld zu behaupten. Zufrieden mit dem ersten siegreichen Erfolge über die preußischen Waffen, ließ er Friedrich's Armee ungehindert und in guter Ordnung sich über Planian nach Nimburg zurückziehen, und in edlem Stolze sandte er dem Besiegten die Verwundeten nach, die man in Planian hatte zurücklassen müssen.

Friedrich hatte sich, als er die Schlacht verloren sah, sofort unter geringer Bedeckung auf den Weg nach Nimburg gemacht. Der abendliche Ritt war sehr gefahrvoll, denn rings, in Dörfern und Gebüschen, lagen Trupps feindlicher Husaren und Kroaten zerstreut. Auch erhob sich während des Rittes plötzlich das Gerücht, es seien österreichische Husaren im Anzuge; man sah sich genöthigt, eine halbe Stunde lang mit verhängtem Zügel fortzujagen. In einem Dorfe mußte man darauf kurze Rast machen, um die erschöpften Pferde zu tränken. Ein alter verwundeter Kavallerist trat zu dem Könige und reichte ihm in seinem Hute einen kühlen Trunk, den er aus dem Pferdeeimer geschöpft hatte, mit den Worten: „Trink' Ew. Majestät doch und laß Bataille Bataille sein! Es ist nur gut, daß Sie leben; unser Herrgott lebt gewiß, der kann uns schon wieder Sieg geben!" Solche Worte mochten wohl tröstlich in das Ohr des Königs klingen, aber es waren nicht Viele in der Armee, die ebenso sprachen. — Als die übrigen Offiziere, welche zu Friedrich's Gefolge gehörten, nach Nimburg kamen, fanden sie ihn auf einer Brunnenröhre sitzend, den Blick starr auf den Boden geheftet und mit seinem Stocke Figuren in den Sand zeichnend. Niemand wagte ihn in seinen düsteren Gedanken zu stören. Endlich sprang er auf und gab mit Fassung und erzwungener Heiterkeit die nöthigen Befehle. Beim Anblick des kleinen Restes seiner geliebten Garde traten ihm Thränen in die Augen. „Kinder", sagte er, „ihr habt heute einen schlimmen Tag gehabt." Sie antworteten, sie seien leider nicht gut geführt worden. „Nun, habt nur Geduld", fuhr Friedrich fort, „ich werde Alles wieder gut machen."

Digitized by Google



Es war die erſte Schlacht, die Friedrich verloren hatte. Sein Verluſt belief ſich auf nahe an 14,000 Mann, der der Oeſterreicher nur auf wenig über 8000. Der ſchlimmere Verluſt war das gebrochene Selbſtvertrauen. Ueber das ganze Heer, das ſich bis dahin für unüberwindlich gehalten, verbreitete ſich eine Muthloſigkeit, welche erſt neuer glänzender Siege bedurfte, um wieder der alten Zuverſicht Platz zu machen. Als den Offizieren des Belagerungsheeres bei Prag die Niederlage bekannt gemacht ward, folgte eine dumpfe Stille von mehreren Minuten; der ſonſt ſo ſanftmüthige Prinz Wilhelm von Preußen aber brach in lautes Wehklagen über das Benehmen des königlichen Bruders aus.

Jetzt durfte Friedrich nicht länger auf einen Angriffskrieg in Böhmen denken; die Belagerung von Prag mußte aufgehoben werden. Friedrich ſelbſt war gleich von Nimburg dahin geeilt, die nöthigen Anordnungen zum Abzuge zu treffen. Am zweiten Tage nach der verlorenen Schlacht verließ das preußiſche Heer die Verſchanzungen mit klingendem Spiele, ohne daß der Prinz von Lothringen, welcher die Oeſterreicher

Digitized by Google

in der Stadt commandirte und durch eine Marketenderin, die von Kollin aus nach Prag gekommen war, die Siegesnachricht erhalten hatte, ihnen ein besonderes Hinderniß in den Weg gelegt hätte. Erst auf die letzten Abtheilungen der preußischen Truppen, die zu lange gesäumt hatten, wagte er einen Ausfall und brachte ihnen allerdings einen obschon nicht bedeutenden Verlust bei. Noch weniger unternahm Daun zur Verfolgung der Preußen; er ließ in seinem Lager, während die beiden preußischen Heere sich vereinigten, ruhig den Ambrosianischen Lobgesang anstimmen. Dann ging er mit seiner Armee nach Prag, sich mit dem Prinzen von Lothringen zu verbinden.

Friedrich hatte die Absicht, sich so lange als möglich in Böhmen zu halten, vornehmlich, um aus dem nördlichen Theile des Landes vorerst alle Lebensmittel an sich zu ziehen und dadurch die künftigen Unternehmungen des Feindes auf Sachsen zu erschweren. Er hatte deshalb seine Armee in zwei Hauptcorps getheilt, die zu beiden Seiten der Elbe in festen Stellungen standen. Das auf der östlichen Seite, welches sich später nach der Lausitz zurückziehen sollte, führte sein Bruder, der Prinz von Preußen. Die österreichische Armee war mehrere Wochen unthätig gewesen; dann wandte sie sich mit ihrer Hauptmacht gegen das Corps des Prinzen von Preußen. Dieser, der die Gefahr drohend gegen sich heranschreiten sah, ließ Friedrich mehrfach von den Bewegungen des Feindes benachrichtigen; aber Friedrich wollte auch jetzt, wie vor der Kolliner Schlacht, den Nachrichten über die Stärke und über die Entschlossenheit der Gegner keinen Glauben beimessen. Endlich sah Prinz Wilhelm sich zu eiligem Rückzuge gegen Zittau, wo ein bedeutendes Magazin vorhanden war, genöthigt. Aber er wählte hierzu eine minder günstige, mit mannigfachen Hindernissen verknüpfte Straße durch das Gebirge, sodaß dieser Rückzug der preußischen Armee aufs Neue einen bedeutenden Verlust zufügte, während der Feind zugleich auf einer kürzeren Straße gegen Zittau vordrang. Hier trafen beide Heere gegen einander. Eine Schlacht vermied Prinz Wilhelm; aber der Prinz von Lothringen richtete gegen die Stadt Zittau, deren Magazine durch eine geringe Schaar von Preußen vertheidigt wurden, ein barbarisches Bombardement, welches die gewerbfleißige Stadt, die „Goldgrube Sachsens", in einen Trümmerhaufen verwandelte. Auf die Nachricht von dem Rückzuge seines Bruders war auch Friedrich mit seiner Armee nach Sachsen gegangen. Nachdem er hier die Grenzen versichert, führte er den Haupttheil seiner Truppen zu der Armee des Prinzen Wilhelm. In Bautzen traf er mit Letzterem zusammen. Die Begegnung war nicht freundlich. Der Prinz und sämmtliche Generale seiner Armee — mit Ausnahme Winterfeldt's, den Friedrich dem Prinzen gewissermaßen als Rathgeber beigegeben, — mußten die härtesten

Digitized by Google

Beſchuldigungen über die Verluſte jenes Rückzuges anhören. Friedrich ließ den Generalen ausdrücklich ſagen, ſie hätten insgeſammt verdient, daß ihnen der Kopf vor die Füße gelegt werde. Prinz Wilhelm verließ auf ſolche Begegnung das Heer und ging nach Berlin zurück; hier kränkelte er bald und ſtarb im folgenden Sommer.

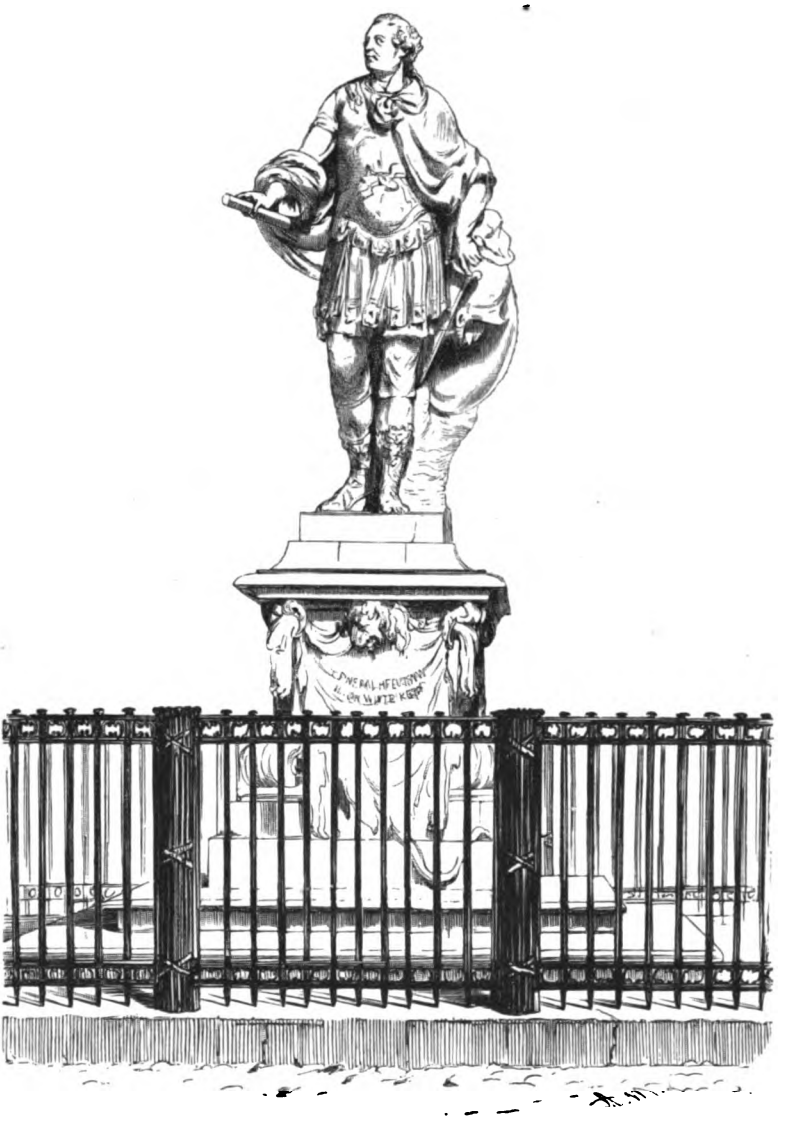
Digitized by Google

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Fortſetzung des Feldzuges von 1757.

ndeß rückten von allen Seiten die Gefahren näher, und Friedrich wünſchte nichts mehr, als den Oeſterreichern, welche nun in der oberen Lauſitz ſtanden, ſobald als möglich eine Schlacht zu liefern. Aber der Prinz von Lothringen hatte mit ſeiner Armee eine ſo vortreffliche Stellung genommen; daß ein Angriff auf dieſe eine Tollkühnheit geweſen wäre. Friedrich ſuchte ihn durch mehrere künſtliche Märſche aus ſeiner Stellung zu entfernen; aber die Oeſterreicher wichen nicht. Auch eine andere eigenthümliche Kriegsliſt, die Friedrich anwandte, blieb ohne Erfolg. Wider ſeine Gewohnheit ſpeiſte er eines Abends in Geſellſchaft mehrerer Generale unter freiem Himmel. Hier wurde von nichts als von dem auf den folgenden Tag beſchloſſenen Angriffe und zwar ſo laut geſprochen, daß Alle, die ſich um die königliche Tafel drängten, — und man durfte auch Kundſchafter unter dieſen vermuthen, — die Unterredung mit anhören konnten. Zugleich wurden während der Nacht alle Vorbereitungen, wie zu einer Schlacht, getroffen. Zahlreiche Ueberläufer kamen zum Prinzen von Lothringen und benachrichtigten ihn von dieſen Umſtänden; aber er ließ ſich zu keiner falſchen Bewegung verleiten.

Digitized by Google



Hans Carl von Winterfeldt,

Königl. Preuss. General-Lieutenant,

geboren 4. April 1707, geblieben bei Moys 8. Novbr. 1757.

Digitized by Google

Digitized by Google

Friedrich durfte nicht länger säumen, wollte er jetzt nicht Sachsen den Angriffen der Franzosen und der Reichsvölker, die schon im vollen Anmarsch begriffen waren, preisgeben. Er ließ also den größeren Theil der Armee unter dem Oberbefehl des Herzogs von Bevern zurück, welcher die Lausitz und Schlesien gegen die Oesterreicher decken sollte, und machte sich selbst an der Spitze von 12,000 Mann auf den Weg nach Dresden, um die dortigen Truppen noch an sich zu ziehen und sodann gegen die Saale zu marschiren. Dem Herzoge von Bevern hatte er Winterfeldt zur Seite gestellt und von der Kühnheit und Erfahrung dieses Generals, der sein besonderes Wohlwollen besaß, glückliche Erfolge erwartet. Die Oesterreicher verharrten in ihrer Unthätigkeit, bis der österreichische Staatskanzler, Graf Kaunitz, in dem Lager des Prinzen von Lothringen eintraf, um diesen zu lebhafteren Unternehmungen aufzumuntern. Dem Vertrauten der Kaiserin eine Probe von der Entschlossenheit des Heeres zu geben, ward schnell ein Angriff auf ein vereinzeltes preußisches Corps — freilich mit sehr bedeutender Uebermacht — veranstaltet. Winterfeldt, welcher dies Corps befehligte, ward bei diesem Gefechte durch die Brust geschossen und starb nach

wenigen Stunden. Die Oesterreicher siegten in dem ungleichen Kampfe, ohne jedoch andere Vortheile damit zu verknüpfen. Der Herzog von Bevern fürchtete nun, die Oesterreicher möchten ihn von Schlesien abschneiden; er begab sich mit seinem Heere dahin auf den Weg; der Prinz von Lothringen ließ ihn ruhig den Uebergang über die Flüsse, welche die Lausitz von Schlesien scheiden, vollenden, und machte sich dann bereit, ihm nach Schlesien zu folgen. Als Friedrich die Nachricht von Winter-

Digitized by Google

feldt's Tode erhielt, rief er schmerzergriffen aus: „Gegen die Menge meiner Feinde hoffe ich noch Rettungsmittel zu finden; aber nie werde ich einen Winterfeldt wieder bekommen!"

Doch schon waren die Erfolge der zahlreichen Feinde von solcher Art, daß jeder Andere als Friedrich an der Möglichkeit einer Rettung verzweifeln mußte. Vom Niederrhein war eine mächtige französische Armee unter dem Marschall d'Estrées in Westphalen eingerückt, wo ihr ein aus Hannoveranern, Hessen, Braunschweigern und anderen Deutschen zusammengesetztes Heer gegenüberstand. Den Oberbefehl über letzteres führte der Herzog von Cumberland, ein Sohn des Königs von England. Auch einige preußische Truppen befanden sich unter den Verbündeten; diese wurden jedoch, als die Armee des Herzogs von Cumberland, dem Willen des hannöverschen Ministeriums gemäß, sich bis an die Weser zog, von Friedrich abberufen und zur Verstärkung der Festung Magdeburg verwandt. Zu Hastenbeck, unweit Hameln, kam es am 26. Juli zur Schlacht zwischen beiden Armeen. Von beiden Seiten ward theils mit Vortheilen, theils mit Verlusten gefochten; beide Heerführer glaubten sich geschlagen und ordneten gleichzeitig den Rückzug an. Die Franzosen aber waren die Klügeren; sie bemerkten den Irrthum und besetzten schnell das Schlachtfeld, sodaß sie als Sieger erschienen. Der Herzog von Cumberland zog sich eilig zurück; die französische Armee folgte ihm, und jener hielt sich für so ganz hülflos, daß er zu Kloster Seeven, am 8. September, die Hand zu einer schimpflichen Convention bot, der zufolge die ganze Armee der Verbündeten auseinandergehen sollte; den Hannoveranern wurden Cantonnirungsquartiere bei Stade verstattet. Braunschweig wurde nun von den Franzosen besetzt; sie fielen in die preußischen Elbprovinzen ein und übten alle möglichen Gräuel und Erpressungen aus. Der Herzog von Richelieu, den man aus Paris gesandt hatte, um den Marschall d'Estrées zu ersetzen, ließ es sich aufs Eifrigste angelegen sein, durch diese Erpressungen sein eignes, bedeutend zerrüttetes Vermögen wiederherzustellen.

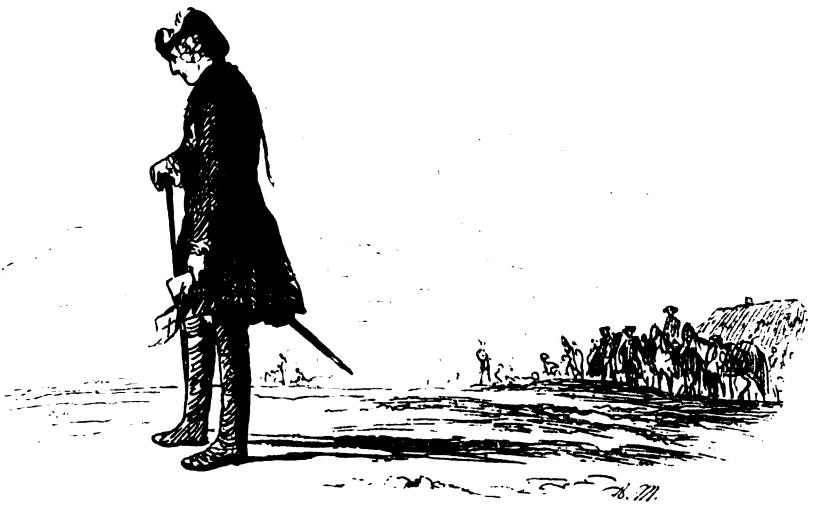
Etwas später war ein großes russisches Heer in Preußen eingerückt. Die wilden Schwärme asiatischer Barbaren, die mit diesem Heere kamen, verwüsteten alles Land, welches sie betraten, und bereiteten den Bewohnern namenloses Elend. Memel ward erobert, die Russen drangen bis an den Pregelfluß vor, wo ihnen die preußische Armee, wenig stärker als das Viertel der russischen Macht, unter dem Feldmarschall Lehwald entgegentrat. Am 30. August kam es bei Groß-Jägerndorf zur Schlacht. Die geregelte Tapferkeit der Preußen schien den Sieg über die unzählbaren barbarischen Horden davonzutragen, bis die errungenen Vortheile durch manche Fehler des Anführers und einige zufällige Umstände verloren gingen. Die Preußen verließen

Digitized by Google

das Schlachtfeld, ohne zwar von den Ruſſen verfolgt zu werden; auch betrug ihr Verluſt nur etwa die Hälfte von dem der letzteren.

Gleichzeitig war ferner eine ſchwediſche Armee nach Stralſund übergeſetzt und machte Streifzüge nach Pommern und nach der Ukermark. Endlich war auch die Reichsexecutionsarmee, unter dem Prinzen von Hildburghauſen, zuſammengezogen; ſie hatte ſich gegen Ende Auguſt mit einem franzöſiſchen Corps unter dem Prinzen Soubiſe, das Frankreich außer jener großen Armee, zufolge ſeines Vertrages mit Oeſterreich, ſtellen mußte, in Thüringen vereinigt und bereits Erfurt beſetzt.

So war Friedrich auf allen Punkten ſeines Reiches, ohne Ausnahme, bedroht, und faſt überall ſchon ſtanden die feindlichen Heere auf dem Boden ſeiner Provinzen. Der furchtbarſten Uebermacht hatte er nur ein kleines, ſchon zuſammengeſchmolzenes Heer entgegenzuſetzen, das überdies durch die Niederlage von Kollin und durch den Rückzug aus Böhmen muthlos geworden war. Nach menſchlicher Berechnung ſchien es unmöglich, daß er dem gänzlichen Verderben entgehen könne. Und um das Maß ſeines Kummers voll zu machen, ſo mußte ihn, während der beängſtigenden Fortſchritte ſeiner Feinde, neben dem Verluſte ſo vieler tapferer, ihm zum Theil ſo nah befreundeter Männer, noch ein Unglück treffen, das ſein Gemüth im Allertiefſten ergriff. Seine Mutter, die ihm ihres kräftigen, entſchiedenen Charakters, ihrer ganzen Geiſtesrichtung wegen werth war wie nur wenige Frauen, war zehn Tage nach der



Schlacht von Kollin geſtorben. Eine finſtere Melancholie hatte ſich ſeiner Seele bemächtigt; und obgleich er es mit ungeheuerer Gewalt möglich zu machen wußte, daß ſeine Umgebungen nur zuverſichtliches Handeln, ungetrübten Muth, ſelbſt Laune

Digitized by Google

und Heiterkeit an ihm ſahen, ſo zitterten ſeine Vertrauteſten doch, denn ſie wußten, daß er ein ſchnell tödtendes Gift bei ſich trug und daß er entſchloſſen war, den Sturz ſeines Reiches nicht zu überleben. In den Gedichten, welche er in dieſer Zeit niederſchrieb, athmet nur der Gedanke des Todes, in dem allein er Ruhe vor den Stürmen des Schickſals zu finden hoffte. Er malt es ſich als ein ſüßes Gefühl aus, freiwillig von dem traurigen Schauplatze abzutreten. Hier ſind die Bruchſtücke eines von dieſen Gedichten, das an ſeinen Freund, den Marquis d'Argens, gerichtet iſt.

Nun iſt das Loos geworfen, Freund!
Ermüdet von dem Schickſal, das mich quält,
Ermüdet, mich zu beugen ſeiner Laſt,
Verkürz' ich ſelbſt das Ziel, das die Natur
In mütterlichem Sinn, verſchwenderiſch,
Beſtimmt für meine leiderfüllten Tage.
Mit feſtem Herzen, unverwandtem Blick
Schreit' ich dem Ziel entgegen, welches bald
Mich vor des Schickſals Wüthen ſchirmen ſoll.
Furchtlos und mühlos, in der Parze Händen,
Zerreiß' an ihrer trägen Spindel ich
Den allzulangen Faden. Mir hilft Atropos,
Und ſchnell bring' ich in jenen Nachen ein,
Der Fürſt und Hirten, ohne Unterſchied,
Hinüberführt ins Land der ew'gen Ruhe.

Lebt wohl, ihr trügeriſchen Lorbeerkränze!
's iſt allzutheurer Kauf, wer leben will
In der Geſchichte Büchern.
Oft geben vierzig arbeitsvolle Jahre
Nicht mehr als Einen Augenblick des Ruhms
Und Haß von hundert Mitbewerbern!

Erträumte Größe, lebe wohl!
Dein flücht'ger Schimmer ſoll die Augen mir
Nicht fürder blenden.

— — — —

Schon lang' hat Morpheus, karg mit ſeinem Mohne,
Kein Korn mehr auf mein trübes Aug' geſtreut.
Den Blick von Thränen ſchwer, ſprach ich zum Morgen:
Der Tag, der bald erwachen wird, verkündet
Nur neues Unheil mir! Ich ſprach zur Nacht:
Bald iſt dein Schatten da, der meine Schmerzen
Zur Ewigkeit verlängert!

— — — —

Digitized by Google

Jetzt, um zu enden meine Pein,
Gleich jenen Armen, die im Kerker ſchmachten,
Die ihrem grauſen Schickſal, ihren Henkern
Trotz bietend, kühnen Muths die Ketten brechen,
Zerreiß' auch ich, — nicht ſorg' ich ob des Mittels! —
Das unglücksvolle, fein gewebte Band,
Das allzulange ſchon an dieſen Leib,
Den gramzernagten, meinen Geiſt gefeſſelt.

Leb' wohl, d'Argens! In dieſem Bilde ſiehſt
Du meines Todes Urſach'. Denke nicht,
Ich bitte dich darum, daß aus dem Nichts
Des Grabes ich nach Götterwürde dürſte.
Die Freundſchaft fordert Eines nur von dir:
Solang' hienieden noch des Himmels Fackel
Die Tage dir erhellt, indeß ich ruhe,
Und wenn der Frühling neu erſcheint und dir
Aus reichem Schooße holde Blumen beut,
Dann jedes Mal, mit Myrten und mit Roſen,
Sollſt ſchmücken du mein Grab!

Aber daß es dem Könige gegeben war, ſeinen Gram in Worten auszuſprechen, daß er ihn als ein künſtleriſches Gebilde aus ſeinem Innern abgetrennt vor ſich hinſtellen konnte, das war es, was ihn befreite. Die Poeſie war das Gegengift, welches er bei ſich trug und welches ihn vor dem letzten furchtbaren Schritte ſchützte. Und bald klingt wieder in ſeinen Gedichten ein anderer Ton als der der gänzlichen Hoffnungsloſigkeit; er wagt es, wieder muthig in die Zukunft zu ſchauen; er reißt ſich mitten aus der Verzweiflung ſeiner damaligen Lage in kühner Begeiſterung empor und verkündet das ſiegreiche Ende des ſchreckenvollen Kampfes. So ruft er in einer Ode, die ſeinem jüngeren Bruder, dem Prinzen Heinrich, gewidmet iſt, ſeinem Volke die Worte zu:

Ihr Preußen, hört! zu euch ſpricht des Orakels Stimme,
Zu euch, die dem Geſchick und ſeinem herben Grimme
Ihr wurdet unterthan:
Noch nimmer hat ein Volk, im Werden ſeiner Größe,
Bis an das Ziel durcheilt gar ohne bräu'nde Stöße
Des Glückes Siegerbahn!

Er verweiſt die Preußen auf das Beiſpiel des römiſchen Volkes, das ebenfalls unter tauſend Gefahren groß und weltherrſchend geworden war. Dann wendet er ſich an ſeinen Bruder:

Digitized by Google

O du, auf den mit Luſt hinblicket unſre Jugend,
Für künft'ge Thaten du, in deiner holden Tugend,
Ihr Vorbild, Schmuck und Schild:
Erhalte dieſen Staat, deß Ruhm ſo hell gefunkelt,
Mein Bruder, und der jetzt, von Wolken rings umdunkelt,
Sich ſchon in Nacht verhüllt.

So wird die Zeit, die nie verarmt an Blüth' und Kränzen,
O Preußenland! auch dir, ſolang' die Sterne glänzen,
Neu bringen Blüth' und Kranz!
So kündet mein Geſang, der Zukunft zugewendet,
Dem Staate Glück und Heil, bis einſt die Zeit ſich endet, —
Und ew'gen Ruhmes Glanz!

Auch hier noch ſcheint der Gedanke durchzugehen, daß vielleicht nicht durch ihn, den König, dieſe Zukunft werde heraufgeführt werden. Aber er hatte einmal die Zuverſicht des ſiegreichen Ausganges gefunden; und ſo fand er auch in dieſer Zuverſicht die Kraft, welche ihn die Uebermacht ſeiner Feinde brechen ließ. Von hier an beginnen die herrlichſten Thaten des großen Königs.

Digitized by Google

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Fortſetzung des Feldzuges von 1757. Roßbach.

ach mancherlei kleinen Gefechten war Friedrich gegen Erfurt vorgerückt. Die vereinigte Armee der Reichstruppen und Franzoſen hatte ſich bei dem erſten Erſcheinen des Vortrabes zurückgezogen und die Stadt ſich den Preußen übergeben. Auch aus Gotha wurden die vereinigten Truppen vertrieben und mit Verluſt bis Eiſenach zurückgedrängt. Doch ſah ſich Friedrich wiederum genöthigt, ſeine kleine Armee durch Entſendung zweier Corps, das eine gegen die Franzoſen unter Richelieu, das andere gegen eine neue öſterreichiſche Armee, welche in die Lauſitz eingedrungen war und die Mark Brandenburg bedrohte, bedeutend zu ſchwächen. Dem Feinde ſeine Schwäche zu verbergen, wurden jetzt die einzelnen Abtheilungen der preußiſchen Truppen in den Dörfern vertheilt, mußten öfters ihre Quartiere ändern und jedes Regiment den neuen Ruheplatz unter neuem Namen betreten. Die Spione bemerkten getreulich die Menge dieſer Namen von Regimentern, unterrichteten den Prinzen von Soubiſe von der bedeutenden Stärke der Preußen, und dieſer wagte, trotz ſeiner großen Ueberlegenheit, kein entſcheidendes Unternehmen.

Digitized by Google

Als Soubiſe jedoch hörte, daß Friedrich Gotha nur durch einige Kavallerieregimenter unter dem General Seydlitz beſetzt habe und mit der Hauptmacht nach Erfurt zurückgekehrt ſei, ſo beſchloß er, wieder auf Gotha vorzugehen. Seydlitz, der ſich bereits bei Kollin durch kühne Unternehmungen hohen Ruhm erworben, verließ darauf die Stadt, hatte aber keineswegs im Sinn, dem Feinde freien Spielraum zu geben. In einiger Entfernung ſtellte er ſich mit ſeiner kleinen Schaar in Schlachtordnung, in einer Weiſe, daß man ſie von Weitem allenfalls für eine große Armee halten konnte. Ein Dragoner war in die Stadt geſchickt worden; dieſer gab ſich für einen Deſerteur aus und verſicherte, der König ſelbſt ſei wieder in Anmarſch. Als nunmehr die Franzoſen und Reichstruppen, nachdem ſie Gotha beſetzt, zur Schlacht ausrückten und die langen Linien ſich gegenüber ſahen, auch Infanterie zwiſchen den Reitern zu bemerken glaubten, — es waren einige Schwadronen Huſaren, welche Seydlitz, um den Feind zu täuſchen, hatte abſitzen laſſen, — ſo zweifelten ſie nicht, daß ſie die ganze preußiſche Armee vor ſich hätten. Seydlitz gab das Zeichen zum Angriff, und bald wichen die Feinde zurück. Eine Schaar preußiſcher Huſaren und Dragoner ſprengte mit verhängtem Zügel nach der Stadt, wo eben Soubiſe und ſeine Generale an der herzoglichen Tafel feſtlich bewirthet wurden. Dieſe ſchwangen ſich in Eile auf ihre Pferde, und nur mit Mühe entgingen ſie der Gefangenſchaft. Den Preußen fiel außer einer Schaar feindlicher Soldaten der ganze Troß und das Gepäck der Franzoſen in die Hände. Die Huſaren ergötzten ſich an den Pomaden,

den Pudermänteln, Haarbeuteln, Schlafröcken, Sonnenſchirmen und Papageien, die ſie in großer Maſſe unter dem Gepäck der franzöſiſchen Offiziere gefunden hatten; die Kammerdiener, Lakaien, Köche, Friſeurs, Maitreſſen, Feldpatres und Komödianten aber, die den Troß ausmachten, ſandten ſie unentgeltlich zurück. Bis Eiſe-

Digitized by Google

nach hin hatte Seydlitz die feindliche Armee verfolgt. Friedrich spendete ihm für das kühne Unternehmen reichliches Lob. An sich zwar war dasselbe ohne erhebliche Folgen, aber es hatte den Charakter des Feindes kennen gelehrt; und die ganze Weise, wie dieser sich Friedrich's kleiner Armee gegenüber benahm, war sehr wohl geeignet, den alten preußischen Muth wieder lebendig werden zu lassen.

Doch mußte Friedrich sich wieder aus Thüringen zurückziehen. Er erhielt die Nachricht, daß jene österreichische Armee, welche in der Lausitz stand, den Marsch auf die Mark Brandenburg anzutreten im Begriff sei, daß ein Corps ungarischer Husaren unter dem General Haddik bereits nach Berlin vorgehe, und es war zu vermuthen, daß gleichzeitig auch die Schweden von Norden aus einen Angriff auf die Mark machen würden. Friedrich begab sich auf diese Nachricht nach Torgau, während Prinz Moritz von Dessau an der Spitze eines besonderen Corps den General Haddik von Berlin abzuhalten suchte. Der Letztere aber war dort einen Tag früher angekommen, während der Hof in Eile nach Spandau geflüchtet war, hatte sich eine Contribution von 200,000 Thalern auszahlen und außerdem 24 Paar feiner Damenhandschuhe, zum Geschenk für die Kaiserin, übergeben lassen. Die Handschuhe erhielt er sorgfältig eingepackt; als aber die Kiste geöffnet ward, paßten sie sämmtlich nur auf die linke Hand. Dann war er schnell vor dem herannahenden Corps des Prinzen Moritz entwichen. Die größere österreichische Armee aber blieb ruhig in dem Lager, welches sie zu Bautzen bezogen hatte.

Während so eine drohende Gefahr ohne bedeutenden Verlust vorüberging, kamen auch andere günstige Nachrichten. Die Russen hatten ihren Sieg in Preußen nicht benutzt; vielmehr war die Armee, nachdem man in Memel eine Besatzung zurückgelassen, wieder über die russischen Grenzen zurückgeführt worden. Der Grund war eine plötzliche Krankheit der Kaiserin Elisabeth; man erwartete ihren Tod, und Bestuschef, so feindlich er gegen Friedrich gesinnt war, fand es doch für gut, sich durch diese Maßregel dem Thronfolger zu empfehlen. Dafür freilich ward nachmals der allmächtige Minister, als die Kaiserin wider Erwarten genas, nach Sibirien geschickt. In Pommern hatten die Schweden einen unerwarteten Widerstand an den Landmilizen gefunden, die von dieser Provinz aus eignen Mitteln in nicht unbeträchtlicher Anzahl gestellt waren. Durch sie war Stettin, das nur eine äußerst schwache Besatzung hatte, gegen eine große schwedische Armee vertheidigt und diese in ihrem Marsche gegen Berlin aufgehalten worden. Im ganzen Verlaufe des siebenjährigen Krieges spielen diese Landmilizen, welche zu einer Zeit, da man nur stehende Heere kannte, als eine seltene, hochachtbare Erscheinung betrachtet werden müssen, eine wichtige Rolle in der Vertheidigung des Landes und seiner Festungen. Darum,

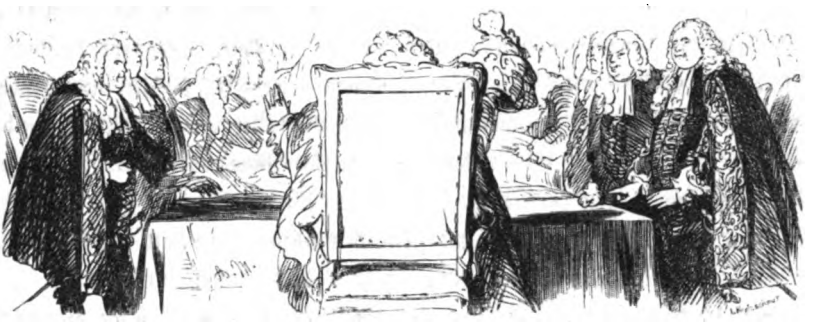
Digitized by Google

ſowie aus anderen Beweiſen pommerſcher Treue, hat aber auch Friedrich nachmals, in ſeinem „politiſchen Teſtamente", ſeinen Nachfolgern erklärt, „daß ſie ſich vorzüglich auf die pommerſche Nation verlaſſen und dieſelbe als die erſte Stütze des preußiſchen Staates anſehen könnten und müßten". Nach dieſem Vorbilde wurden nun auch in der Mark und im Magdeburgiſchen ähnliche Landmilizen eingerichtet. Als jene ruſſiſche Armee ſich aus Preußen zurückgezogen hatte, ließ Friedrich das dortige Corps ſeinen Pommern zu Hülfe kommen, ſodaß die Schweden bald nach Stralſund und Rügen zurückgedrängt waren.

Zugleich hatte Friedrich mit dem Herzoge von Richelieu Unterhandlungen angeknüpft. Dieſer gehörte nicht zu der Partei der Marquiſe Pompadour, ſondern zu derjenigen kleineren Partei des franzöſiſchen Hofes, welche die Fortdauer des alten Bündniſſes mit Friedrich gewünſcht hatte. So machten ihn die feinen Schmeicheleien in Friedrich's Briefen und das willkommene Geſchenk von 100,000 Thalern bereit, auf dieſe Unterhandlungen einzugehen. Zwar waren die Verhältniſſe nicht der Art, um dem franzöſiſchen Hofe Eröffnungen hierüber zu machen; doch verſtand ſich Richelieu gern dazu, vor der Hand nicht weiter feindlich gegen die preußiſchen Provinzen zu verfahren. Auch an den König von England hatte Friedrich geſchrieben, als die ſchmachvolle Convention von Kloſter Seeven bekannt geworden war; er hatte ihn ſtolz aufgefordert, ihn jetzt nicht auf eine ſo entehrende Weiſe zu verlaſſen, wie es der Herzog von Cumberland in jener Convention eingegangen war. Friedrich traf mit dieſem Begehren den wunden Fleck im Gemüthe König Georg's. Denn dieſer ſelbſt war über die Convention im höchſten Grade entrüſtet; er hatte den Herzog von Cumberland öffentlich mit den Worten empfangen: „Hier iſt mein Sohn, der mich zu Grunde gerichtet und ſich ſelbſt beſchimpft hat!" und ſo bewies man ſich engliſcher Seits für jetzt wenigſtens in ſo fern willfährig, als man die Ratification der ſchimpflichen Convention durch allerlei Ausflüchte zu verzögern ſuchte.

Ein Feind, den man in früheren Jahrhunderten als den furchtbarſten von allen angeſehen hätte, ward auf eine leichte und faſt ergötzliche Weiſe abgewieſen. Dies war die Reichsacht, die über Friedrich zu fällen der in Regensburg verſammelte Reichshofrath ſich jetzt, da der König von Preußen ſchon erdrückt ſchien, nach allen Kräften angelegen ſein ließ. Am 14. October erſchien der Hofgerichtsadvocat Aprill in der Würde eines kaiſerlichen Notars, begleitet von zwei Zeugen, in der Wohnung des preußiſchen Geſandten zu Regensburg, Freiherrn von Plotho, dieſem „die fiscaliſche Citation wegen der Achtserklärung zu inſinuiren". Das war eine „Vorladung des Kurfürſten und Markgrafen von Brandenburg, zu ſehen und zu

Digitized by Google



hören, wie er werde in des Reiches Acht und Aberacht erkläret und aller ſeiner Lehen, Rechte, Gnaden, Freiheiten und Anwartſchaften beraubt werden". Plotho empfing den Notar im Schlafrocke. Den Erfolg der Citation erzählt der letztere ſelbſt in einem gerichtlich aufgeſetzten Document mit folgenden Worten: „Und ſeind Sr. Excellenz Freiherr von Plotho in einen heftigen Zorn und Grimm gerathen, alſo zwar, daß Dieſelben Sich nicht mehr ſtille zu halten vermöget, ſondern mit zitternden Händen und brinnendem Angeſicht beede Arme in die Höhe haltend gegen mir aufgefahren, dabei auch die fiscaliſche Citation annoch in ſeine rechte Hand haltend, in dieſe Formalia wider mich ausgebrochen: Was! du Flegel inſinuiren? Ich antwortete hierauf: Dieſes iſt mein Notariat-Ambt, deme ich nachkommen muß.

Digitized by Google

Deſſen aber ohngeachtet fallete mich er Freiherr von Plotho mit allem Grimme an, ergriffe mich bei denen vorderen Theilen meines Mantels, mit dem Vermelden: Willſt du es zurücknehmen? Da mich nun deſſen geweigert, ſtoßete und ſchube er ſothane Citation vorwärts zwiſchen meinen Rock mit aller Gewalt hinein, und da er mich annoch bei dem Mantel haltend zum Zimmer hinausgedrucket, rufete er zu denen zweien vorhanden geweſenen Bedienten: Werfet ihn über den Gang hinunter!" — Damit hatte es für diesmal ſein Bewenden; denn bald erfocht Friedrich neue Siege, die dem Reichshofrath etwas mehr Bedachtſamkeit einflößten.

Friedrich hatte jetzt die Abſicht, nach Schleſien zu gehen, wo der Herzog von Bevern hart bedrängt ward, als er plötzlich die Nachricht erhielt, daß die verbündete Armee der Reichstruppen und Franzoſen, verſtärkt durch ein Corps von Richelieu's Armee, ſich aus ihrer bisherigen Unthätigkeit emporgerafft habe, nach Sachſen vordringe und zum Theil bereits in die Nähe von Leipzig gekommen ſei. Er beſchloß alſo, ſich vorerſt aufs Neue gegen dieſen Feind zu wenden und ihn wieder nach Thüringen zurückzudrängen, damit derſelbe nicht in allzu großer Nähe von Kurſachſen — der Monat October ging bereits zu Ende — ſeine Winterquartiere nehmen könne. In großer Schnelligkeit hatte Friedrich die verſchiedenen Corps ſeiner Armee zuſammengezogen und Leipzig gedeckt. Die feindliche Armee wich bis zur Saale zurück und beſetzte, um den Uebergang der Preußen über dieſen Fluß zu verhindern, die Städte Halle, Merſeburg und Weißenfels. Friedrich folgte den Gegnern raſch und drang ſelbſt an der Spitze des Vortrabes ſeiner Armee in Weißenfels ein, während die Feinde ſich über den Fluß flüchteten; ſie zündeten die dortige, zierlich überbaute Brücke an, um Friedrich vom jenſeitigen Ufer abzuſchneiden, lieferten dadurch aber, indem dies zu eilfertig geſchah, eine bedeutende Anzahl ihrer eignen Truppen in die Hände der Preußen. Friedrich wünſchte die Brücke zu retten; doch hatte man dieſelbe mit leicht brennbaren Stoffen ausgefüllt, ſodaß ſie in einem Augenblicke ganz in Flammen ſtand; zugleich hinderte ein ſcharfes Musketenfeuer die Löſchanſtalten der Preußen. Als Friedrich hierauf am Ufer des Fluſſes recognosciren ritt, ward ihm eine drohende Gefahr bereitet, der er nur durch den Edelmuth des franzöſiſchen Anführers, des Herzogs von Crillon, entging. Dieſer hatte nämlich zwei Offizieren den Auftrag gegeben, von einer kleinen Inſel in der Saale die Bewegungen der Preußen zu beobachten. Einer von ihnen brachte die eilige Nachricht von der Nähe des Königs und fragte um Erlaubniß, ob er, durch das Gebüſch der Inſel gedeckt, auf ihn ſchießen dürfe. Aber der Herzog erwiderte, nicht zu dieſem Zwecke habe er dem Offizier den Poſten auf der Inſel gegeben: die geheiligte Perſon eines Königs müſſe ſtets verehrt werden.

Digitized by Google

Zwei Corps, die Friedrich von Weißenfels gegen Merſeburg abſandte, fanden an beiden Orten die Brücken ebenfalls bereits abgebrochen und die feindliche Armee auf dem Rückzuge begriffen, die ſich nun, einige Meilen jenſeit der Saale, bei Mücheln vereinigte. Sie ließ es ruhig geſchehen, daß die preußiſche Armee Schiffbrücken ſchlug, gleichfalls über die Saale ging und Mücheln gegenüber ein Lager bezog. Die Stellung der verbündeten Truppen war aber ſo wenig geſchickt gewählt,

daß die preußiſchen Huſaren Gelegenheit fanden, in das feindliche Lager einzubrechen und Pferde und ſelbſt Soldaten aus den Zelten zu entführen. Friedrich beſchloß einen Angriff. Als er jedoch am folgenden Tage, dem 4. November, vorrückte, fand er, daß der Feind, durch die Kühnheit der preußiſchen Huſaren gewarnt, über Nacht eine veränderte, ſehr günſtige Stellung eingenommen habe. So gab er den Angriff gegen den dreimal überlegenen Feind wieder auf, ging zurück und bezog ein Lager in der Nähe von Roßbach. Im Lager der Feinde aber war ob dieſer vermeinten Flucht des Preußenkönigs großer Jubel; Muſik und Trommelſchlag tönte von ihrer Anhöhe herab weit über die Felder, als ob ſie eine gewonnene Schlacht zu feiern hätten. Die franzöſiſchen Offiziere wollten witzig ſein und behaupteten: es geſchehe dem Herrn Marquis von Brandenburg viel Ehre, daß man ſich mit ihm in eine Art von Krieg einlaſſe; ſie ſandten bereits Boten nach Paris, welche dort die Gefangenſchaft Friedrich's anmelden mußten. Sie dachten nicht daran, daß, ſo überlegen ſie waren, ihrer Armee doch der Geiſt fehle, der, von Friedrich ausgehend, das preußiſche Heer belebte; daß die Eiferſucht, die zwiſchen den deutſchen und den franzöſiſchen Truppen ihres Heeres und zwiſchen den Anführern beider herrſchte, den gemeinſamen raſchen Entſchluß unmöglich machte; daß auf die Reichstruppen, welche buntſcheckig zuſammengewürfelt und ohne alle militairiſche Organiſation waren, leider kein Verlaß ſei, daß aber auch die Disciplin der franzöſiſchen Truppen gar

Digitized by Google

wenig Lob verdiene, und daß endlich Uebermuth in der Regel der Vorbote des Falles zu sein pflegt.

Der Morgen des 5. November brach an, und Friedrich erhielt die Nachricht, daß die Feinde ihre Stellung verließen. Sie rückten im weiten Bogen um Friedrich's Armee, während ein einzelnes Corps ihm gegenüber stehen blieb. Offenbar war es ihre Absicht, ihm den Rückzug abzuschneiden, ihn von allen Seiten einzuschließen und so zu erdrücken. Friedrich blieb den Vormittag über, als ahne er nichts von der Gefahr, welche ihm bereitet ward, ganz ruhig zu Roßbach, ließ die Mittagstafel bereiten und setzte sich mit seinen Generalen zu Tisch. Die Feinde waren entzückt über diese Ruhe der preußischen Armee; die Führer der letzteren aber, die den Plan des Königs ahnten, hatten in der Stille Alles zum Aufbruch bereit gemacht. Endlich, halb drei Uhr nach Mittag, gab Friedrich den Befehl zum Ausrücken; in weniger als einer halben Stunde war das ganze Lager abgebrochen, und die französischen Offiziere zollten selbst der Schnelligkeit, mit der dies geschah, so viele Bewunderung, daß sie es die Verwandlung einer Operndecoration nannten. Aber jetzt fürchteten sie, die preußische Armee möchte ihnen entschlüpfen, und um so eiliger setzten die Colonnen des feindlichen Heeres ihren Marsch fort. Indeß rückte Friedrich in ähnlicher Richtung vor. Die Reiterei, die von Seydlitz geführt ward, machte den Vortrab aus und verschwand den Blicken der Feinde hinter einer Hügelreihe, während die nachfolgende Infanterie zum Theil durch einen sumpfigen Boden gedeckt ward. Nun wurden auf dem bedeutendsten jener Hügel die preußischen Kanonen aufgefahren; ihr Donner begann den Kampf; ihre Stellung machte das Feuer sehr wirksam, während die feindlichen Kanonen aus der Tiefe wenig ausrichten konnten. Durch einen sonderbaren Zufall war zwischen beiden Armeen eine große Menge von Hasen eingeschlossen; diese wurden jetzt durch den Geschützdonner aufgeschreckt und machten vergebliche Versuche, nach der einen oder andern Seite durchzubrechen. Als eine der ersten französischen Kugeln einen von den Hasen vor der Front der preußischen Truppen zerschmetterte, riefen diese jubelnd aus: „Es wird Alles gut gehen, die Franzosen schießen einander selbst todt!"

Immer mehr waren die feindlichen Colonnen, die Kavallerie an ihrer Spitze, geeilt, um den Preußen ganz sicher in den Rücken zu fallen. Indeß aber hatte sie Seydlitz ungesehen bereits überflügelt. Plötzlich hält er mit seinen rüstigen Schwadronen auf der Höhe; er gewahrt den günstigen Augenblick und beschließt den Angriff, ohne die Infanterie erst abzuwarten. Seine Reihen stehen in fester Ordnung da; er reitet weit voraus, der ganzen Linie sichtbar, schleudert zum Zeichen des Angriffs seine Tabakspfeife in die Luft, und augenblicklich stürmen die Schaaren

Digitized by Google

auf die feindliche Reiterei ein, die vergebens ihre Linien aufzurollen ſucht. Sie wird geworfen; einige Regimenter ſuchen zu widerſtehen, aber umſonſt. Nun wendet ſich Alles zur Flucht; ein tiefer Hohlweg hemmt ihren ſcharfen Ritt und ſpielt den preußiſchen Reitern eine große Menge von Gefangenen in die Hände; die Uebrigen fliehen unaufhaltſam bis zur Unſtrut und laſſen ſich nicht wieder blicken. Seydlitz aber ſteht im Rücken der feindlichen Infanterie. Gegen dieſe hat Friedrich nun auch den linken Flügel ſeiner Infanterie ſammt dem Geſchütz vorrücken laſſen; es gelingt ihr ebenſo wenig, wie der Kavallerie, ſich in Linien aufzuſtellen; in ihren tiefen Reihen wüthet das preußiſche Kartätſchenfeuer; die preußiſche Infanterie bedrängt ſie heftig von der einen Seite, die Kavallerie im Rücken, — endlich ſtäubt auch hier Alles in wirrer Flucht auseinander, und in ganzen Schaaren werden die Fliehenden gefangen genommen. Nicht zwei Stunden hatte der Kampf gedauert; die früh eintretende Dunkelheit hemmte die weitere Verfolgung. Die preußiſche Armee, nicht

Digitized by Google

völlig 22,000 Mann ſtark, zählte an Getödteten nur 165, an Verwundeten nur 376 Mann, während von den 64,000 Feinden 6—700 getödtet, mehr als 2000 verwundet, mehr als 5000 gefangen und ihnen außerdem eine große Menge von Geſchützen, Fahnen, Standarten, ſowie der größte Theil des Gepäckes genommen

war. Dabei war bei weitem nicht die ganze preußiſche Armee im Feuer geweſen. Nur ſieben Bataillone hatten am Kampfe Theil genommen. Zehn Bataillone hatten keinen einzigen Schuß gethan. So war bei den Preußen große Siegesfreude. Friedrich ſagte ſeiner Armee feierlich Dank; Seydlitz, deſſen Arm durch einen

Digitized by Google

Flintenſchuß verwundet war, erhielt, als ſeltenſte Auszeichnung, den ſchwarzen Adlerorden und wurde dann vom jüngſten Generalmajor zum Generallieutenant befördert.

Am folgenden Tage brach die preußiſche Armee zur Verfolgung des feindlichen Heeres auf; eine große Menge von Nachzüglern wurde noch gefangen genommen. Aber die Mehrzahl der Feinde war ſo ſchnell geflohen, daß ſie nicht mehr eingeholt werden konnte. Viele der Franzoſen machten erſt Halt, als ſie an den Rhein gekommen waren; ſtets glaubten ſie noch die preußiſchen Huſaren hinter ſich. Um ſich einigermaßen ſchadlos zu halten, bezeichneten ſie ihren Weg durch Plünderungen und Ausſchweifungen aller Art; dafür rotteten ſich aber auch die thüringiſchen Bauern zuſammen und übten ernſtliche Rache.

Friedrich benahm ſich gegen die franzöſiſchen Gefangenen ſehr gütig. Er tröſtete die Verwundeten unter ihnen, die, gerührt durch ſolche Herablaſſung, ihn als den vollkommenſten Eroberer begrüßten: er wiſſe nicht nur die Leiber ſeiner Feinde, ſondern auch ihre Herzen zu bezwingen. Als ſie Briefe unverſiegelt ſchickten und Friedrich baten, dieſelben nach Frankreich durchzulaſſen, antwortete er: „Ich kann mich nicht daran gewöhnen, Sie als meine Feinde zu betrachten, und ich habe kein Mißtrauen gegen Sie; alſo verſiegeln Sie Ihre Briefe, und Sie ſollen auch die Antworten ungeöffnet empfangen.“ Dem ſchwer verwundeten General Cuſtine ſtattete er, als er ſich nach Leipzig zurückbegeben hatte, perſönlich einen Beſuch ab und äußerte ſich gegen ihn mit ſo vielem Intereſſe für die franzöſiſche Nation, daß Cuſtine, ſich mühſam von ſeinem Lager emporrichtend, in die Worte ausbrach: „Sire, Sie gießen Oel in meine Wunden!“

Digitized by Google

In Deutschland aber, selbst bei den Gegnern Friedrich's, war fast allgemeiner Jubel über den Sieg bei Roßbach, den man nur als eine Demüthigung der wenig beliebten Franzosen betrachtete. Von jetzt an loderte das schon im Stillen genährte Feuer der Begeisterung für den deutschen Helden mächtig empor. Allenthalben sang man Siegeslieder auf die Preußen und Spottlieder auf die Gegenpartei. Der Deutsche fühlte endlich wieder den Stolz, ein Deutscher zu heißen. Viele von diesen Liedern leben noch heute im Munde des Volkes. Eins von ihnen schildert vortrefflich den kühnen Sinn von Friedrich's Truppen. Es beginnt mit den Strophen:

Ein preußischer Husar fiel in französ'sche Hände;
Soubise, der ihn sah, befragt' ihn wohl behende:
„Sag' an, mein Sohn, wie stark ist deines Königs Macht?"
„Wie Stahl und Eisen!" sprach der Preuße mit Bedacht.

„Mein Sohn, verstehst mich nicht", versetzt Soubise wieder;
„Ich meine ja die Zahl, die Menge deiner Brüder."
Drauf stutzte der Husar und schaute in die Höh'
Und sprach: „So viel wie Stern' am blauen Himmel stehn!" — u. s. w.

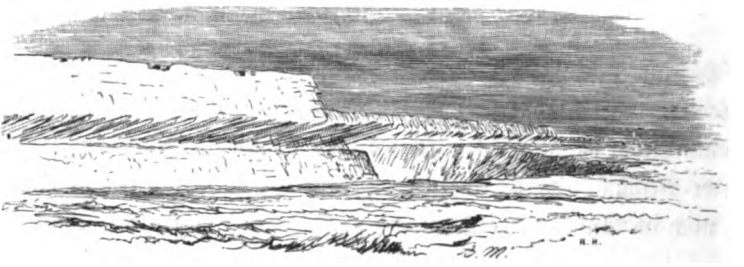
Bitter mußte dieser Jubel freilich Diejenigen kränken, die einmal von der Feindschaft gegen Friedrich nicht ablassen konnten. Die Königin von Polen, die in Dresden fort und fort Ränke gegen ihn angesponnen hatte, vermochte die Gefühle ihres Hasses nicht länger zu tragen. Eines Abends hatte sie ihren Hofstaat in tiefem Grame entlassen; am folgenden Morgen fand man sie todt in ihrem Bette.

Aber auch die fremden Nationen nahmen an dem Enthusiasmus der Deutschen Theil; sogar die Franzosen, welche die Niederlage als eine Demüthigung der Hofpartei betrachteten und sich in bitteren Spottliedern gegen Soubise Luft machten. In den Kaffeehäusern von Paris durfte geraume Zeit kein anderes als das preußische Interesse öffentlich laut werden. Den Prinzen Soubise suchte der Hof indeß dadurch zu trösten, daß er ihm den Marschallsstab verehrte. Vor Allem lebhaft äußerte sich die Theilnahme für Friedrich in England; das englische Volk vergötterte ihn; auf allen Straßen von London ward sein Bildniß zum Kaufe ausgeboten; seine Siege wurden durch allgemeine Illuminationen gefeiert. Hier fand zugleich, eben als die Nachricht des Sieges von Roßbach nach London kam, eine günstige Veränderung im Ministerium statt. Man verweigerte die Bestätigung der Convention von Kloster Seeven, indem man sich darauf berief, daß die Franzosen sie zuerst gebrochen hätten, und beschloß die Fortsetzung des Krieges. Da es den Engländern aber an einem

Digitized by Google

guten Heerführer fehlte, ſo empfahl ihnen Friedrich einen der vorzüglichſten Feldherrn ſeiner Armee, den Herzog Ferdinand von Braunſchweig. Dieſer wurde in der That unmittelbar darauf berufen, trat an die Spitze der Armee der Hannoveraner und ihrer Verbündeten, die ſchnell wieder auf dem Kriegsſchauplatze erſchien, und errang noch im Anfange des Winters einige Vortheile gegen die große franzöſiſche Armee. Hierdurch war denn auch die letztere von den preußiſchen Grenzen abgewendet und Friedrich von dieſer Seite für jetzt vollkommen geſichert.

Digitized by Google



Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Schluß des Feldzuges von 1757. Leuthen.

Von dem einen Feinde hatte ſich Friedrich glücklich befreit; aber noch galt es, den zweiten, ungleich gefährlicheren zurückzuſchlagen. Der Herzog von Bevern hatte ſich von den Grenzen der Lauſitz bis nach Breslau zurückgezogen und vor der Stadt ein verſchanztes Lager eingenommen; die öſterreichiſche Armee unter dem Prinzen von Lothringen war ihm mit ſehr überlegener Kraft gefolgt; ein beſonderes Corps hielt das neubefeſtigte Schweidnitz, welches Friedrich als den Schlüſſel von Schleſien anſah, eingeſchloſſen. Nach kurzer Raſt machte ſich Friedrich nunmehr auf, dem Herzoge von Bevern zu Hülfe zu eilen. Jenes öſterreichiſche Corps, welches in der Lauſitz ſtand, mußte jedoch, damit der Marſch der preußiſchen Armee nicht aufgehalten werde, zuvor von dort vertrieben werden. Feldmarſchall Keith erhielt zu dieſem Zwecke den Auftrag, mit einem kleinen Corps einen Streifzug nach Böhmen zu machen; er führte dieſe Expedition auch ſo kühn und glücklich aus, daß die Oeſterreicher ſchnell aus der Lauſitz zur Vertheidigung von Böhmen aufbrachen, während er eine Menge feindlicher Magazine zerſtörte und mit reicher Beute ungefährdet zurückkehrte.

Aber ſchon in der Lauſitz erhielt Friedrich die Nachricht, daß Schweidnitz am 14. November capitulirt hatte, wodurch den Feinden ein ganzes Truppencorps, ein Magazin, eine Menge von Kriegsmunition, eine Kriegskaſſe in die Hände gefallen waren und ſie Meiſter des böhmiſchen Gebirges wurden. Am 25. November traf die Nachricht ein, daß der Herzog von Bevern durch die Oeſterreicher ange-

Digitized by Google

griffen, geschlagen und selbst in die Hände der Feinde gefallen sei. Zwei Tage darauf erfuhr Friedrich, daß auch Breslau sich dem Feinde übergeben hatte und fast die ganze Besatzung, nahe an 5000 Mann, zu den Oesterreichern übergegangen war. Die Trümmer der Bevern'schen Armee, 18,000 Mann, hatte General Zieten nach Glogau geführt. Nun schien Schlesien ganz verloren, und es war nicht zu erwarten, daß Friedrich die Oesterreicher würde hindern können, ihre Winterquartiere im Mittelpunkte des Landes zu nehmen. Die österreichisch gesinnten Bewohner des Landes hoben frohlockend ihr Haupt empor; viele Beamte huldigten der Kaiserin; der Fürstbischof von Breslau, Graf Schaffgotsch, der allein dem Könige von Preußen seine Würde und die mannigfachsten Gnadenbezeugungen verdankte, vergaß sich so weit, daß er von seinem Wohlthäter mit den verächtlichsten Worten sprach und den schwarzen Adlerorden mit Füßen trat.

Aber Friedrich verzagte nicht. In Eilmärschen rückte er trotz der üblen Wege weiter auf der Straße nach Breslau vor. Schon am 28. November langte er in Parchwitz an; jenseit der Katzbach bezog er ein Lager, um seinen Truppen einige

Rast zu gönnen. Die Oesterreicher lagerten vor Breslau in einer vortrefflichen Stellung; aber Friedrich war entschlossen, sie anzugreifen, wo er sie fände, wäre es auch — wie er sich ausdrückte — auf dem Zobtenberge. Bei Parchwitz stieß Zieten mit den Ueberresten der Bevern'schen Armee zu ihm. „Diese Armee jedoch (so erzählt Friedrich) war muthlos und durch die kürzlich erlittene Niederlage gebeugt. Man faßte die Offiziere bei der Ehre, man erinnerte sie an ihre früheren Thaten, man suchte die traurigen Bilder zu verscheuchen, deren Eindruck noch neu war. Selbst

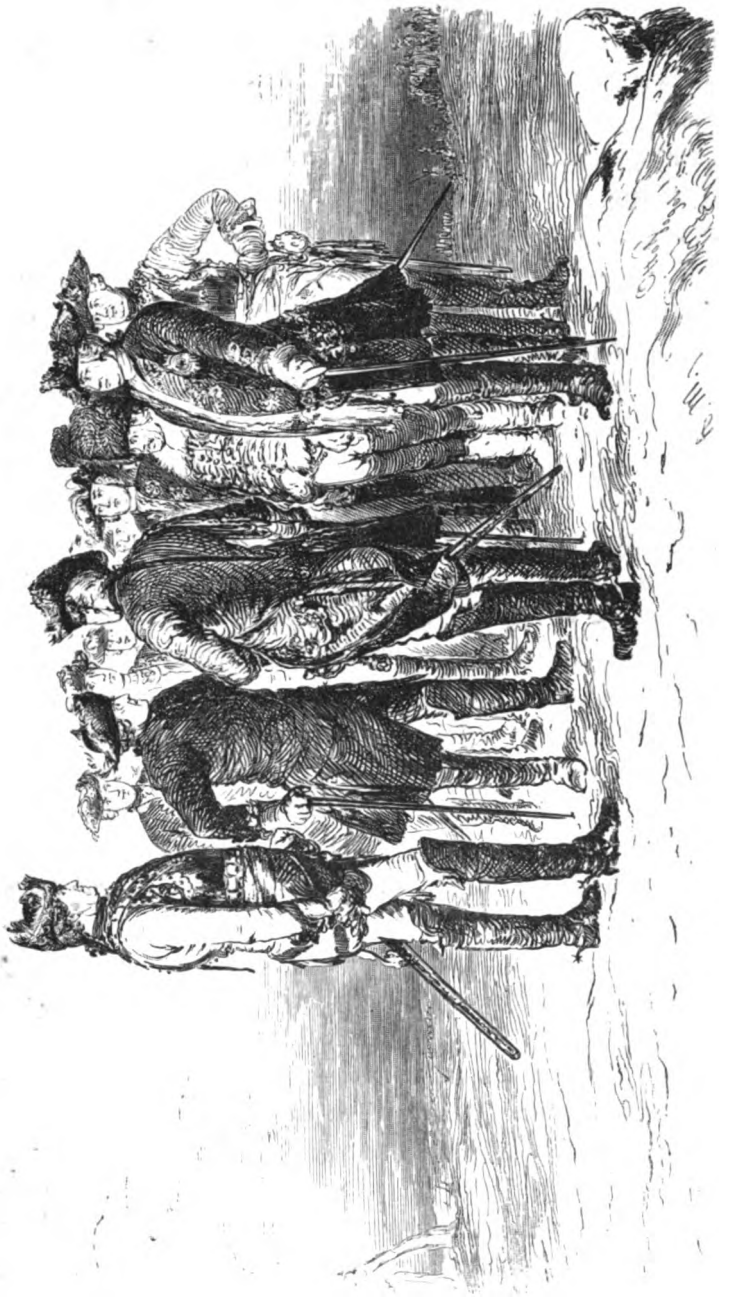
Digitized by Google

der Wein ward ein Hülfsmittel, die niedergeschlagenen Gemüther zu gewinnen. Der König sprach mit den Soldaten; er ließ unentgeltlich Lebensmittel unter sie austheilen. Kurz, man that Alles, um in den Truppen dasjenige Vertrauen wieder zu erwecken, ohne welches die Hoffnung auf den Sieg vergebens ist. Schon fingen die Gesichter an, sich wieder aufzuheitern; Die, welche die Franzosen bei Roßbach geschlagen hatten, hießen ihre Kameraden gutes Muthes sein. Etwas Ruhe gab den Soldaten wieder Kraft; und die Armee war bereit, den Schimpf, welchen sie am 22. November erlitten hatte, abzuwaschen. Diese Gelegenheit suchte der König und bald fand sie sich."

Doch dünkte dies Alles dem Könige noch nicht genug; seine ganze Armee bestand nur aus 32,000 Mann, während ihm 80—90,000 Oesterreicher gegenüberstanden, welche anders disciplinirt waren als die Feinde bei Roßbach und durch ihre seitherigen Fortschritte das Gefühl des Sieges in sich trugen. Friedrich berief daher die Generale und Stabsoffiziere seiner Armee zusammen und sprach zu ihnen die folgenden Worte, welche die Geschichte uns aufbewahrt hat:

„Sie wissen, meine Herren, daß es dem Prinzen Karl von Lothringen gelungen ist, Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bevern zu schlagen und sich zum Meister von Breslau zu machen, während ich gezwungen war, den Fortschritten der Franzosen und Reichsvölker Einhalt zu thun. Ein Theil von Schlesien, meine Hauptstadt und die sämmtlichen Kriegsbedürfnisse, welche darin befindlich waren, sind verloren gegangen; meine Widerwärtigkeiten würden aufs Höchste gestiegen sein, setzte ich nicht ein unbegrenztes Vertrauen in den Muth, die Standhaftigkeit und die Vaterlandsliebe, welche Sie bei so vielen Gelegenheiten bewiesen haben. Ich erkenne die Dienste, die Sie dem Vaterlande und mir geleistet, mit der innigsten Rührung meines Herzens. Es ist fast keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große, ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte: ich schmeichle mir daher, Sie werden bei neuer Gelegenheit nichts an Dem mangeln lassen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Dieser Zeitpunkt rückt heran; ich würde glauben, nichts gethan zu haben, ließe ich die Oesterreicher im Besitz Schlesiens. Lassen Sie es sich also gesagt sein: ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihrer Stellung; alles Dieses, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen, wird die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden suchen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist Alles verloren; wir müssen den Feind schlagen oder uns Alle vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich — so werde ich handeln. Machen Sie diesen meinen

Digitized by Google



Digitized by Google

Entſchluß allen Offizieren der Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden, und kündigen Sie ihm an, daß ich mich berechtigt halte, unbedingten Gehorſam von ihm zu fordern. Im Uebrigen, wenn Sie bedenken, daß Sie Preußen ſind, ſo werden Sie ſich gewiß dieſes Vorzuges nicht unwürdig machen; iſt aber Einer oder der Andere unter Ihnen, der ſich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heute ſeinen Abſchied erhalten, ohne von mir den geringſten Vorwurf zu leiden."

Dieſe Rede des Königs (ſo erzählt ein Augenzeuge, v. Retzow) durchſtrömte die Adern der anweſenden Helden, fachte ein neues Feuer in ihnen an, ſich durch ausgezeichnete Tapferkeit hervorzuthun und Blut und Leben für ihren großen Monarchen aufzuopfern, der dieſen Eindruck mit der innigſten Zufriedenheit bemerkte. Eine heilige Stille, die von Seiten ſeiner Zuhörer erfolgte, und eine gewiſſe Begeiſterung, die er in ihren Geſichtszügen wahrnahm, bürgte ihm für die völlige Ergebenheit ſeiner Armee. Mit einem freundlichen Lächeln fuhr er darauf fort: „Schon im Voraus hielt ich mich überzeugt, daß Keiner von Ihnen mich verlaſſen würde; ich rechne alſo ganz auf Ihre treue Hülfe und auf den gewiſſen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleiſteten Dienſte nicht belohnen können, ſo muß es das Vaterland thun. Gehen Sie nun ins Lager und wiederholen Ihren Regimentern, was Sie jetzt von mir gehört haben."

Friedrich hielt noch einen Augenblick inne; dann fügte er mit nachdrücklichem Ernſt zum Schluß der Rede die Worte hinzu: „Das Regiment Kavallerie, welches nicht gleich, wenn es befohlen wird, ſich unaufhaltſam in den Feind ſtürzt, laſſe ich nach der Schlacht abſitzen und mache es zu einem Garniſonregimente. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu ſtocken anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel, und ich laſſe ihm die Borten von der Montirung abſchneiden! — Nun leben Sie wohl, meine Herren; in Kurzem haben wir den Feind geſchlagen, oder wir ſehen uns nie wieder."

Die Begeiſterung (ſo fährt der genannte Augenzeuge fort), welche Friedrich der Verſammlung einzuflößen gewußt hatte, ergoß ſich bald über alle übrigen Offiziere und Soldaten der Armee. Im preußiſchen Lager ertönte ein lauter Jubel. Die alten Krieger, die ſo manche Schlacht unter Friedrich gewonnen hatten, reichten ſich wechſelſeitig die Hände, verſprachen einander treulich beizuſtehen und beſchworen die jungen Leute, den Feind nicht zu ſcheuen, vielmehr ſeines Widerſtandes ungeachtet ihm dreiſt unter die Augen zu treten. Man bemerkte ſeitdem bei Jedem ein gewiſſes inneres Gefühl von Feſtigkeit und Zuverſicht, das in der Regel der Vorbote eines nahen Sieges iſt.

Digitized by Google

Am 4. December rückte die preußische Armee aus ihrem Lager vor. Auf dem Marsche nach Neumarkt erfuhr Friedrich, der sich bei der Kavallerie des Vortrabes befand, daß dieser Ort bereits von österreichischen Husaren und Kroaten besetzt sei. Da ihm daran lag, sich der jenseitigen Höhen zu versichern, so stürmte er, ohne erst die Infanterie abzuwarten, mit seinen Husaren die Thore der Stadt und nahm die Mehrzahl der Feinde gefangen. Dann besetzte er die Höhen und erwartete seine Armee. Am Abend desselben Tages hörte er, daß die österreichische Armee ihre feste Stellung verlassen habe und über das Schweidnitzer Wasser vorgerückt sei. Es hatte nämlich dem Prinzen von Lothringen nicht anständig geschienen, den Angriff der „Berliner Wachtparade" — wie die Oesterreicher spottend die kleine preußische Armee nannten — in seinen festen Verschanzungen abzuwarten. Friedrich aber nahm diesen unerwarteten und unverständigen Schritt des Gegners als eine Vorbedeutung zum Siege auf; mit lebhafter Fröhlichkeit trat er in das Zimmer, wo er die Parole ausgeben wollte, und sagte lächelnd zu einem der Anwesenden: „Der Fuchs ist aus seinem Loche gekrochen, nun will ich auch seinen Uebermuth bestrafen!" Dann ordnete er schnell Alles zu dem Angriffe, der den nächsten Tag unternommen werden sollte.

Der Morgen des verhängnißvollen 5. December brach an; das Heer zog gerüstet dem Feinde entgegen. Friedrich wußte nichts Bestimmteres über die Stellung des Prinzen von Lothringen; aber wohl wußte er, daß er den schwachen Punkt des Feindes würde finden und an die Benutzung desselben den Sieg knüpfen können. Doch war er auf Alles gefaßt. Als er sich an die Spitze seiner Armee begab, rief er einen Offizier mit 50 Husaren zu sich. Zu diesem sprach er: „Ich werde mich heute bei der Schlacht mehr aussetzen müssen als sonst. Er mit Seinen fünfzig Mann soll mir zur Deckung dienen. Er verläßt mich nicht und giebt Acht, daß ich nicht der Canaille in die Hände falle. Bleib' ich, so bedeckt Er den Körper gleich mit Seinem Mantel und läßt einen Wagen holen. Er legt den Körper in den Wagen und sagt Keinem ein Wort. Die Schlacht geht fort und der Feind — der wird geschlagen!"

Die ersten Colonnen der Armee hatten auf dem Marsche fromme Lieder mit Feldmusik angestimmt. Sie sangen:

Gieb, daß ich thu' mit Fleiß, was mir zu thun gebühret,
Wozu mich dein Befehl in meinem Stande führet,
Gieb, daß ich's thue bald, zu der Zeit, da ich's soll,
Und wenn ich's thu', so gieb, daß es gerathe wohl!

Ein Commandeur fragte bei Friedrich an, ob die Soldaten schweigen sollten. Der König erwiderte: „Nein, laß Er das: mit solchen Leuten wird Gott mir heute gewiß den Sieg verleihen!"

Digitized by Google

Jetzt war die preußiſche Avantgarde in die Nähe eines Dorfes gekommen, vor dem eine feindliche Kavallerielinie aufgeſtellt war. Anfangs glaubte man, es ſei einer der Flügel des öſterreichiſchen Heeres, doch überzeugte man ſich bald, daß dies weiter zurückſtand. Um indeß ganz ſicher zu gehen, ließ Friedrich die feindlichen Reiter angreifen; ſie wurden bald geworfen und eine große Menge von ihnen gefangen genommen. Friedrich ließ die Gefangenen die Reihen ſeiner Armee entlang nach Neumarkt führen, um durch dies Schauſpiel den Muth der Seinen aufs Neue zu erhöhen. Doch war es faſt überflüſſig; denn kaum gelang es ihm, die Hitze der Huſaren, die jenen Angriff gemacht hatten und die nun gerades Weges auf die öſterreichiſche Armee einbrechen wollten, in Schranken zu halten.

Auf einer Höhe angekommen, erblickte Friedrich nunmehr die ganze feindliche Schlachtordnung vor ſich, die ſich in unermeßlichen Reihen, über eine Meile lang, ſeinem Marſche entgegenbreitete. Vor ihrer Mitte lag das Dorf Leuthen. Nach dem Angriff auf jenes Kavalleriecorps, das vor dem rechten Flügel der Oeſterreicher geſtanden hatte, glaubten ſie, Friedrich würde ſie von dieſer Seite angreifen, und waren eiligſt auf Verſtärkung des rechten Flügels bedacht. Aber Friedrich fand, daß, wenn er auf den linken, ſchlecht angelehnten Flügel des Feindes einfiele, der weitere Erfolg ungleich größere Vortheile darbieten würde; er ließ ſomit ſeine Armee, die zum Theil durch Hügelreihen gedeckt ward, im weiten Bogen ſeitwärts ziehen. Die Oeſterreicher bemerkten dieſe Bewegung, ohne doch Friedrich's Abſichten einzuſehen; man meinte, er ſuche der Schlacht auszuweichen. Feldmarſchall Daun ſagte zu dem Prinzen von Lothringen: „Die Leute gehen: man ſtöre ſie nicht!“

Digitized by Google

Um Mittag war die preußiſche Armee dem linken feindlichen Flügel in die Flanke gekommen. Um 1 Uhr begann der Angriff. Prinz Karl hatte die Unvorſichtigkeit begangen, auf dieſen Punkt ſeiner Schlachtordnung minder zuverläſſige Truppen — württembergiſche und bayriſche Hülfsvölker — zu ſtellen. Dieſe waren bald über den Haufen geworfen; in heftiger Flucht drängten ſie bis Leuthen zurück, wo ſie beinahe von den eignen Alliirten mit Pelotonfeuer wären empfangen worden. Auf die Flucht der Hülfsvölker folgte bald eine gänzliche Verwirrung des linken Flügels der öſterreichiſchen Armee. Die Preußen wandten ſich dem Mitteltreffen der Oeſterreicher entgegen. Die Stellung des letzteren wurde durch das Dorf Leuthen gedeckt, welches breit und ohne einen Eingang darzubieten, den feindlichen Angriff ſchwierig machte und aus deſſen geſchloſſenen Gehöften die Preußen ein ſcharfes Feuer empfing. Ein hartnäckiger Kampf entſpann ſich um Leuthen. Ein Bataillon des preußiſchen Garderegiments machte einen Angriff auf das Dorf; der Commandeur ſtutzte, als er die Schwierigkeit der Lage überſah, er war unentſchloſſen, was zu thun ſei. Der älteſte Hauptmann, von Möllendorf, der nachmalige berühmte

Feldmarſchall, ſprang vor und rief den Soldaten zu, ihm zu folgen. Es ging auf einen verſperrten Thorweg los. Man ſtieß und riß die Flügel auf; zehn Gewehre lagen in Anſchlag; aber ſchon war Möllendorf mit dem Bataillon durch den gefähr-

Digitized by Google

lichen Paß eingedrungen. Andere folgten, und bald, obgleich nicht ohne fortgeſetzten hartnäckigen Kampf, war das Dorf genommen. Die Oeſterreicher ſuchten ſich auf den Höhen hinter Leuthen feſtzuſetzen, während jetzt die Preußen an dem Dorfe einen feſten Halt fanden. Jene ſtanden in dichten Maſſen; in ihren Reihen wüthete furchtbar das preußiſche Geſchütz, der Kampf währte ſtundenlang, ohne vor- oder zurückzuweichen. Es war 4 Uhr. Jetzt kam die öſterreichiſche Kavallerie des rechten Flügels, um die preußiſche Armee von der Seite anzugreifen. Aber auf dieſen Augenblick hatte die preußiſche Kavallerie des linken Flügels nur gewartet; ſie ſtürzte jener in die Seite und in den Rücken, und in kurzer Friſt waren die öſterreichiſchen Reiter vom Schlachtfelde vertrieben. Dies war das Signal zur allgemeinen Flucht.

In wilder Unordnung eilte die öſterreichiſche Armee über das Schweidnitzer Waſſer, zahlreiche Maſſen von Gefangenen zurücklaſſend. Da brach die frühe Nacht herein und beendete den Kampf.

Scharfſinn, Gewandtheit und unerſchütterlicher Muth hatten in vier kurzen Stunden gegen die furchtbarſte Uebermacht einen der glorreichſten Siege, welche die Weltgeſchichte kennt, erfochten. Friedrich's Verfahren war im vollſten Sinne künſtleriſch; wie der Orgelſpieler, der mit leiſem Fingerdruck die rauſchende Flut der Töne erklingen läßt und ſie in majeſtätiſcher Harmonie führt, ſo hatte er alle Bewegungen ſeines Heeres in bewunderungswürdigem Einklange geleitet. Sein Geiſt

Digitized by Google

war es, der in den Bewegungen seiner Truppen sichtbar ward, der in ihren Herzen wohnte, der ihre Kräfte stählte.

Noch auf dem Schlachtfelde bewies Friedrich dem Prinzen Moritz von Dessau, welcher das Haupttreffen des preußischen Heeres geführt hatte, die ehrenvollste Auszeichnung, indem er ihn zum Feldmarschall ernannte. Er that dies mit den Worten: „Ich gratulire Ihnen zur gewonnenen Bataille, Herr Feldmarschall!“ Der Prinz, noch mit Dienstangelegenheiten beschäftigt, hatte auf die einzelnen Ausdrücke des Grußes nicht genau Acht gegeben. Friedrich wiederholte also mit erhobener Stimme: „Hören Sie nicht, daß ich Ihnen gratulire, Herr Feldmarschall?“ Als nun der Ueberraschte sich bedankte, erwiderte der König: „Sie haben mir so bei der Bataille geholfen und Alles vollzogen, wie mir noch nie Einer geholfen hat.“

Ein tiefes Dunkel hatte sich über das Schlachtfeld, auf dem sich die Preußen, so gut es sein konnte, in Ordnung stellten, gelagert. Die Nacht hatte die weitere Verfolgung des Feindes und seine gänzliche Vernichtung gehindert. Friedrich aber gedachte auch jetzt noch nicht zu rasten, sondern mit rascher Entschlossenheit die Erfolge des glorreichen Tages festzuhalten. Es lag ihm daran, sich der Brücke zu versichern, welche bei dem Orte Lissa über das Schweidnitzer Wasser führt, damit er am folgenden Tage ungehindert die Verfolgung fortsetzen könne. Er nahm zu diesem Zwecke Zieten und einen Trupp Husaren, sowie einige Kanonen mit sich und suchte die Straße nach Lissa auf. In einem an der Straße belegenen Kruge ward Licht bemerkt; man pochte und forderte eine Laterne. Der Krüger, der seine Laterne nicht einbüßen mochte, kam selbst; Friedrich gebot ihm, seinen Steigbügel zu fassen und dem Zuge zu leuchten. So erreichte man den Weidendamm vor Lissa, während Friedrich den Krüger von den hohen Gästen, die über Nacht bei ihm geherbergt, und von den stolzen Reden, welche sie über die Preußen geführt, berichten ließ. Alles horchte der treuherzig gemüthlichen Erzählung, als plötzlich fünfzig bis sechzig Flintenschüsse fielen, die gegen die Laterne gerichtet waren, doch nur einige Pferde verwundeten. Es war ein österreichischer Posten, welcher den Damm bewacht hatte und nun entlief. Man befand sich nahe vor Lissa; es schien gefährlich, mit dem kleinen Trupp weiter vorzugehen. Friedrich sandte schnell einen Adjutanten zur Armee zurück, einige der ersten Grenadierbataillone derselben herbeizuholen; bis diese Verstärkung nachkam, ließ er seinen Trupp halten und den Weg nach dem offenen Oertchen untersuchen; es ward indeß keine weitere Gefahr entdeckt. In aller Stille rückte man nun in Lissa ein; die Straßen waren leer, in den Häusern rings aber war Licht und viel geschäftiges Leben. Einige österreichische Soldaten brachten Strohbündel aus den Häusern, sie wurden ergriffen und berichteten, sie hätten Befehl,

Digitized by Google

das Stroh auf die Brücke zu tragen, die abgebrannt werden ſollte. Indeß war man doch des preußiſchen Beſuchs inne geworden; ein Trupp öſterreichiſcher Soldaten hatte ſich ſtill geſammelt und fing plötzlich an, ſtark auf die Preußen zu feuern, ſodaß mehrere Grenadiere zu Friedrich's Seiten verwundet wurden. Die Preußen aber hatten ihre Kanonen bereits ſchußfertig und erwiderten ungeſäumt den Gruß. In demſelben Augenblick kam aus allen Häuſern ein ſtarkes Feuer auf die Preußen, und wieder ſchoſſen die Grenadiere auf die Fenſter, aus denen gefeuert ward. Alles ſchrie und commandirte durcheinander. Friedrich aber ſagte gelaſſen zu ſeiner Umgebung: „Meſſieurs, folgen Sie mir, ich weiß hier Beſcheid!“ Sogleich ritt er links über die Zugbrücke, welche nach dem herrſchaftlichen Schloſſe von Liſſa führt; ſeine Adjutanten folgten. Kaum war er vor dem Schloßportale angekommen, als eine Menge von hohen und niederen öſterreichiſchen Offizieren, die eben ihre Mahlzeit eingenommen hatten und nun, durch das Schießen aufgeſchreckt, ihre Pferde ſuchten, mit Lichtern in den Händen aus den Zimmern und von den Treppen herabgeſtürzt kamen. Erſtarrt blieben ſie ſtehen, als Friedrich mit ſeinen Adjutanten ganz ruhig vom Pferde ſtieg und ſie mit den Worten bewillkommnete: „Bon soir, Messieurs!

Digitized by Google

Gewiß werden Sie mich hier nicht vermuthen. Kann man hier auch noch mit unterkommen?“ Sie waren die größere Mehrzahl und hätten sich durch einen kühnen Entschluß der Person des Königs bemächtigen können; aber daran dachte in der Verwirrung Niemand. Die österreichischen Generale und Stabsoffiziere ergriffen die Lichter und leuchteten dem Könige die Treppe hinauf in eins der ersten Zimmer. Hier präsentirte einer den andern dem Könige, der sich mit ihnen in ein freundliches Gespräch einließ. Unterdessen fanden sich auf dem Schlosse immer mehr Adjutanten und andere Offiziere ein; endlich ward die Menge derselben so bedeutend, daß Friedrich verwundert fragte, wo sie denn alle herkämen; und jetzt erst hörte er, daß seine ganze Armee auf dem Wege nach Lissa sei.

Im Eifer des Sieges nämlich war diese gefolgt, als Friedrich jene Grenadierbataillone auf den Weg nach Lissa beordert hatte. Still und ernst hatte sich die Armee aufgemacht; Jeder schritt in tiefen Gedanken über den bedeutungsvollen blutigen Tag vorwärts; der kalte Nachtwind strich schaurig über die Felder, die von dem Aechzen und Wimmern der Verwundeten erfüllt waren. Da stimmte ein alter Grenadier aus tiefer Brust das schöne Lied „Nun danket Alle Gott“ an; die Feldmusik fiel ein, und sogleich sang die ganze Armee, mehr als 25,000 Mann, wie aus Einem Munde:

Nun danket Alle Gott
Mit Herze, Mund und Händen,
Der große Dinge thut
An uns und allen Enden!

Die Dunkelheit und die Stille der Nacht, die Schauer des Schlachtfeldes, wo man fast bei jedem Schritt auf eine Leiche stieß, gaben dem Gesange eine wunderbare Feierlichkeit; selbst die Verwundeten vergaßen ihre Schmerzen, um Antheil an diesem allgemeinen Opfer der Dankbarkeit zu nehmen. Eine erneute innere Festigkeit belebte die ermüdeten Krieger. Dann tönte ein lauter, hochgehaltener Jubel aus Aller Munde; und als man nun das Feuern in Lissa hörte, so wollte es einer dem andern an Geschwindigkeit zuvorthun, seinem Könige beizustehen. Alles, was von Feinden in Lissa war, wurde gefangen genommen.

Die Oesterreicher hatten an dem einen Tage 27,000 Mann, 116 Geschütze, 51 Fahnen und 4000 Wagen verloren, während sich der Verlust der Preußen nur auf 6000 Mann belief. Aber schon in der Frühe des folgenden Morgens drang die preußische Armee unaufhaltsam weiter vor, um alle Erfolge, die der Sieg gewähren konnte, festzuhalten. Nach allen Seiten setzte man den Feinden nach; zahlreiche Schaaren von Gefangenen und mannigfache Beute fielen noch ferner in die Hände

Digitized by Google

der Preußen. Nach Breslau hatte ſich ein öſterreichiſches Corps von nahe an 18,000 Mann geworfen. Friedrich belagerte die Stadt mit 14,000 Mann, beſchoß ihre Werke trotz der heftigſten Kälte, und ſchon am 21. December ſahen ſich die Oeſterreicher genöthigt, das Gewehr zu ſtrecken; außer der Beſatzung fielen zugleich bedeutende Vorräthe und eine reiche Kriegskaſſe in Friedrich's Hände. Wenige Tage darauf ging auch Liegnitz, das die Oeſterreicher flüchtig befeſtigt hatten, mit großen Vorräthen über, doch erhielt die Beſatzung freien Abzug. Nur Schweidnitz blieb in den Händen der Feinde, indem hier die hartgefrorene Erde die erforderlichen weitläufigeren Belagerungsarbeiten unmöglich machte. Doch ward der Ort feſt eingeſchloſſen. Bis auf Schweidnitz war ganz Schleſien am Ende des Jahres von den Oeſterreichern geräumt. Die Preußen bezogen ihre Winterquartiere. Von der gewaltigen öſterreichiſchen Armee betraten nur 37,000 Mann die böhmiſchen Grenzen.

Digitized by Google

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Beginn des Feldzuges von 1758. Der Zug nach Mähren.

Wohl durfte Friedrich hoffen, daß nach einem Jahre ſo blutiger Arbeit, nach dem gewaltigen Schlage, mit dem er alle Rachepläne Oeſterreichs vernichtet, Maria Thereſia zum Frieden geneigt ſein werde. In der That ſchien ſich eine ſolche Geſinnung von Seiten des kaiſerlichen Hofes kund zu geben. Die Schriften der kaiſerlichen Kanzlei und des Reichshofrathes, die immer noch ihren Gang fortgingen, milderten in etwas ihren beleidigenden, ſelbſt unanſtändigen Ton. Auch beeiferte ſich Graf Kaunitz, Friedrich von einer Verſchwörung zu benachrichtigen, welche gegen ſein Leben angezettelt ſei. Friedrich hielt dies für eine bloße Erfindung; doch ließ er ſeinen Dank für die Nachricht zurückſchreiben, dabei aber auch hinzuſetzen: es gebe zwei Arten des Meuchelmordes, die eine durch den Dolch, die andere durch entehrende Schandſchriften; die erſte Art achte er wenig, gegen die zweite ſei er empfindlicher. Indeß ſäumte er nicht, ſoviel an ihm lag, für den Frieden zu arbeiten. Er ſandte den kriegsgefangenen Fürſten Lobkowitz nach Wien, dort die Unterhandlungen einzuleiten; er ſchrieb ſelbſt in dieſer

Digitized by Google

Angelegenheit an die Kaiserin. „Ohne die Schlacht vom 18. Juni (so heißt es in diesem Briefe), in der mir das Glück zuwider war, würde ich vielleicht Gelegenheit gehabt haben, Ihnen meine Aufwartung zu machen: vielleicht hätte, wider meine Natur, Ihre Schönheit und Ihr hoher Sinn den Sieger überwunden; vielleicht hätten wir ein Mittel gefunden, uns zu vergleichen. . . . . Sie hatten zwar einigen Vortheil in Schlesien; aber diese Ehre war nicht von langer Dauer, und die letzte Schlacht ist mir wegen des vielen Blutes, welches dabei vergossen ward, noch schrecklich. Ich habe mir meinen Vortheil zu Nutze gemacht . . . und ich werde im Stande sein, wieder in Böhmen und Mähren einzurücken. Ueberlegen Sie dies, meine theure Cousine; lernen Sie einsehen, wem Sie sich vertrauen! Sie werden sehen, daß Sie Ihre Lande ins Verderben stürzen, da Sie an der Vergießung so vielen Blutes Schuld sind, und daß Sie Denjenigen nicht überwinden können, der, wenn Sie ihn hätten zum Freunde haben wollen, sowie er Ihr naher Verwandter ist, mit Ihnen die ganze Welt hätte können zittern machen. Ich schreibe dieses aus dem Innersten meines Herzens, und ich wünsche, daß es den Eindruck machen möge, den ich verlange. Wollen Sie aber die Sache auf das Aeußerste treiben, so werde ich Alles versuchen, was meine Kräfte verstatten; und doch versichere ich Ihnen, daß ich ungern in Ihnen eine Fürstin untergehen sehe, welche die Bewunderung der ganzen Welt verdient. Wenn Ihre Bundesgenossen Ihnen so beistehen, wie es ihre Schuldigkeit ist, sehe ich freilich voraus, daß es um mich gethan sein wird. Aber ich werde keine Schande davon haben; vielmehr wird es mir in der Geschichte zum Ruhme gereichen, daß ich einen Mit-Kurfürsten (Hannover) von der Unterdrückung habe erretten wollen, daß ich zur Vergrößerung der Macht des Hauses Bourbon nichts beigetragen und daß ich zweien Kaiserinnen und dreien Königen Widerstand zu leisten wußte.“ — Ueberzeugender konnte man freilich nicht sprechen.

In Wien aber hatte man sorgfältige Vorkehrungen getroffen, daß Maria Theresia weder von dem Elend und Jammer des Krieges, noch von der Schmach, welche der österreichischen Armee am 5. December widerfahren war, genügende Kunde erhielt. Man ging so weit, daß man alle Ereignisse des Tages von Leuthen ins Mährchenhafte verkehrte, um nur die Niederlage gebührend entschuldigen zu können. Und als nun auch die französische Politik mit angelegentlicher Geschäftigkeit eintrat, um jeden Gedanken an einen friedlichen Vergleich zu hintertreiben, da loderte alsbald der ganze alte Haß und das alte Rachebegehren in Maria Theresia empor. Die Unterhandlung des Fürsten Lobkowitz wurde mit einem Stolze abgewiesen, daß man hätte glauben sollen, nicht die mächtige österreichische Armee, sondern der König von Preußen sei bei Leuthen geschlagen worden.

Digitized by Google

Die Verbindung Oesterreichs mit Frankreich und Rußland ward im Gegentheil enger geschlossen als bisher. Frankreich versprach erneute Rüstungen und fernere Subsidien an Rußland. Die russische Kaiserin aber suchte den Rückzug ihres Heeres aus Preußen, der in ihrer Krankheit wider ihren Willen geschehen war, dadurch gut zu machen, daß sie schleunig einen zweiten Einmarsch dieses Heeres in Preußen anordnete. Friedrich, der eben erst die Winterquartiere bezogen hatte, konnte dies nicht verhindern. Am 16. Januar bereits brach die russische Armee unter dem Feldmarschall Fermor von Memel auf nnd zog, da sie keinen Widerstand fand, sechs Tage darauf unter großer Feierlichkeit in Königsberg ein. Die Stadt mußte der russischen Kaiserin an Friedrich's Geburtstage huldigen; die öffentlichen Einnahmen wurden mit Beschlag belegt, die Verwaltung wurde durch russische Vorgesetzte geleitet und ganz Ostpreußen als eine russische Provinz betrachtet. Fermor wurde zum Generalgouverneur ernannt und erhielt vom Kaiser die Würde eines Reichsgrafen.

Dagegen ward nun auch die Verbindung Friedrich's mit England um so fester geknüpft. William Pitt, der englische Staatssecretair, der jetzt an der Spitze des Ministeriums stand und Friedrich's Größe mit hellem Auge erkannt hatte, nutzte die günstige Stimmung des Volkes und des Parlamentes, sodaß am 11. April 1758 ein neuer Alliance- und Subsidien-Tractat zu Stande kam, durch welchen England sich verpflichtete, die hannöversche Armee durch englische Truppen zu verstärken und an Friedrich jährlich eine Summe von 670,000 Pfund Sterling als Hülfsgelder zu zahlen. Friedrich sandte dafür einige preußische Regimenter zur Verstärkung der hannöverschen Armee. Hülfsgelder von einer fremden Nation anzunehmen, stimmte freilich nicht mit seiner hochherzigen Gesinnung überein; er hätte lieber eine englische Flotte in der Ostsee zu seinem Beistande gesehen. Dies lehnten die Engländer jedoch ab; und da sich jetzt das Herzogthum Preußen und die westphälischen Provinzen in den Händen der Feinde befanden, so war Friedrich durch die unerbittliche Nothwendigkeit dazu gezwungen, ja, er mußte sogar, um den dringenden Bedürfnissen zu begegnen, noch auf eine weitere Vermehrung jener Summe denken und sie in zehn Millionen Thaler von geringerem Gehalte umprägen lassen. Denn wenn auch Sachsen starke Contributionen zahlte, wenn Mecklenburg, dessen Herzog sich besonders feindlich erwies und vor allen deutschen Fürsten auf die Achtserklärung drang, noch härter büßen mußte, so reichte das Alles doch nicht hin, um alle diejenigen Zurüstungen fortzusetzen, welche die Uebermacht der Feinde nöthig machte.

Friedrich war den Winter über, den er zumeist in Breslau zubrachte, damit beschäftigt, sein Heer wieder in den früheren Stand zu setzen. Die großen Schlachten

Digitized by Google

des vorigen Jahres, die beſchwerlichen Märſche, peſtartige Krankheiten in den Lazarethen hatten es auf den dritten Theil ſeines urſprünglichen Beſtandes zurückgebracht. Jetzt ſorgte man mit allen Kräften, es wieder vollzählig und die Schaaren der Neugeworbenen mit allen Regeln des preußiſchen Dienſtes vertraut zu machen. Dabei ward auch die Ordnung der ſchleſiſchen Angelegenheiten nicht vergeſſen. Ueber Diejenigen, welche ſich bei dem Einmarſch der Oeſterreicher treulos gezeigt, ward ſtrenge Unterſuchung verhängt und das Vermögen der Entwichenen eingezogen. Auch die Einkünfte des Fürſtbiſchofs, Grafen Schaffgotſch, der über die Grenze gegangen war, aber beim wiener Hofe ſeines ehrloſen Betragens halber kein Gehör fand, wurden mit Beſchlag belegt.

Während die preußiſchen Soldaten noch von den Beſchwerden des vorjährigen Feldzuges raſteten und die Rekruten eingeübt wurden, begann der Herzog Ferdinand von Braunſchweig an der Spitze der hannöverſchen und verbündeten Truppen bereits den Kampf gegen die Franzoſen. Schon im Februar brach er aus ſeinen Winterquartieren auf, befreite Hannover und trieb die ganze große franzöſiſche Armee vor ſich her. Ohne Raſt und Aufenthalt floh dieſe über die beſchneiten Fluren Weſtphalens bis an den Rhein zurück und machte erſt in Weſel Halt; 11,000 Feinde fielen in Ferdinand's Hände. Hier gönnte der Sieger ſeinen Truppen Raſt und wartete die Verſtärkungen aus England ab. Durch dies glänzende Unternehmen ward Friedrich von allen franzöſiſchen Angriffen befreit; auch die folgenden Ereigniſſe hielten ſie von ſeinen Grenzen ab. Am 1. Juni ging Ferdinand über den

Digitized by Google

Rhein und ſchlug die verſtärkte franzöſiſche Armee am 23. bei Krefeld. Nach weiteren glücklichen Erfolgen ward er zwar, als Soubiſe mit ſeiner Armee in Heſſen eindrang, zum Rückzuge genöthigt; aber die Art und Weiſe, wie er den Uebergang über den Rhein bewerkſtelligte, brachte ihm nur neuen Ruhm. Zweimal ſiegte Soubiſe's Armee über vereinzelte Corps der Verbündeten, ohne doch einen weſentlichen Vortheil für Frankreich zu gewinnen. Ferdinand's Märſche und Stellungen verhinderten vielmehr jede Verbindung der beiden franzöſiſchen Armeen und nöthigten ſie, gegen das Ende des Jahres ihre Winterquartiere am Rhein zu nehmen; Soubiſe blieb dieſſeit des Stromes; die große Armee ſuchte ihre Quartiere zwiſchen Rhein und Maas.

Friedrich hatte indeß den Plan gefaßt, den diesjährigen Feldzug wiederum nach ſeiner gewohnten Weiſe zu beginnen. Statt den Angriff oder gar die Verbindung der feindlichen Heere abzuwarten, gedachte er, ſich ſchnell und unvermuthet dem Einen entgegenzuwerfen, damit er, wenn er dieſen zurückgedrängt, ſodann auch zur Bekämpfung des Andern freie Hand behalte. Die Ruſſen hatte er zwar an der Beſetzung Preußens nicht hindern können, aber dies Land war durch Polen von ſeinen übrigen Provinzen getrennt, und er konnte berechnen, daß die ruſſiſche Armee ohne geregelte Verpflegungsanſtalten, ſomit unbehülflich in ihren Bewegungen, nicht im Stande ſein würde, vor dem Beginn des Sommers zu weiteren Angriffen zu ſchreiten. So entſchloß er ſich, ſeine Kräfte zunächſt gegen Oeſterreich zu wenden. Hier durfte er um ſo eher auf günſtige Erfolge rechnen, als die öſterreichiſche Armee, durch die Verluſte des vorigen Jahres und durch die Lazarethkrankheiten geſchwächt, nicht ohne große Mühe und zeitraubende Anſtrengungen wiederherzuſtellen war.

Zunächſt war es nöthig, die Oeſterreicher von dem einen Punkte, den ſie noch in Schleſien inne hatten, von Schweidnitz zu vertreiben. Sobald es die Jahreszeit erlaubte, am 1. April, wurde die förmliche Belagerung eröffnet; am 18. April ſtreckte die Beſatzung, ein Corps von 5000 Mann, das Gewehr, nachdem eins der Forts, welche Schweidnitz umgaben, durch nächtlichen Sturm genommen war.

Jetzt erwartete die öſterreichiſche Armee, die in Böhmen ſtand, Friedrich's Einmarſch in dieſes Land. Feldmarſchall Daun führte den alleinigen Oberbefehl über die Oeſterreicher. Maria Thereſia hatte zwar den Prinzen von Lothringen wieder an dieſer Stelle zu ſehen gewünſcht, allein der Prinz hatte der im Uebrigen ungünſtigen Stimmung, der er wegen der erlittenen Verluſte ausgeſetzt war, nachgegeben und das Heer verlaſſen. Daun's Rüſtungen waren noch auf keine Weiſe vollendet; dieſer Umſtand, ſowie die übergroße Vorſicht, die alle ſeine Handlungen charakteriſirt, veranlaßte ihn, die gewaltigſten Verſchanzungen an den böhmiſchen Grenzen aus-

Digitized by Google

zuführen. Ganze Wälder wurden niedergeschlagen, das Holz zu der ungeheueren Menge von Verhauen zu gewinnen. Friedrich that Alles, um den Gegner in seiner vorgefaßten Meinung zu bestärken. Dabei aber hatte er, ganz in der Stille, die Vorbereitungen zu einem anderen Unternehmen getroffen. Mit dem Beginn des Mai, ehe es Jemand ahnen konnte, stand seine Armee in Mähren und machte sich zur Belagerung von Olmütz bereit. Es lag ihm zunächst daran, die Uebereinstimmung zwischen den Operationen der Oesterreicher und ihrer Verbündeten und den hiernach entworfenen Feldzugsplan so viel als möglich zu beeinträchtigen.

So schnell aber die preußische Armee in Mähren eingerückt war, so langsam folgte der schwere Train, der das Belagerungsgeschütz herbeiführte. Daun hatte Zeit gewonnen, dem Könige nach Mähren zu folgen und eine drohende Stellung einzunehmen. Doch begnügte er sich, das kleinere preußische Heer von seinen leichten Truppen umschwärmen zu lassen, einen entschiedenen Erfolg von günstigeren Umständen abwartend. Indeß wurde die Belagerung rüstig begonnen. Aber hierbei wurden jetzt von den leitenden Offizieren manche Fehler gemacht; die ersten Batterien wurden in einer Entfernung von den feindlichen Werken aufgeführt, daß man eine große Menge von Kugeln ganz ohne Erfolg verschoß; und als man näher gerückt war, konnte man, bevor eine neue Zufuhr eingetroffen war, täglich nur eine geringe Anzahl von Schüssen thun, sodaß die Belagerten Zeit gewannen, allen Schaden fort und fort wieder auszubessern. Ueberdies reichte die preußische Armee nicht hin, die Stadt vollkommen zu umschließen, sodaß diese in Verbindung mit Daun's Armee blieb und sogar eine Verstärkung in sich aufnehmen konnte.

Alle Hoffnung eines günstigen Erfolges beruhte nun auf einem großen Transport, welcher der preußischen Armee von Schlesien aus die nöthigen Kriegsbedürfnisse zuführen sollte. Die Bedeckung desselben zu verstärken, wurde ihm Zieten mit seinem Corps entgegengesandt. Aber diesmal hatte Daun in der That die trefflichsten Maßregeln zum Verderben des Feindes ergriffen. Ein bedeutend überlegenes Corps griff den Transport in den Gebirgspässen von allen Seiten an. Man feuerte mit Kanonen auf die Wagenburg, welche die Preußen in Eile bildeten, man sprengte die Pulverwagen in die Luft, schoß die Pferde todt, und bald war Alles in der schrecklichsten Verwirrung. Die schützenden Truppen mußten der Uebermacht weichen. Es war eine bedeutende Anzahl junger Rekruten aus Pommern und aus der Mark bei dem Transport gewesen; wenige von diesen wurden gefangen, die übrigen deckten mit ihren Leibern die Wahlstatt. Zieten war genöthigt, sich unter fortwährenden Gefechten nach der schlesischen Grenze zurückzuziehen. Nur ein kleiner Theil der Wagen kam bei der preußischen Armee an.

Digitized by Google

Jetzt blieb Friedrich nichts übrig, als das ganze Unternehmen aufzugeben und ſeine Armee aus Mähren zurückzuziehen. Doch waren auf dieſem Rückzuge die größten Schwierigkeiten zu erwarten. Darum berief Friedrich die ſämmtlichen höheren Offiziere zu ſich in das Hauptquartier und ſprach ſeinen Entſchluß mit folgenden Worten aus: „Meſſieurs! Der Feind hat Gelegenheit gefunden, den aus Schleſien angekommenen Transport zu vernichten. Durch dieſen widerwärtigen Umſtand bin ich genöthigt, die Belagerung von Olmütz aufzuheben. Die Herren Offiziere dürfen aber nicht denken, daß deshalb Alles verloren iſt. Nein! Sie können verſichert ſein, daß Alles reparirt werden ſoll, daß der Feind daran denken wird. Die Offiziere müſſen allen Burſchen Muth zuſprechen und es nicht leiden, wenn etwa gemurrt werden ſollte. Ich beſorge nicht, daß Offiziere ſelbſt ſich verzagt bezeigen werden; ſollte ich, wider Vermuthen, dies bei einem oder dem andern bemerken, ſo werde ich's auf das Schärfſte ahnden. Ich werde jetzt marſchiren, und wo ich den Feind finde, ihn ſchlagen, er mag poſtirt ſein, wo er will, eine oder mehrere Batterien vor ſich haben, — doch" — hier hielt der König inne und rieb ſich mit der Krücke ſeines ſpaniſchen Rohres die Stirn — „doch werde ich's nie ohne Raiſon und Ueberlegung thun. Ich bin aber auch verſichert, daß jeder Offizier bei vorfallender Gelegenheit und jeder Gemeine ebenfalls ſeine Schuldigkeit thun wird, ſowie ſie's bisher gethan haben."

In der That hatten ſich jetzt wiederum die Verhältniſſe auf eine Weiſe geſtaltet, daß es der freieſten, beſonnenſten Ueberlegung und des ſtandhafteſten Muthes bedurfte, um ohne Gefährde daraus hervorzugehen. Aber wenn man die Thaten des großen Königs betrachtet, ſo findet man, daß er nirgends bewunderungswürdiger erſcheint, als wenn die Gefahren ſich zu häufen beginnen und nach gewöhnlicher

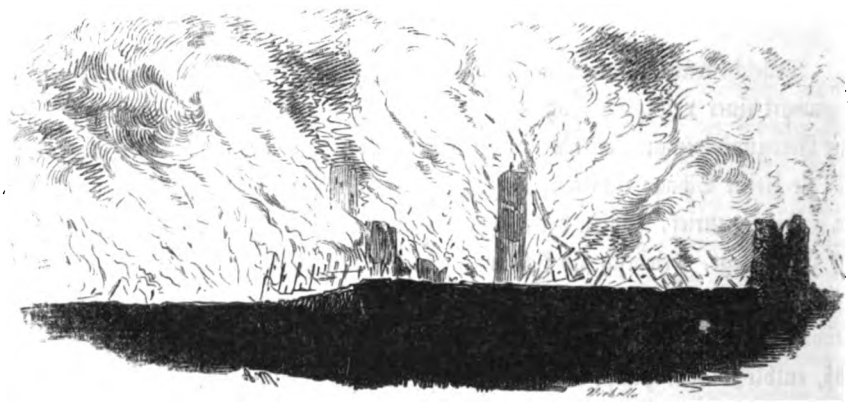
Digitized by Google

Berechnung der Untergang unvermeidlich erſcheint. In dieſen Fällen erhöhte ſich die Spannkraft ſeines Geiſtes zu einem Grade, der eben außerhalb der Sphäre aller gewöhnlichen Berechnung lag. Jetzt ſollte er mit einer kleinen Armee, deren Marſch durch die Maſſe des Belagerungsgeſchützes und durch einen Zug von 4000 Wagen im höchſten Maße erſchwert ward, aus dem Innern eines Landes zurückkehren, deſſen Zugänge von bedeutend überlegenen Schaaren beſetzt und deſſen Bewohner von feindſeliger Stimmung erfüllt waren. Alle Welt war auf die Löſung dieſes ſchwierigen Räthſels geſpannt. Aber Friedrich hatte ſchon die zweckmäßigſten Anordnungen getroffen. Daun vermuthete, daß er auf dem kürzeſten Wege, unmittelbar nach Schleſien, zurückkehren werde, und Friedrich ließ es ſich angelegen ſein, den vorſichtigen Gegner aufs Neue in ſeiner vorgefaßten Meinung zu täuſchen. So fertigte er einen Feldjäger an den Commandanten von Neiſſe ab, mit dem ſchriftlichen Befehl, Brod und Futter zur Ankunft der Armee in Bereitſchaft zu halten. Der Feldjäger ſpielte ſeine Rolle ſo geſchickt, daß er dem Feinde, der keine Kriegsliſt vermuthete, in die Hände fiel und ſich ſeiner ſcheinbar ſo wichtigen Depeſche berauben ließ. Nun hatte Daun nichts Eiligeres zu thun, als alle Wege und Päſſe nach Schleſien zu beſetzen. Friedrich aber gewann hierdurch einige Tage Vorſprung, um den Marſch nach der faſt entgegengeſetzten Richtung, nach Böhmen, antreten zu können. Erſt als er ſich hintergangen ſah, eilte Daun ihm nach. In den Päſſen des mähriſchen Gebirges ſuchten nun die leichten Truppen der öſterreichiſchen Armee den Marſch der preußiſchen Colonnen aufzuhalten; aber ſiegreich wurden alle Angriffe ſolcher Art, trotz der mannigfachſten Schwierigkeiten, zurückgeſchlagen. Friedrich erreichte Böhmen und nahm ſein Lager bei Königingrätz, am 12. Juli, ohne irgend einen erheblichen Verluſt erlitten zu haben und ohne daß Daun, auch unter dieſen Umſtänden, eine Hauptſchlacht gewagt hätte; von hier ſandte Friedrich den beſchwerlichen Belagerungstrain nach Glatz. Gern hätte er nunmehr, nachdem ſein Heer geraſtet und ſich geſtärkt hatte, die ganze Expedition mit einer ernſtlichen Schlacht beſchloſſen; allein Daun hütete ſich weislich, die feſte Stellung, die er den Preußen gegenüber eingenommen hatte, zu verlaſſen. So kehrte Friedrich Anfang Auguſt nach Schleſien zurück, von aller Welt über einen Rückzug bewundert, den man nur mit dem Rückzuge der zehntauſend Griechen unter Xenophon zu vergleichen wußte. Der kaiſerliche Hof aber weihte ſeinem Feldmarſchall, welcher dem glücklichen Rückzuge der Preußen in beſcheidener Ruhe zugeſehen, eine Denkmünze, die ihm den Ehrennamen des „deutſchen Fabius Maximus“ gab und auf der die Worte ſtanden: „Du haſt durch Zaudern geſiegt: fahre fort, durch Zaudern zu ſiegen!“

Digitized by Google

Vielleicht während dieſes Rückzuges war es, daß Friedrich durch raſche Geiſtesgegenwart einer perſönlich drohenden Gefahr entging. Er war mit kleinem Gefolge zum Recognosciren ausgeritten; in einem Gebüſche lagen Panduren, die ihre Schüſſe auf die kleine Schaar richteten. Friedrich hatte dies nicht beachtet, als ihm plötzlich ein Feldjäger zurief, daß in der Nähe, hinter einem Baume verſteckt, ein Pandur auf ihn anlege. Friedrich ſah ſich um, erblickte den zielenden Panduren, hob den Stock, den er ſtets, auch zu Pferde, trug, in die Höhe und rief ihm mit drohender Stimme zu: „Du! du!“ Der Pandur aber nahm erſchrocken ſein Gewehr vor den Fuß, entblößte ſein Haupt und blieb in ehrerbietiger Stellung ſtehen, bis der König vorübergeritten war.

Digitized by Google



Dreißigſtes Kapitel.

Fortſetzung des Feldzuges von 1758. Zorndorf.

Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten des ſiebenjährigen Krieges und zu denjenigen Umſtänden, die Friedrich vorzugsweiſe Gelegenheit gaben, ſeine Feldherrngröße zu entfalten, daß er fort und fort von einem Unternehmen zu dem andern eilen mußte, daß er den Gegnern, die ihn auf verſchiedenen Seiten bedrängten, nicht anders die Stirn bieten konnte, als indem er raſtlos mit ſeiner Armee die weiteſten Märſche machte und hierdurch die geringe Zahl ſeiner Truppen vielfach verdoppelte. Das vorige Jahr hatte ihn in Böhmen, in der Lauſitz, in Thüringen, Sachſen und Schleſien geſehen; jetzt war er kaum aus Mähren und Böhmen zurückgekehrt, als er wiederum genöthigt war, ſich unverzüglich nach der entgegengeſetzten Seite zu wenden. Die Ruſſen hatten, unter dem Commando des Feldmarſchalls Fermor, ihr ſchwerfälliges Heer in Marſch geſetzt, waren langſam durch die nördlichen Provinzen des damaligen Polen (Weſtpreußen und Poſen) gezogen, hatten am 2. Auguſt die Grenzen der Neumark überſchritten und bedrohten nun das Innere der Staaten Friedrich's mit allen den Gräueln, welche ihre ungeregelten Kriege mit ſich führten. Denn ſo mäßig ſie ſich in Preußen, das fortan als eine ruſſiſche Provinz gelten ſollte, betragen hatten, ſo wilde Bar-

Digitized by Google

bareien übten sie an denjenigen Orten aus, welche sie als feindliche Besitzung anerkannten. Brand, Blut und Elend bezeichneten ihre Schritte; die blühenden Fluren, über die sie gezogen waren, lagen als eine Wüste hinter ihnen.

Als die Russen sich den märkischen Grenzen näherten, war ihnen jenes Armeecorps entgegengezogen, welches im vorigen Jahre in Preußen gekämpft hatte und jetzt, unter dem Befehl des Grafen Dohna, die Schweden in Stralsund eingeschlossen hielt. Zu schwach jedoch, um gegen die Uebermacht der Feinde etwas Entscheidendes unternehmen zu können, lagerte sich Dohna an der Oder und begnügte sich, das linke Ufer des Flusses zu decken und die Besatzung der Festung Cüstrin zu verstärken, als Fermor mit seiner Hauptmacht gegen dieselbe vorrückte. Eine regelmäßige Belagerung dieses Ortes ließ die nächste sumpfige Umgebung nicht zu, wohl aber hoffte Fermor die Besatzung durch ein Bombardement zur Uebergabe zu zwingen und auf diese Weise einen festen Waffenplatz an der Oder zu gewinnen. Eine ungeheuere Menge von Bomben und Granaten wurde am 15. August in die Stadt geworfen, sodaß Alles in kurzer Frist in Flammen aufging. Die Einwohner der Stadt und die Menge der Bewohner des Landes, die hinter den Wällen von Cüstrin Schutz gesucht vor den barbarischen Horden, sahen alle ihre Habseligkeiten den Flammen preisgegeben und konnten nichts als ihr Leben retten, indem sie sich über die Oder flüchteten. Fermor ließ mit dem Bombardement so lange fortfahren, als Brandgeschosse in seinem Lager vorhanden waren. Doch war seine Absicht umsonst. Die Festungswerke blieben unversehrt; und als nach fünf Tagen der Commandant zur Uebergabe aufgefordert ward, mit dem Androhen, daß man, wenn die Uebergabe nicht erfolge, sofort zum Sturme schreiten und die ganze Besatzung niedermetzeln würde, so erklärte er, er gedenke, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen.

Unterdeß war ein besonderes Corps der russischen Armee gegen Pommern gesandt und die schwedische Armee aufgefordert worden, in Uebereinstimmung mit den russischen Truppen vorzuschreiten. So hatte die Gefahr den höchsten Punkt erreicht. Doch verfuhren die Schweden äußerst langsam, und zwar auf den Rath des französischen Gesandten, dessen Wunsch es war, daß sie, um die französischen Armeen zu unterstützen, ihren Marsch gegen die Elbe wenden möchten. Und schon war der Retter nahe. Am 21. August traf Friedrich im Lager des Grafen Dohna, Cüstrin gegenüber, ein und brachte 14,000 Mann seiner erprobten schlesischen Armee mit, die er auf die Nachricht der drohenden Gefahr der Sommerhitze zum Trotz in fliegenden Märschen von der böhmischen Grenze hinübergeführt hatte. Gleich nach seiner Ankunft musterte er das Corps des Grafen Dohna. Der stattliche Aufzug, in welchem dasselbe an ihm vorüberzog, fiel ihm auf; er wandte sich zu Dohna und

Digitized by Google

bemerkte gegen dieſen laut, wohl an die vorjährige Niederlage der Truppen gedenkend: „Ihre Leute haben ſich außerordentlich geputzt; ich bringe welche mit, die ſehen aus wie die Grasteufel, aber ſie beißen!“

Aber tiefe Trauer und heißes Rachebegehren mußten das Gemüth des Königs erfüllen, als er die rauchenden Trümmer der Stadt und all die Verwüſtungen vor ſich ſah, welche die barbariſchen Horden in ſeinem Lande angerichtet, und das Elend der Bewohner, die von ihm Linderung ihres grauſamen Schickſals begehrten. Mildreich tröſtete er die Unglücklichen auf den Brandſtätten Cüſtrins. „Kinder“, ſagte er zu ihnen, als ſie ihm treuherzig die einzelnen Umſtände ihrer Leiden erzählten, —

„Kinder, ich habe nicht eher kommen können, ſonſt wäre das Unglück nicht geſchehen! Habt nur Geduld, ich will euch Alles wieder aufbauen!“ Auch bewährte er ſein Wort durch die That und ließ ihnen augenblicklich zur Beſtreitung ihrer nächſten dringenden Bedürfniſſe die Summe von 200,000 Thalern auszahlen. Schnell beſchloß er, den Feind zur ſchweren Verantwortung zu ziehen. Während in der Nähe von Cüſtrin auf die ruſſiſchen Verſchanzungen gefeuert ward, ſodaß man glauben mußte, er werde hier ſofort zum ernſtlicheren Angriffe ſchreiten, ließ er mit dem Beginn der Nacht ſein Heer aufbrechen, um eine Strecke unterhalb Cüſtrin unbemerkt die Oder überſchreiten zu können. Als die Armee ſich zum Abmarſch anſchickte,

Digitized by Google

ritt er die Reihen entlang, begrüßte noch einmal ſeine Tapferen und rief ihnen freundlich zu: „Kinder, wollt ihr mit?“ Alles antwortete mit einem jubelnden Ja! Einer ſagte zu ihm: „Wenn wir nur erſt ruſſiſche Beutepferde hätten, da ſollte es noch geſchwinder gehen.“ Der König antwortete mit Laune: „Die wollen wir ſchon bekommen!“

Am 23. Auguſt ward der Uebergang über den Fluß bewerkſtelligt und der Feind nunmehr im weiten Bogen umgangen. Das ganze Heer ward über die Gräuelſcenen, die ſich hier überall den Augen darboten, zur leidenſchaftlichſten Rache ent-

flammt. Man ſah nichts als brennende oder eingeäſcherte Dörfer; in den Schlupfwinkeln der Wälder lagen die elenden Bewohner, denen der Feind auch das Letzte, was ſie an Nahrungsmitteln beſaßen, genommen hatte. Willig gaben ihnen die menſchenfreundlichen Soldaten das Brod, das ſie mit ſich trugen; dafür trugen ihnen die Bauern Waſſer zu, ihren Durſt in der brennenden Hitze zu löſchen; auch fand man an vielen Orten vorſorglich große Gefäße, ſelbſt Sturmfäſſer mit Waſſer zu dieſem Behuf auf die Straße geſtellt.

Am Morgen des 25. Auguſt hatte Friedrich das ruſſiſche Heer ſo weit umgangen, daß er daſſelbe von der vortheilhafteſten Seite angreifen konnte. Eine gedehnte Ebene verſtattete ihm einen freien Angriff, während im Rücken und zur Seite des Feindes ſumpfige Niederungen und ein kleiner Nebenfluß der Oder befindlich waren. Die Brücken über den letzteren hatte Friedrich abbrechen laſſen, da er dem Feinde allen Rückzug abſchneiden wollte; er gedachte das ganze feindliche Heer zu vernichten und ſo mit Einem Schlage eine blutige Entſcheidung zu erzwingen. Denn freilich durfte er hier nicht lange ſäumen, da er erwarten konnte, daß die Oeſterreicher ſeine Abweſenheit bald zu gefährlichen Unternehmungen benutzen würden.

Digitized by Google

Darum hatte er auch die feindliche Bagage, die in einer Wagenburg abgesondert zur Seite stand und durch ihn bereits von der Hauptarmee abgeschnitten war, nicht, was ohne Mühe hätte geschehen können, angegriffen; ohne bedeutenderes Blutvergießen hätte er hierdurch den Feind nöthigen können, ein Land zu verlassen, in dem er sich nicht zu halten vermochte. Aber die Vollendung dieses Unternehmens hätte Wochen erfordert.

Die preußische Armee bestand aus 32,760 Mann, die der Russen aus ungefähr 52,000 Mann. Die letztere hatte sich, als Friedrich heranrückte, in einem ungeheueren länglichen Viereck, Reiterei, Troß und Reserve in der Mitte, aufgestellt. Eine solche Aufstellung hatte sich in den Türkenkriegen, gegen die regellosen Angriffe eines wilden Feindes, bewährt gezeigt; gegen eine europäisch disciplinirte Armee war sie wenig zweckmäßig. Friedrich entschloß sich, mit seinem linken Flügel gegen die ungefüge Last des feindlichen Heeres vorzurücken, die rechte Ecke desselben in gewaltigem Stoße zu zerschmettern und von hier aus Verwirrung und Niederlage über seine dichtgedrängten Glieder zu verbreiten. Zwischen beiden Heeren lag das Dorf Zorndorf. Umherschwärmende Kosakenschaaren hatten dasselbe in Brand gesteckt; aber der Rauch trieb den Russen entgegen und verhinderte sie, die Aufstellung des Gegners zu beobachten.

Um 9 Uhr begann der Angriff. Die Avantgarde und der linke Flügel der preußischen Armee rückten gegen die rechte Seite des russischen Heeres vor, welche durch eine sumpfige Niederung von der Hauptarmee abgetrennt war. Das Geschütz begann sein furchtbares Spiel und wüthete auf eine unerhörte Weise in den tiefen Reihen der Russen; durch Eine Kugel sollen 42 Mann niedergestreckt worden sein. Der Troß im Innern der Schaaren gerieth in Verwirrung, die Pferde mit ihren Wagen rissen aus und brachen durch die Glieder; nur mit Mühe konnte man denselben zu einer Aufstellung hinter den Truppen sammeln. Die preußische Infanterie benutzte die Verwirrung, zog eilig näher, feuerte heftig und warf das Vordertreffen der Russen. Aber der Aufmarsch der Preußen war mit mancherlei Ungeschick verbunden gewesen; ihre Schaaren waren zum Theil getrennt, zum Theil in einer schwachen Linie geführt; die feindlichen Heerführer benutzten dies, und nun brachen Fußvolk und Reiterei der Russen mit dem wilden Rufe Ara! Ara! auf die Preußen ein, deren Infanterie sich in verwirrter Flucht zurückzog. Aber die preußische Kavallerie unter Seydlitz war bis dahin ruhig zur Seite vorgerückt. Als nun die Russen in Unordnung ihren Gegnern nachsetzten, gab Seydlitz, den richtigen Moment scharf erfassend, das Zeichen zum Angriff, und augenblicklich stürmten seine Schaaren in geregelter Kraft auf die feindlichen Haufen ein. Jetzt erhob sich ein fürchterlicher

Digitized by Google

Digitized by Google

Kampf, wie die europäische Kriegsgeschichte fast kaum ähnliche kennt. Denn ob auch die ersten Reihen der Russen niedergeschmettert waren, so standen die nachfolgenden doch unerschütterlich fest. Auch diese wurden geworfen, aber immer ballten sich neue Massen zusammen, mit ihren Leibern dem Gegner einen Wall entgegensetzend, der nicht anders als durch gänzliche Niedermetzelung erstiegen werden konnte. Ob sie auch ihre Pulvervorräthe verschossen hatten, doch wichen die Russen nicht eher, als bis sie von der Klinge des Gegners durchbohrt niedersanken. Stundenlang währte dies Morden. Einige Haufen der Russen geriethen über ihre Bagage, plünderten die Marketenderwagen und öffneten die Branntweinfässer, nach dem berauschenden Tranke lechzend. Die Offiziere schlugen die Fässer in Stücke; Einige warfen sich auf den Boden, den Trank auch noch im Staube aufzulecken, Andere kehrten ihre Waffen in wilder Wuth gegen ihre Befehlshaber und mordeten die, welche ihnen den Trank verschüttet. Endlich, nachdem die Mittagsstunde bereits vorüber war, endete der Kampf auf dieser Seite. Was von den Russen nicht niedergemetzelt lag, war in die Sümpfe versprengt. Seydlitz aber zog seine tapferen Schaaren vor dem feindlichen Kanonenfeuer zurück, das nunmehr von der andern Seite auf ihn gerichtet ward.

Die übrigen Theile beider Armeen waren bis jetzt noch nicht zum Kampfe gekommen. Friedrich hatte sich auf dem rechten Flügel seiner Truppen befunden. Nun ordnete er seine Armee zum Angriff und rückte vor. Vor dem rechten Flügel befand sich eine Batterie, durch einen beträchtlichen Zwischenraum von der Truppenlinie getrennt und deshalb durch ein besonderes Bataillon gedeckt. Auf diese stürzte sich eine große Schaar feindlicher Kavallerie und nahm schnell die Batterie und jenes Bataillon gefangen. Dann sprengte sie der Armee entgegen; hier ward sie jedoch durch ein lebhaftes Feuer zurückgeworfen. Jetzt brach sich auch jenes gefangene Bataillon wieder zu den Seinigen Bahn, mit dem lauten Rufe: Victoria, es lebe der König! Friedrich aber ritt zu ihnen heran und sagte: „Kinder, ruft noch nicht Victoria; ich werde es euch schon sagen, wenn es Zeit ist!“ — In dem Augenblicke stürzten neue Schaaren der russischen Reiterei auf den linken Flügel der preußischen Armee. Dieser war aus den Regimentern des Grafen Dohna gebildet; ein Theil von ihnen war es gewesen, der schon bei jenem ersten Angriff auf den rechten Flügel der Russen geflohen war. Jetzt ergriff sie insgesammt bei dem Anbrausen der feindlichen Haufen ein panischer Schreck; in schmachvoller Flucht verließen sie aufs Neue das Schlachtfeld. Und wieder war es dem Helden des Tages, Seydlitz, vorbehalten, die bedrohliche Gefahr abzuwenden. Aufs Neue stürmte er mit seinen tapferen Schaaren auf die Feinde ein, warf die russische Kavallerie in wilder Unordnung

Digitized by Google

zurück und griff die noch stehenden Infanterietreffen der Russen trotz des lebhaftesten Kartätschen- und Gewehrfeuers muthig an. Bald kam auch Friedrich mit dem erprobteren Theile seiner Infanterie heran, und nun entstand wiederum ein Gemetzel, jenem gleich, welches dem rechten Flügel der Russen bereits den Untergang gebracht hatte. Mann kämpfte gegen Mann, keine Abtheilung vermochte mehr Ordnung zu erhalten, Russen und Preußen, Infanterie und Kavallerie, Alles war in dichten Knäueln durcheinandergedrängt. Friedrich selbst ward in Person auf eine Weise mit in das Gefecht verwickelt, daß seine Pagen um ihn her gefangen, verwundet und getödtet wurden. Der furchtbare Staub des heißen Tages und der Pulverdampf hatten alle Gesichter unkenntlich gemacht; der König ward von seinen Truppen nur an der Stimme erkannt. Kein Theil wich dem andern an Muth, aber die Kriegszucht der Preußen trug den Sieg davon; es gelang den Führern, sie aus dem wilden Gewühl aufs Neue in geregelten Schaaren zusammenzuziehen, und als der Abend sank, waren die Russen, die nicht niedergemetzelt lagen, vom Kampfplatze zurückgedrängt.

Während Friedrich seine Armee zur Nachtruhe ordnete, suchten die Russen in einzelnen Haufen ihr Heil in der Flucht. Da sie aber überall die Brücken abgebrochen fanden, so hinderte dies die gänzliche Auflösung ihres Heeres, dessen Führer es sich nun auf alle Weise angelegen sein ließen, die Zerstreuten zu sammeln. Eine Schaar von einigen Tausend Russen hatte sich wieder auf dem Schlachtfelde aufgestellt. Gegen sie ließ Friedrich noch einmal Truppen marschiren; doch blieb dieser letzte, übrigens unbedeutende Angriff fruchtlos, da es theils an Munition fehlte, theils auch die Hälfte der Angreifenden, aus Bataillonen des linken Flügels bestehend, zum dritten

Digitized by Google

Mal vor dem feindlichen Feuer entfloh. Indeß veranlaßte dieser kleine und für das Schicksal des Tages so ganz gleichgültige Erfolg den russischen Heerführer, prahlerische Siegesnachrichten nach Petersburg und nach den Höfen der Bundesgenossen zu senden, die sich gern auf kurze Zeit dem angenehmen Traume überließen.

Ueber Nacht hatten sich die Russen gesammelt und am folgenden Morgen sich aufs Neue in Schlachtordnung gestellt. Es schien sich eine zweite Schlacht entspinnen zu wollen; in der That begann eine Kanonade, welche vier Stunden lang dauerte. Aber auf beiden Seiten war die Erschöpfung groß; auch fehlte es an Munition, sodaß es zu keinem ernstlicheren Angriffe kam. Fermor hielt nun um einen Waffenstillstand von einigen Tagen an, unter dem Vorwande, die Todten zu begraben. Friedrich ließ ihm antworten, dies sei die Pflicht des Siegers. So benutzte Fermor die folgende Nacht, den linken Flügel des preußischen Heeres zu umgehen und seine Wagenburg wieder zu gewinnen, wo er sich vorläufig verschanzte.

Gefangene waren am Tage der Schlacht von Zorndorf auf beiden Seiten nur wenige gemacht worden. Man hatte Pardon weder gegeben noch genommen. Man sagt, Friedrich selbst habe es verboten gehabt. Erst am folgenden Tage war eine größere Anzahl der versprengten Russen in die Hände der Preußen gefallen. Die Verluste im Ganzen waren sehr bedeutend. Friedrich hatte über 11,000 Mann, die Russen das Doppelte verloren. An Trophäen hatten die Preußen 103 Kanonen und 27 Fahnen und Standarten erobert. „Der Himmel hat Ew. Majestät heute wieder einen schönen Sieg gegeben!“ so redete der englische Gesandte, Sir Mitchell, der Friedrich in den Krieg gefolgt war, Letzteren auf der Wahlstatt an. „Ohne diesen“, — erwiderte Friedrich und zeigte dabei auf Seydlitz, — „ohne diesen würde es schlecht mit uns aussehen.“ Seydlitz aber lehnte das ehrenvolle Wort bescheiden ab und sprach das ganze Verdienst der gesammten Reiterei zu. Auch fand sich Friedrich veranlaßt, dem Feldmarschall Daun den wahren Erfolg der Zorndorfer Schlacht zu melden. Ihm war nämlich ein Brief Daun's an Fermor in die Hände gefallen, worin dem russischen Heerführer gerathen ward, er möge keine Schlacht wagen mit einem listigen Feinde, den er noch nicht kenne: er möge nur zögern, bis Daun's Unternehmen auf Sachsen zu Ende gebracht sei. Friedrich schrieb nun zurück: „Sie haben Recht gehabt, dem General Fermor zu rathen, daß er vor einem feinen und listigen Feinde, den Sie besser kenneten, auf seiner Hut sei. Denn er hat Stich gehalten und ist geschlagen worden.“

Unter den Gefangenen befanden sich fünf russische Generale. Als diese, noch auf dem Schlachtfelde, dem Könige vorgestellt wurden, so bedeutete er sie, wie er bedauere, daß er kein Sibirien habe, wohin er sie schicken könne, damit sie für ihre

Digitized by Google

barbariſche Weiſe der Kriegführung beſtraft und ebenſo behandelt würden, wie in Rußland die preußiſchen Offiziere. Sie fanden darauf ihre Wohnungen in den gewölbten Kellern unter den Wällen Cüſtrins. Als ſie dorthin geführt wurden und gegen einen ſolchen unziemlichen Aufenthalt proteſtirten, erwiderte ihnen der Commandant, mit Rückſicht auf die Erklärung des Königs: „Sie haben, meine Herren, nicht mir, ſondern der armen Stadt die Ehre angethan, ſie zu beſchießen, und ſich ſelbſt kein Haus übrig gelaſſen. Sie müſſen für jetzt ſo vorlieb nehmen!“ Indeß

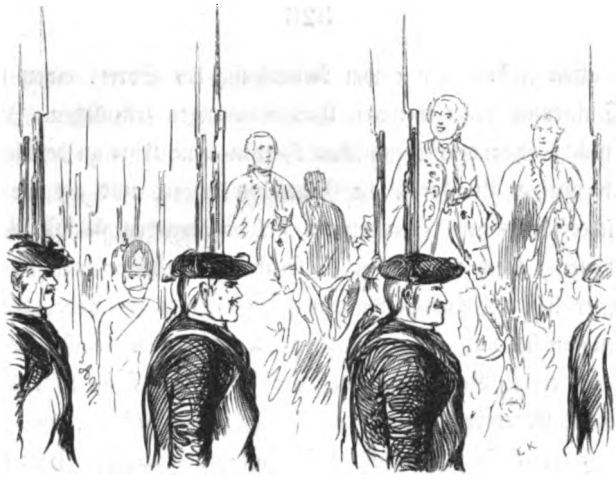
geſtattete Friedrich ſchon nach einigen Tagen, daß die ruſſiſchen Generale ihre Keller verlaſſen und ſich in der nicht abgebrannten Neuſtadt von Cüſtrin Wohnungen miethen durften. Ja, als darauf die Nachricht von einer milderen Behandlung der Preußen in Petersburg kam, erlaubte er ihnen, nach Berlin zu gehen und ſelbſt an den dortigen Hoffeſten Theil zu nehmen. Damals waren es Gefangene faſt aus allen europäiſchen Nationen, welche an den Hoftagen zu Berlin der Königin ihre Aufwartung machten.

Die preußiſche und die ruſſiſche Armee hatten indeß noch einige Tage unthätig einander gegenübergeſtanden, bis am 1. September Fermor ſich auf Landsberg zurückzog. Friedrich folgte ihm, ſah ſich jedoch ſchon am 2. September genöthigt, mit einem Theile ſeiner Armee nach Sachſen aufzubrechen, wohin ihn neue Noth der Seinen berief. Ein Corps von 16,000 Mann blieb zur Beobachtung der Ruſſen zurück. Fermor rückte nun in Pommern ein und zog jene Abtheilung ſeiner Truppen, die in Gemeinſchaft mit den Schweden hatte operiren ſollen, wieder an ſich; dann ſandte er ein anderes Corps nach dem Ufer der Oſtſee, Colberg zu belagern. Die Beſatzung dieſer Feſtung war ſehr ſchwach, aber Landmilizen und die geſammte

Digitized by Google

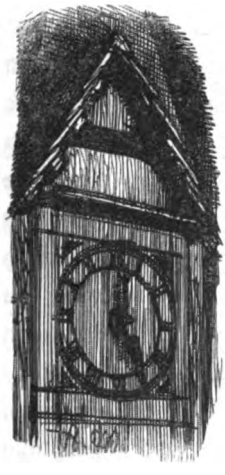
Bürgerschaft nahmen Theil an der Vertheidigung; ein mehrfach wiederholtes Bombardement blieb fruchtlos, und selbst ein Sturmangriff, nachdem die Russen bereits in den bedeckten Weg eingedrungen waren, wurde glücklich abgeschlagen. Endlich, Ende October, wurde die Belagerung aufgehoben, und die gesammte russische Armee zog sich, jenseit der Weichsel, in ihre Winterquartiere. — Den Fortschritten der Schweden war nach der Schlacht von Zorndorf durch ein besonderes preußisches Corps Einhalt gethan.

Digitized by Google



Einunddreißigſtes Kapitel.

Schluß des Feldzuges von 1758. Hochkirch.



Als Friedrich die böhmiſchen Grenzen verließ und gegen die Ruſſen zog, dünkte es ſeinen übrigen Gegnern die günſtigſte Zeit, nun auch ihrerſeits angriffsweiſe gegen ſeine Beſitzungen zu verfahren. Die preußiſchen Truppen, die in Sachſen und Schleſien ſtanden, waren an Zahl nicht ſonderlich bedeutend; man konnte ihnen ſehr überlegene Maſſen entgegenſtellen, und man meinte, daß vor der Hand das Genie des Königs eben nicht weiter zu fürchten ſei. Die Reichsarmee, die in Franken ihre Winterquartiere genommen und ſich anſehnlich verſtärkt hatte, rückte nun in Böhmen ein und wandte ſich gegen die ſächſiſchen Grenzen. Daun zog mit der großen öſterreichiſchen Armee nach der Lauſitz und errichtete dort ſeine Magazine. Hier konnte er, je nach den Umſtänden, mit der Reichsarmee gemeinſchaftlich gegen Sachſen operiren oder nach Schleſien einrücken, oder auch den Vorſchritten der Ruſſen in die Hände arbeiten. Zu dieſem Behufe ließ er ein Corps leichter Truppen unter dem General Loudon in die Niederlauſitz bis nach den Gegenden der Oder vorrücken. Loudon fand bei dieſer Expedition keine beſonderen Hinderniſſe und war ſomit leicht im Stande, in Peitz,

Digitized by Google

einer kleinen alten Feſtung an einem Nebenfluſſe der Spree, einen militairiſchen Poſten zur Sicherung ſeiner weiteren Unternehmungen feſtzuſetzen. Indeß geſchah das Letztere nicht, ohne dem preußiſchen Namen neue Ehre zu bereiten. Peitz war nämlich durch fünfzig alte preußiſche Invaliden beſetzt; und als die Oeſterreicher ohne ſonderliches Ceremoniel einzudringen ſuchten, wurden ſie mit Verluſt einiger Mann abgewieſen. Doch machte der öſterreichiſche Anführer ernſthaftere Anſtalten zum Angriff; er ließ den Commandanten in aller Form zur Uebergabe auffordern, und dieſer benahm ſich nun, wie es ehrenhafter Krieger Sitte iſt. Bevor er unterhandelte, machte er die Bedingung, daß zwei aus ſeiner Feſte entſendete Offiziere, vom Feinde auf's Ehrenwort angenommen, ſich überzeugen dürften, ob das feindliche Corps nach ſeiner Stärke berechtigt ſei, die Räumung des Platzes zu fordern. Der Feind genügte dem Anſinnen des Commandanten; die Offiziere kehrten zurück und bezeugten die überlegene Macht deſſelben. Jetzt erſt ſchritt der Commandant zur Capitulation; er bewirkte ſich und ſeinen fünfzig Veteranen freien Abzug nach Berlin und ließ den Eroberern nichts als einige Stücke zumeiſt mittelalterlicher Armaturen zurück.

Prinz Heinrich, der Bruder des Königs, führte den Oberbefehl der ſächſiſchen Armee. Durch mancherlei Streifcorps hatte er den Anmarſch der Reichsarmee verzögert; doch konnte er gegen die Hauptmacht derſelben, als dieſe wirklich in Sachſen einrückte, nichts Entſcheidendes wagen und mußte ſich begnügen, ſich vor der Hand in einem feſten Lager in der Nähe von Dresden ſicherzuſtellen, während die überlegene feindliche Armee das Lager von Pirna beſetzte. Indeß war aber auch die ſchleſiſche Armee unter dem Markgrafen Karl aufgebrochen und hatte eine Stellung genommen, welche geeignet war, Schleſien gegen Daun's Angriffe von der Lauſitz her zu decken. Zugleich war von dieſer Seite der General Zieten abgeſandt, um dem weiteren Vorſchreiten des Loudon'ſchen Corps entgegenzutreten. Unter dieſen Umſtänden, und da von Seiten der Ruſſen kein näheres Eingreifen in das gemeinſchaftliche Unternehmen ſtattfand, faßte Daun den ſchnellen Entſchluß, ſich gegen Sachſen zu wenden. Er rückte in kurzer Friſt gegen Dresden vor und beſchloß nun den Prinzen Heinrich im Rücken anzufallen, während ihn die Reichsarmee von vorn angreifen ſollte, damit das kleine preußiſche Heer zwiſchen der zwiefach überlegenen Uebermacht erdrückt würde. Gleichwohl wußte ſich Prinz Heinrich in einer ſo günſtigen Stellung zu erhalten, daß kein Angriff auf ihn erfolgte; bald kam die Nachricht an, daß Friedrich ſich, nachdem er bei Zorndorf geſiegt, mit raſchen Schritten der ſächſiſchen Grenze nähere. Am 10. September, nachdem er die Armee des Markgrafen Karl und das Zieten'ſche Corps an ſich gezogen und Loudon wieder zur rück-

Digitized by Google

gängigen Bewegung auf die österreichische Hauptmacht genöthigt hatte, traf Friedrich in der Gegend von Dresden ein. Hier standen nunmehr vier Armeen auf dem engen Raume von zwei Meilen einander gegenüber; jeder Tag schien eine blutige Lösung dieser eigenthümlichen Verhältnisse zu verheißen. Friedrich wünschte nichts mehr als eine entscheidende Schlacht. Aber Daun hatte jetzt die Lust dazu verloren; als ein Meister im Vertheidigungskriege wußte er schnell eine so günstige Lagerstelle zu besetzen, daß ein Angriff auf ihn die größte Verwegenheit gewesen wäre. Ebenso stand die Reichsarmee in dem Lager von Pirna vollkommen sicher. Eine geraume Frist verging auf diese Weise, ohne daß irgend eine Entscheidung erfolgt wäre. Vergebens waren die verschiedenen Manoeuvres, welche Friedrich anstellte, um den Gegner aus seiner Stellung herauszulocken. Aber jeder Tag ward peinlicher für ihn, denn in der Zwischenzeit waren andere österreichische Corps in Oberschlesien eingerückt, hatten die Festungen Oppeln und Neisse eingeschlossen, und schon kam die Nachricht, daß alle Anstalten zu einer förmlichen Belagerung von Neisse gemacht würden.

Jetzt faßte Friedrich einen schnellen Entschluß. Da er hier den Feind zu keiner Schlacht bewegen konnte, so gedachte er einen raschen Zug nach Schlesien zu unternehmen, um die Oesterreicher zu verhindern, in dieser Provinz festen Fuß zu fassen; hierdurch wurden zugleich die österreichischen Magazine in der Lausitz, aus denen Daun seinen Unterhalt bezog, bedroht. Es glückte ihm, durch ein vorgesandtes Corps Bautzen besetzen zu lassen; nach einigen Tagen folgte er selbst mit seiner Armee nach. Aber Daun hatte ebenso die Gefahr eingesehen, in welche er durch die Wegnahme seiner Magazine versetzt werden mußte. Dies und gleichzeitig auch Friedrich's Marsch nach Schlesien zu vereiteln, hatte er sich, ehe noch Friedrich's ganze Armee den beschlossenen Marsch antreten konnte, in derselben Richtung auf den Weg gemacht. Am 10. October, als Friedrich, von Bautzen aus weiter vorrückend, das Dorf Hochkirch besetzt hatte, sah er seinen Schritt aufs Neue durch die ganze österreichische Heeresmacht, die ihm gegenüber lagerte, aufgehalten.

Die Stellung, welche Daun eingenommen hatte, war wiederum überaus günstig. Er hatte eine Reihe ausgedehnter bewaldeter Bergzüge, welche das Dorf Hochkirch in einem Winkel umschlossen, besetzt. Es war so wenig möglich, hier vorzudringen, als es räthlich sein konnte, in Hochkirch zu verweilen. Friedrich indeß, der es nicht für ehrenvoll hielt, vor dem bloßen Anblick des Feindes umzuwenden, und der auch, wo es Angriff galt, dem österreichischen Heerführer durchaus keinen kühnen Entschluß zutraute, befahl das Lager bei Hochkirch aufzuschlagen. Alle preußischen Generale, die sich zur Stelle befanden, sahen die Gefahr dieses Unter-

Digitized by Google

nehmens ein; Fürſt Moritz von Deſſau erlaubte ſich dem Könige Vorſtellungen darüber zu machen. Aber Friedrich achtete nicht darauf. Der Generalquartiermeiſter der Armee erhielt Befehl, das Lager abzuſtecken; dieſer weigerte ſich, zu dem Verderben der Armee beizutragen, und ward mit Arreſt beſtraft. Ein Ingenieurlieutenant mußte nun nach Friedrich's eigner Anordnung die Linien des Lagers

ausſtecken, während ſeine Fourierſchützen bei dieſem Geſchäft bereits durch die öſterreichiſchen Kanonenkugeln begrüßt wurden. Zur Sicherung des Lagers wurden indeß auf beiden Seiten Batterien angelegt; die eine von dieſen kam vor Hochkirch zu ſtehen, auf dem Abhange, über welchem das Dorf ſich erhebt. Friedrich's Macht an dieſer Stelle beſtand aus 30,000, die der Oeſterreicher aus 65,000 Mann.

Die preußiſche Stellung war um ſo gefährlicher, als man aus dem tiefer gelegenen Lager wenig oder nichts von Dem wahrnehmen konnte, was die Oeſterreicher auf und hinter ihren Höhen unternahmen, während dieſe Alles deutlich unterſchieden, was bei den Preußen vorging. Ueberdies waren die Waldungen am Fuß der Berge rings von den leichten Truppen der Oeſterreicher beſetzt, ſodaß den preußiſchen Vorpoſten und ihren Patrouillen auf keine Weiſe geſtattet war, ſich in eine größere Entfernung vom Lager hinauszuwagen, und den Oeſterreichern alle Mittel zum unvorhergeſehenen Ueberfall bereit ſtanden. Bei dem Allem aber blieb Friedrich feſt in der vorgefaßten Meinung, daß Daun ſich zu keinem Angriff entſchließen werde. Er unterdrückte ſelbſt manche von den ſonſt nöthigen Vorſichtsmaßregeln und ließ ſogar

Digitized by Google

die Truppen unangekleidet in ihren Zelten ruhen. Der Feldmarschall Keith, der sich mit in der Armee befand, sagte ihm geradezu: „Wenn uns die Oesterreicher hier ruhig lassen, so verdienen sie gehangen zu werden.“ Friedrich aber antwortete gelassen: „Wir müssen hoffen, daß sich die Oesterreicher mehr vor uns als vor dem Galgen fürchten.“ In dieser Beharrlichkeit bestärkten ihn die falschen Berichte eines Spions. Er hatte nämlich, wie man erzählt, einen österreichischen Offizier erkauft, durch den er Alles erfuhr, was in der feindlichen Armee vorging. Die Briefe wurden in einem Korbe mit Eiern, von denen ein ausgeblasenes das jedesmalige Schreiben enthielt, überbracht. Zufällig aber mußte Daun selbst eines Tages dem Ueberbringer der Eier begegnen und diesem befehlen, die Waare nach seiner eigenen Küche zu bringen. Hier ward das Geheimniß entdeckt. Daun ließ unverzüglich den verrätherischen Correspondenten vor sich fordern; dieser hatte natürlich sein Leben verwirkt, doch schenkte es ihm der Feldmarschall unter der Bedingung, daß er fortan dem Könige schreibe, was er ihm in die Feder dictiren würde. So erhielt Friedrich einige Tage lang nur Nachrichten, die von nichts als von dem bevorstehenden Aufbruch der österreichischen Armee und von ihrem Rückmarsche nach Böhmen sprachen, und die ihn somit aller Gedanken an die Gefahr seiner Lage überhoben.

Da indeß dieser Aufbruch nicht so bald, als er erwartete, erfolgte, so entschloß sich Friedrich, um nicht länger unthätig liegen zu bleiben, das österreichische Heer zu umgehen. Nur bedurfte er hierzu noch einiger Vorbereitungen für die weitere Verpflegung der Armee und konnte deshalb für den Abmarsch keinen früheren Tag als den 14. October bestimmen. Aber schon hatte Daun seine Maßregeln getroffen. Es wäre allzu schmachvoll gewesen, wenn er noch länger gezaudert hätte, von der so überaus günstigen Gelegenheit einen wirksamen Gebrauch zu machen. Auch betrachtete die ganze österreichische Armee das Benehmen des Königs als eine förmliche Beleidigung; man sprach es öffentlich aus, daß die Generale sämmtlich verdienten cassirt zu werden, wenn sie eine so verwegene Herausforderung nicht annähmen. Um indeß ganz sicher zu gehen, ward ein nächtlicher Ueberfall, in der Nacht vom 13. auf den 14. October, beschlossen. Der Hauptschlag sollte gegen den wichtigsten Punkt des preußischen Lagers, gegen die Anhöhen, auf denen Hochkirch sich erhebt und die durch die Zelte des rechten Flügels besetzt waren, ausgeführt werden. Durch die bewaldeten Berghänge, welche die Oesterreicher besetzt hatten, wurden breite Wege geschlagen, um ohne alles Hinderniß die Truppen zu den verschiedenen Punkten hinabführen zu können, von denen aus der rechte Flügel der Preußen angegriffen werden sollte. Zugleich war man darauf bedacht, in den Waldungen und auf den Höhen eifrige Befestigungsarbeiten sehen zu lassen, um die Absicht des Angriffs zu verhüllen und die Preußen in ihrer vermeintlichen Sicherheit zu bestärken.

Digitized by Google

Die Nacht brach ein, und der zu diesem Unternehmen bestimmte Theil des österreichischen Heeres machte sich in größter Ordnung und Stille auf den Marsch. Auch dafür hatte man gesorgt, daß selbst der Schall der Tritte und das Rasseln der Kanonen dem Ohre der preußischen Vorposten fern blieb. Eine Menge Arbeiter war in den Waldungen angestellt, jenen Schall durch unaufhörliches Fällen von Bäumen, durch lautes Anrufen und Singen zu übertäuben. Im preußischen Lager hörte man diesen Lärm und glaubte darin eine Fortsetzung jener ängstlichen Befestigungsarbeiten zu erkennen. Unbesorgt begab man sich zur Ruhe, und als auch einzelne Offiziergesellschaften, welche sich bis drei Uhr Morgens mit Musik ergötzt hatten, verstummten, breitete sich dunkle Nacht und tiefer Schlummer über das ganze Lager aus.

Die Thurmuhr von Hochkirch schlug fünf, und plötzlich begann ein heftiges Gewehrfeuer auf die preußischen Posten, welche außerhalb des Lagers standen. Zu Anfange achtete man darauf wenig, denn in solcher Weise pflegten umherstreifende Panduren fast in jeder Nacht mit den Vorposten zu scharmutziren. Als aber das Feuer

heftiger ward, griffen die nächsten Bataillone, größtentheils ohne Stiefeletten und Torniſter, zu den Waffen und eilten dem Feinde entgegen. Es glückte ihnen, den Angriff zurückzuschlagen. Doch schlichen, als sie das Lager verließen, Kroaten und andere österreichische Truppen in dasselbe und feuerten nun in den Rücken der Preußen, während diese zugleich durch immer größere Uebermacht von vorn bedrängt wurden. Ein furchtbares Gefecht erhob sich; Mann kämpfte gegen Mann, und da die Dunkelheit alles gegenseitige Erkennen verhinderte, so suchte ein Jeder sich durch blindes Umherschlagen und Stechen, gleichviel ob gegen Freund oder Feind, zu vertheidigen. Man tappte nach den Mützen der Gegner umher, und nur die Blechkappen der preußischen, die Bärenmützen der österreichischen Grenadiere gaben das Erkennungszeichen. Endlich mußten die Preußen weichen; nur mit großem Verluste konnten sie sich nach Hochkirch durchschlagen. Neue Bataillone kamen, gegen die Oesterreicher anzukämpfen; wieder drängten

Digitized by Google

ſie dieſelben zurück, und wieder mußten ſie ſich, von allen Seiten angegriffen, mit Verluſt zurückziehen. Die Oeſterreicher eroberten die Batterie, welche vor Hochkirch ſtand und welche den rechten Flügel des preußiſchen Lagers decken ſollte, wandten die Geſchütze um und beſchoſſen damit das Dorf. Furchtbar wütheten die Kanonenkugeln in den Reihen der Preußen, welche die lange Dorfgaſſe hinab ihnen entgegenzudringen ſuchten. Nur die Blitze des Geſchützes hatten bis dahin die Nacht erhellt; jetzt brach der Morgen an, aber ein dichter Nebel hielt noch geraume Zeit das Dunkel feſt.

Erſt durch den Donner der Kanonen waren die übrigen Theile der preußiſchen Armee aus ihrer Ruhe aufgeſchreckt worden. Friedrich hatte ſein Hauptquartier zur linken Seite des Centrums, in dem Dorfe Rodewitz. Auch er ward erſt jetzt erweckt und eilte ſich anzukleiden. Kaum war er aus ſeiner Wohnung getreten, ſo erhielt er die Nachricht von den Verluſten des rechten Flügels, und als er zu Pferde ſtieg, begrüßten ihn ſchon die aus ſeinem eignen Geſchütz abgeſchoſſenen Kugeln. Noch aber war Hochkirch ſelbſt nicht in den Händen der Feinde; noch hatte ein Bataillon die Gärten des Dorfes beſetzt, ein zweites auf dem Kirchhofe eine feſte Stellung genommen. Friedrich glaubte noch immer nicht an einen allgemeinen Angriff des Feindes; er beorderte einzelne Brigaden, den rechten Flügel zu unterſtützen und die Oeſterreicher von ihrer eingenommenen Stellung zu vertreiben. Der Feldmarſchall Keith ſetzte ſich an die Spitze einiger Bataillone; er drang zur Seite von Hochkirch vor, eroberte die preußiſche Batterie wieder und trieb den Feind beträchtlich zurück. Aber nun wurde er von der Uebermacht eingeſchloſſen; man mußte ſich mit dem Bajonett einen Rückweg bahnen, und Keith ſank, von einer Gewehrkugel durchbohrt, entſeelt zu Boden.

Digitized by Google

Die Oeſterreicher drangen in Hochkirch ein und beſetzten das Dorf, das in Flammen aufging, deſſen Kirchhof jedoch immer noch muthvoll durch die Preußen vertheidigt ward. Der Prinz Franz von Braunſchweig rückte mit neuen Truppen den Oeſterreichern entgegen; auch er hatte zu Anfange günſtige Erfolge, aber auch er ward bald zur Umkehr genöthigt und ebenſo wie Keith blieb auch er auf dem Platze. Nicht andere Erfolge hatte der Fürſt Moritz von Deſſau, der tödtlich verwundet aus dem Gefechte getragen ward. Immer neue Truppenmaſſen wurden von öſterreichiſcher Seite in das Dorf geführt, und endlich gelang es ihnen, auch des Kirchhofes Meiſter zu werden. Hier hatte ſich, wie in einer kleinen Feſtung, jenes eine Bataillon unter dem Major von Lange mit ſtandhafter

Beharrlichkeit gegen die Angriffe von ſieben öſterreichiſchen Regimentern gewehrt. Jetzt hatten die tapferen Preußen ſich verſchoſſen; von allen Seiten eingeſchloſſen, ſuchten ſie ſich mit Säbel und Bajonett durchzuſchlagen, aber faſt alle, der Major nicht ausgeſchloſſen, blieben ſterbend oder verwundet auf dem Boden zurück, den ſie ſo lange vertheidigt. Noch einmal ſuchte Friedrich den Oeſterreichern die errungenen Vortheile zu entreißen. Er ſelbſt führte ſechs Bataillone in den Kugelregen hinein; ſein Pferd ward verwundet; kaltblütig beſtieg er ein anderes und wich, trotz aller Bitten, mit denen ihn ſeine Getreuen beſtürmten, nicht eher von der Stelle, als bis er ſah, daß ſeine Anſtrengungen erfolglos blieben.

Digitized by Google

Endlich war der Nebel gefallen. Ein heller Tag beleuchtete die traurigen Zeichen des blutigen Nachtkampfes. Friedrich zog nun diejenigen seiner Truppen, die bisher Theil am Gefechte gehabt, zurück und stellte sie, Hochkirch gegenüber, in einer festen Linie auf. Der linke Flügel seiner Armee hatte bis dahin am Gefechte noch keinen Theil genommen. Jetzt geschah, dem von Daun entworfenen Plane gemäß, auch auf dieser Seite ein Angriff, der durch andere Abtheilungen des österreichischen Heeres unternommen ward. Nach muthiger Gegenwehr wurden auch hier die Preußen genöthigt sich zurückzuziehen und die Batterie, welche den linken Flügel des Lagers decken sollte, ebenfalls den Feinden zu überlassen. Aber aufs Neue stellten sie sich in Schlachtordnung. In diesem Augenblicke traf ein besonderes Corps preußischer Truppen in der Nähe der Wahlstatt ein, welches einen ferner gelegenen Punkt besetzt gehabt und einige Angriffe, die von Seiten der Oesterreicher auf dasselbe geschahen, glücklich zurückgeschlagen hatte. Hierdurch wurde die Stellung der preußischen Armee in einer Weise gesichert und ausgefüllt, daß man mit Zuversicht neuen Angriffen entgegensehen konnte. Daun indeß fand es für zweckmäßiger, das Gewonnene festzuhalten, als noch einmal das Waffenglück mit einem gefährlichen Feinde zu wagen. Ueberdies hatte ihm der nächtliche Angriff den Kern seiner besten Truppen gekostet, und nur mit Mühe brachte er es jetzt dahin, seine Schaaren, die sich in bunter Unordnung durcheinander drängten, in feste Linien zusammenzuziehen. Er begnügte sich, eine Stellung anzunehmen, in welcher seine Armee, statt aufs Neue anzugreifen, vor einem Angriffe geschützt blieb, und sah in Ruhe zu, als Friedrich sich zum Rückzuge anschickte. Dieser Rückzug, den ein geschlagenes Heer, noch im Bereiche der feindlichen Kanonen, unternahm, geschah mit so viel Ruhe, Gemessenheit und systematischer Ordnung, daß man das Schauspiel eines friedlichen Exercirplatzes vor sich zu sehen glaubte und selbst die Oesterreicher zur Bewunderung hingerissen wurden.

Die Verluste, welche der leidenschaftliche Kampf herbeigeführt, waren sehr bedeutend. Die Preußen zählten etwa 9000 Mann, die sie verloren hatten; die Oesterreicher zwar nicht weniger, aber jene hatten zugleich den Tod der trefflichsten Heerführer zu beklagen und überdies waren ihnen 101 Geschütze, 28 Fahnen, 2 Standarten und der größte Theil ihrer Zelte genommen. Gleichwohl ging Friedrich nur auf eine Stunde Entfernung vom Schlachtfelde zurück und ließ hier, auf den Höhen zur Seite von Bautzen, seine Truppen ein Lager beziehen, so gut sie dasselbe eben ohne Gezelte und Gepäck aufzuschlagen im Stande waren. Auch bemühte er sich, seinen tapfern Soldaten Muth einzusprechen. Er hatte die Freude, zu sehen, daß es ihnen hieran wenigstens nicht fehle. Als die Regimenter an ihm vorüber zu

Digitized by Google

der Lagerstätte zogen und ein Trupp von Kanonieren und Grenadieren vorbeikam, rief er diesen mit Laune zu: „Kanoniers, wo habt ihr eure Kanonen gelassen?“ — „Der Teufel hat sie bei Nachtzeit geholt!“ war die Antwort. — „So wollen wir“, erwiderte Friedrich, „sie ihm bei Tage wieder abnehmen! Nicht wahr, Grenadiers?“ — „Ja“, sagten diese im Vorbeigehen, „das ist recht! sie sollen uns auch Interessen dazu geben!“ — Friedrich lächelte und sagte: „Ich denke auch dabei zu sein!“ — Einem Offizier sagte er: „Daun hat mir heute einen glupischen Streich gespielt!“ Jener antwortete, es sei eine bloße Fleischwunde, die bald zu heilen dem Könige nicht schwer fallen werde. — „Glaubt Er das?“ versetzte der König. — „Nicht allein ich,“ fuhr der Offizier fort, „sondern die ganze Armee traut dies Ew. Majestät vollkommen zu.“ — „Er hat Recht!“ gab nun der König zur Antwort und faßte, wie er es bei vertraulicher Unterredung pflegte, einen Knopf an der Uniform des Offiziers: „Er soll sehen, wie ich Daun fassen werde; ich bedaure einzig, daß heut' so viel brave Leute um's Leben kommen mußten.“ — Es sind uns noch manche ähnliche Reden dieses Tages, in denen das traurige Schicksal der Armee mit kühner Laune besprochen ward, aufbehalten.

Im Innern aber fühlte Friedrich wohl, wie bedenklich aufs Neue seine Lage geworden war, wie ihn vor Allen die Schuld dieses Mißgeschickes treffe und wie viel er namentlich an seinen Heerführern verloren hatte. Keith war überdies einer seiner vertrautesten Freunde gewesen. Und wie ihn nach der Schlacht von Kollin, die Bitterkeit seines Kummers zu vermehren, die Nachricht von dem Tode seiner Mutter traf, so jetzt die von dem Tode seiner geliebten Schwester, der Markgräfin von Baireuth. Sie war an dem Tage des Ueberfalls von Hochkirch gestorben. Diese Nachricht berührte ihn tiefer als alles übrige Leiden; an der Markgräfin hatte er

Digitized by Google

die theilnehmende Freundin seiner Jugend, die innigste Genossin seiner geistigen Freuden, die Stütze seines Gemüthes unter den bedrohlichen Verhältnissen der Gegenwart verloren. Von seiner innigen Liebe zu ihr zeugt unter Anderm ein Gedicht, das er wenige Tage zuvor geschrieben hatte und in dem er sie über die Krankheit, welche ihr Leben schon bedrohte, zu trösten beabsichtigte. Die Schlußworte dieses Gedichtes, in dem er sein eignes Leben als Opfer für die Genesung der Schwester bereit stellt, lauten also:

Wenn das Geschick, unbeugsam uns beherrschend,
Ein blutig Opfer fordert, — dann, ihr Götter,
Erleuchtet seinen richterlichen Spruch,
Daß seine strenge Wahl auf mich nur falle.
Dann will gehorsam ich und ohne Murren
Erwarten, daß der unerweichte Tod,
Von meiner Schwester seinen Schritt abwendend,
Abstumpfe seiner Sichel Glanz an mir.
Doch wenn so hohe Gunst, als ich erbitte,
Nicht einem Sterblichen zu Theil kann werden, —
O meine Götter! dann gewähret mir,
Daß Beid' an Einem Tage wir hinab
Zu jenen Fluren steigen, die von Myrten
Lieblich beschattet sind und von Cypressen,
Zu jenem Aufenthalt des ew'gen Friedens, —
Und daß Ein Grab umschließe unsern Staub!

Das Gedicht war noch nicht abgesandt worden; jetzt schickte er es mit einigen Zeilen, in denen sich der tiefste Schmerz ausspricht, dem Gemahl der Verstorbenen zu. Einige Monate später schrieb er ein Gedicht an den Lord Marschall Keith, ihn über den Tod des bei Hochkirch gefallenen Bruders zu trösten. Auch hier klingt das tiefe Gefühl des Leidens bei dem Verlust der Freunde durch. Eine Stelle darin ist zu charakteristisch für die Empfindsamkeit seines Herzens, als daß sie hier übergangen werden dürfte. Sie heißt:

Oft wähnt' ich Reich und Leben zu verlieren,
Und nimmer noch vermochte das Geschick,
Das so viel Fürsten gegen mich vereint,
Zum Gegenstand des Mitleids mich zu machen.
Doch löset es der Freundschaft heilig Band,
Dann, theurer Lord, schlägt es mich grausam nieder: —
Achill auch war nicht gänzlich unverwundbar!

Auch an anderen Zeugnissen fehlt es nicht, die uns in die damalige Stimmung des gebeugten Königs blicken lassen. So wird berichtet, daß ihn sein Vorleser,

Digitized by Google

le Catt, als die Nachricht von dem Tode der Markgräfin eingelaufen war, eines Abends in den Predigten des berühmten Kanzelredners Bourdaloue leſend fand.

Le Catt, den König zu erheitern, redete ihn ſcherzend an: „Es ſcheint, als wollten Ew. Majeſtät gar bigott werden.“ Friedrich antwortete nichts; und als der Vorleſer am nächſten Tage zur gewöhnlichen Stunde wiederkam, reichte er ihm eine Rolle ſchwarzgeränderten Papiers, mit dem Bedeuten, die Schrift in ſeiner Wohnung durchzuleſen. Es war eine Predigt über einen bibliſchen Text, die Friedrich, ſeinen gegenwärtigen Umſtänden gemäß, ausgearbeitet hatte. Le Catt hielt es für ſeine Pflicht, dem Könige Troſt einzuſprechen. Dieſer dankte für die Theilnahme, verſicherte, daß er Alles zur günſtigen Veränderung ſeiner Lage verſuchen werde, und ſchloß mit den bedeutenden Worten: „Auf allen Fall habe ich etwas, womit ich das Trauerſpiel ſchließen kann.“ Aber nicht dies geheimnißvolle fremde Etwas, — ohne Zweifel das Gift, das er bei ſich trug. — die eigne Größe ſeines Geiſtes war es, was der traurigen Kataſtrophe ſchnell eine wunderbare Wendung gab. Wie er ſeinen Schmerz zu bezwingen und ihm Worte — hier merkwürdiger Weiſe die Worte der Kanzel — zu verleihen wußte, ſo auch hatte er bereits alle Verhältniſſe der Gefahr, die ihn äußerlich umfangen hielt, überſchaut und ſie ſeinem Glücke dienſtbar gemacht; ſo konnte er, während Daun die günſtige Zeit zu keinem erneuten Angriffe benutzte, mit Zuverſicht die kühnen Worte ausſprechen, die in eines jeden Anderen Munde eitel Prahlerei geweſen wären: „Daun hat uns aus dem Schach gelaſſen, das Spiel iſt nicht verloren; wir werden uns hier einige Tage erholen, alsdann nach Schleſien gehen und Neiſſe befreien!“

Digitized by Google

In der That vollführte Friedrich in kurzer Frist, aller Welt zum Erstaunen, Das, was einem Andern nur als die Frucht des vollständigsten Sieges zu Theil geworden wäre. Daun hatte nach seinem Siege nichts Eiligeres zu thun gehabt, als den Ambrosianischen Lobgesang anstimmen zu lassen, die erbeuteten Trophäen kunstreich aufzubauen, Siegesfeste anzustellen, Couriere nach Wien und nach den Residenzen aller verbündeten Mächte zu entsenden und sich endlich aufs Neue in einem festen Lager mit Sorgfalt zu verschanzen. Durch alles Dies glaubte er die Erfolge seines Sieges so wohl vorbereitet, daß er dem General, welcher die Belagerung von Neisse leitete und in der That schon auf eine drohende Weise vorgerückt war, die Meldung machte: „Betreiben Sie Ihre Belagerung unbesorgt; ich halte den König fest; er ist von Schlesien abgeschnitten, und wenn er mich angreift, stehe ich Ihnen für den guten Erfolg."

Friedrich aber hatte dem Prinzen Heinrich, der in Dresden geblieben war, den Befehl zugesandt, mit einem Theil der dortigen Armee, mit Geschützen, Munition und Proviant aufzubrechen und zu ihm zu stoßen. Ungestört vereinigten sich beide Heere bei Bautzen. Nun wurden die Verwundeten nach Glogau gesandt, und Friedrich machte noch einige andere Bewegungen, die den österreichischen Heerführer glauben ließen, er werde sich mit seiner ganzen Armee dahin zurückziehen und ihm in Sachsen freie Hand lassen. Unerwartet aber brach Friedrich am Abend des 24. October auf, umging das wohlverschanzte Lager der Oesterreicher und marschirte auf Görlitz. Erst am folgenden Tage erfuhr Daun den Abmarsch der Preußen, durch den alle seine schönen Pläne zerstört wurden; im Gegentheil mußte er jetzt wegen seiner Magazine in der Lausitz, die den Preußen offen standen, besorgt werden. Eilig folgte er Friedrich zur Seite und besetzte, während jener in Görlitz einrückte, die seitwärts gelegenen Höhen. Dem Könige von Preußen wäre wiederum eine Schlacht erwünscht gewesen, aber Daun verließ seine schützenden Höhen nicht. So rückte Friedrich denn in eiligen Märschen nach Schlesien fort, während Daun, als er seine Magazine in Sicherheit sah, sich nach Dresden umwandte und nur durch seine leichten Truppen den Marsch der Preußen, ohne weiteren Nachtheil, beunruhigen ließ. Am 7. November empfing Friedrich die frohe Nachricht, daß die Oesterreicher auf die Kunde von seiner Annäherung bereits die Belagerung von Neisse aufgehoben hätten und nach Mähren zurückgekehrt seien; hierauf war auch bald der Abmarsch sämmtlicher österreichischer Corps aus Schlesien erfolgt. Friedrich machte nun noch einen Besuch in Neisse, sich der Trefflichkeit der von ihm angelegten Werke, die dem Bombardement widerstanden hatten, zu erfreuen, sah sich aber sodann wiederum zur schnellen Rückkehr nach Sachsen genöthigt.

Digitized by Google

Um sein Vorhaben nachdrücklich ausführen zu können, hatte Friedrich in Dresden nur einen geringen Theil seiner Armee zurückgelassen; zu dessen Verstärkung waren die preußischen Corps, die den Schweden und Russen gegenüberstanden, zurückberufen. Ehe diese aber eintrafen, war Daun bereits aufs Neue vor Dresden gerückt, und auch die Reichsarmee, die bis dahin unbeweglich geblieben war, hatte schon einige Schritte vorwärts versucht. Da die preußische Armee jetzt allzu schwach, die Besatzung von Dresden, unter dem General Schmettau, aber wohl ausgerüstet war, um auf einige Zeit eine Belagerung aushalten zu können, so beschloß man, eine Schlacht zu vermeiden, die Armee von Dresden zurückzuziehen und so den österreichischen Heerführer zu einer Belagerung zu veranlassen, bis genügende Kräfte zum Entsatz vorhanden seien. Für Daun war dieser Entschluß sehr erwünscht; er hoffte durch die Eroberung von Dresden seinen Feldzug auf eine glorreiche Weise schließen zu können. Als er sich aber zur förmlichen Belagerung anschickte, ließ ihm der General Schmettau sagen, er werde sich auf den Fall einer größeren Annäherung genöthigt sehen, die Vorstädte von Dresden abzubrennen. Die Warnung blieb unbeachtet, und die Drohung ging am 10. November in Erfüllung; es brannten 180 Häuser ab. Dies Verfahren, welches durch die strenge Nothwehr gerechtfertigt ward, empörte den österreichischen Feldmarschall; er ließ Schmettau wissen: „nach solchen in einer Residenz unerhörten Maßnehmungen müsse der Commandant für sein Benehmen persönlich verantwortlich bleiben.“ Vielleicht dachte Daun in diesem Augenblicke nicht daran, daß die österreichische Armee im vorigen Jahre, als das blühende Zittau — überdies dem bundesverwandten Sachsen zugehörig — ohne alle Noth eingeäschert ward, gar ärgere Schuld auf sich geladen hatte. Schmettau gab einfach zur Antwort: „er sei beordert, die Stadt zu vertheidigen; nähere sich der Feind noch mehr, so gehe auch der Ueberrest der Vorstädte in Feuer auf, und mit noch weiterem Vordringen treffe dies Schicksal jede Straße, in der er sich vom Walle bis ins Schloß vertheidigen werde, um hier den Ausgang der Begebenheiten abzuwarten.“

Jetzt kam die Nachricht, daß Friedrich aufs Neue nach Sachsen zurückkehre. Und da nun auch noch ein paar Unternehmungen von Seiten der Reichsarmee auf Torgau und Leipzig, zum Theil durch die aus Pommern heranrückenden Corps, vereitelt wurden, so fand Daun in der Antwort, welche ihm Schmettau gegeben hatte, genügenden Grund, den ernsteren Kampf, der leicht den Werth seiner bei Hochkirch errungenen Lorbeeren herabsetzen konnte, zu unterlassen. Er ließ jenem sagen, er gebe aus Achtung vor der königlich polnischen Familie und aus Menschenliebe die Unternehmung auf Dresden auf. Er ging nunmehr nach Böhmen zurück; die Reichsarmee hatte sich schon vorher auf den Weg nach Franken gemacht, und so fand

Digitized by Google

Friedrich, als er in Dresden eintraf, keinen Feind mehr im Lande. Er ſandte nun die aus Pommern berufenen Corps gegen die Schweden zurück, die inzwiſchen vorgedrungen waren, aber ſchnell wieder auf Stralſund zurückgetrieben wurden.

So war wiederum ein Feldzug beendet, ohne daß Friedrich, außer denjenigen Theilen ſeines Gebietes, die im fernen Weſten und Oſten beſetzt blieben, eine Einbuße erlitten und ohne daß er von Sachſen etwas verloren hätte. In Ruhe konnte er ſeine Truppen die Winterquartiere beziehen laſſen.

Für Daun aber war noch eine beſondere Ehre aufbehalten. Nicht genug, daß ihm die Kaiſerin für ſeinen bei Hochkirch errungenen Sieg aufs Schmeichelhafteſte Dank geſagt, auch der Papſt — Clemens XIII., der in dieſem Jahre zur Regierung gekommen war und es vergeſſen zu haben ſchien, wie parteilos Friedrich für ſeine katholiſchen Unterthanen geſorgt, — betrachtete dieſen Sieg als ein für die Kirche hochwichtiges Ereigniß. Er verehrte dem öſterreichiſchen Feldmarſchall einen geweihten Degen, mit goldenem Knopf und in rothſammtener Scheide, und einen geweihten Hut von Karmoiſinſammet, mit Hermelin gefüttert und mit Gold eingefaßt, vorn mit einer perlengeſtickten Taube, dem Symbole des heiligen Geiſtes, der über den gebenedeiten Waffen des Heerführers ſchweben ſollte. Solche Auszeichnung verrieth eine fürchterliche Geſinnung gegen den König von Preußen, denn ſie war bis dahin nur Denjenigen zu Theil geworden, welche die heilige Lehre des Chriſtenthums gegen die Waffen der Ungläubigen beſchirmen ſollten. Aber ſie war unweiſe gewählt, denn ſie gab es klar zu erkennen, daß Preußen fortan der entſchiedene Beruf obliege, gegen Fanatismus, Unduldſamkeit und Geiſtesdruck in die Schranken zu treten. Sie wandte nur um ſo mehr alle hellen Gemüther dem großen Könige zu, ohne von ihrer Seite irgend zu ſelbſtſtändigen Erfolgen zu führen. Denn wenn ſich auch in Folge ſolcher Geſinnung der Kurfürſt von Köln bewogen fand, ſeinen proteſtantiſchen Unterthanen die Freude über preußiſche Siege bei ſchwerer Strafe verbieten zu laſſen, ſo legte das

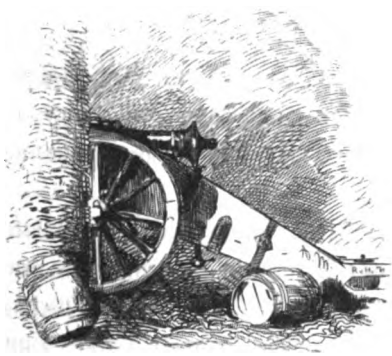
Digitized by Google

wahrlich kein Gewicht mehr in die Schale der Feinde Friedrich's. Und Friedrich, eben ſo rüſtig mit der Feder kämpfend wie mit dem Schwerte, ließ die Gelegenheit nicht vorübergehen, ohne eine Reihe ſatiriſcher Schriftchen als fliegende Blätter in die Welt zu ſenden und durch ſie die ganze Lächerlichkeit eines Unternehmens bloßzuſtellen, welches die Gegenwart wieder in das Mittelalter zurückzuſchrauben beabſichtigte.

Digitized by Google

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Feldzug des Jahres 1759. Kunersdorf.



rei Jahre des Kampfes waren vorübergegangen. Viele ſchwere Schlachten waren geſchlagen, in Strömen war das Blut vieler Tauſende gefloſſen, blühende Fluren lagen verödet, Städte und Dörfer waren in Schutt und Aſche geſunken, unzählige Familien einſt begüterter Menſchen irrten als Bettler umher; aber noch war der Haß der Gewaltigen nicht abgekühlt, noch hatten ſie die Hoffnung nicht aufgegeben, den kleinen preußiſchen Staat, der ſich unberufen, wie ſie meinten, in ihre Reihen eingedrängt, von ſeiner Höhe herabzuſtürzen. Friedrich hätte gern die Waffen aus ſeiner Hand gelegt; er war kein unerſättlicher Eroberer, er kannte keinen Haß als den gegen das Schlechte und Gemeine; er war der unausgeſetzten Anſtrengungen müde, zu denen ihn die übergroße Schaar ſeiner Feinde zwang. „In der Ferne (ſo ſchrieb er im Anfange des Jahres 1759 an ſeinen Freund, den Marquis d'Argens) mag meine Lage einen gewiſſen Glanz von ſich werfen: kämen Sie ihr näher, ſo würden Sie nichts als einen ſchweren, undurch-

Digitized by Google

dringlichen Dunst finden. Fast weiß ich nicht mehr, ob es ein Sanssouci in der Welt gibt; der Ort sei, wie er wolle, für mich ist dieser Name („ohne Sorge") nicht mehr schicklich. Kurz, mein lieber Marquis, ich bin alt, traurig, verdrießlich. Von Zeit zu Zeit blickt noch ein Schimmer meiner ehemaligen guten Laune hervor; aber das sind Funken, die geschwind verlöschen, weil es ihnen an Glut fehlt, die ihnen Dauer geben könnte. Es sind Blitze, die aus dunkeln Wetterwolken hervorbrechen. Ich rede aufrichtig mit Ihnen: sähen Sie mich, Sie würden keine Spur mehr von Dem, was ich ehemals war, erkennen. Sie würden einen alten Mann finden, dessen Haare grau werden, der die Hälfte seiner Zähne verloren hat, ohne frohen Sinn, ohne Feuer, ohne Lebhaftigkeit, — kurz, eben so wenig den ehemaligen, als es die Ueberbleibsel von Tusculum sind, von denen die Architekten aus Mangel an Ruinen, welche die eigentliche Wohnung Cicero's andeuten könnten, so viel eingebildete Pläne entworfen haben. Das sind, mein Bester, die Wirkungen, nicht sowohl der Jahre, als der Sorgen; die traurigen Erstlinge der Hinfälligkeit, die uns der Herbst unsers Alters unausbleiblich mitbringt. Diese Betrachtungen, die mich sehr gleichgültig gegen das Leben machen, versetzen mich gerade in den Zustand, in welchem ein Mensch sein muß, der bestimmt ist, sich auf Leben und Tod zu schlagen: mit dieser Gleichgültigkeit gegen das Leben kämpft man muthiger und verläßt diesen Aufenthalt ohne Bedauern."

Friedrich hatte den Winter zu neuen Rüstungen, soweit es seine Kräfte gestatteten, benutzt; aber er war entschlossen, den neuen Feldzug nicht mehr, wie bisher, mit einem Angriffskriege zu eröffnen, sondern, seine Grenzen beschirmend und sichernd, die Unternehmungen der Feinde abzuwarten.

Indeß betraten wiederum, wie im vorigen Jahre, die Armee der Verbündeten unter Herzog Ferdinand von Braunschweig und die Armeen der Franzosen zuerst den Schauplatz des Krieges. Noch im Winter hatte Soubise wider alle Verträge die freie Reichsstadt Frankfurt am Main mit französischen Truppen besetzt. Durch den Besitz von Frankfurt war den Franzosen die Verbindung mit den Oesterreichern und mit den Reichstruppen, sowie alle nöthige Zufuhr gesichert; darum war Herzog Ferdinand vorzugsweise darauf bedacht, ihnen diesen wichtigen Punkt wieder zu entreißen. Er rückte ihnen entgegen. Am 13. April kam es bei Bergen, in der Nähe von Frankfurt, zur Schlacht; aber die Franzosen, bei denen jetzt der Herzog von Broglio an Soubise's Stelle als Oberbefehlshaber eingetreten war, behaupteten ihre Stellung. Sofort drangen beide französische Armeen wieder in Deutschland vor; Cassel, Münster und Minden mit bedeutenden Abtheilungen der verbündeten Truppen fielen in ihre Hände. Ferdinand jedoch hatte die Weser behauptet. Bei

Digitized by Google

Minden trat er der überlegenen französischen Nordarmee unter Contades entgegen und erfocht am 1. August einen glänzenden Sieg, während gleichzeitig ein besonderes französisches Corps durch seinen Neffen, den Erbprinzen von Braunschweig, vernichtet wurde. Eine Reihe anderer glücklicher Gefechte schloß sich an, und in kurzer Frist sahen sich die Franzosen genöthigt, alle glänzenden Erwerbungen dieses Jahres wiederum aufzugeben. Den Beschluß des siegreichen Feldzuges machte die Ueberrumpelung von Fulda, welches durch den Herzog von Württemberg besetzt war, der als französischer Söldner die Armee des Feindes mit 12,000 Mann verstärkt hatte. Auch er mußte sich mit großem Verluste bis an den Main zurückziehen.

Auf preußischer Seite begann das ernsthafte Spiel des Krieges erst im Sommer. Friedrich wollte diesmal, wie bemerkt, die Bewegungen der Feinde abwarten, um dann den günstigsten Augenblick zur Abwehr erspähen zu können; gleichwohl hatte auch er nicht eben müßig zugesehen. Da in jener Zeit alle Heeresbewegungen auf der Verpflegung aus Magazinen beruhen mußten, so hatten die Gegner auf den verschiedenen Seiten, wo sie die preußischen Staaten umlagerten, beträchtliche Vorrathshäuser zur Unterstützung ihrer bevorstehenden Unternehmungen angelegt. Konnte Friedrich diese zerstören, so mußten die Feinde natürlich auf eine sehr empfindliche Weise gehemmt werden. Friedrich ergriff demnach seine Maßregeln. Schon im Februar ließ er ein Corps in Polen einrücken, wo die Russen längs der Warthe ihre Magazine angelegt hatten. Hierbei galt es zunächst, die Unternehmungen eines polnischen Großen, des Fürsten Sulkowski, rückgängig zu machen, indem dieser, trotz der Parteilosigkeit, welche die polnische Republik behauptete, und trotz dem, daß seine Residenz Reisen der schlesischen Grenze ganz nahe lag, ansehnliche Lieferungen für die Russen veranstaltete und selbst Truppen für sie warb. Er ward sammt seiner Leibwache aufgehoben und nach Glogau transportirt; außerdem aber gelang es den Preußen, in Polen Vorräthe zu zerstören, aus denen 50,000 Mann auf drei Monate verpflegt werden konnten. Eine zweite Expedition der Art sollte von Oberschlesien aus nach Mähren unternommen werden; diese führte zwar an sich zu keinem Erfolge, doch bewirkte sie, daß Daun, einen Einfall des Königs in Mähren befürchtend, seine Hauptmacht nach dieser Seite zog und dadurch die böhmischen Grenzen gegen Sachsen hin bloßgab. Nun ließ Prinz Heinrich, der die preußische Armee in Sachsen befehligte und schon die Vortruppen der Reichsarmee aus Thüringen zurückgedrängt hatte, verschiedene Corps in Böhmen einrücken, welche in der kurzen Frist von fünf Tagen alle dort befindlichen Magazine vernichteten und dem Feinde etwa das Doppelte des in Polen verübten Nachtheiles zufügten. Daun sandte eilig Verstärkungen gegen die sächsische Grenze, aber die Preußen waren bereits glücklich

Digitized by Google

zurückgekehrt. Prinz Heinrich war indeß nicht gewillt, sich mit diesem einen kühnen Unternehmen zu begnügen; noch ernsthafter und mit noch glücklicherem Erfolge wiederholte er dasselbe gegen die Reichsarmee, die in Franken, zwischen Bamberg und Hof, aufgestellt war. Er rückte in verschiedenen Colonnen gegen dieselbe vor. In eiligem Laufe floh eine Abtheilung der Reichsarmee nach der andern zurück und sammelte sich erst bei Nürnberg wieder; eine große Anzahl von Gefangenen und sämmtliche Hauptmagazine fielen in die Hände der Preußen. Nachdem die letzteren in den fränkischen Städten bedeutende Contributionen eingetrieben und vergeblich versucht hatten, den Feind zum Stehen zu bringen, damit es auf solche Weise zu einer entscheidenden Schlacht komme, kehrten sie wieder nach Sachsen zurück, wo jetzt ihre Gegenwart nöthig wurde. Die Expedition fand im Laufe des Maimonates statt.

Bei Gelegenheit dieses fränkischen Zuges ward beiläufig auch gegen diejenige Klasse von Friedrich's Feinden, die, weniger geneigt zu Heldenthaten, in Schmähschriften gegen den großen König Ruhm zu erwerben suchte, ein warnendes Beispiel ausgeübt. Ein preußischer Offizier kam mit einigen Soldaten schnellen Rittes nach Erlangen, machte dort einem berüchtigten Zeitungsschreiber seinen Besuch, ließ dem Ueberraschten eine gemessene Anzahl Stockprügel geben und kehrte mit der förmlichen Quittung, welche ihm der Patient über das Empfangene ausgestellt, wieder zur Armee zurück.

Friedrich selbst hatte bisher der österreichischen Hauptarmee, die sich unter Daun bei Schurz in Böhmen lagerte, bei Landshut gegenübergestanden. Als sich diese nördlich nach Mark-Lissa zog, so rückte er ihr nach und bezog mit seiner Armee, vollkommen im Vertheidigungssysteme beharrend, ein festes Lager bei Schmottseifen.

Die Bewegung der österreichischen Armee war vorzugsweise durch die inzwischen eingetretenen Unternehmungen der Russen, in deren Operationen die ihrigen einzugreifen bestimmt waren, veranlaßt worden. Die Russen hatten bereits Ende April die Weichsel überschritten und darauf ihre Magazine erneuert. Gegen sie schickte Friedrich jetzt den größeren Theil desjenigen seiner Armeecorps, welches unter dem Grafen Dohna in Pommern stand, mit dem Auftrage, die einzelnen Colonnen der russischen Armee noch während ihres Marsches anzugreifen. Dohna wußte dies indeß nicht möglich zu machen. Der ganze Erfolg seiner Sendung bestand darin, daß er ihnen aufs Neue einige Magazine wegnahm, während ihre Corps sich vereinigten und bereits gegen die Oder vorrückten. Da Dohna keine Schlacht wagte, so glaubte Friedrich bessere Erfolge erwarten zu dürfen, wenn er an dessen Stelle einen kühneren Heerführer sende. Er wählte dazu den General v. Wedell, der sich

Digitized by Google

bereits im zweiten ſchleſiſchen Kriege den Ehrennamen des preußiſchen Leonidas erworben und auch bei Leuthen ſich aufs Rühmlichſte ausgezeichnet hatte. Wedell war einer der jüngſten Generale der Armee; um daher ſeine älteren Genoſſen nicht zu kränken, wohl aber auch, um ihn durch eine ganz ungewöhnliche Ehre zur höchſten Begeiſterung zu entflammen, ernannte ihn Friedrich förmlich, nach altrömiſcher Sitte, zum Dictator. „Bei dem Heere ſtellt Er nunmehr", — mit dieſen Worten entließ ihn der König — „meine Perſon vor; was Er befiehlt, geſchieht in meinem Namen, als wäre ich ſelbſt gegenwärtig. Ich habe Ihn bei Leuthen kennen gelernt und ſetze in Ihn das unbegrenzte Vertrauen, Er werde ebenſo, wie mancher von den Römern ernannte Dictator, auch meine Angelegenheiten an der Oder verbeſſern. Ich befehle ihm daher, die Ruſſen anzugreifen, wo Er ſie findet, ſie tüchtig zu ſchlagen und dadurch ihre Vereinigung mit den Oeſterreichern zu verhindern."

Wedell traf die Ruſſen in der Gegend von Züllichau, wo ſie bei dem Dorfe Kay eine ſehr günſtige Stellung angenommen hatten. Ohne darauf zu achten und nur an den Befehl des Königs gedenkend, griff er ſie am 23. Juli mit ſeiner dreimal geringeren Macht an. Aber die perſönliche Tapferkeit des Dictators und ſeiner Untergebenen fruchtete nichts gegen die Uebermacht und gegen die Ungunſt der örtlichen Verhältniſſe. Vergebens waren die bis zur Nacht fortgeſetzten Angriffe; die Preußen mußten mit einem Verluſte von mehr als 8000 Mann das Feld räumen. Die Ruſſen rückten bis Frankfurt vor, und hier ſtieß ein öſterreichiſches Corps, von Loudon geführt, zu ihnen.

Jetzt war für Friedrich die größte Gefahr im Anzuge. Schnell entſchloß er ſich, in eigner Perſon den Ruſſen entgegenzutreten. Er berief den Prinzen Heinrich mit

Digitized by Google

dem größeren Theile seiner Armee aus Sachsen zu sich, übergab ihm das Commando in dem Lager von Schmottseifen und machte sich selbst mit einem ansehnlichen Truppencorps, welches er mit dem Wedell'schen Corps vereinigte, auf den Weg nach Frankfurt.

Die russische Armee, vom General Soltikof geführt, hatte am jenseitigen Oderufer eine feste Stellung eingenommen. Auf einer Hügelreihe, die sich von Frankfurt aus östlich zieht und vor der das Dorf Kunersdorf liegt, hatte sie sich gelagert und den Abfall der Hügel durch starke Batterien gesichert. Friedrich fand es für angemessen, an Frankfurt vorüberzuziehen und zwischen dieser Stadt und Cüstrin über den Strom zu setzen. So kam er in einem weiten Bogen der einen Seite des russischen Heeres gegenüber. Am 11. August hatte er diese Stellung erreicht. Die Stärke der russischen Armee, mit Einschluß des österreichischen Hülfscorps unter Loudon, betrug ungefähr 70,000 Mann; Friedrich hatte ihnen 43,000 Mann entgegenzusetzen.

Am 12. August, früh um 2 Uhr, brach die preußische Armee zum Angriff auf. Sie zog sich, da der Boden von Seen und Bächen durchschnitten war, aufs Neue in einem Bogen seitwärts und marschirte nun durch einen Kiefernwald dem linken Flügel des Feindes entgegen. Es war bereits 11 Uhr des Vormittags, als man den Saum des Waldes erreicht hatte und sich zum Angriff stellte; die Hitze war drückend, und die Armee hatte schon zwei Nächte nur wenig geruht. Kanonen waren aufgefahren, und alsbald entspann sich mit den feindlichen Batterien ein heftiges Geschützfeuer. Dann rückte die preußische Infanterie gegen die Anhöhen vor, auf denen der Feind stand. Trotz des feindlichen Kugelregens kletterte sie muthig über den Verhack, den die Russen zum Schutz ihrer Stellung angelegt hatten, erstieg die Höhen und eroberte die Batterien. Ein russisches Regiment nach dem andern wurde geworfen; bald waren die Preußen im vollkommenen Besitz der Anhöhen, welche die Stellung des linken russischen Flügels ausgemacht hatten; eine große Menge von Gefangenen und feindlichen Kanonen war in ihren Händen. Erst jenseit einer Schlucht mit steil abfallenden Seitenwänden, der Kuhgrund genannt, sammelten sich die Russen wieder und stellten den Preußen neugeordnete Schaaren entgegen. Doch war das für die Preußen kein Hinderniß; sie sprangen in die Schlucht hinab und erkletterten den steilen Rand auf der andern Seite. Vergebens bemühten sich die Russen, sie wieder hinabzustürzen; sie behaupteten sich siegreich auch auf dieser Seite und trieben wiederum ein feindliches Regiment nach dem andern zurück.

Es war 5 Uhr Nachmittags. Zwei Drittheile des Feindes waren geschlagen und aus ihrer Stellung vertrieben, 90 Kanonen waren in den Händen der Preußen,

Digitized by Google

der Sieg war ſo gut wie entſchieden, und ſchon flogen Couriere mit der freudigen Nachricht nach Berlin. Es war vorauszuſehen, daß der Feind nach einem ſo gewaltigen Schlage nur auf den Rückzug bedacht ſein würde. Aber Friedrich war nicht gewillt, dem Geſchlagenen goldene Brücken zu bauen; da das Schickſal des Tages ihm bis dahin ſo günſtig geweſen war, ſo hoffte er, daß es ihm nun auch gelingen würde, die Macht des Gegners gänzlich zu vernichten. Vergebens machte man ihm Vorſtellungen, wie viel die eigne Infanterie bereits gelitten habe, wie erſchöpft ſie

von dem heißen Tage ſei, wie gefährlich es ſei, den Feind zur Verzweiflung zu bringen, und wie deſſen rechter Flügel noch die vortrefflichſte Stellung inne habe. In der That beherrſchten die Anhöhen, auf denen der rechte feindliche Flügel ſtand, — die ſogenannten Judenberge bei Frankfurt, — die Reihe der Hügel, welche man bis jetzt bereits gewonnen hatte; amphitheatraliſch hoben ſie ſich über dieſen empor, und noch war die feindliche Armee reichlich mit Geſchütz verſehen. Friedrich aber blieb bei ſeiner Meinung und befahl erneuten Angriff. Im heftigen Gewehrfeuer ſtanden beide Armeen einander gegenüber; aber den Preußen fehlte es an ſchwerem Geſchütz, das in dem ſandigen Boden nicht auf die Anhöhen folgen konnte, während die feindlichen Kanonen von den Judenbergen aus furchtbar in ihren Reihen wütheten. Tief erſchöpft, vermochten ſie bald nicht mehr ſo regelmäßig zu feuern wie bisher. Sie konnten dem Feinde keinen weiteren Vortheil abgewinnen; doch behaupteten ſie noch

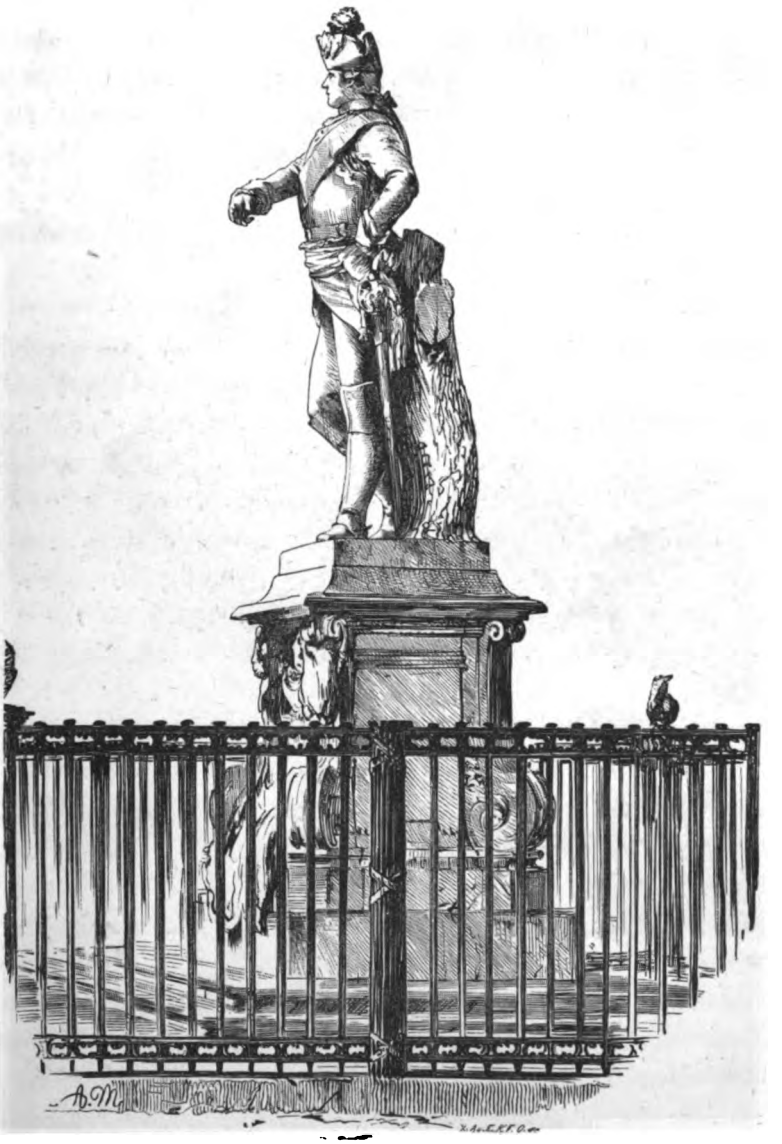
Digitized by Google

ſtandhaft ihre Stellung. Jetzt erhielt die preußiſche Kavallerie, die, durch mancherlei Hinderniſſe des Bodens aufgehalten, bisher keinen Theil am Gefechte gehabt, den Befehl, auf die feindliche Armee vorzurücken. Aber ein Theil der preußiſchen Reiter ſtürzte in Wolfsgruben, die von den Ruſſen angelegt waren, andere wurden von

einem wilden Kartätſchenfeuer empfangen, Seydlitz, ihr Führer, fiel verwundet, und als nun auch einige feindliche Kavallerieregimenter gegen ſie ausrückten, wurden ſie bald gänzlich zurückgeworfen.

So war wiederum eine Stunde des Kampfes verfloſſen. Bisher hatten nur einzelne Regimenter des öſterreichiſchen Hülfscorps an dem Gefechte Theil genommen; jetzt gewahrte Loudon, daß für ihn der entſcheidende Augenblick gekommen ſei. Unverzüglich brach er mit ſeinen Reiterſchaaren auf, durchzog, von den Preußen ungeſehen, eine tiefe Schlucht, die ſeit jenem Tage der Loudonsgrund heißt, und fiel plötzlich der preußiſchen Armee, die ſchon in Unordnung ſtand, in die Seite und in den Rücken. Nun vermochte dieſe nicht mehr ihre Stellung zu behaupten; ſie wandte ſich zum Rückzuge. Friedrich that Alles, um das Schickſal des Tages feſtzuhalten; er ermunterte die Seinen zur ſtandhaften Ausdauer, er führte die Bataillone aufs Neue dem Feinde entgegen, — umſonſt! Schon war ein Pferd unter ihm erſchoſſen, ſchon waren verſchiedene Offiziere und Adjutanten an ſeiner Seite gefallen, ſchon mehrere Schüſſe durch ſeine eigne Uniform gegangen, er wich nicht. Ein neuer Schuß traf die Bruſt des zweiten Pferdes, das er beſtiegen hatte; ein Adjutant und ein Unteroffizier, die Einzigen, die ſich in der Nähe befanden, ſprangen hinzu und

Digitized by Google



Friedrich Wilhelm Freiherr von Seydlitz,

Königl. Preuss. General der Cavallerie,

geboren 3. Februar 1721, gestorben 7. November 1773.

Digitized by Google

Digitized by Google

fingen ihn mit ihren Armen auf, als das Pferd ſich eben auf die Seite werfen wollte. Kein Reſervepferd war mehr da; er beſtieg das des Adjutanten; eine feindliche Kugel ſchlug an ſeine Hüfte, aber ſie ward durch ein goldnes Etui, welches er in der Taſche trug, in ihrem argen Laufe aufgehalten. Jetzt trafen andere Offiziere ein, dem Könige Rapport über den weiteren Verlauf des Unheiles zu bringen; ſie baten ihn dringend, die gefährliche Stelle zu verlaſſen. Er aber rief aus: „Wir müſſen Alles verſuchen, um die Schlacht wieder zu gewinnen: ich muß hier, ſo gut wie ihr, meine Schuldigkeit thun!“ Alle ſeine Ausdauer fruchtete zu nichts. Aufs Neue drangen die Feinde ungeſtüm vor, und in wilder Unordnung flohen die Preußen vom Schlachtfelde, ſich in den benachbarten Wäldern vor dem Grimm der Gegner zu bergen. Durch das Getümmel hörte man die Stimme des Königs, der in gänzlicher Verzweiflung die Worte ausrief: „Gibt es denn heute keine verwünſchte Kugel für mich?“

Ein Trupp preußiſcher Huſaren war unter den Letzten auf dem Schlachtfelde. Als auch dieſe, ſich vor den andringenden Koſakenſchwärmen zu retten, ihren Pferden die Sporen gaben, rief plötzlich ein Huſar ſeinem Führer zu: „Herr Rittmeiſter, da

ſteht der König!“ Sich umwendend, erblickte der Offizier den König, der ganz allein, nur in Begleitung eines Pagen, welcher ſein Pferd hielt, auf einem Sandhügel ſtand; er hatte ſeinen Degen vor ſich in die Erde geſtoßen und blickte mit ver-

Digitized by Google

schränkten Armen dem herannahenden Verderben entgegen. Eilig sprengten die Husaren auf ihn zu. Nur mit Mühe konnte ihn der Rittmeister überreden, sich auf das Pferd zu werfen und auf seine Rettung bedacht zu sein. Endlich folgte er den Bitten des Offiziers und rief: „Nun, Herr, wenn Er meint, vorwärts!“ Aber schon waren die Kosaken ganz nahe gekommen. Der Rittmeister wandte sich und schoß den feindlichen Offizier vom Pferde. Das machte die Verfolger einen Augenblick stutzen; Friedrich gewann mit seiner kleinen Schaar einen Vorsprung, und jene vermochten ihn nicht wieder einzuholen.

Friedrich übernachtete in einem kleinen Dorfe an der Oder, in einer zertrümmerten Bauerhütte. Die Husaren hatte er ausgesandt, seine zerstreuten Truppen

so viel als möglich zu sammeln. Nur der Page und ein Livreebedienter waren bei ihm; beide hielten abwechselnd vor dem Hause Wache. Einige Verwundete, die im Dorfe lagen, hörten von der Anwesenheit des Königs und kamen, den Wachedienst zu theilen, bis endlich eine größere Truppenzahl zum Schutze des Königs anlangte. Man hatte ihn selbst bereits todt geglaubt. Friedrich aber war überzeugt, daß, wenn die Russen irgend ihren Sieg benutzten, keine Rettung für ihn möglich sei. Gefangenschaft aber und die zu erwartenden schmachvollen Bedingungen, die sich an seine Freigebung knüpfen würden, gedachte er nicht zu überleben. Darum benutzte er die Nacht, seine letzten Verfügungen zu treffen. Prinz Heinrich sollte Generalissimus seiner Armee werden und diese seinem Neffen, Friedrich Wilhelm, dem fünfzehnjährigen Thronfolger, schwören. Der Hof und die Archive sollten aus Berlin, wohin er die Feinde auf allen Seiten in Anmarsch glaubte, geflüchtet werden. Dem Staatsminister Grafen Finckenstein schrieb er: „Ich habe keine Hülfe mehr, und, um die Wahrheit zu sagen, ich glaube, daß Alles verloren ist. Ueberleben werde ich den Sturz meines Vaterlandes nicht. Leben Sie wohl auf ewig!“

So verzweifelt Friedrich's Lage war, so sehr er für seine eigne Person von jedem Augenblick das Schlimmste befürchten konnte, so fühlte sein Herz doch zugleich

Digitized by Google

die innigste Theilnahme an dem Unheil, das so viele seiner Getreuen betroffen, so rüstig war er zu helfen bedacht, wo er noch helfen konnte. Zwei junge Offiziere seiner Armee waren unter Andern auf eine furchtbare Weise verwundet worden; dem einen war durch eine Kanonenkugel der größte Theil des Armes weggerissen, dem andern war eine Kartätschenladung von gehacktem Eisen ins Gesicht und in den Arm geschossen. Man hatte sie in jenes Dorf gebracht, in welchem Friedrich sein Nachtquartier nahm; hier erholten sie sich wieder, allein kein Feldchirurg wollte die schweren Wunden verbinden. Der Erfolg der Schlacht war ihnen noch unbekannt, als Friedrich unerwartet des Abends in die Stube trat, wo sie auf der Erde in ihrem Blute lagen. Seine ersten Worte waren: „Ach Kinder, ihr seid wohl schwer blessirt?" Sie erwiderten: „Ja, Ew. Majestät; allein das ist das Wenigste! Wenn wir nur wüßten, ob Sie gesiegt hätten: denn wir hatten schon zwei Redouten hinter uns und waren bei der dritten, als uns das Unglück traf." Der König sagte: „Ihr habt es bewiesen, daß ihr unüberwindlich seid, das Uebrige ist Zufall. Verliert nicht den Muth: es wird Alles, auch ihr werdet besser werden. Seid ihr schon verbunden? Hat man euch zur Ader gelassen?" — „Nein, Ew. Majestät", erwiderten sie, „kein Teufel will uns verbinden." — Auf der Stelle ward ein Arzt gerufen, dem Friedrich seinen Unwillen über die schlechten Anstalten zu erkennen gab; er befahl ihm, für diese braven Leute alle Sorgfalt zu verwenden. Der Arzt sah die Wunden, zuckte die Achseln und versicherte, hier könne kein Verbinden helfen; alle Mittel seien vergebens, wenn auch dem Einen der Arm abgenommen würde. Der König faßte die jungen Krieger bei der Hand und zeigte sie dem Arzte mit den Worten: „Hier sehe Er nur, die Leute haben noch kein Fieber! Bei solchem jungen Blute und frischem Herzen pflegt die Natur allezeit Wunder zu thun." Beide Offiziere wurden in der That gerettet, dienten bis zum Frieden und wurden dann mit guten Versorgungen bedacht. Friedrich aber, der in jenem Zimmer hatte übernachten wollen, nahm mit einer schlechteren Behausung vorlieb. — Die furchtbaren Bilder der Zukunft hatten ihn auf seinem kümmerlichen Strohlager nicht schlafen lassen. Als ihm am folgenden Morgen ein Offizier berichtete, daß man noch einiges Geschütz gerettet habe, rief er diesem wild entgegen: „Herr, Er lügt! ich habe keine Kanonen mehr!" Niemand wagte sich ihm zu nähern. Nur dem alten Obersten Moller klagte er vertraulich sein Leid. Diesen fragte er, wie es doch komme, daß seine Armee nicht mehr so viel leiste wie früher. Moller, vielleicht des Tages von Leuthen und der damaligen frommen Stimmung des Heeres gedenkend, antwortete, daß seit geraumer Zeit schon keine Betstunde mehr in der Armee gehalten sei. Friedrich gab am folgenden Tage den Befehl, daß der Feldgottesdienst fortan wieder in strenger Regelmäßigkeit abgehalten werde.

Digitized by Google

Die Ruſſen hatten es verſäumt, die Früchte ihres Sieges zu pflücken. Ihre Generalität verſammelte ſich am Abend nach der Schlacht in einem Bauerhauſe, zu berathſchlagen, ob den beſiegten Preußen nachzuſetzen ſei oder nicht. Erſchöpft von der Hitze des Tages, ließ man vorerſt erfriſchendes Getränk kommen, und bald waren darüber die Gedanken an alle weiteren Anſtrengungen verſchwunden. Friedrich ward in der Nacht nicht weiter beunruhigt; ſchon am folgenden Morgen ſammelte ſich ein Corps von 18,000 Mann ſeiner zerſtreuten Truppen um ihn; mit dieſen ging er ungeſtört über die Oder, brach die Brücken ab und lagerte ſich zwiſchen Frankfurt und Cüſtrin. Er ſah jetzt, daß der Feind ihm doch noch Hoffnung übrig laſſe. Kurz vor der Schlacht hatte er durch einen Adjutanten des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig die Nachricht von dem glorreichen Siege bei Minden erhalten; er hatte den Botſchafter gebeten, bis nach der Schlacht zu verweilen, damit er ihm das Gegencompliment an den Herzog mitgeben könne. Jetzt entließ er ihn mit den Worten: „Es thut mir leid, daß die Antwort auf eine ſo gute Botſchaft nicht beſſer hat gerathen wollen. Wenn Sie aber auf Ihrem Rückwege noch gut durchkommen und Daun nicht ſchon in Berlin und Contades in Magdeburg finden, ſo können Sie Herzog Ferdinand von mir verſichern, daß noch nicht viel verloren iſt!“ — Allmälig erſt konnte man die Größe des Verluſtes ermeſſen; über 18,000 Mann, 172 Geſchütze, 26 Fahnen und 2 Standarten, außerdem alles eroberte Geſchütz, hatten die Preußen verloren. Viele der erſten Offiziere der Armee waren ſchwer verwundet. Traurig war das Schickſal eines Dichters, den die eben aufblühende deutſche Poeſie zu ihren Lieblingen zählte und der tapfer in den Reihen der Preußen mitgekämpft hatte, des Majors Chriſtian Ewald von Kleiſt. Ein Kartätſchenſchuß hatte

ihm das Bein zerſchmettert; Koſaken hatten ihn ſeiner Kleider beraubt und in einen Sumpf geworfen; ruſſiſche Huſaren hatten ihm darauf einige Pflege angedeihen laſſen, aber aufs Neue war er von Koſaken ausgeplündert worden. Erſt am folgen-

Digitized by Google

den Mittage fand ihn ein ruſſiſcher Offizier, der ihn nach Frankfurt bringen ließ, wo er trotz der eifrigſten Pflege am 24. Auguſt ſtarb. Im feierlichen Zuge, an dem die Ruſſen ebenſo wie die Mitglieder der Frankfurter Univerſität Theil nahmen, ward er begraben; ein ruſſiſcher Stabsoffizier legte ihm den eignen Degen auf den Sarg, „damit ein ſo würdiger Offizier nicht ohne dies Ehrenzeichen begraben werde“.

Aber auch der Verluſt der feindlichen Armee war nicht gering; er belief ſich auf mehr als 16,000 Mann. Darum ſchrieb Soltikof an ſeine Kaiſerin: „Der König von Preußen pflegt ſeine Niederlagen theuer zu verkaufen; noch einen ſolchen Sieg, und ich werde die Nachricht davon mit einem Stabe in der Hand allein zu überbringen haben.“

Friedrich war der feſten Ueberzeugung, die Feinde würden jetzt ihren Sieg wenigſtens dazu benutzen, in die Mark und nach der wehrloſen Reſidenz vorzudringen. Genügende Veranlaſſung gab ihm zu ſolcher Meinung der Uebergang der Ruſſen über die Oder und die Annäherung der öſterreichiſchen Hauptmacht unter Daun nach der Niederlauſitz. Er zog ſomit Alles, was nur von militairiſchen Kräften zuſammenzubringen war, an ſich, ließ neue Geſchütze aus ſeinen Zeughäuſern zur Armee kommen und lagerte ſich, den Weg nach Berlin vertheidigend, bei Fürſtenwalde an der Spree. Indeß, was Jedermann erwarten mußte, geſchah nicht. Die Feinde blieben geraume Zeit in ihren Stellungen, ohne etwas zu unternehmen. Daun wünſchte den Zug nach Berlin den Ruſſen aufzubürden; Soltikof aber, empfindlich über die bisherige Ruhe der öſterreichiſchen Hauptmacht, entgegnete, daß er jetzt zwei Schlachten gewonnen habe und, bevor er ſeine Truppen aufs Neue opfere, erſt auf die Nachricht zweier öſterreichiſchen Siege warten wolle. So entſpann ſich ein Zwieſpalt zwiſchen den feindlichen Heerführern, der weſentlich dazu diente, Friedrich's Schickſal zu erleichtern.

Digitized by Google

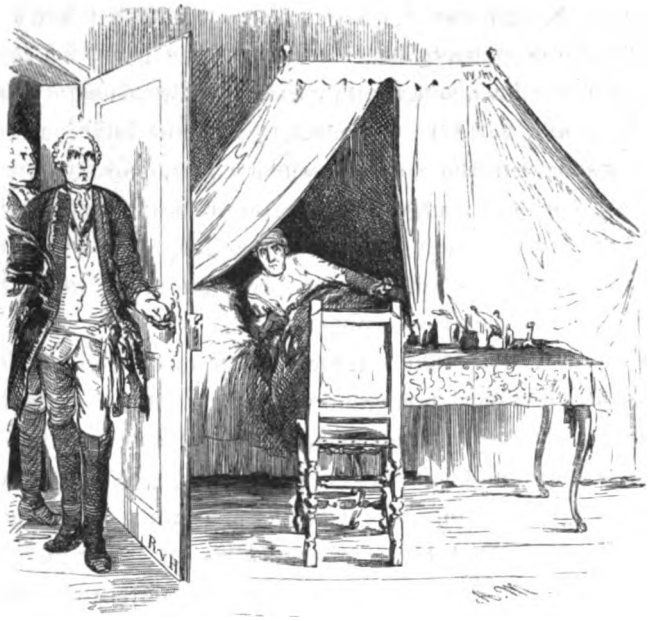
Doppelt erwünſcht kam dem Könige dieſe Stockung in den feindlichen Unternehmungen, da ſich unterdeſſen in Sachſen die drohendſte Gefahr bereitet hatte. Die Reichsarmee war in das von Truppen faſt ganz entblößte Land eingerückt, hatte in kurzer Friſt Leipzig, Torgau und Wittenberg erobert und ſchritt zur Belagerung von Dresden. Schmettau, der die preußiſche Beſatzung in Dresden commandirte, ſchickte ſich zu einer ebenſo hartnäckigen Vertheidigung wie im vorigen Jahre an; da empfing er einen Befehl, den Friedrich unmittelbar nach der Niederlage von Kunersdorf, in ſeiner größten Bedrängniß, geſchrieben hatte, daß er es nicht auf das Aeußerſte ankommen laſſen und vornehmlich nur darauf bedacht ſein ſolle, die königlichen Kaſſen zu retten. Dieſer Befehl nahm ihm plötzlich den Muth zur weiteren Vertheidigung; er ahnte nicht, daß Friedrich ſofort zwei Corps zum Entſatze geſandt hatte und daß dieſe ſchon in der Nähe waren; er capitulirte, und auch Dresden ging in die Hände der Feinde über.

Prinz Heinrich hatte ruhig in ſeinem Lager bei Schmottſeifen an der ſchleſiſchen Grenze geſtanden und bis dahin für ſeine Ruhe nur den Spott der Oeſterreicher eingeerntet. Jetzt brach er plötzlich im Rücken des öſterreichiſchen Heeres auf, ſchlug einzelne Abtheilungen deſſelben, vernichtete die Magazine, aus denen Daun ſeinen Unterhalt bezog, und nöthigte dieſen, ſich gegen ihn zu wenden. Daun gedachte, nach ſo unangenehmer Veränderung der Dinge, den Prinzen nur von Sachſen abzuhalten; aber dieſer kam ihm zuvor. Schon hatten jene von Friedrich abgeſandten Corps glückliche Fortſchritte gemacht, und Heinrich konnte ſich nun mit ihnen vereinigen. Daun aber, der um Alles nicht Sachſen, das wichtigſte Ziel der öſterreichiſchen Operationen, aufgeben wollte, verließ hierauf ganz die Stellung in der Nähe der ruſſiſchen Armee; er wandte ſich gegen Prinz Heinrich, und nun begann zwiſchen Beiden eine Reihe künſtlicher Manoeuvres, die es, außer manchen einzelnen, für die Preußen glücklichen Gefechten, endlich dahin brachten, daß die Oeſterreicher und die mit ihnen verbundene Reichsarmee den größten Theil ihrer ſächſiſchen Eroberungen verloren und daß vornehmlich nur Dresden allein in ihren Händen blieb.

Die Ruſſen hatten indeß ihr Lager in der Nähe von Frankfurt verlaſſen und ſich ſüdlich gegen die ſchleſiſchen Grenzen gewandt. Friedrich war ihnen zur Seite gefolgt. Als aber Soltikof hörte, daß Daun ſich, ſtatt der ruſſiſchen Armee eine verſprochene neue Verſtärkung (das Loudon'ſche Corps befand ſich noch bei den Ruſſen) zuzuſchicken, mit ſeiner ganzen Macht nach Sachſen gewandt habe, als es auch an dem verſprochenen Proviant gebrach, da entſchloß er ſich nach Polen zurückzukehren. Daun ließ ihm ſtatt des Proviants eine Unterſtützung an Geld anbieten, aber Soltikof antwortete, die Ruſſen äßen kein Geld. Daun jedoch wünſchte

Digitized by Google

dringend, Friedrich's Armee von Sachſen abzuhalten; und ſo ließ ſich Soltikof noch einmal bewegen, in ſeinem Marſche nach Schleſien fortzufahren. Er machte ſich bereit, Glogau zu belagern; als er ſich aber dieſer Feſtung näherte, hatte ihn Friedrich bereits umgangen und ihm durch eine feſte Stellung den Weg verlegt. Nach mancherlei vergeblichen Verſuchen ging Soltikof nun wirklich gegen Ende Octobers nach Polen zurück. Gerade um dieſe Zeit war Friedrich aufs Heftigſte vom Podagra befallen worden; er konnte weder reiten noch fahren und mußte ſich von ſeinen Soldaten tragen laſſen. Gleichwohl ließ er ſich auch durch dieſen neuen und unerwarteten Feind nicht in den Pflichten ſeines königlichen Berufes ſtören. Standhaft trotzte er den Schmerzen des Körpers und hielt ſeinen Geiſt frei, um, wie in den Tagen der Geſundheit, Alles überſchauen und leiten zu können. Es war in Köben, einem ſchleſiſchen Städtchen an der Oder, wo er die Generale ſeiner Armee nach dem Abmarſche der Ruſſen zu ſich rufen ließ. Sie fanden ihn in einem ärmlichen



Zimmer liegen, äußerſt blaß, um das Haupt ein Tuch gebunden und mit einem Zobelpelze bedeckt. Trotz der heftigen Schmerzen, die ihn quälten, redete er ſie mit Heiterkeit an. „Ich habe Sie, Meſſieurs," — ſo ſprach er, — „hierher berufen laſſen, um Ihnen meine Dispoſitionen bekannt zu machen und Sie zugleich zu überzeugen, daß die Heftigkeit meiner Krankheit mir nicht geſtattet, mich der Armee

Digitized by Google

persönlich zu zeigen. Versichern Sie also meinen braven Soldaten, daß es nicht eine gemachte Krankheit ist; sagen Sie ihnen, daß, ungeachtet ich diese Campagne hindurch viel Unglück gehabt habe, ich doch nicht eher ruhen werde, als bis Alles wiederhergestellt ist; daß ich mich auf ihre Bravour verlasse und daß mich nichts als der Tod von meiner Armee trennen soll." Nun gab er mit bewunderungswürdiger Ruhe alle Anordnungen, welche die veränderten Verhältnisse erforderten. Ein Theil seiner Armee ward zur Deckung von Schlesien bestimmt; ein anderer Theil ward zur Unterstützung des Prinzen Heinrich nach Sachsen gesandt.

Die Muße, zu der Friedrich theils durch die Bewegungen der Russen, theils durch seine Krankheit genöthigt war, trug Früchte eigenthümlicher Art, die eben nur bei einem Friedrich zur Erscheinung kommen konnten. Wie er jeden freien Augenblick auszukaufen wußte, wie er im Lager überall seine kleine Handbibliothek mit sich führte und stets wissenschaftliche Genossen zur Seite hatte, wie er durch Lectüre und eigne schriftstellerische Thätigkeit seinen Geist unablässig erfrischte und stärkte, so auch in dieser trüben Zeit. Er hatte die Geschichte Karl's XII., jenes genial abenteuerlichen Schwedenkönigs, vorgenommen und fand sich dadurch zu der Abfassung einer sehr interessanten kleinen Schrift: „Betrachtungen über den Charakter und die Talente Karl's XII.", veranlaßt. Er schrieb darüber an den Marquis d'Argens: „Da ich unaufhörlich mit militairischen Ideen beschäftigt bin, so wendet sich mein Geist, den ich gern zerstreuen möchte, diesen Gegenständen in einem solchen Maße zu, daß ich ihn für jetzt auf keine andern Dinge zu richten vermag." Im folgenden Winter ließ er die Schrift drucken, doch nur zwölf Exemplare davon abziehen, die er unter seine Freunde vertheilte.

Kaum aber war die Krankheit gewichen, so eilte auch Friedrich nach Sachsen, wo die Verhältnisse sich inzwischen äußerst günstig gestellt hatten. Die feindliche Armee war bis gegen Dresden zurückgedrängt. Am 14. November traf Friedrich bei den Seinen ein und konnte dem Bruder, dessen glückliche Maßregeln in der Lausitz und in Sachsen vor Allem dazu gedient hatten, dem ganzen Feldzuge eine glückliche Wendung zu geben, die gerechtesten Lobsprüche bringen. „Heinrich", so sagte er, „ist der einzige General, welcher in diesem Feldzuge keine Fehler gemacht hat." Aber die glücklichen Erfolge sollten jetzt auch mit dem größten Nachdrucke zu Ende geführt werden. Friedrich setzte sich selbst an die Spitze seiner Armee, verfolgte den zurückweichenden Feind und lieferte ihm bei dem Dorfe Krögis ein verderbliches Gefecht. Dann sandte er verschiedene Corps in den Rücken des Gegners, der sich hinter dem Plauenschen Grunde in eine feste Stellung zurückgezogen hatte. Eins dieser Corps brach in Böhmen ein und kehrte mit reichlichen Contributionen und einer Menge

Digitized by Google

von Gefangenen zurück. Ein zweites, größeres Corps unter dem General Finck ward nach Maxen gesandt, Daun den Rückzug abzuschneiden oder zu erschweren. Aber dies war eine gefährliche Aufgabe; Finck machte Gegenvorstellungen, doch antwortete Friedrich: „Er weiß, daß ich keine Difficultäten leiden kann: mach' Er, daß Er fortkommt." Finck ergab sich in trüber Ahnung in sein Schicksal. In der That sah er sich bald von der feindlichen Uebermacht eingeschlossen; vergebens suchte er sich am 21. November durch muthigen Kampf aus seiner ungünstigen Stellung zu erretten. Er ward genöthigt, sich mit seinem ganzen Corps, 12,000 Mann stark,

zu Kriegsgefangenen zu ergeben. Diesem plötzlichen Unglück folgte bald noch ein zweites. Ein preußisches Corps unter dem General Dierecke, welches am jenseitigen Elbufer stand, sollte auf gleiche Weise von den Oesterreichern aufgehoben werden. Dierecke versuchte, über Nacht sich über den Strom zurückzuziehen; aber schon hatte ein heftiger Eisgang begonnen, sodaß das Unternehmen nur mit großer Schwierigkeit von Statten ging; nur ein Theil der Preußen entkam, die übrigen, 1500 Mann an der Zahl, fielen ebenfalls in die Hände des Feindes.

So hatten noch zum Schlusse des Jahres die Verhältnisse in Sachsen wiederum eine sehr üble Wendung genommen. Daun hatte jetzt nicht mehr Lust, sich nach Böhmen zurückzuziehen; Friedrich's Armee war durch diese Unglücksfälle wieder bis

Digitized by Google

auf die geringe Zahl von 24,000 Mann zurückgekommen; alle Welt erwartete, daß er nun auch die zuletzt errungenen Vortheile wieder einbüßen werde. Aber Friedrich wich keinen Schritt. Dem Feinde gegenüber blieb er, trotz der furchtbaren Kälte, die jetzt eintrat, in seinem kleinen Lager bei Wilsdruf. Seine Armee lieferte, täglich abwechselnd, vier Bataillone, welche das Lager beziehen mußten, dessen Zelte eingefroren und hart wie Bretter waren. Die Soldaten legten sich in den Zelten übereinander, um sich gegenseitig gegen die grimmige Kälte Schutz zu geben. Die übrigen Theile der Armee cantonnirten umher in den Dörfern. Die Offiziere suchten sich hier in den Stuben und Kammern zu erwärmen, die Gemeinen bauten sich Brandhütten und lagen Tag und Nacht am Feuer. Die Kälte forderte eine große Anzahl von Opfern. Aber dem Feinde war durch dies kühne Unternehmen jede Gelegenheit zum Vorrücken genommen; Daun sah sich genöthigt, auch seine Truppen denselben Unbequemlichkeiten und Leiden auszusetzen, ohne doch etwas gewinnen zu können. Endlich traf bei Friedrich's Armee eine Verstärkung ein, welche ihm der Erbprinz von Braunschweig zuführte. Jetzt erst, im Januar, ließ er seine Truppen regelmäßige Winterquartiere beziehen; das Hauptquartier wurde nach Freiberg verlegt, wo Friedrich die übrigen Wintermonate zubrachte.

So ward endlich ein Feldzug zum Schlusse gebracht, der den Preußen Unheil zugefügt hatte, wie noch keiner der früheren. Und doch hatte Friedrich von Allem, was er vor dem Beginn desselben besessen, nichts weiter verloren als Dresden und einen Theil der Umgegend, wie einige wenig bedeutende Besitzungen in Pommern, die von den Schweden, bei dem Abmarsch des größten Theiles der preußischen Truppen aus jener Gegend, eingenommen waren. Zu weiteren Erfolgen hatten es die vereinten Anstrengungen seiner übergewaltigen Gegner nicht gebracht!

Digitized by Google

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Beginn des Feldzuges von 1760. Dresden und Liegnitz.

Bei den unausgeſetzten Anſtrengungen, zu denen ſich Friedrich ſeit vier Jahren genöthigt geſehen, bei den geringen Mitteln, die ihm, im Vergleich mit der überwiegenden Macht ſeiner Gegner, zu Gebote ſtanden, mußte die Fortſetzung des Krieges, auch wenn das neue Jahr nicht eben ſo verderbliche Früchte tragen ſollte wie das vergangene, doch ſeine Kräfte allmälig aufreiben, mußten doch endlich die empörten Wogen über dem gebrechlichen Schifflein, welches er führte, zuſammenſchlagen. Friedrich fühlte das nur zu deutlich, und darum ließ er wenigſtens nichts unverſucht, den wilden Sturm zu beſchwören oder ihm eine andere Richtung zu geben. Der König von Spanien war im vergangenen Jahre geſtorben; Oeſterreich hatte Anſprüche auf das ſpaniſche Erbe in Italien; Sardinien ebenfalls. Friedrich ſchickte einen Abgeſandten nach Turin, einen andern nach Madrid, beide Höfe zum Kriege zu erregen; aber er fand kein ſonderlich geneigtes Gehör. Maria Thereſia ſelbſt ließ ihre italieniſchen Anſprüche vor der Hand auf ſich beruhen, da

Digitized by Google

ihr noch immer keine Erwerbung so am Herzen lag, als die von Schlesien. Eben so vergeblich waren die Versuche, Friedensunterhandlungen mit Frankreich ins Werk zu richten. Zwar hatte der Krieg, neben den übrigen Ausschweifungen des Hofes, die Finanzen des französischen Staates bereits im höchsten Grad zerrüttet, zwar bezeigte sich in der That der Hof von Versailles den Anerbietungen, welche England machte, nicht abgeneigt; als aber England erklärte, daß Preußens Integrität die unerläßliche Bedingung eines jeden Friedensschlusses sei, da ward Alles wiederum abgebrochen. Noch spielte die Maitresse des Königs, welche der fortgesetzten Verachtung von Seiten Friedrich's eben nur immer glühenderen Haß entgegenzusetzen wußte, frechen Muthes mit dem Glücke des französischen Volkes, noch gab sie auf alle warnenden Stimmen jene Antwort zurück, die in wahnsinnigem Uebermuth das Schicksal herausforderte und dereinst so furchtbar in Erfüllung gehen sollte: „Nach uns die Sündflut!" — So konnte es nicht fehlen, daß, statt des ersehnten Friedens, das kriegerische Bündniß zwischen Frankreich, Oesterreich und Rußland, oder richtiger — denn es handelte sich ja nicht um die Interessen der Völker, sondern nur um die Befriedigung persönlicher Leidenschaften, — das Bündniß zwischen der Pompadour, Maria Theresia und Elisabeth nur fester geschlossen ward.

Für Friedrich aber blieb somit, außer der Hülfe, die England ihm gewährte, keine weitere Hoffnung übrig, als die in der Ueberlegenheit seines eignen Geistes, in dem unerschrockenen Muthe, den er seinen Schaaren einzuflößen wußte, und in dem Umstande beruhte, daß er schon seither in den Unternehmungen der Gegner nicht eben allzugroße Uebereinstimmung bemerkt hatte. Alle Mittel, welche ihm zu Gebote standen, wurden zu neuen Rüstungen angewandt. Doch konnte er sich nicht entschließen, seinen eignen Unterthanen, die schon genug durch den Krieg zu leiden hatten, besondere Abgaben zu diesem Zwecke aufzubürden; dagegen mußten Sachsen, Mecklenburg, auch die anhaltischen Fürstenthümer außerordentliche Lieferungen machen und starke Contributionen zahlen. Sie mußten zugleich Rekruten stellen; diese, auch die neuen Mannschaften, welche aus dem eignen Lande zur Armee stießen, reichten indeß lange nicht hin, um das zusammengeschmolzene Heer wieder vollzählig zu machen; über das ganze deutsche Reich ward zugleich ein förmliches Werbesystem für die preußischen Armeen ausgebreitet; auch die kriegsgefangenen Oesterreicher mußten sich zum preußischen Dienste bequemen. Zu der letztern Maßregel schritt Friedrich, seit das Wiener Kabinet sich ermüßigt gesehen, die Auswechselung der Gefangenen zu verbieten. Bei alle Dem aber hatte er bei der Eröffnung des neuen Feldzuges kaum 90,000 Mann zusammengebracht, während seine unmittelbaren Gegner ihm mehr als 200,000 Mann entgegensetzen konnten. Zugleich waren es

Digitized by Google

nicht mehr Truppen wie die, mit denen Friedrich den Krieg begonnen hatte; junge Burſche, die noch keinen Feind geſehen, waren aus dem Inlande, unzuverläſſige Mannſchaften aus dem Auslande herbeigekommen. Doch brachten jene eine nationale Begeiſterung mit, wurden dieſe durch die ſtrenge Zucht des preußiſchen Dienſtes, wurden beide durch den eigenthümlichen Glanz gefeſſelt, der trotz der Verluſte des vorigen Jahres noch immer feſt an dem Namen der Armee des großen Friedrich haftete. Die ganze Zeit der Winterruhe wurde mit raſtloſer Einübung der Neugeworbenen ausgefüllt.

Inmitten all dieſer Sorgen blieben auch jetzt Wiſſenſchaft und Kunſt Friedrich's treue Tröſterinnen. Auch jetzt ſuchte er den Schmerz über die arge Zerriſſenheit ſeiner Zeit mit den Worten der Dichtung auszuſprechen, und rührend und ergreifend wirkt das Gefühl, welches in dieſen Gedichten athmet, noch heute auf den Leſer. Merkwürdig iſt beſonders die große „Ode an die Deutſchen", welche Friedrich im März 1760 ſchrieb. Mit eindringlichen Worten hält er hier den deutſchen Völkern, „den Söhnen einer gemeinſamen Mutter", ihren Wahnſinn vor, ſich gegenſeitig zu zerfleiſchen, Fremde zum Brudermorde in die ſchöne Heimat hereinzuführen und ihnen ſo den Zugang zum Herzen des Vaterlandes zu eröffnen; dann weiſt er ſie auf die Bahnen, wo ein ehrenhafter Ruhm für ſie zu erkämpfen ſei; am Schluſſe des Gedichtes ermahnt er ſein Preußenvolk aufs Neue zu ſtandhafter Ausdauer. Auch ſah ſich Friedrich in dieſer Zeit zu einer neuen, öffentlichen Herausgabe ſeiner früheren Gedichte genöthigt, als in Frankreich ein Nachdruck derſelben erſchien, welcher ſämmtliche ſatiriſche Ausfälle auf politiſche Perſonen der Zeit, die nur den vertrauten Freunden mitgetheilt waren, enthielt. Man hat überzeugende Gründe, die Herausgabe dieſes Nachdrucks Voltaire zuzuſchreiben, der die Feinde des Königs noch mehr aufzureizen und ſeiner noch ungeſtillten Rachbegier einige Befriedigung zu gewähren bemüht war.

Daſſelbe Gefühl, wie in den Gedichten dieſer Zeit, ſpricht ſich auch in den Briefen aus, in denen Friedrich den Freunden ſeine Lage und ſeine Gedanken ohne weiteren Rückhalt mittheilt. So ſchreibt er im März 1760 an Algarotti, den er ebenfalls zu ſeinen Vertrauteſten zählte: „Der irrende Jude, wenn er jemals exiſtirt hat, hat kein ſo irrendes Leben geführt, wie das meine iſt. Man wird am Ende wie die Dorfkomödianten, die keinen Heerd und keine Heimat haben; wir laufen durch die Welt, um unſere blutigen Tragödien da aufzuführen, wo unſere Feinde uns eben erlauben, unſer Theater aufzuſchlagen . . . . Der letzte Feldzug hat Sachſen an den Rand des Abgrundes geführt. So lange es mir das Glück verſtattete, habe ich dies ſchöne Land geſchont: jetzt iſt Verwüſtung überall. Und ohne

Digitized by Google

von dem moraliſchen Uebel zu ſprechen, welches dieſer Krieg bringen wird: das phyſiſche Uebel wird nicht das kleinere ſein, und wir können uns Glück wünſchen, wenn die Peſt nicht noch darauf folgt. Wir armen Thoren, die wir nur einen Augenblick zu leben haben! wir machen uns dieſen Augenblick ſo hart, als wir nur vermögen, wir gefallen uns darin, die ſchönſten Werke, welche Fleiß und Zeit hervorgebracht haben, zu zertrümmern und nichts als ein haſſenswerthes Andenken an unſere Zerſtörungen und an das Elend, das ſie verurſacht haben, zu hinterlaſſen!"

Friedrich ſah ſich wiederum nach dem Schluſſe der Winterruhe, wie im vorigen Jahre, genöthigt, ſeine Armeen in ihren vertheidigenden Stellungen verharren zu laſſen; zu einem Angriffskriege reichten ſeine Kräfte nicht hin. Doch verging geraume Zeit, ehe die Feinde mit entſchiedenen Maßregeln gegen ihn auftraten. Sie konnten ſich über den Plan, welchem gemäß man den Feldzug eröffnen wollte, nicht vereinigen. Der ruſſiſche Hof machte auf Soltikof's Rath den Vorſchlag, mit der Eroberung Colbergs zu beginnen und dann, unter Begünſtigung der Flotte, zu deren Abſendung ſich Rußland verpflichtet hatte, den Krieg längs der pommerſchen Küſte zu führen. Dieſer Plan lag in Rußlands nächſtem Intereſſe und Soltikof hatte dabei die Abſicht, ſich der unbequemen Gemeinſchaft mit den Oeſterreichern zu überheben. Frankreich hatte ähnliche Vorſchläge gemacht. Der König von Polen aber bat aufs Dringendſte, ihm zunächſt ſein Kurfürſtenthum wieder zu erobern. Maria Thereſia ſchlug vor, daß Soltikof mit Loudon gemeinſchaftlich auf die Eroberung Schleſiens bedacht ſein ſollte, während Daun die Armee Friedrich's in Sachſen feſthalte. Der letztere Plan behielt die Oberhand; Soltikof aber ward dadurch ſeines Mißtrauens gegen die Oeſterreicher nicht überhoben und fand ſich im Gegentheil durch die Verwerfung ſeines Planes nur gekränkt.

Friedrich ſtand indeß der Daun'ſchen Armee in Sachſen gerüſtet gegenüber, während Prinz Heinrich an der Oder ſich bereit machte, dem Einmarſch der Ruſſen zu begegnen, General Fouqué die Grenzen Schleſiens gegen Böhmen deckte und ein kleines Corps in Pommern den Schweden gegenüber aufgeſtellt war.

Das Vorſpiel und die Eröffnung des Kampfes fanden in Schleſien ſtatt. Schon im März machte Loudon einen Einfall in Oberſchleſien, das nur durch wenige Truppen geſchützt war. General Golz, der mit dem pommerſchen Infanterieregiment von Manteuffel an der Grenze in Neuſtadt ſtand, ſah ſich genöthigt, ſich auf Neiſſe zurückzuziehen. Kaum aber hatte das Regiment, zu den Seiten eines Transports von 100 Wagen, ſich auf den Marſch gemacht, als Loudon's Kavallerie ſich mit überlegener Gewalt auf daſſelbe ſtürzte. Doch wehrten die tapfern Pommern den

Digitized by Google

Angriff durch ein wohlunterhaltenes Feuer ab. Nun ſandte Loudon einen Trompeter an den General Golz, mit der Aufforderung, ſich zu ergeben, da das Regiment von allen Seiten umringt ſei; im Fall der Weigerung ſollte Alles niedergemetzelt werden. Der General führte den Trompeter vor die Fronte des Regiments und machte den Seinen die feindliche Aufforderung bekannt; einſtimmig erfolgte indeß

nichts als eine ſehr derbe pommerſche Antwort, die wenig geneigten Willen zu verrathen ſchien. Jetzt wurden die Angriffe der Oeſterreicher mit erneutem Ungeſtüm wiederholt, aber ebenſo nachdrücklich abgeſchlagen. Das Regiment erreichte eine ſichere Stellung und hatte nur 140 Mann ſowie einige Wagen verloren, während von den Oeſterreichern 300 Mann gefallen waren. Loudon ſelbſt konnte den tapfern Pommern ſeine Anerkennung nicht verſagen.

Ernſthaftere Unternehmungen bereiteten ſich einige Monate ſpäter, im Juni, vor. Loudon hatte ſich gegen Böhmen gezogen und drang mit ungefähr 50,000 Mann in die Grafſchaft Glatz und von da in das offene Schleſien ein, während Fouqué den feſten Grenzpoſten von Landshut nur mit etwa 14,000 Mann beſetzt hielt. Da ſeine Macht zur Behauptung dieſes Poſtens nicht genügend war und ihm die Vertheidigung des flachen Landes größere Vortheile gegen den überlegenen Feind zu verſprechen ſchien, ſo zog ſich Fouqué aus dem Gebirge bis unter die Kanonen von Schweidnitz. Loudon aber hatte nur auf dieſe Entfernung des Gegners gewartet, um die Belagerung der Feſtung Glatz unternehmen und hierdurch feſten Fuß in Schleſien gewinnen zu können. Friedrich war über alles Dieſes äußerſt ungehalten.

Digitized by Google

Er schrieb seinem vieljährigen Freunde, — dem Großmeister des Bayarderdens, der in der schönen Rheinsberger Zeit gestiftet war und noch immer seine Geltung hatte, — die harten Worte: „Ich dank's Euch mit dem Teufel, daß Ihr meine Berge verlassen habt! Schaft mir meine Berge wieder, es koste, was es wolle!" Fouqué ging nun in seine frühere Stellung zurück; aber er faßte den Entschluß, sich bis auf den letzten Mann zu behaupten und die Berge den Oesterreichern nur mit seinem Blute zu verkaufen.

Friedrich indeß war nicht gewillt, den treuen Genossen aufzuopfern; er wünschte nur, daß Fouqué den Feind so lange aufhalten möge, bis er selbst mit seiner Armee zur Unterstützung herbeieile. Doch war dies Unternehmen nicht leicht, wenn Sachsen nicht der Daun'schen Armee überlassen werden sollte: Friedrich faßte den kühnen Plan, den österreichischen Feldmarschall durch künstliche Manoeuvres zu veranlassen, ihm nach Schlesien zu folgen. Schon mehrfach war ihm ein solcher Entwurf geglückt; diesmal jedoch bezog Daun ein festes Lager unfern von Dresden, aus dem ihn Friedrich nicht herauslocken konnte. So vergingen mehrere Tage, bis plötzlich, am 25. Juni, im österreichischen Lager ein allgemeines Victoriaschießen erfolgte. Durch die feindlichen Vorposten erhielt Friedrich die Nachricht von dem Siege Loudon's über Fouqué. Der Letztere hatte sein Wort gehalten. Loudon hatte ihn am 23. Juni

Digitized by Google

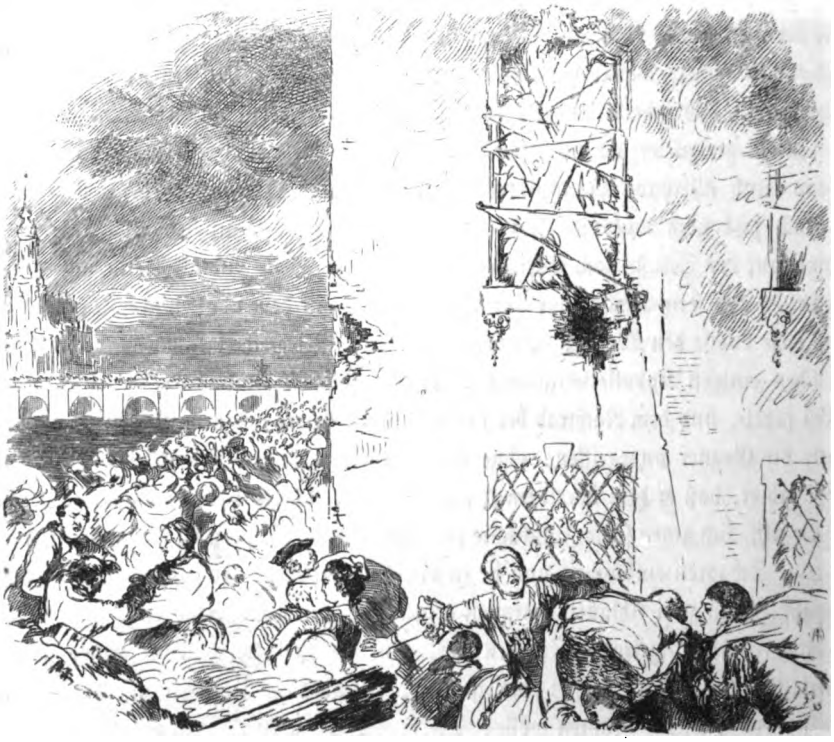
mit großer Uebermacht bei Landshut angegriffen und fast sein ganzes Corps aufgerieben. Fouqué selbst war, mehrfach verwundet, vom Pferde gestürzt und nur durch seinen Reitknecht gerettet worden, der sich über ihn geworfen und die Hiebe der feindlichen Dragoner mit dem eignen Leibe aufgefangen hatte. Er ward dann gefangen genommen und blieb bis an das Ende des Krieges in feindlichem Gewahrsam. Die offene betriebsame Stadt Landshut war von der kaiserlichen Armee übel zugerichtet worden. Die Soldaten waren betrunken, und Loudon selbst vermochte kaum die zügellose Wuth der Seinen zu bändigen und dem Plündern und Morden Einhalt zu thun.

Es scheint, als habe die Nachricht von Fouqué's Niederlage, statt Friedrich aus der Fassung zu bringen, vielmehr den Entschluß in ihm rege gemacht, gerade jetzt etwas Außergewöhnliches und vom Gegner durchaus nicht Erwartetes zu unternehmen, als das sicherste Mittel, die Pläne seiner Feinde zu verwirren. Nichts schien ihm hierzu geeigneter als ein Streich gegen Dresden selbst. Er versuchte aufs Neue, Daun durch allerhand Manoeuvres aus seiner Stellung herauszuziehen, doch blieb es auch jetzt noch umsonst. Da entschloß er sich zum förmlichen Abmarsch seiner Armee auf der Straße nach Schlesien. Dies Mittel weckte endlich Daun aus seiner Ruhe; er eilte dem Könige vor und vereinigte sich mit dem Loudon'schen Corps, ihm auf diese Weise den Weg zu verlegen. Bei dieser Gelegenheit kam es, bei Gödau, zwischen einigen Kavallerieregimentern des preußischen Vortrabes, welche Friedrich selbst führte, und dem Nachtrab der österreichischen Armee zu einem Gefechte. Friedrich hatte die Gegner angegriffen, ohne die Verstärkung seiner Infanterie abzuwarten. Jetzt sah er, daß er dem überlegenen Feinde keinen Nachtheil zufügen konnte; er war im Begriff, sich gegen seine Infanterie zurückzuwenden, als plötzlich feindliche Uhlanen in seine Schaaren einbrachen und sie in die Flucht trieben. Er selbst war in höchster Gefahr, denn zwei Uhlanen stürmten gegen ihn, der nicht ebenso eilig floh wie die Uebrigen, mit eingelegten Spießen vor. Nur die Geistesgegenwart seines Pagen rettete ihm das Leben. Dieser war gestürzt, rief aber den Uhlanen auf Polnisch zu, wo sie der Teufel hinführen wolle? Da er als Page keine Militairuniform trug, so hielten sie ihn für einen Oesterreicher, entschuldigten sich, daß ihre Pferde mit ihnen durchgegangen seien, und kehrten um. Inzwischen war ein preußisches Grenadierbataillon zur Stelle gekommen und machte durch sein Feuer dem ungleichen Scharmützel ein Ende.

Sobald Daun genügend aus Sachsen entfernt war, wandte sich Friedrich plötzlich nach Dresden um. Ein Corps der österreichischen Armee, welches noch in seinem Rücken gestanden hatte, wich jetzt vor seiner Annäherung eilig zurück, ging bei Dres-

Digitized by Google

den über die Elbe und zog mit der ganzen Reichsarmee, welche bis dahin müßig am linken Elbufer geſtanden hatte, von Dresden fort bis gegen Pirna. So konnte Friedrich ohne größere Schwierigkeit, als die ihm die Beſatzung von Dresden zufügte, die Belagerung beginnen, zu der er durch Eilboten das nöthige Geſchütz aus Magdeburg beordert hatte. Er hoffte, daß die Beſorgniſſe für die Familie des Königs von Polen und die zu erwartende Einäſcherung der prachtvollen Reſidenz den Commandanten zur baldigen Uebergabe veranlaſſen würden. Am 14. Juli begann die Beſchießung der unglücklichen Stadt, auf welche bald ein förmliches Bombardement folgte. Viele der ſchönſten Paläſte wurden zerſtört, ganze Straßen gingen nach ein-



ander in Feuer auf, das Elend der Einwohner war grenzenlos. In Schaaren flüchteten ſie ſich aus der brennenden Stadt; ihre Schätze, die ſie in bombenfeſten Kellern verwahrt, wurden von den zügelloſen Soldaten der öſterreichiſchen Beſatzung geraubt. Auf dem Thurm der Kreuzkirche ſtanden einige Kanonen, die man an beſonderen Feſttagen abzufeuern pflegte; dieſe hatte man jetzt gegen die Belagerer benutzt und ſo betrachteten die letzteren die Kirche als eine Batterie, richteten ihre Mörſer gegen dieſelbe, und bald brach das mächtige Gebäude in Flammen zuſammen. Daſſelbe

Digitized by Google

Schicksal hatten mehrere andere Kirchen. Die alte Pracht der schönen Residenz ward größtentheils vernichtet.

Aber der Commandant hielt rüstig Stand; obgleich die Reichsarmee es nicht für angemessen fand, sich aus ihrer sicheren Stellung zu rühren, so hoffte er doch auf einen Entsatz von Seiten Daun's. Dieser zwar hatte sich ebenfalls nicht übereilt; er hatte geglaubt, Friedrich's Rückzug sei nur ein neues Manoeuvre, um ihm eine Falle zu legen. Endlich traf er vor Dresden ein, und nun wurde der Erfolg von Friedrich's Unternehmen zweifelhaft. Daun verschaffte sich eine Verbindung mit den Belagerten, welche Friedrich nicht zu hindern vermochte. Manche Ausfälle wurden jetzt unternommen, manche kleine Gefechte fanden statt, in denen die Preußen wenigstens nicht immer siegreich waren. Bei einem hartnäckigen Ausfall gegen die Laufgräben ward das preußische Infanterieregiment Bernburg zum Weichen gebracht. Friedrich bestrafte diesen Mangel an Tapferkeit, — wenigstens hielt er es dafür, — auf eine Weise, die bis dahin in der preußischen Kriegsgeschichte ohne Beispiel war. Die Offiziere verloren ihre Huttressen, die Soldaten ihre Bandlitzen auf der Uniform und ihre Pallasche; die Tambours durften den Grenadiermarsch nicht mehr schlagen. Das ganze Regiment, stolz darauf, daß es von dem alten Dessauer selbst gebildet war, ward das Gespötte der Armee; bald sollte indeß die Gelegenheit kommen, die Schmach wieder auszuwetzen.

Von einem Tage zum andern verzögerte sich der Erfolg der Belagerung. Ein bedeutender Transport, der zur Unterstützung der preußischen Armee aus Magdeburg kam, fiel in die Hände der Oesterreicher; ein feindliches Corps zog sich in den Rücken der Preußen; endlich kam die betrübende Nachricht, daß auch Glatz erobert sei, und so sah sich Friedrich, nach fruchtloser Anstrengung, genöthigt, das Unternehmen aufzugeben. Am Abend des 29. Juli zog er seine Armee von Dresden zurück. Glatz war durch ein einzelnes Corps der Loudon'schen Armee belagert und am 26. mit so schmachvoller Schnelligkeit übergeben worden, daß man sich zu der Meinung berechtigt fand, es sei Verrath mit im Spiele gewesen. Doch gab Friedrich, trotz dieses bedeutenden Verlustes, die Hoffnung nicht auf, Schlesien zu retten; nur mußte er bedacht sein, die Verbindung der österreichischen Armee mit der russischen, welche im Anmarsch gegen Schlesien begriffen war, zu hintertreiben. Ungesäumt machte er sich auf den Marsch nach Schlesien. Daun brach gleichzeitig auf und zog wie sein Schatten neben ihm hin, ohne ihm doch wesentliche Hindernisse in den Weg zu legen und ohne eine Schlacht zu wagen.

Indeß hatte sich Loudon gegen Breslau gewandt und begann die Belagerung der Stadt. Er führte 50,000 Mann, und die Besatzung bestand nur aus 3000,

Digitized by Google

zum Theil nicht ſonderlich zuverläſſigen Truppen. Dazu kam, daß im Innern der Stadt 9000 öſterreichiſche Kriegsgefangene lagen und daß man ſelbſt Mittel gefunden hatte, die Bürgerſchaft aufſäßig zu machen. Nur auf die aus ungefähr 1000 Mann beſtehende Leibgarde des Königs, welche ſeit der Schlacht von Kollin in Breslau geſtanden hatte, durfte der Commandant, General von Tauentzien, ſich ver-

laſſen. Dennoch beſchloß er ſtandhafte Gegenwehr. Loudon ließ ihn zur Uebergabe auffordern, aber er erhielt eine entſchieden abſchlägige Antwort. Jetzt begann das Bombardement; ein Quartier der Stadt und der königliche Palaſt gingen in Feuer auf. Aber Tauentzien begegnete eben ſo muthig wie umſichtig allen Gefahren, welche außen und innen drohten. Auf eine zweite Aufforderung zur Uebergabe, die mit der Drohung ſchloß, „es ſolle das Kind im Mutterleibe nicht verſchont werden", erwiderte Tauentzien nur, daß ſo wenig er wie ſeine Soldaten das Wochenbett zu beziehen gedächten. Dem kühnen Muthe folgte baldige Erlöſung. Prinz Heinrich, der die Bewegungen der Ruſſen beobachtet hatte, kam jetzt, da die Ruſſen ſich gegen Breslau zogen, in die Nähe der Stadt. Loudon hob die Belagerung auf und Heinrich nahm ſeine Stellung in der Nähe von Breslau.

Unmittelbar darauf rückte die ruſſiſche Armee heran. Soltikof war nicht wenig erſtaunt, als er ſtatt der Oeſterreicher, die er mit Beſtimmtheit erwartete, eine preußiſche Armee vor ſich ſah. Er fand ſeinen Verdacht über die Unzuverläſſigkeit

Digitized by Google

ſeiner Bundesgenoſſen nur zu ſehr beſtätigt. Und als nun auch die Nachricht eintraf, daß Friedrich in Schleſien eingerückt ſei und daß Loudon ſich, Daun's Unternehmungen zu unterſtützen, gegen dieſen zurückgezogen habe, ſo erklärte er aufs Beſtimmteſte, daß er unverzüglich den Rückzug antreten werde, wenn man Friedrich die Oder erreichen laſſe, ohne die ruſſiſche Armee durch das Loudon'ſche Corps verſtärkt zu haben.

Durch dieſe ernſtliche Erklärung fand ſich Daun endlich veranlaßt, ſein allzuvorſichtiges Zaudern zu brechen und dem Gegner eine Schlacht zu liefern. Beide Armeen ſtanden an der Katzbach, in der Gegend von Liegnitz, einander gegenüber.

Es war derſelbe Boden, welcher ſeit der furchtbaren Mongolenſchlacht im dreizehnten Jahrhundert ſchon mehrfach Ströme Blutes getrunken hatte; auf ihm ſollte Friedrich einen der Siege erkämpfen, ohne die ſeine Rettung unmöglich ſchien; auf ihm ſollte 53 Jahre ſpäter noch einmal ſiegreich um Preußens und um Deutſchlands Rettung geſtritten werden. Daun konnte jetzt ſein Vorhaben mit um ſo größerer Zuverſicht wagen, als Friedrich's Lage in der That höchſt bedenklich war. Die öſterreichiſche Armee war nach der Vereinigung Loudon's mit Daun 95,000 Mann ſtark; die preußiſche zählte nur 30,000 Mann, ihr Proviant ging zu Ende, von Breslau war ſie abgeſchnitten, und vergeblich hatte Friedrich durch verſchiedene Manoeuvres bereits verſucht, dem Feinde einige Vortheile abzugewinnen.

Daun gedachte das Spiel von Hochkirch zu wiederholen; in der Frühe des Morgens, am 15. Auguſt, ſollte Friedrich's Lager von allen Seiten überfallen werden. Der Plan wgr geheim gehalten worden, doch konnte Friedrich aus gewiſſen Bewegungen der Feinde ſchließen, daß es auf einen baldigen Angriff abgeſehen ſei. Da ſeine Stellung, oberhalb Liegnitz, nicht vorzüglich geſichert war, ſo beſchloß er, die Armee auf die andere Seite der Stadt hinüberzuziehen, wo die Beſchaffenheit des Bodens beſſere Vortheile verſprach; zugleich unterſtützte dieſe Stellung ſeine Abſicht, ſich nach der Oder durchzuſchlagen. Zur Ausführung dieſer Veränderung

Digitized by Google

war die Nacht vom 14. auf den 15. bestimmt. Am Nachmittage vorher ward ein feindlicher desertirter Offizier eingebracht, der von wichtigen Geheimnissen sprach, welche er zu eröffnen habe; er war aber auf eine Weise betrunken, daß man erst zu allerhand Maßregeln mit kaltem und warmem Wasser schreiten mußte, ehe man anderweitige Nachrichten von ihm erhalten konnte. Jetzt bestätigten seine Aussagen den zu erwartenden Angriff; da er indeß von den Einzelheiten des feindlichen Planes keine Kunde hatte, so ließ es Friedrich bei den einmal bestimmten Maßregeln.

Die Umstellung der Armee war in nächtlicher Stille vor sich gegangen. Es war 3 Uhr des Morgens. Friedrich befand sich auf dem linken Flügel, dessen sämmtliche Truppen theils mit Ungeduld den Tag erwarteten, theils unter den Waffen schliefen. Friedrich selbst hatte sich, in seinen Mantel gehüllt, zur Seite eines kleinen Wachtfeuers hingelegt und schlief. Ein General saß neben ihm und schürte das Feuer. In dem Augenblick kam der Husarenmajor Hundt, der vor dem linken Flügel der Armee patrouillirt hatte, mit verhängtem Zügel zurückgesprengt und rief laut nach dem Könige. Man bedeutete ihn, den Schlafenden nicht zu stören.

Digitized by Google

Aber Friedrich hatte schon den Ruf gehört; auf seine Frage berichtete der Major, daß feindliche Colonnen herannahten und nicht mehr vierhundert Schritt entfernt seien. Augenblicklich gab Friedrich den Befehl, sich in Schlachtordnung zu stellen. Da er aber einsah, daß dies nicht der einzige Angriff auf seine Stellung sein würde, so befahl er, daß General Zieten mit dem rechten Flügel nach der andern Seite sich dem Feinde entgegensetze, während er selbst mit dem linken den schon beginnenden Angriff abschlage. Unter den ersten feindlichen Kugeln ordneten sich seine Truppen in größter Schnelligkeit.

Es war Loudon, der den Angriff auf den linken Flügel der Preußen machte. Doch hatte man österreichischer Seits von der Umstellung der preußischen Armee nichts geahnt. Loudon's Absicht war es, sich mit plötzlichem Angriff des preußischen Gepäckes zu bemächtigen; absichtlich hatte er sich, um nicht zu früh verrathen zu werden, ohne Vortrab auf den Marsch gemacht. Jetzt sah er sich selbst auf eine unvorhergesehene Weise überrascht. Schnell suchte auch er seine Truppen in Reihen zu ordnen, doch hinderte das ungünstige Terrain eine genügende Ausbreitung. Der Donner des Geschützes eröffnete nun die Schlacht. Die österreichische Kavallerie drang auf die preußische ein, aber sie wurde wieder zurückgeworfen. Dann rückten die Infanterieregimenter gegen einander. Die preußische hielt muthig im Feuer Stand, die österreichische begann zu weichen, preußische Kavallerie drang in ihre Reihen und nahm eine große Anzahl gefangen. Aber Loudon war dem Könige bedeutend überlegen; er führte 35,000 Mann mit sich, während der linke preußische Flügel nur 14,000 Mann zählte. Immer neue Truppen der österreichischen Armee rückten zur Verstärkung vor; doch warfen die Preußen, ob auch fort und fort ihre Reihen gelichtet wurden, jeden neuen Angriff zurück. Noch einmal drang Loudon's Kavallerie in die preußischen Infanterieregimenter ein; diese wichen nicht. Hier war es, wo das Regiment Bernburg seine verlorene Ehre wieder erkämpfte; mit gefälltem Bajonett ging es den österreichischen Reitern entgegen, stach viele von ihnen vom Pferde, trieb die andern in wilder Flucht vor sich her, und diese rissen nun auch, was sonst noch von österreichischen Regimentern stand, mit sich fort. Es war 6 Uhr, als schon der vollständige Sieg auf dieser Seite erfochten war.

Jetzt eilte Friedrich nach dem rechten Flügel seiner Armee, auf den um diese Zeit erst einige leichte Angriffe gemacht wurden. Daun war nämlich in aller Frühe an der richtigen Stelle angekommen, auf welcher am vorigen Abend das preußische Lager gestanden hatte. Da er es leer fand, beschloß er den Flüchtlingen — so betrachtete er die preußische Armee — nachzusetzen. Hierzu war ein Uebergang über das sumpfige Schwarze Wasser nöthig, welches sich bei Liegnitz in die Katzbach ergießt

Digitized by Google

und die preußiſche Stellung auf dieſer Seite deckte. Da aber nur eine Brücke den Uebergang geſtattete, ſo hatte Zieten ſeine Maßregeln danach getroffen. Als ungefähr ſo viel Oeſterreicher herüber waren, als man mit Leichtigkeit zu zwingen gedachte, ließ er die Kanonen auf dieſen Theil der Feinde richten, die nun in Eile zurückflohen und eine Anzahl Gefangener zurücklaſſen mußten. Einige Verſuche der feindlichen Artillerie wurden durch die günſtig geſtellte preußiſche bald zum Schweigen gebracht. Noch hielt Daun an der Stelle ſtill, unentſchloſſen, was weiter für ihn zu unternehmen ſei. Von Loudon hatte er keine Nachricht; der Wind hatte alles Getöſe der Schlacht auf jener Seite abwärts geweht; nur ein dicker Rauch, der ſich erhob, ließ ihn einen ernſten Vorfall vermuthen. Da erſcholl ihm gegenüber ein freudiges Victoriaſchießen, und er wußte nun, woran er war. Kaum begann bei den Preußen das zweite Lauffeuer, ſo kehrte die feindliche Macht um und ging über die Katzbach zurück, die ſie beim Anbruch des Tages überſchritten hatte.

Der Sieg war nicht ohne theure Opfer erkauft worden. Der Geſammtverluſt der Preußen belief ſich auf 3500 Mann. Dagegen hatten die Oeſterreicher 10,000 Mann und außerdem 82 Kanonen nebſt 23 Fahnen und Standarten eingebüßt. Beſondere Freude war dem Regiment Bernburg aufbehalten. Der König befahl, nachdem die Schlacht beendet war, daß die ganze Armee ſich in Einer Linie aufſtellen ſolle; hier ritt er die Fronte von einem Flügel bis zum andern entlang, zu ſehen, was für Lücken die Schlacht geriſſen hatte. Die ganze Armee hatte das Gewehr beim Fuß, das Regiment Bernburg ſtand an der Spitze des einen Flügels. Als Friedrich

Digitized by Google

an daſſelbe herankam, rief er den Soldaten freundlich zu: „Kinder, ich dank' euch, ihr habt eure Sache brav gemacht, ſehr brav! Ihr ſollt Alles wieder haben, Alles!“ Der Flügelmann der Leibcompagnie des Regiments, ein alter Graukopf, trat bei dieſen Worten aus dem Gliede gegen den König vor und ſagte: „Ich danke Ew. Majeſtät im Namen meiner Kameraden, daß Sie uns unſer Recht zukommen laſſen: Ew. Majeſtät ſind doch nun wieder unſer gnädiger König?“ Friedrich klopfte dem Sprecher gerührt auf die Schulter und antwortete, indem ihm die Thränen in die Augen traten: „Es iſt Alles vergeben und vergeſſen, aber den heutigen Tag werde ich euch gewiß nicht vergeſſen!“ Nun war die Heerſchau zu Ende. Friedrich beſtimmte, daß der alte Flügelmann, der eben geſprochen, Sergent ſein ſolle. Als dieſer ſich bedankte, drängten ſich noch mehrere Soldaten des Regiments um den König und

vertheidigten ihre Aufführung bei Dresden damit, daß der Fehler nicht an ihnen, ſondern an der Anführung gelegen habe. Friedrich wollte das nicht geradezu gelten laſſen, und nun ging es von Seiten der Soldaten um die Wette an ein Demonſtriren, mit einer Vertraulichkeit und einem Lärm, daß der Commandeur, den Unwillen des Königs befürchtend, die Leute zurücktreiben wollte. Friedrich ließ es aber nicht zu; er beendete den Streit mit der nochmaligen Verſicherung, daß ſie brave Leute ſeien und ſich des preußiſchen Ruhmes vorzüglich werth bezeigt hätten.

Digitized by Google

Friedrich's Gewalt über die Gemüther seiner Soldaten beruhte vor Allem darin, daß er sich mit vollkommenster Vertraulichkeit zu ihnen herabließ und oft an all ihren kleinen Interessen Theil nahm. Die Anekdoten, welche man von seinem Leben erzählt, sind gerade an solchen Zügen besonders reich. Dafür redeten ihn aber auch die Soldaten gern mit seinem bloßen Vornamen an, in dessen zutraulicher Abkürzung „Fritz," oder auch mit Hinzufügung jenes Beiwortes, das für unser deutsches Gefühl auf so eigene Weise Ehrerbietung, Liebkosung und Vertraulichkeit verbindet: „Alter Fritz."

Der Sieg bei Liegnitz war der erste Strahl des Glückes, der den preußischen Waffen seit geraumer Zeit wiederum leuchtete. Doch wäre damit, außer der erneuten Zuversicht der Armee, nur wenig gewonnen gewesen, wenn die Feinde sich ihrer noch immer sehr bedeutenden Uebermacht erinnert und schnelle Maßregeln getroffen hätten, um Friedrich aufs Neue in seinem Marsche aufzuhalten. Denn das hatte die Erfahrung schon oft genug gelehrt, daß Friedrich nicht gewohnt war, etwas halb zu thun. Auch jetzt machte er sich rasch die Verwirrung der Feinde zu Nutze. Noch an demselben Tage legte er mit seiner Armee drei Meilen zurück. In wenig Tagen war er mit der Armee des Prinzen Heinrich bei Breslau vereinigt. Daun zog sich furchtsam gegen die Gebirge hin, die böhmische Grenze zu decken; Soltikof folgte verdrossen dem Beispiel seines Bundesgenossen und ging mit seiner Armee bis an die Grenze von Polen. Der große Entwurf der Vereinigung beider gewaltigen feindlichen Armeen war zerstört.

Digitized by Google

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Schluß des Feldzuges von 1760. Torgau.

Nach mancherlei weitläufigen Verhandlungen, die, außer dem gegenſeitigen Mißtrauen, noch durch eine plötzlich eintretende Krankheit des ruſſiſchen Heerführers verzögert wurden, kam endlich ein neuer Operationsplan zwiſchen den Armeen der Oeſterreicher und Ruſſen zu Stande. Die Ruſſen ſollten einen Einfall in die Mark Brandenburg machen, die Oeſterreicher zu neuen Unternehmungen in Schleſien ſchreiten, damit durch dieſen Doppelangriff die preußiſche Macht wieder getrennt würde und ihre einzelnen Corps um ſo leichter geſchlagen werden könnten. Daun hatte jetzt nichts Geringeres im Sinne, als ſofort zur Belagerung von Schweidnitz zu ſchreiten. Friedrich, von der ruſſiſchen Armee nicht eben große Eile befürchtend, entſchloß ſich, ſeine Hauptmacht zunächſt gegen Daun — der ihm immer noch um das Doppelte überlegen war — zu führen und ihn wo möglich zur Räumung Schleſiens zu zwingen. In der That begegnete er ihm alsbald mit ſo geſchickten Manoeuvres, daß Daun von ſeinem Vorhaben abſtehen mußte und ſich, ſeiner großen Ueberlegenheit zum Trotz, bald auf einen bloßen Vertheidigungskrieg zurückgeführt ſah. Doch wußte wiederum Daun in den Gebirgen ſo ſichere Stellungen zu nehmen, daß auch Friedrich ſeinen Plan, ihn ganz nach Böh-

Digitized by Google

men hinauszudrängen, nicht zur Ausführung bringen konnte. So war aufs Neue geraume Zeit vergangen, ohne daß irgend etwas Entſcheidendes vorfiel. Und als nun die Nachricht kam, daß die Ruſſen bereits ihren Marſch nach Berlin angetreten hätten, als auch von Daun ein Corps unter dem General Laſcy eben dahin entſandt ward, mußte ſich Friedrich entſchließen, ſein Unternehmen gegen die öſterreichiſche Hauptmacht aufzugeben, um ſeiner bedrängten Reſidenz Hülfe zu bringen. Am 6. October brach er mit ſeiner Armee auf.

Der Marſch wurde durch keine beſonderen Zufälle gefährdet. Ein eignes Intereſſe bietet er durch mancherlei kleine Charakterzüge dar, welche uns aufbehalten und vorzugsweiſe geeignet ſind, das gemüthliche Verhältniß des Königs zu den Seinen erkennen zu laſſen.

So wird erzählt, wie die Armee einſt an den Grenzen der Lauſitz vor einem Moraſt Halt machte, um die Aufführung eines Dammes, der für das ſchwere Geſchütz nöthig war, abzuwarten. Es war ein kalter und nebliger Herbſtmorgen. Schnell wurden Holzſtöße zuſammengetragen und Feuer angemacht, zu deren Seiten die Soldaten ſich lagerten. Neben dem einen Feuer ſtand Friedrich und lehnte ſich,

in ſeinen Mantel gehüllt, an einen Baum. Zieten kam zu demſelben Feuer und ſetzte ſich auf einen Holzblock nieder; vom Marſche ermüdet, ſchlief er bald ein. Ein Grenadier ſchob dem General ein Bündel Holz unter den Kopf; Friedrich bemerkte es wohlgefällig. Ein Offizier kam herbei, dem Könige eine Meldung zu bringen,

Digitized by Google

und trat nahe an Zieten; jener winkte ihn von der Stelle fort und sagte leise: „Weck' Er mir den Zieten nicht: er ist müde!“ — Hernach kam ein Soldatenweib und stellte, ohne den König zu bemerken, einen Topf mit Kartoffeln an das Feuer. Sie kniete nieder und blies so eifrig in die Glut, daß die Asche Friedrich ins Gesicht flog. Er sagte nichts und zog nur den Mantel ein wenig vor. Zufällig ging ein Soldat vorbei, der den König erkannte; dieser machte das Weib auf die Nähe desselben aufmerksam; im höchsten Schreck ergriff sie ihren Topf und lief davon. Friedrich ließ sie zurückholen und die Kartoffeln in Ruhe an seinem Feuer gar kochen. Die Soldaten jubelten laut über ihren gnädigen König.

Während des Marsches rief Friedrich öfters seinen Leuten, wenn sie ermüdet waren und sich einem nachlässigen Gange überließen, die Worte zu: „Gerade, Kinder, gerade!“ Sie antworteten nicht selten: „Fritz auch gerade!“ Ein Husar, der einst denselben Zuruf empfing, erwiderte mit dreister Laune, den Anzug des Königs musternd: „Fritz auch gerade, und die Stiefeln in die Höhe gezogen!“ Friedrich nahm solche Antworten jederzeit mit bester Stimmung auf; dafür folgten ihm die Soldaten mit unbedingter Hingebung. Sein steter Morgengruß war: „Guten Tag, Kinder!“ und stets tönte es zurück: „Guten Tag, Fritz!“

Gegen das Ende des Marsches — so wird weiter berichtet — stieg einst ein Husarenweib, das alle Züge der Armee mitgemacht hatte, vom Pferde, ging in eine offene Scheune und genas dort ohne weitere Unterstützung eines derben Knaben. Dann raffte sie ihr Geräth nebst dem Kinde wieder zusammen, schwang sich ohne Sorgen auf ihr Pferd und ritt zum Könige heran. „Majestät“, rief sie ihm entgegen, „hier ist ein junger Fritz, ich hab' ihn eben in einer Scheune geboren!“ Friedrich fragte, ob das Kind schon getauft sei. „Nein“, antwortete sie, „aber Fritz soll er heißen!“ — „Gut“, entgegnete der König, „habt Sorge für ihn, und wenn es Friede wird, so meldet Euch bei mir: ich will für den Jungen sorgen!“ —

Friedrich durfte vielleicht um so mehr hoffen, daß der Zug der Russen gegen die Mark nicht mit genügender Entschlossenheit würde ausgeführt werden, als schon vor seinem Aufbruch aus Schlesien *ein* Unternehmen, das sie mit außerordentlicher Zurüstung eingeleitet, auf eine überraschend glückliche Weise abgeschlagen war. Es lag den Russen daran, auch in Pommern festen Fuß zu fassen und, soviel es irgend möglich war, im Besitz der Ostseeküsten vorzudringen. So erschien gegen Ende August eine gewaltige russische Flotte vor Colberg und begann, nachdem sie ein großes Kriegsheer ausgeschifft hatte, die Belagerung der Festung. Die Besatzung von Colberg war wenig bedeutend; aber der Commandant, Oberst von der Heyde, wußte alle hartnäckigen Angriffe, alles Feuer der Belagerungsgeschütze mit so großer

Digitized by Google

Beſonnenheit und Standhaftigkeit abzuwehren, daß mehrere Wochen vergingen, ohne daß die Feinde weſentliche Vortheile erreicht hätten. Schon war noch eine kleine ſchwediſche Flotte zur Verſtärkung der ruſſiſchen gekommen. Plötzlich aber und unerwartet nahte ſich der bedrängten Feſtung der ſehnlich erwartete Entſatz. Es war ein kleines Corps preußiſcher Truppen, das aus Niederſchleſien aufgebrochen und in ſo eiligen Märſchen herangezogen war, daß es aus dem Boden hervorgewachſen ſchien.

Digitized by Google

Der Vortrab dieſes Corps, eine Schaar von 300 Huſaren, warf ſich ungeſtüm auf die feindliche Infanterie, welche ſchon die ganze preußiſche Armee vor ſich zu ſehen glaubte; ein großer Theil ward niedergehauen und gefangen; die Uebrigen flüchteten auf die Schiffe, zum Theil auch ſuchten ſie eilig, den Seeſtrand hinab, das Weite. Die ſchwediſche Flotte hatte ſich bei dem Anfall der preußiſchen Huſaren ſchleunig auf die hohe See hinaus begeben, als ob jene auch die Fähigkeit hätten, ihr ins Waſſer zu folgen. Am 23. September hatte ſodann auch die ruſſiſche Flotte die Segel gelichtet. Das preußiſche Corps aber war hierauf nach Schwediſch-Pommern geſandt worden, den dortigen Feind im Zaume zu halten.

Doch war die Hoffnung, die Friedrich aus dieſem Ereigniß ſchöpfen konnte, vergeblich geweſen. Kaum war er, am 15. October, in die Nähe der märkiſchen Grenze gekommen, ſo hörte er, daß ſeine prachtvolle Reſidenz bereits die Beute der Feinde geworden ſei. Nach den vielfachen Berathungen zwiſchen den Oeſterreichern und Ruſſen hatten ſich die letzteren endlich ſchnell gegen die Mark gewandt. Der Vortrab der ruſſiſchen Armee unter dem General Tottleben erreichte ſchon am 3. October Berlin. Zunächſt zwar leiſtete die ſchwache Beſatzung nachdrücklichen Widerſtand, wobei ſich zugleich einige der erſten Generale der preußiſchen Armee, die hier ihre Heilung von ehrenhaften Wunden erwarteten, — unter ihnen Seydlitz, — rühmlichſt auszeichneten. Auch waren ſchnell einige preußiſche Truppencorps herangezogen und machten wirkſame Anſtalten zur Vertheidigung. Als dann aber das Corps des Generals Tottleben bedeutend verſtärkt ward, als auch jenes öſterreichiſche Corps unter General Laſcy, welches Daun entſandt, gegen Berlin herangezogen kam, ſahen ſich die preußiſchen Truppen, wollten ſie nicht die Stadt der Gefahr eines Sturmes preisgeben, zum Rückzuge genöthigt. Der Hof hatte ſchon ſeit längerer Zeit einen ſicheren Aufenthalt in Magdeburg genommen. Die Beſatzung Berlins capitulirte und Tottleben hielt am 9. October ſeinen Einzug. Indeß war

das Schickſal der preußiſchen Reſidenz minder hart, als man es bei den bisherigen Gräueln, welche die Ruſſen überall verübt, erwarten zu dürfen glaubte. Der ruſſiſche Befehlshaber ließ ſich die Zahlung einer allerdings ſehr ſtarken Contribution ver-

Digitized by Google

bürgen; ſeinen Truppen ward ſtrenge Mannszucht anbefohlen. Die Contribution betrug zwei Millionen; doch auch hieraus erwuchs den Bürgern keine Laſt, indem Friedrich es war, der dieſelbe nachmals, zwar im allergrößten Geheimniß, ganz aus eignen Mitteln bezahlte. Nur von den Oeſterreichern, welche Tottleben gern ganz von dem Beſitze Berlins ausgeſchloſſen hätte, wurden mancherlei Ausſchweifungen verübt und vorzüglich bedeutend war der Verluſt an Kriegsmaterial, das theils mitgenommen, theils vernichtet wurde. Hohes Verdienſt erwarb ſich ein edler Bürger Berlins, der Kaufmann Gotzkowsky, der überall begütigend und lindernd zur Hand

war. Auch Potsdam, namentlich Sansſouci, erfuhr eine glimpfliche Behandlung; hier commandirte ein öſterreichiſcher General, Fürſt Eſterhazy, der ſorgſam für die Sicherung alles königlichen Privateigenthums wachte und ſich, zum Andenken, nur ein Bild aus dem Schloſſe mitnahm. Um ſo ärger aber wütheten die Feinde auf den übrigen Schlöſſern und auf den Dörfern außerhalb Berlins. Vornehmlich traf Charlottenburg ein trauriges Schickſal. Hier ward Alles im königlichen Schloſſe zerſtört: die Mobilien und Gefäße wurden zertrümmert, die Tapeten zerriſſen, die Gemälde zerſchnitten, die Kapelle geplündert und die ſchöne Orgel, die in derſelben ſtand, zerbrochen. Die meiſte Wuth äußerte ſich gegen die koſtbaren Antiken, welche Friedrich aus dem Nachlaß des Cardinals Polignac erſtanden und zum Schmuck dieſes Schloſſes und ſeines Gartens verwandt hatte; alle Statuen und Büſten wurden zerſchlagen, ja, damit ihre künftige Wiederherſtellung unmöglich ſei, mit barbariſcher Luſt vollſtändig zermalmt. Und dieſe Gräuel wurden nicht von den uncivi-

Digitized by Google

liſirten aſiatiſchen Horden ausgeübt: es waren namentlich ſächſiſche Regimenter, — von jenen, die bei Pirna gefangen und nachmals wieder zum Feinde übergegangen waren, — die auf ſo unwürdige Weiſe ihrem Haſſe gegen den Preußenkönig Luft machten.

Aber nur wenige Tage dauerte die feindliche Beſitznahme der preußiſchen Reſidenz. Schon am 11. October traf die Nachricht ein, daß Friedrich zur Befreiung der Seinen heranziehe, und das bloße Wort: „Der König kommt!“ verſcheuchte wie

ein raſcher Windſtoß die Schaaren der Feinde. Am 12. zog Alles in großer Eile davon; die Ruſſen gingen über die Oder zurück; General Laſcy wandte ſich nach Sachſen; auch Daun, der von Schleſien aus Friedrich nachgezogen war, rückte in Sachſen ein. Friedrich erhielt die Nachricht von dem Abmarſch der Feinde, unmittelbar nachdem ihm ihre Ankunft gemeldet war. Er hatte ſomit nicht nöthig, weiter in die Mark vorzurücken; dagegen ward nun ſeine Anweſenheit in Sachſen dringendes Erforderniß. Er machte ſich, nachem er das Wichtigſte wegen einer Entſchädigung der großen Verluſte, welche die Mark erlitten, angeordnet hatte, aufs Neue auf den Weg, um den entſcheidenden Kampf aufzuſuchen.

Wohl war es ein glänzendes Zeichen ſeiner Feldherrngröße, daß der bloße Klang ſeines Namens im Stande geweſen war, die übermächtigen Feinde auseinanderzuſtäuben. Doch war der Gewinn nur gering, und nach der Weiſe, wie ſich die Verhältniſſe gegenwärtig geſtellt hatten, war in der That noch das Schlimmſte zu befürchten. Ganz Sachſen war in den Händen des Feindes. Als Friedrich hier im Sommer von Dresden abgezogen war, hatte er nur ein geringes Corps der großen Reichsarmee gegenüber zurücklaſſen können. Anfangs hatte dies Corps einige glückliche Erfolge gehabt. Dann aber war die Reichsarmee vorgeſchritten; das preußiſche Corps mußte zum Schutze Berlins nach der Mark eilen, und nun fanden die Feinde keinen Widerſtand mehr, ganz Sachſen zu beſetzen. Alle feſten Städte fielen in ihre Hände. Glückte es jetzt Daun, Friedrich in Sachſen feſtzuhalten oder gar zu ſchlagen,

Digitized by Google

ſo ſtand die Mark aufs Neue den Ruſſen offen; auch warteten dieſe nur auf ſolche Kunde, um unverzüglich wieder hervorzubrechen und ihre Winterquartiere im Brandenburgiſchen zu nehmen. Friedrich erkannte die ganze Größe der Gefahr; aber die Reihe aller der Leiden, die er ſeither ſchon ertragen, hatte ſeinen Muth geſtählt. Er war entſchloſſen, das Aeußerſte zu wagen. „Nie werde ich (ſo ſchrieb er an d'Argens) den Augenblick ſehen, der mich nöthigen wird, einen nachtheiligen Frieden zu ſchließen; kein Beweggrund, keine Beredtſamkeit werden im Stande ſein, mich dahin zu bringen, daß ich meine Schande unterſchreibe. Entweder laſſe ich mich unter den Ruinen meines Vaterlandes begraben, oder wenn dem Geſchick, das mich verfolgt, dieſer Troſt noch zu ſüß ſcheinen ſollte, ſo werde ich mein Unglück zu endigen wiſſen, wenn es nicht mehr möglich iſt, daſſelbe zu tragen. Stets handelte ich der inneren Ueberzeugung und jenem Gefühle von Ehre gemäß, welches alle meine Schritte leiten wird. Nachdem ich meine Jugend meinem Vater, meine männlichen Jahre meinem Vaterlande aufgeopfert habe, glaube ich berechtigt zu ſein, über mein Alter zu gebieten. Ich habe es Ihnen geſagt und wiederhole es nochmals: nie wird meine Hand einen ſchimpflichen Frieden unterzeichnen. Ich bin feſt entſchloſſen, in dieſem Feldzuge Alles zu wagen und die verzweifeltſten Dinge zu unternehmen, um zu ſiegen oder ein ehrenvolles Ende zu finden."

Das Glück begünſtigte den Beginn. Wittenberg und Leipzig wurden wieder mit preußiſchen Truppen beſetzt; die Reichsarmee zog ſich, ohne ſich mit den Oeſterreichern vereinigt zu haben, gegen Thüringen zurück. Daun lagerte bei Torgau; mit ihm mußte nun der entſcheidende Kampf gekämpft werden.

Daun's Armee zählte über 64,000 Mann. Die Stellung, welche er auf den Höhen bei Torgau eingenommen hatte, war faſt jener gleich, in der einſt die Ruſſen bei Kunersdorf ſtanden; auf der vorderen Seite war das Lager durch ſteileren Abfall des Bodens, durch Bäche und Sümpfe, auf der hinteren Seite durch einen ſtarken Verhack geſchützt. Friedrich führte ihm 44,000 Mann entgegen. Der Localität gemäß beſchloß Friedrich, mit dem Hauptheil ſeiner Armee die Stellung des Feindes zu umgehen und ihn von hinten anzufallen, während ein beſonderes Corps unter Zieten's Leitung auf der vorderen Seite gegen ihn rücke, ihn hier in Schach halte, um ſodann, wenn Friedrich die Macht der Oeſterreicher geworfen, ihnen in den Rücken zu fallen und eine gänzliche Vernichtung herbeizuführen.

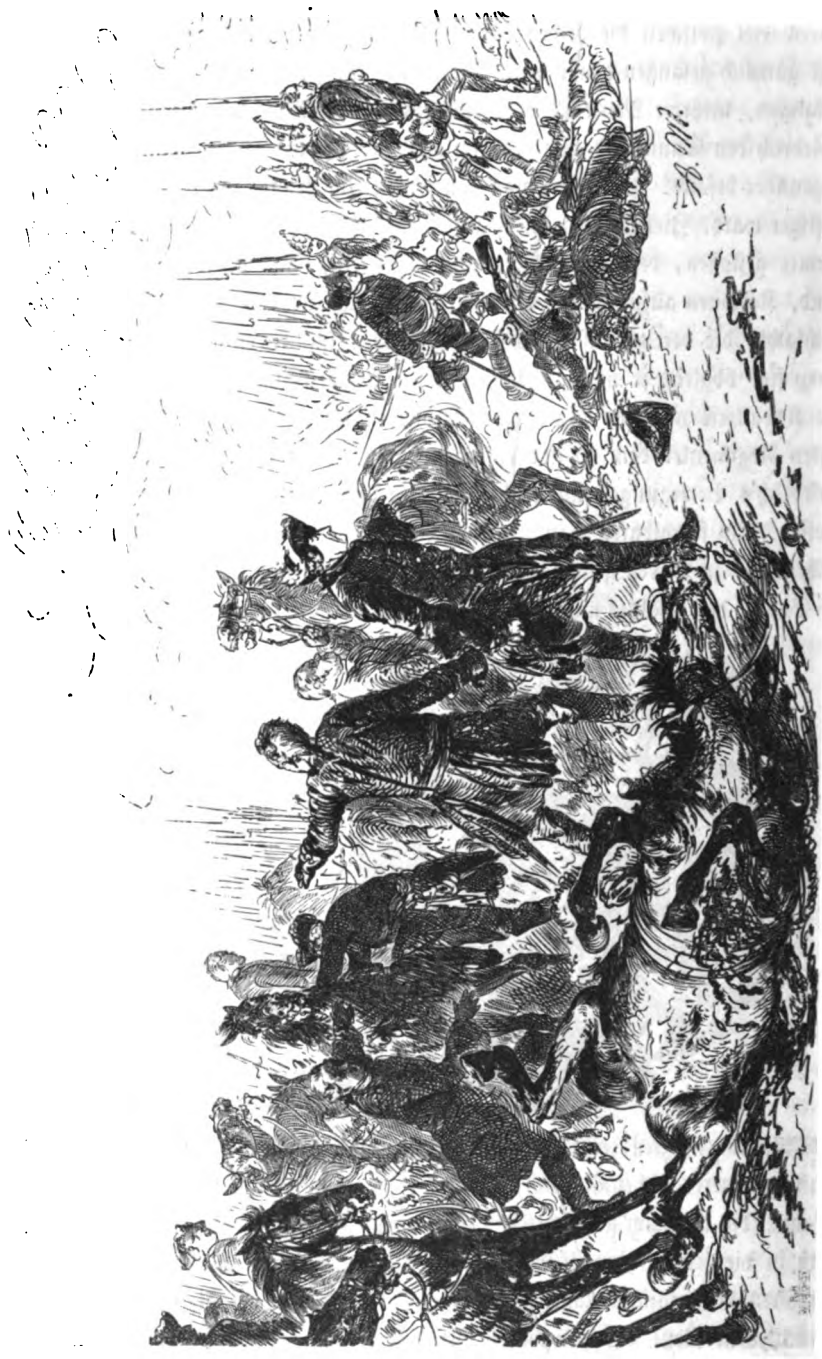
Am 3. November, in früher Morgenſtunde, machte ſich Friedrich auf den Marſch; ſeine Armee ging in drei von einander getrennten Colonnen durch den großen Wald, der ſich bis an die eine Seite der feindlichen Stellung heranzog. Ein öſterreichiſches Regiment, das als Vorpoſten im Walde ſtand, gerieth hierbei ganz

Digitized by Google

unerwartet zwiſchen die beiden erſten Colonnen der preußiſchen Armee und wurde faſt gänzlich gefangen genommen. Man hatte indeß, um an das beſtimmte Ziel zu gelangen, mehrere Meilen Weges zurückzulegen; Mittag war bereits vorüber, als Friedrich den Saum des Waldes erreichte und ſich endlich der feindlichen Stellung gegenüber befand. Jetzt hörte man von jenſeit eine Kanonade beginnen, die immer heftiger ward. Zieten war nämlich auf einen vorgeſchobenen Poſten der öſterreichiſchen Armee geſtoßen, der ihm die Annäherung ſtreitig machte, ſodaß er ſich genöthigt fand, Kanonen aufzufahren. Dies hielt Friedrich für das Zeichen einer förmlichen Schlacht, die bereits auf jener Seite beginne, und ſo entſchloß er ſich raſch zum Angriffe, obgleich er noch nicht ſeine ganze Armee beiſammen hatte und namentlich die Kavallerie noch im Walde zurückgeblieben war. Es war 2 Uhr, als ſeine erſten Regimenter dem Feinde entgegenrückten. Aber Daun war ſchon früher von Friedrich's Bewegungen unterrichtet worden und hatte danach ſeine Maßregeln getroffen. Ein furchtbares Kanonenfeuer empfing die preußiſchen Grenadiere, daß ſie reihenweiſe zu Boden geſchmettert wurden. Ein Theil der preußiſchen Armee mußte im Saume des Waldes marſchiren; auch dahin flog der Regen der feindlichen Kugeln.

Die Bäume ſtürzten zerſchmettert zuſammen und ſchlugen die Soldaten zu Boden; ein ungeheuerer Eichenaſt brach unmittelbar vor dem Könige nieder und erſchlug zwei Mann, die vor ihm gingen. Er mußte vom Pferde ſteigen und ſeine Truppen zu Fuß in die Ebene hinausführen. Der erſte Angriff war umſonſt, zwei Drittheile der Grenadierbataillone lagen zerſchmettert auf dem Boden, die übrigen mußten ſich zurückziehen. Neue Truppen waren unterdeß herangekommen und drangen wiederum gegen die Anhöhen vor. Aufs Neue brüllte der Donner des Geſchützes, die Erde

Digitized by Google



Digitized by Google

erbebte, die grauen Regenwolken, die den Himmel bedeckt hielten, zerriſſen. „Hat Er je", — ſo wandte ſich Friedrich an einen Adjutanten, — „eine ſtärkere Kanonade gehört? Ich niemals!" Wieder ſtürzten in Schaaren die Preußen zu Boden, aber unerſchrocken ſchritten die Uebrigen vor, überſtiegen den Verhack und gewannen die Höhen; hier behaupteten ſie ſich ſtandhaft gegen die heftigſten Angriffe der Oeſterreicher, auf beiden Seiten wurden die Reihen licht, bis endlich öſterreichiſche Kavallerie in die Preußen einbrach und ſie abermals von den Höhen hinabtrieb.

Ein dritter Angriff begann. Die preußiſche Kavallerie hatte endlich den Kampfplatz erreicht und hieb nun mit friſchem Muthe in die öſterreichiſchen Schaaren ein. Beide Armeen ſtanden mitten im Gewehrfeuer einander gegenüber; hin und her ſchwankte Gewinn und Verluſt. Friedrich theilte redlich die Arbeit der Seinen. Schon waren zwei Pferde ihm unter dem Leibe erſchoſſen, da traf eine Kugel ſeine Bruſt; er ſank ohne einen Laut vom Pferde, die Adjutanten unterſtützten ihn, ſie riſſen ihm entſetzt die Kleider von der Bruſt, — die Kugel hatte ihn nicht gefährlich verletzt, durch den Pelz und das Sammtkleid, welche der König trug, war ihre Kraft gehemmt worden; ſie hatte ihm nur den Athem genommen. Auch kam ihm gleich die Beſinnung wieder. „Es iſt nichts!" ſo rief er den beſorgten Dienern zu, ſtieg wieder zu Pferde und gab erneute Befehle für den Kampf. Aber wieder drang die öſterreichiſche Reiterei vor, die Preußen mußten aufs Neue weichen. Jetzt brach die frühe Novembernacht herein, die Fortſetzung des Kampfes hemmend.

Die preußiſche Armee zog ſich vom Schlachtfelde zurück und ſtellte ſich in einiger Entfernung aufs Neue, die Ereigniſſe des nächſten Tages abzuwarten, in Ordnung. Friedrich begab ſich in ein benachbartes Dorf. Alle Häuſer lagen voll Verwundeter, er nahm ſein Nachtquartier in der Kirche. Hier ließ er ſich verbinden und ertheilte die nöthigen Befehle für die Aufſtellung der Armee; der Feind, ſo fügte er hinzu, habe wohl nicht geringeren Verluſt erlitten als das eigne Heer, und da ihm Zieten noch im Rücken ſtehe, ſo werde er es nicht wagen, in ſeiner Stellung zu bleiben; dann ſei die Schlacht doch gewonnen. Gleichwohl konnten ſich die Offiziere, die ihm, zum Theil ebenfalls verwundet, gefolgt waren, nicht ſo tröſtlicher Hoffnung hingeben. In bangem Schweigen gingen mehrere Stunden hin. Schon hatte es 9 Uhr geſchlagen, da ward plötzlich eine unerwartete Freudenbotſchaft gebracht: Zieten hatte noch ſpät den Kampf begonnen und hatte geſiegt! Jetzt verwandelte ſich die bange Stille in lauten Jubel und frohes Dankgebet. Friedrich aber ſetzte ſich auf die Stufen des Altares nieder, ſchrieb einige Depeſchen, gab neue Befehle und legte ſich dann auf das dürftige Strohlager, das man ihm bereitet hatte, zur Ruhe nieder.

Digitized by Google

Zieten hatte nämlich, nachdem er jenen erſten Poſten der Oeſterreicher geworfen, bis gegen Abend, der Anordnung des Königs gemäß, unthätig dem Feinde gegenüber geſtanden. Erſt als er die Ueberzeugung erhielt, daß Friedrich's Unternehmen abgeſchlagen ſei, entſchloß er ſich zum Angriff. Vor ihm lag ein Dorf, welches von Feinden beſetzt war; er griff es an, die Feinde wurden hinausgeſchlagen, aber ſie ſteckten das Dorf in Brand, die Verfolgung zu verhindern. Der Feuerſchein jedoch wurde die Leuchte, die ſein weiteres Beginnen bei der einbrechenden Nacht begünſtigte. Er entdeckte, daß die öſterreichiſche Armee auf den Höhen ſich nach der Mitte hin zuſammengezogen und die Seite unbeſetzt gelaſſen habe. Nun drang er hier mit ſeinen rüſtigen Schaaren empor und gewann, den Feinden gegenüber, eine feſte Stellung. Ein hartnäckiger Kampf entſpann ſich, ohne zu einer baldigen Entſcheidung zu führen. Indeß hatten einige der Regimenter, welche von Friedrich's Seite bereits an dem früheren Kampfe Theil genommen, die Erneuung des Gefechtes bemerkt. Sie eilten, zur Entſcheidung beizutragen; der Feuerſchein diente auch ihnen zur Leuchte, während ſie, in der Tiefe, ungeſehen herannahen konnten. Sie fielen den Reihen der Oeſterreicher in die Seite, und ſchnell war das Geſchick des Tages entſchieden. Die Oeſterreicher zogen ſich von dem Schlachtfelde, das ſie bereits als ein Siegesfeld betrachtet

Digitized by Google

hatten, zurück. Daun war ſchon vorher verwundet worden und hatte ſich nach Torgau bringen laſſen; jetzt gab er den Befehl, daß noch in derſelben Nacht ſeine Armee ſich auf das andere Ufer der Elbe begeben und Torgau verlaſſen ſolle.

Die Nacht war wild und unruhig. Von beiden Armeen war eine bedeutende Menge Soldaten verſprengt, die nun, ohne Kenntniß von dem Ausgange der Schlacht, truppweiſe umherirrten und ſich zu den Ihrigen zurückzufinden ſuchten. Der Brand des brennenden Dorfes war erloſchen, die Feuer, welche in großer Anzahl zum Schutz gegen die Kälte der Nacht angezündet waren, dienten nur dazu, die Suchenden irre zu führen. Die Oeſterreicher richteten ihre Schritte nach dem Rauſchen des Elbſtroms, doch fielen ganze Bataillone von ihnen in die Hände der Preußen. Preußiſche Trupps trafen aufeinander; unvermögend, ſich zu erkennen, beſchoſſen ſie ſich gegenſeitig. An den Feuern lagen häufig Geſunde und Verwundete von beiden Heeren nebeneinander; des Mordens müde, hatten ſie das Uebereinkommen getroffen, daß derjenige Theil von ihnen am nächſten Morgen als gefangen betrachtet werden ſollte, deſſen Armee geſiegt habe. Zugleich aber ſchwärmten wilde Rotten auf dem Leichenfelde umher und beraubten die Todten und die Verwundeten. Endlich brach der Morgen an. Friedrich erſchien auf der blutigen Wahlſtatt, für die Pflege der Verwundeten zu ſorgen; allgemein war die Freude, ihn, von deſſen Verwundung man gehört, geſund wiederzuſehen. Ein Grenadier, ſchon mit dem Tode ringend, rief freudig aus: „Nun will ich gern ſterben, da ich weiß, daß wir geſiegt haben und der König lebt!“ Als Friedrich und Zieten einander begegneten, fielen ſie ſich tiefbewegt in die Arme; Friedrich weinte laut und war unvermögend, dem treuen Diener ſeinen Dank auszuſprechen.

Digitized by Google

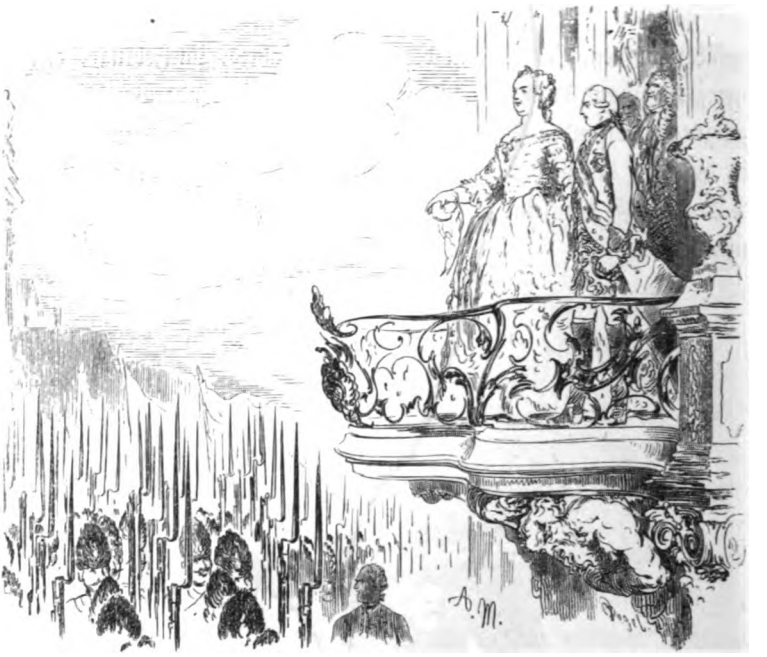
Der Verluſt auf beiden Seiten war ſehr bedeutend geweſen. Die Preußen hatten 12 bis 13,000, die Oeſterreicher über 16,000 Mann verloren. Doch waren dieſe noch immer bedeutend ſtärker als die Preußen; mit kühner Entſchloſſenheit hätten ſie Friedrich den weiteren Gewinn des Sieges ſtreitig machen können. Aber die plötzliche Niederlage nach dem gewiſſen Siege, den man ſchon durch eilige Couriere nach Wien gemeldet, hatte ſie muthlos gemacht. Sie zogen nach Dresden und ſuchten ſich nur im Beſitz dieſer Stadt zu halten. Friedrich machte einige Verſuche, ſie auch noch von hier zu vertreiben und ganz nach Böhmen zurückzudrängen; doch war die winterliche Jahreszeit ſolchem Unternehmen nicht mehr günſtig. Von beiden Seiten wurden die Armeen nun in die Winterquartiere geführt. Die Ruſſen gingen nach Polen zurück, die Reichsarmee nach Franken. Durch eins der öſterreichiſchen Corps waren einige Verſuche auf Oberſchleſien gemacht worden, aber ebenfalls ohne Erfolg. Mit gewaltig überlegenen Kräften war dieſer Feldzug gleich den früheren von Seiten der Gegner begonnen, und doch behielten ſie von all ihren Erwerbungen am Schluſſe deſſelben nichts als das einzige Glatz.

Zwiſchen den franzöſiſchen Armeen und denen der verbündeten Truppen unter dem Herzog Ferdinand von Braunſchweig war in dem verfloſſenen Jahre mit wechſelndem Erfolge gekämpft worden. Die Franzoſen hatten ein ungeheueres Heer ausgerüſtet, aber theils die geringe Tauglichkeit der Führer, theils der Zwieſpalt unter dieſen hatte ihre große Ueberlegenheit unwirkſam gemacht. Bald ſchritt man von der einen, bald von der andern Seite vor, ohne daß entſcheidende Ereigniſſe

Digitized by Google

herbeigeführt wurden. Im Beginn des nächsten Jahres, im Februar, erfocht zwar der Herzog Ferdinand durch plötzlichen Angriff sehr bedeutende Vortheile, aber auch diese gingen im folgenden Monate wieder verloren. Die Truppen wurden beiderseits in die eben verlassenen Winterquartiere zurückgeführt, ohne daß die gegenseitigen Verhältnisse der feindlichen Mächte im Wesentlichen eine veränderte Gestalt gewonnen hätten.

Digitized by Google



Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Beginn des Feldzuges von 1761. Das Lager zu Bunzelwitz.

Im Verlauf des Winters geſchahen einige Schritte zur friedlichen Ausgleichung all der Wirrniſſe, in denen ſich Europa nun ſchon ſeit ſo langer Zeit befand. Die Anträge dazu gingen zunächſt von Frankreich aus, das verhältnißmäßig die meiſten Kräfte, ohne einen eigentlichen Zweck im Auge zu haben, vergeudete. Der Landkrieg, der in Weſtphalen geführt ward, hatte bereits ungeheuere Summen verſchlungen; viel größer noch waren die Verluſte, welche dieſer Staat in dem gleichzeitig geführten Seekriege mit England erleiden mußte. Für den Friedenscongreß ward Augsburg beſtimmt. Aber noch immer waren die Leidenſchaften, die den Krieg angefacht hatten, nicht abgekühlt; Friedrich wünſchte wohl

Digitized by Google

von ganzem Herzen den Frieden, aber er gedachte auch, auf keine Weise in unbillige Forderungen zu willigen. Die Verhandlungen hatten somit wenig günstigen Fortgang und wurden bald wieder eingestellt.

Um so eifriger war man von allen Seiten auf fortgesetzte Rüstungen bedacht; aber schon begannen trotz aller Anstrengungen die Kräfte mehr und mehr nachzulassen. Härtere Maßregeln als bisher mußte Friedrich ergreifen, um sich die Mittel zum erneuten Widerstande zu verschaffen. Das arme Sachsenland, das durch den unseligen Krieg schon so viel gelitten hatte, ward mit den stärksten Contributionen belastet, die Münze wurde aufs Neue in bedeutend geringerem Werthe ausgeprägt. Rekruten wurden aller Orten für das preußische Heer geworben; der Ackerbau lag allenthalben, wo feindliche Armeen gehaust hatten, darnieder, und gern vertauschten die Bauerburschen den Pflug mit der Muskete. Dabei mußte freilich alle mögliche Dressur angewandt werden, um die auf solche Weise zusammengerafften Truppen nur einigermaßen den Soldaten ähnlich zu machen, mit denen Friedrich den Krieg begonnen hatte. Oesterreich dagegen fand in seinen volkreichen Provinzen fortwährend Menschenschätze, welche das Heer auf eine vortheilhafte Weise zu vervollständigen dienten, ja, man hat bemerkt, daß in demselben Grade, in dem die preußische Armee sich verschlechterte, die österreichische an Tüchtigkeit und Gewandtheit zunahm. Doch war wiederum, während Friedrich sich durch seine Finanzoperationen im Stande sah, alle übrigen Kriegsbedürfnisse in genügendem Maße zu beschaffen, in den österreichischen Kassen bereits drückender Geldmangel. Sämmtliche Stabsoffiziere mußten sich bequemen, ihre Besoldung in Papieren entgegenzunehmen, die erst nach geendigtem Kriege in Geld umgetauscht werden sollten. Wer nicht so lange warten konnte, fand nur vor einer besonders dazu errichteten Bank Gelegenheit, das Papier gegen Geld, aber mit beträchtlichem Verluste, auszuwechseln. Diese Bank hatte Kaiser Franz, der Gemahl der Maria Theresia, dessen ganze Thätigkeit nur in Geldspeculationen bestand, aus seinem Privatvermögen — wenig patriotischen Sinnes — errichtet.

Und wie die Anstrengungen bei dem allmäligen Sinken der Kräfte nur immer heftiger werden mußten, wie man sich genöthigt sah, zu härteren Maßregeln zu schreiten, so konnten auch andere Erscheinungen, welche die Verbitterung eines langen Krieges mit sich zu führen pflegt, nicht ausbleiben. Sorgfältig hatte Friedrich bis jetzt für den Schutz der königlichen Schlösser in Sachsen gewacht; nichts von den Kunstschätzen, mit denen sie geschmückt waren, war angetastet worden. Nur einigen Unternehmungen gegen Besitzungen des Grafen Brühl, der Friedrich jederzeit den feindschaftlichsten Haß bewiesen, hatte er, nicht unwillig, zugesehen. Jetzt aber hatte

Digitized by Google

ihn die Plünderung des Charlottenburger Schloſſes, vor Allem die barbariſche Zerſtörung der Schätze des Alterthums, die durch keine Geldſummen wiederzubringen waren, aufs Tiefſte empört. Und da ſich gerade ſächſiſche Truppen hierbei ausgezeichnet, ſo mußte es auch Sachſen entgelten. Doch wartete Friedrich mehrere Monate, nachdem er öffentliche Klage über dies Benehmen geführt, er drohte mit Repreſſalien, — kein Wort der Entſchuldigung kam über die Lippen König Auguſt's. So gab Friedrich den Befehl, das Jagdſchloß Hubertusburg, welches „das Herzblatt des Königs von Polen" genannt ward, zu plündern. „Der Kopf der großen Herren", ſo ſagte er, „fühlt es nicht, wenn den Unterthanen die Haare ausgerauft werden: man muß ſie da angreifen, wo es ihnen ſelbſt weh thut." Gleichwohl war zu ſolchem Unternehmen in der preußiſchen Armee der Mann nicht ganz leicht zu finden. Der General von Saldern, dem es der König zuerſt auftrug, weigerte ſich wiederholt, da ſolch eine Handlung wider Ehre, Eid und Pflicht ſei; er fiel darüber in Ungnade. Das Freicorps des Majors Quintus Icilius führte es darauf aus.

Bei alle Dem aber ließ Friedrich auch diesmal die Ruhe des Winterquartiers, das er in Leipzig genommen hatte, nicht ohne alle diejenigen aufheiternden Genüſſe vorübergehen, die einmal einen Theil ſeines Lebens ausmachten. Leipzig galt zu jener Zeit als der Mittelpunkt deutſcher Wiſſenſchaft und Poeſie; ſo fand ſich mehrfache Gelegenheit, hiervon Kenntniß zu nehmen, ſo wenig Friedrich auch im Allgemeinen von den Beſtrebungen der Deutſchen im Bereiche des Geiſtes ein günſtiges Vorurtheil hatte. Gottſched hatte Friedrich ſchon bei früheren Beſuchen Leipzigs kennen gelernt; damals hatte der Dichter, dem freilich auch Voltaire Aufmerkſamkeiten erwies,

Digitized by Google

Eindruck auf ihn gemacht. Friedrich hatte ihm ein Gedicht gewidmet, welches ihn den „sächsischen Schwan" nannte und mit den schmeichelhaften Worten schloß:

Durch deine Lieder füge du
Dem Siegeslorbeer, der den Deutschen schmücket,
Apollo's schönern Lorbeer zu!

Jetzt ward Gottsched aufs Neue vor den König berufen; indeß hinterließ das nicht allzu liebenswürdige Benehmen des Poeten keinen sonderlich günstigen Eindruck. Mehr Wohlgefallen fand Friedrich an dem bescheidenen Gellert. Er ließ sich durch ihn eine von seinen sinnvollen Fabeln vordeclamiren und fand, daß hier in der That fließende Poesie sei. Auch äußerte er sich hernach: „Gellert sei der vernünftigste von allen deutschen Gelehrten; er sei der einzige Deutsche, der zur Nachwelt gelangen werde." Solch ein ungemessenes Lob konnte freilich nur ausgesprochen werden, wenn man, wie es bei Friedrich der Fall war, die deutsche Wissenschaft einzig nach Dem beurtheilte, was sie zu Anfang des Jahrhunderts gewesen war; wenn man die Namen eines Klopstock, eines Lessing und anderer Geister, auf welche die Nation mit erhebendem Stolze zurückblickt, gar nicht kannte. Auch ward Gellert nicht zum zweiten Male berufen. Vielleicht, daß seine wenig überdachte Bitte, Friedrich möge Deutschland den Frieden geben, — worauf dieser einfach antwortete, daß das leider nicht in seiner Macht stehe, — und noch mehr Gellert's Entschuldigung: er bekümmere sich mehr um die alte als um die neue Geschichte, nicht eben geeignet waren, ein persönliches Interesse bei Friedrich hervorzurufen.

Des Abends ward, wie in der heitern Friedenszeit, Musik gemacht; Friedrich hatte dazu die Mitglieder seiner Kapelle nach Leipzig kommen lassen. Doch nahm er selbst schon weniger thätigen Antheil an der Musik. Das Flöteblasen griff ihn bereits an.

Auch der Marquis d'Argens, nach dessen freundschaftlicher Theilnahme den König herzlich verlangte, war nach Leipzig gekommen. Mit ihm verplauderte Friedrich die Abendstunden nach dem Concert. Als d'Argens eines Abends in Friedrich's Zimmer trat, fand er ihn am Boden sitzen, vor ihm eine Schüssel mit Fricassée, aus welcher die Windspiele des Königs ihr Abendessen hielten. Er hatte ein kleines Stöckchen in der Hand, mit dem er unter den Hunden Ordnung hielt und der kleinen Favorite die besten Bissen zuschob. Der Marquis blieb verwundert stehen und rief aus: „Wie werden sich doch die fünf großen Mächte von Europa, die sich wider den Markgrafen von Brandenburg verschworen haben, den Kopf zerbrechen, was er

Digitized by Google

jetzt thut! Sie werden etwa glauben, er macht einen gefährlichen Plan zum nächsten Feldzuge, er sammelt die Fonds, um dazu Geld genug zu haben, oder besorgt die Magazine für Mann und Pferd, oder knüpft Unterhandlungen an, um seine Feinde zu trennen und sich Alliirte zu verschaffen: — Nichts von alle Dem! Er sitzt ruhig in seinem Zimmer und füttert seine Hunde." —

Der Feldzug des Jahres 1761 begann ziemlich spät, und erst am Schluß des Jahres kam es zu entscheidenden Unternehmungen. Friedrich sollte wiederum mit mehrfach überlegenen Feinden seine Kräfte messen, in einer Lage, wo es ihm schon im höchsten Grade schwer ward, etwa eintretende Verluste zu ersetzen, wo selbst ein Sieg wie der von Torgau ihm die empfindlichste Schwäche, somit den empfindlichsten Nachtheil bereiten mußte. Er sah sich also genöthigt, noch entschiedener als bisher das System der Vertheidigung zu befolgen, den Angriff der Gegner abzuwarten, auf die Blößen zu lauschen, die sie geben würden, und seine Kräfte nur für den Punkt der höchsten Entscheidung aufzusparen. Das Vorspiel des Kampfes geschah im Ausgange des Winters, da ein Streifzug gegen die Reichsarmee unter-

nommen und so glücklich ausgeführt ward, daß diese ihre Stellungen mit mannigfachem Verlust verlassen und auf längere Zeit unthätig bleiben mußte. Dann regte es sich in Schlesien. Auf diese Provinz war wiederum das Hauptaugenmerk des Feindes gerichtet. Hier sollte sich eine österreichische Armee unter Loudon, 75,000 Mann stark, mit einer russischen von 60,000 Mann, deren Oberbefehl jetzt der Feldmarschall Butturlin führte, vereinigen. Friedrich brach, diese Vereinigung zu hintertreiben, im Mai nach Schlesien auf; aber er konnte gegen beide feindliche Armeen nur 55,000 Mann aufbringen. Zum Schutze Sachsens ließ er den Prinzen Heinrich zurück.

Digitized by Google

Das Vierteljahr bis zur Mitte August ging unter verschiedenartigen Manoeuvres, Märschen und Gegenmärschen hin. Die Vereinigung der feindlichen Armeen sollte, wie es hieß, in Oberschlesien erfolgen. Friedrich begab sich dahin; Loudon aber wußte seine Operationen so geschickt einzurichten, daß Friedrich ihm keine Vortheile abgewinnen konnte. Unterdeß rückten die Russen in Niederschlesien ein, gingen zwischen Glogau und Breslau über die Oder, Loudon wandte sich rasch aus Oberschlesien nach Böhmen zurück, besetzte die Pässe des Riesengebirges und brachte von hier aus die schon seit Jahren vorbereitete Vereinigung beider Armeen zu Stande, ehe Friedrich zur Verhinderung derselben hatte heranrücken können. Beide feindliche Heere standen jetzt in der Gegend von Striegau. Friedrich war ihnen entgegengezogen; da er seine Absicht vereitelt sah, so machte er den Versuch, durch ein anderes Mittel die gefahrdrohende Verbindung wiederum aufzuheben. Er wandte sich gegen den nächsten bedeutenden Posten des Gebirges, den die Oesterreicher bei dem Anmarsch der Russen verlassen hatten, um hierdurch den Gegnern die Zufuhr aus Böhmen, ohne die sie sich in ihrer Stellung nicht zu erhalten vermochten, abzuschneiden. Aber auch hier war ihm Loudon bereits mit schneller Uebersicht zuvorgekommen; als Friedrich sich dem Gebirge näherte, fand er dasselbe so stark besetzt, daß ein Angriff unmöglich war.

Die feindliche Uebermacht im Herzen Schlesiens schien alle Wünsche, die zur Erniedrigung Friedrich's so lange genährt waren, vollständig erfüllt zu haben. Friedrich war nicht vermögend, ihrem Angriff in offener Schlacht zu widerstehen; die wenigen Festungen Schlesiens konnten ihnen eben so wenig auf die Dauer Widerstand leisten. Alles, was Friedrich zu thun vermochte, bestand darin, daß er, jede fruchtlose Aufopferung vermeidend, die Feinde so lange in Unthätigkeit hielt, bis der Mangel an Nahrungsmitteln für eine so gewaltige Masse von Menschen und Pferden sie von selbst zur Trennung nöthigte. Dies führte er in der That auf eine Weise aus, die wiederum sein Feldherrntalent in der seltensten Größe darstellte. Er bezog am 20. August ein Lager bei Bunzelwitz, wodurch er Schweidnitz, die zunächst gelegene Festung, deckte, die Verbindung mit Breslau erhielt und nach keiner Seite für etwa erforderliche Unternehmungen beschränkt blieb. Freilich hatte die Natur nicht eben viel gethan, um dies Lager gegen feindlichen Angriff zu sichern; aber es vergingen mehrere Tage, ehe die feindlichen Heerführer sich über alle erforderlichen Maßregeln der Verpflegung und Stellung der Truppen, sowie über die weiteren Operationen vereinigt hatten; und als sie nun die Stellung, welche Friedrich eingenommen, näher zu untersuchen kamen, da fanden sie kein Lager mehr, sondern eine förmliche Festung, welche in so kurzer Frist aus der Erde hervorgewachsen

Digitized by Google

war. Die ganze preußiſche Armee hatte, unaufhörlich abwechſelnd, Tag und Nacht an dieſen Verſchanzungen gearbeitet. Eine Kette von Schanzen, Gräben und ſtarken Batterien zog ſich um das Lager her; vor den Linien waren Paliſſaden eingerammt oder ſpaniſche Reiter geſteckt, vor dieſen waren drei Reihen tiefer Wolfsgruben; vor

den Batterien hatte man ſogenannte Flatterminen, Gruben, die mit Pulver, Kugeln und Haubitzgranaten gefüllt waren, angelegt. Man konnte jetzt ſchon einem feindlichen Unternehmen gelaſſener entgegenſehen, und die Gegner fanden ſich durch dieſe ganz unerwartete Erſcheinung genöthigt, die eben gefaßten Pläne aufzugeben und neue Maßregeln auszuſinnen.

Indeß ſtanden die feindlichen Armeen im weiten Bogen um das Lager, und man konnte zu jeder Stunde des Angriffs gewärtig ſein. Es war ſomit unausgeſetzte Aufmerkſamkeit auf die Bewegungen derſelben nöthig. Die Truppen innerhalb des Lagers wurden ſtets gewechſelt, damit der Feind nie wiſſen könne, welche Regimenter er an dieſer oder jener Stelle vor ſich finden werde. Da keine hinreichende Anzahl von Kanonen, den ganzen Umfang des Lagers zu vertheidigen, vorhanden war, ſo wurden abwechſelnd auch hier und dort Baumſtämme in die Schießſcharten gelegt. Beſonders vor nächtlichem Ueberfall mußte man auf ſeiner Hut ſein. Daher ließ Friedrich die Truppen bei Tage zumeiſt raſten; des Abends wurden die Zelte abgebrochen, und die Soldaten ſtanden die Nacht unter dem Gewehr. Friedrich ſelbſt nahm an allen dieſen Anſtrengungen und Entbehrungen der Seinen getreulich Theil. Er brachte die Nächte ſtets in einer der wichtigſten Batterien unter freiem Himmel zu. Oft ſetzte er ſich zum Feuer ſeiner

Digitized by Google

Gemeinen, die ihm dann ein paar Wachtmäntel auf die Erde zu breiten pflegten und ihm einen zuſammengerollten Rock unter den Kopf legten, damit er wenigſtens ein Stündchen ruhen könnte. Dann hörte man die Soldaten wohl ſagen: „Wenn Fritz bei uns ſchläft, iſt's ſo gut, als wenn unſerer Fünfzigtauſend wachen. Nun mag der Feind kommen; iſt Fritz bei uns, ſo fürchten wir den Teufel nicht, aber der Teufel muß ſich vor ihm und vor uns fürchten. Denn Gott iſt mächtiger als der Teufel und der König klüger als unſere Feinde!“ Auch ließ Friedrich wohl ein Bund Stroh in die Batterie bringen, in welcher er übernachten wollte; darauf nahm er dann ſein Lager, während die gekrönten Häupter, die ſein Verderben ſannen, auf weichen Flaumen ruhten.

So vergingen mehrere Wochen. Schon waren die Soldaten von den unausgeſetzten Anſtrengungen erſchöpft, ſchon machte ſich in dem Lager, deſſen Verbindung mit dem Lande die Feinde abgeſchnitten hatten, ein dringender Mangel bemerklich; ſchon riſſen Krankheiten, endlich auch eine lähmende Muthloſigkeit unter den tapferen Preußen ein. Friedrich that Alles, um die Seinen zur ſtandhaften Ausdauer anzu-

Digitized by Google

ſpornen; der Klang ſeiner Stimme, die Gewalt ſeines Auges waren es allein, was ihre Sinne noch friſch, ihr Gemüth noch kräftig erhielt. Aber er ſelbſt erkannte die Gefahr ſeiner Lage nur zu gut; er ſah es ein, daß ſeine Truppen einem ernſtlichen Angriffe der übermächtigen Feinde nicht mehr würden widerſtehen können. Den Vertrauteſten offenbarte er wohl zuweilen ſeine Stimmung; beſonders bei dem alten Zieten, der mit ſeinen Schaaren die Pein des Lagers theilte, ſuchte er gern Troſt. Zieten war ungebeugt und ſprach mit Ueberzeugung ſeine Hoffnung aus, daß man doch noch einſt Alles zum guten Ende bringen werde. Friedrich aber, der ſeine ganze Lage beſſer überſchaute als jener, mochte auf eine ſo freudige Zukunft kaum noch hinblicken. Einſt fragte er Zieten ironiſch, ob er ſich etwa einen neuen Alliirten verſchafft habe. „Nein“, antwortete Zieten, „nur den alten da oben, und der verläßt uns nicht.“ — „Ach“, ſeufzte der König, „der thut keine Wunder mehr!“ — „Deren braucht's auch nicht“, erwiderte Zieten, „er ſtreitet dennoch für uns und läßt uns nicht ſinken.“ — Nur wenige ſchwere Monden ſollten noch vorübergehen und Zieten's Wort ſich auf eine unerwartete Weiſe erfüllen.

Die kühne Entſchloſſenheit, mit der Friedrich ſeine Stellung im Angeſicht der Feinde behauptete, hatte deren Entſchlüſſe wankend gemacht, ſodaß ſie ſich nicht über den Angriff vereinigen konnten. Dazu kam, daß die alte Mißſtimmung zwiſchen Ruſſen und Oeſterreichern aufs Neue hemmend hervortrat. Schon war Butturlin empfindlich darüber, daß ſich Loudon nicht eher mit ihm vereinigt, daß er ihn bis dahin der Gefahr bloßgeſtellt hatte, allein von den Preußen angegriffen zu werden; auch mochte er wohl, da die Kaiſerin krank lag, dem preußiſch geſinnten Thronfolger zu Gefallen entſcheidende Unternehmungen gegen Friedrich vermeiden. Vergebens bemühte ſich Loudon, ihn zu einem gemeinſchaftlichen Angriffe auf das feſte Lager der Preußen zu bewegen. Es wird erzählt, daß es ihm nur einmal, bei der Tafel, als der Wein die Gemüther erhitzt hatte, gelungen ſei, den ruſſiſchen Heerführer zum Entſchluſſe zu bewegen, daß derſelbe aber auch diesmal, nachdem er den Rauſch ausgeſchlafen, alle Befehle zum Angriff widerrufen habe. Aber ſchon machte ſich im feindlichen Heere der Mangel an Nahrungsmitteln, ebenſo wie im preußiſchen Lager, auf eine drückende Weiſe bemerklich. Noch einmal verſuchte Loudon einen entſcheidenden Entſchluß von ſeinem Bundesgenoſſen zu erzwingen; er entwarf eigenmächtig einen Plan zum Angriff und theilte den Ruſſen die nöthigen Rollen darin zu. Dies aber verletzte Butturlin's Empfindlichkeit im höchſten Maße; er benutzte den Vorwand, den ihm der ausgebrochene Mangel an die Hand geben mußte, und ging am 10. September mit ſeiner Armee nach der Oder ab. Nur

Digitized by Google

ein Corps von 12,000 Mann, unter dem General Tſchernitſchef, ließ er bei Loudon's Armee zurück. Nun bezog auch Loudon, entfernt vom preußiſchen Lager, eine feſte Stellung auf den Abhängen des Gebirges. Bei den Preußen aber war großer Jubel über die Errettung aus ſo drohender Gefahr; vierzehn Tage gönnte Friedrich den Seinen die nöthige Raſt nach all den Anſtrengungen, denen ſie ſich hatten unterziehen müſſen; dann ließ er das Lager abbrechen.

Digitized by Google

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Schluß des Feldzuges von 1761. Das Lager zu Strehlen.

as Jahr neigte sich seinem Ende entgegen, und der Feldzug in Schlesien schien einen glücklicheren Schluß gewonnen zu haben, als man sich zu Anfang des Jahres versprechen durfte. Friedrich gedachte jetzt nur noch die beiden feindlichen Armeen, ehe sie sich zu einem neuen Unternehmen entschließen könnten, ganz aus dem Lande hinauszudrängen. Zu dem Zweck sandte er gleich nach dem Abmarsche der Russen ein besonderes Corps nach Polen, die dortigen russischen Vorräthe zu vernichten; diesem gelang es, einen sehr bedeutenden Transport von Nahrungsmitteln aufzufangen, zu zerstören und die zahlreiche Bedeckung des Transportes zu zerstreuen oder gefangen zu nehmen. Hierdurch wurde der Abmarsch der Russen aus Schlesien in der That bedeutend beschleunigt. Friedrich selbst suchte Loudon unschädlich zu machen. Er wünschte nichts mehr, als ihn vor-

Digitized by Google

erst aus seiner festen Gebirgsstellung herauszulocken, und begann mit seiner Armee einige künstliche Manoeuvres, die einen Plan gegen die von den Oesterreichern besetzte Grafschaft Glatz oder gegen Mähren verrathen sollten. Aber Loudon ging nicht in die Falle. Er besetzte nur die Pässe, welche nach der Grafschaft führen, und benutzte den Umstand, daß Friedrich sich bereits auf zwei Tagemärsche von Schweidnitz entfernt hatte, zu einem kühnen, gänzlich unerwarteten Unternehmen. In der Nacht vom 30. September auf den 1. October erschien er plötzlich mit seiner Armee vor Schweidnitz, dessen Besatzung nicht eben eine große Anzahl zuverlässiger Truppen zählte, und eroberte die Festung mit stürmender Hand.

Durch diesen einen raschen Schlag, der dem Feinde festen Fuß in Schlesien gab, der es ihm verstatten mußte, seine Winterquartiere hier im Lande zu nehmen und die Operationen des nächsten Jahres mit ungleich entschiedenerem Nachdruck zu beginnen, hatte in der That Friedrich's Schicksal die traurigste Wendung genommen. Dennoch ließ er auch jetzt den Muth nicht sinken. Der Niedergeschlagenheit, die sich seines Heeres bei der Nachricht des Geschehenen bemächtigte, wußte er alsbald durch eine Rede, welche nur unbeugsamen Muth athmete, zu wehren und seine Truppen auch jetzt aufs Neue zu glühender Begeisterung zu entflammen. Gern hätte er es zu einer offenen Schlacht mit Loudon gebracht, aber vorsichtig verharrte dieser in seiner sicheren Stellung. Friedrich entschloß sich nun, sein Quartier in Strehlen zu nehmen, von wo aus er feindlichen Unternehmungen auf Breslau oder auf Neisse gleich rasch entgegentreten konnte. Die Truppen wurden in den Dörfern um Strehlen in Cantonnirungsquartiere gelegt. Loudon benutzte bei solcher Stellung des Gegners seinen glücklichen Gewinn zu keinen weiteren Fortschritten.

Das Lager zu Strehlen sollte durch verschiedene Vorfälle historische Merkwürdigkeit gewinnen. Hier erschien, im Verlaufe des Octobers, eine Gesandtschaft des Tatarenkhans, Kerim Geray, der als ein entschiedener Gegner der Russen dem Preußenkönige seine Freundschaftsversicherungen und das Anerbieten, Truppen gegen Geldvergütung zu stellen, überbringen ließ. Der Gesandte, Mustapha Aga, — eigentlich der Bartputzer des Khans, ein Amt, das jedoch seiner gegenwärtigen Würde keinen Eintrag that, — wurde mit aller Zuvorkommenheit aufgenommen. Es kam in der That ein Bündniß zu Stande, demzufolge im nächsten Jahre ein Corps von 16,000 Tataren in Oberschlesien eintreffen sollte, während gleichzeitig der Khan einen Einfall in Rußland zu machen versprach. Auch mit dem türkischen Sultan war in diesem Jahre nach langen vergeblichen Versuchen ein

Digitized by Google

Freundschafts- und Handelsvertrag zu Stande gekommen, und der Sultan zog bereits bei Belgrad ein drohendes Heer gegen Friedrich's Feinde zusammen. Beide Bündnisse mußten Friedrich sehr erwünscht sein, um die Macht seiner Gegner zu brechen; nur die große Veränderung in der bisherigen europäischen Politik, die im nächsten Jahre vor sich ging, verhinderte die Ausführung der gefaßten Entschlüsse.

Ein zweites Ereigniß, das in Strehlen vorfiel, war der verrätherische Versuch, den König lebendig oder todt in die Hände seiner Feinde zu liefern. Ein Vasall Friedrich's, Baron Warkotsch, dessen Besitzungen in der Nähe von Strehlen lagen und der es unbequem fand, daß ihm die preußische Regierung keine willkürliche Behandlung seiner Unterthanen verstattete, hatte den Plan dazu in Gemeinschaft mit einem österreichischen Offizier, dem Obersten Wallis, entworfen. Er hatte dem Könige öfters in Strehlen aufgewartet und alle Gelegenheit ausgekundschaftet. Friedrich wohnte außerhalb der Stadt, in dem daneben gelegenen Dorfe Woiselwitz;

Digitized by Google

die Wache vor ſeinem Hauſe beſtand aus 13 Mann Garde; ſonſt waren wenig Militairs im Dorfe, und auch in der Stadt befand ſich, da die Armee ſchon zum Theil in die Winterquartiere entſandt war, keine bedeutende Truppenmacht. Der Zwiſchenträger zwiſchen Warkotſch und Wallis war ein katholiſcher Geiſtlicher, Franz Schmidt. Die Briefe an dieſen, auch an Wallis, überbrachte ein Jäger in des Barons Dienſten, Matthias Kappel. Der letztere hatte aus dem ſehr geheim gehaltenen Briefwechſel, auch aus manchen Reden ſeines Herrn und andern Umſtänden Verdacht geſchöpft. Am 29. November war er mit dem Baron wieder in Strehlen geweſen. Als er mitten in der Nacht darauf abermals Befehl erhielt, einen Brief mit der Adreſſe des Oberſten Wallis an Schmidt zu überbringen, wuchs ſein Verdacht; er öffnete den Brief und fand in deſſen Inhalt den ganzen Verrath ausgeſprochen. Schleunig ließ er ſich nun durch einen evangeliſchen Geiſtlichen, der am Orte war, eine Abſchrift des Briefes anfertigen, den er an Schmidt ſandte, während er mit dem Originalſchreiben unverzüglich in das Hauptquartier des Königs jagte. Friedrich empfing den verhängnißvollen Brief. „Ihr ſeid“, ſo ſprach er zu dem Jäger, „ein Werkzeug, das eine höhere Hand für mich beſtimmt und abgeſchickt hat.“ Alle Anſtalten wurden nun getroffen, um der Verräther habhaft zu werden. Beide, der Baron und der katholiſche Geiſtliche, wurden ergriffen, während ſie ſich nichts Arges verſahen; aber beide entkamen durch Liſt. Der Baron, den ein preußiſcher Offizier in ſeinem Schloſſe überraſchte, erhielt von dieſem die Erlaubniß, ſich umzukleiden; aus ſeinem Schlafzimmer entkam er nach dem Stalle; hier warf er ſich auf ein Pferd und gewann einen ſo bedeutenden Vor-

Digitized by Google

sprung vor den nachsetzenden Preußen, daß man ihn nicht mehr einholen konnte. Der Geistliche befand sich bei einem benachbarten Edelmann zu Tische; er erhielt die Erlaubniß, ehe man ihn fortführte, noch erst das heimliche Gemach besuchen zu dürfen; hier ließ er sich an einer Stange hinab und entging ebenfalls seinen Verfolgern.

Dem Könige war es im Grunde nicht unangenehm, daß die beiden Verräther entkommen waren. Das Gericht erkannte auf strenge Todesstrafe: Warkotsch sollte geviertheilt, Schmidt enthauptet und dann ebenfalls geviertheilt werden. Friedrich war kein Freund von Blutgerichten und konnte es nun in Ruhe unterschreiben, daß das Urtheil an ihren Bildnissen vollstreckt würde. „Das mag immer geschehen", sagte er, „denn die Portraits werden vermuthlich ebenso wenig taugen als die Originale selbst." So wurde das Urtheil im Mai des folgenden Jahres an den beiden Bildnissen auf einem dazu erbauten Schaffot in Breslau vollzogen.

Allen Ergebnissen der gerichtlichen Untersuchung zufolge war übrigens dieser Verrath nur das Werk weniger einzelnen Personen. Bei den österreichischen Heerführern fand er gerechten Abscheu. Die gräfliche Familie von Wallis machte öffentlich bekannt, daß der gleichnamige Oberst nicht mit ihr verwandt sei. Auch die katholische Kirche hatte daran keinen weiteren Antheil, als daß einer ihrer Diener auf unwürdige Weise die Hand zu dem frevelhaften Beginnen geboten. Zwar wollte man bei mehreren Vorfällen wissen, daß die katholische Geistlichkeit Schlesiens sich während des Krieges feindselig gegen Friedrich benommen habe, und das Benehmen des Papstes nach der Schlacht von Hochkirch war wohl geeignet, solchem Argwohn größeren Nachdruck zu geben. Indeß bezieht sich Alles, was zu jener Zeit von Unternehmungen der Art erzählt ward, wie bei dem Verrath des Barons Warkotsch, nur auf das Beginnen Einzelner, ohne der ganzen Genossenschaft einen Vorwurf zu bereiten. Eine dieser Erzählungen trägt ein eigenthümlich launiges Gepräge. Gegen die preußische Regierung einer schlesischen Stadt wurde einst, wie man berichtet, ein Anschlag gemacht; sie sollte zu nächtlicher Weile von österreichischen Truppen überfallen werden, während es die Pfaffen in der Stadt übernommen hatten, die Wachen von ihren Posten zu vertreiben. Zu letzterem Vorhaben hatte einer von ihnen sich in das Costüm des Teufels gesteckt und trat so zu nächtlicher Weile, Phosphor funkelnd, einer Schildwacht entgegen. Diese jedoch, ihrer Dienstpflicht eingedenk, schlug das Gewehr auf den Teufel an, der nun sein Heil in der Flucht suchen wollte, aber von dem rüstigen Gegner ergriffen und in die Hauptwache abgeliefert wurde. Am nächsten Tage ward er der

Digitized by Google

ganzen Armee zur Schau und zum Gespötte ihre Reihen entlang geführt, und der feindliche Anschlag unterblieb.

Bald nachdem die Gefahr in Strehlen vom Haupte des Königs abgewandt war, ward ein anderer Anschlag geschmiedet, dessen Ausführung ihm nicht minder das größte Verderben bereiten mußte. Magdeburg, die Hauptfestung des preußischen Reiches, der Sitz des Hofes, der Aufbewahrungsort des königlichen Schatzes, der Archive, der zahllosen Kriegsbedürfnisse, sollte den Feinden in die Hände gespielt werden. Den Plan dazu faßte ein Mann, der in den Kerkern Magdeburgs in Ketten und Banden saß, der Baron von der Trenck, auf dem Hochverrath und andere

schwere Schuld haftete. Schon früher war er in Glatz gefangen gewesen, aber auf gewaltsame Weise entkommen. In Magdeburg wurde er, nachdem er manche Versuche gemacht, aufs Neue durchzubrechen, sehr streng gehalten. Gleichwohl gelang es ihm, eine Verschwörung unter den zahlreichen Gefangenen, welche in dieser Festung eingeschlossen waren, anzustiften. Schon war das Verderben nahe, als man die Verschwörung entdeckte und Trenck's Schicksal nur noch furchtbarer steigerte.

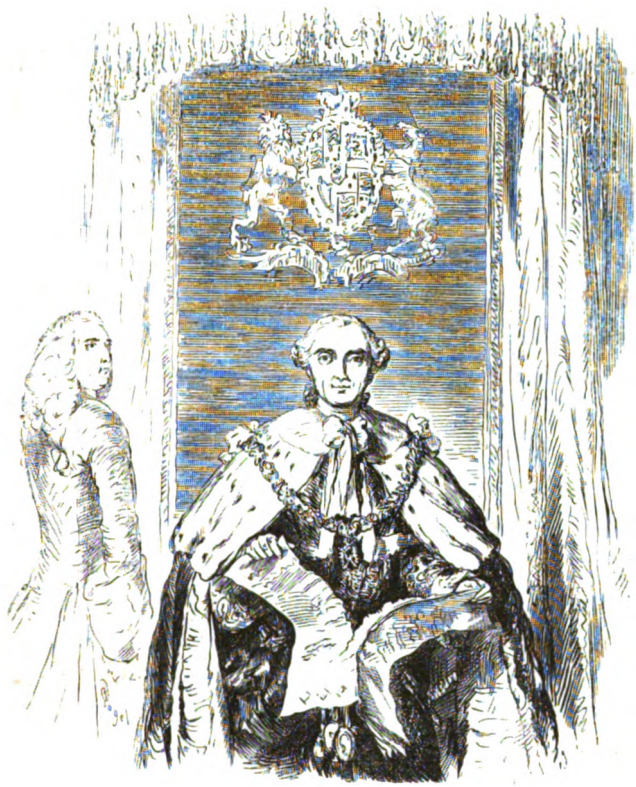
Digitized by Google

Doch sollte den König, während so drohende Gefahren erfolglos vorübergingen, noch ein Schlag treffen, der in Verbindung mit dem Fall von Schweidnitz sein nahes Verderben zu verkünden schien. In Pommern war eine russische Armee eingerückt; eine russische Flotte, mit einer schwedischen vereinigt, war vor Colberg erschienen. Vor der Festung indeß lagerte ein preußisches Armeecorps unter dem Prinzen von Württemberg, welches sich fest verschanzt hatte und erst besiegt werden mußte, wenn die Feinde zur eigentlichen Belagerung Colbergs schreiten wollten. Die Festung und das preußische Lager wurden nun von der feindlichen Uebermacht umschlossen, doch wehrten sie standhaft mehrere Monate hindurch jeden Angriff ab. Aber nun begann es an Nahrungsmitteln zu fehlen, und noch drückender wurde die Lage der Eingeschlossenen, als auch die russische Hauptarmee nach ihrem Abzuge aus Schlesien in Pommern einrückte und alle Zufuhr abschnitt. Endlich sah sich der Prinz von Württemberg genöthigt, sich durch die Feinde durchzuschlagen; dies glückte, aber vergeblich waren seine Versuche, im Rücken der russischen Heere für den Entsatz Colbergs zu wirken. Nach der standhaftesten Vertheidigung ward der tapfere Commandant dieser Festung, der im vorigen Jahre so hohen Ruhm erworben, endlich durch Hunger genöthigt, sich zu ergeben. Die Festung ging am 16. December in die Hände der Russen über, die hierdurch in Pommern, wie die Oesterreicher in Schlesien, festen Fuß für ihre künftigen Unternehmungen gefaßt hatten.

Und doch war hiermit das Maß des Unglücks noch nicht gefüllt. Zwar waren die schwachen Versuche der Schweden, wie gewöhnlich, ohne Erfolg geblieben; zwar hatte Prinz Heinrich Sachsen gegen die Oesterreicher unter Daun und gegen die Reichsarmee so erfolgreich beschirmt, daß diese nicht bedeutende Vortheile erlangen konnten; zwar hatte Friedrich's Mitkämpfer, der Herzog Ferdinand von Braunschweig, glücklich gegen die Franzosen gestritten, sodaß auch von dieser Seite vor der Hand nichts zu befürchten war: der eine Bundesgenoß, den Friedrich hatte, fiel in diesem Jahre von ihm ab und er stand nun, ganz auf seine eigenen Kräfte zurückgeführt, den Feinden ganz allein gegenüber. Die Subsidien aus England, die ihm zur Bestreitung all seiner Kriegsbedürfnisse so dringend nöthig waren, blieben aus. Der Tod des Königs von England und die Thronbesteigung seines Enkels, Georg's III., die im vorigen Jahre erfolgt war, brachte allmälig eine bedeutende Veränderung in der englischen Politik hervor. Pitt sah sich genöthigt, dem Günstling des neuen Königs, Lord Bute, Platz zu machen; und so dringend sich auch das Parlament für die fernere Unterstützung Friedrich's, den man in England nur „den Großen und Unermüdlichen" nannte, verwandt

Digitized by Google

hatte, so wußte es Bute, dem trotz aller Vortheile Englands ein möglichst schleuniger Friede am Herzen lag, doch bald dahin zu bringen, daß der Subsidientractat zwischen England und Preußen nicht erneut und die Hülfsgelder nicht weiter bezahlt wurden.



So schloß das Jahr 1761. Preußen und die westphälischen Provinzen schon seit dem Beginn des Krieges vom Feinde besetzt, jetzt auch Glatz und Schweidnitz, sowie Colberg und ein großer Theil Pommerns in ihren Händen; hierdurch ihnen der günstigste Weg zu weiteren Fortschritten gebahnt; die Besitzungen, die Friedrich noch übrig blieben, zum Theil verödet und zerstört; Sachsen, das bisher so reichliche Mittel zur Fortsetzung des Krieges geliefert hatte, völlig ausgesogen; die wichtige Unterstützung Englands zur Bestreitung der Kriegskosten verloren; England überdies geneigt, mit Frankreich Frieden zu schließen, wodurch Friedrich auch die Heere

Digitized by Google

dieſes Feindes mit eigner Kraft bekämpfen mußte; — und für alles Das nichts als das Verſprechen einer verhältnißmäßig geringen Hülfe von Seiten der Tataren und einer noch immer zweideutigen von Seiten der Türkei! Wahrlich, daß die gewaltig überlegenen Feinde im Verlauf von ſechs Jahren nicht größere Vortheile über die kleine Macht, die Friedrich aufſtellen konnte, errungen hatten, das iſt das Zeugniß einer Feldherrngröße, wie ſie in den Jahrbüchern der Geſchichte nur ſelten erſcheint; aber wie ſollte Friedrich jetzt, mit hinſchwindenden Kräften, noch ferner gegen die Uebermacht Stand halten? Alle früheren Unfälle beſtanden nur in augenblicklich dringenden Verlegenheiten, aus denen ein ſchneller, kühner Entſchluß retten konnte: — jetzt blieb für Friedrich nach menſchlicher Berechnung nichts übrig, als ſchmachvoll auf die Stufe hinabzuſteigen, die ihm vielleicht die Gnade ſeiner Feinde als ein kümmerliches Almoſen laſſen würde, oder mit Ehren unterzugehen.

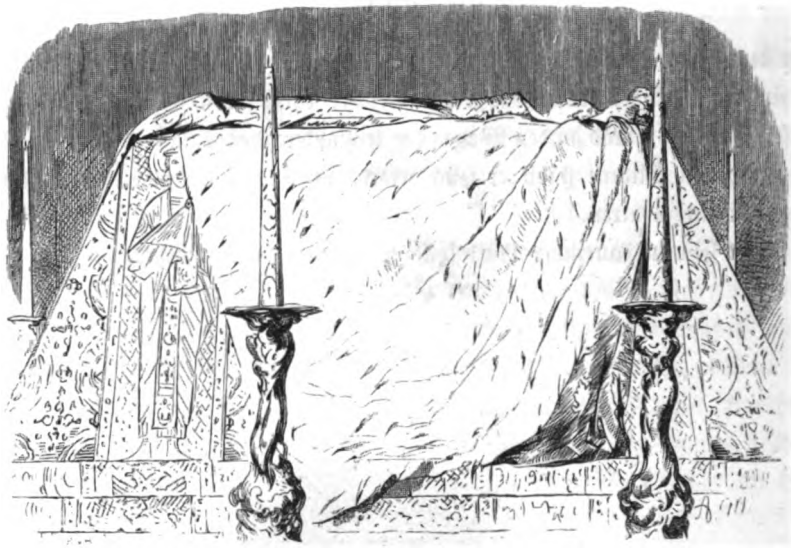
Wohl Keiner, der mit kalter Beſonnenheit den Stand der Verhältniſſe prüfte, mochte eine andere Anſicht der Dinge gewinnen. Die Feinde frohlockten; Maria Thereſia war der Erfolge des nächſten Jahres ſo gewiß, daß ſie keinen falſchen Schritt zu begehen glaubte, als ſie, dem drückenden Geldmangel einigermaßen zu begegnen, 20,000 Mann ihres Heeres entließ. Friedrich auch hatte keine andere Ueberzeugung; aber mit ruhigem Muthe blickte er der Zukunft entgegen, nicht gewillt, der Würde ſeines Geiſtes etwas zu vergeben. Sein Entſchluß war lange gefaßt; er hatte zu oft dem Tode ins Auge geſchaut, hatte zu oft das Verderben nahe über ſeinem Haupte dahinſchweben ſehen, als daß er ſich jetzt kleinmüthigem Verzagen oder müßiger Verzweiflung hätte hingeben ſollen. Seinen Troſt, ſeine Stärkung fand er in ſich ſelber, in den dichteriſchen Gebilden, in die er auch zu dieſer Zeit die Stimmung ſeines Gemüthes ergoß. Und hochmerkwürdig ſind die Gedichte, die er im Lager zu Strehlen und im Winterquartier zu Breslau niederſchrieb. Nicht ſchwärmt er mehr, wie einſt nach der Schlacht von Kollin, daß ihm der Freund ſein Grab mit Roſen und Myrten beſtreuen möge; nicht will er mehr aus dem Leben hinausgehen, weil es ihm zur Laſt geworden, — er hatte ſich ſchon an das Leiden gewöhnt und war unter den wiederholten Schlägen des Schickſals nur immer neu erſtarkt! Er gedenkt des freiwilligen Todes nur aus dem Grunde, weil die Fortſetzung des Lebens nichts als Schmach zu verkünden ſcheint. Bei dieſer erhabenen Ruhe gelingt es ihm, dem echten Dichter gleich, ſeinen Geiſt aus der beengenden Gegenwart frei zu machen und die Größe verwandter Geiſter, deren Gedächtniß die Geſchichte bewahrt, in hehrer Geſtalt zur belebten Erſcheinung zu bringen. Er dichtet den Kaiſer Otho, der ſich ſelbſt aufopferte, damit ſeine Getreuen

Digitized by Google

nicht durch das Schwert des Siegers vernichtet würden; den Cato von Utica, der als ein freier Bürger Roms das Leben verließ, damit er nicht zur Untreue gegen ſich ſelbſt genöthigt und an den Wagen des triumphirenden Tyrannen gekettet würde; — an ſolchen Bildern ſtählt er ſeine Kraft, um bis zum letzten, entſcheidenden Augenblick auszuharren.

Aber ſein ausdauernder Muth ſollte nicht des Lohnes entbehren.

Digitized by Google



Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Feldzug des Jahres 1762. — Burkersdorf und Schweidnitz. — Friede.

er über den Wolken thront, der die Mächtigen ſtürzt und die Rathſchläge der Klugen verwirrt, der die Welt ohne Aufenthalt dem Ziele ihrer Entwickelung entgegenführt, hatte es anders beſchloſſen, als menſchliche Vorausſicht ahnen konnte. Einſt war ſein Sturmesathem daher-gebrauſt, und die unüberwindliche Flotte des Königs, in deſſen Landen die Sonne nicht unterging, ſank in den Abgrund des Meeres, und das Land der Freiheit blieb frei. Jetzt geſellte er den zahlloſen Opfern, welche der Todesengel ſeit ſechs Jahren hinweggerafft, ein einziges neues Opfer zu, und die ſtolzen Pläne der Widerſacher zerriſſen, und der König, der dem Geiſte der neuen Zeit mit mächtiger Hand Bahn gebrochen, war vom Verderben gerettet.

Digitized by Google

Am 5. Januar 1762 ſtarb Eliſabeth von Rußland; ihr Neffe, Peter III., beſtieg den erledigten Thron. So erbittert Eliſabeth ſich fort und fort gegen Friedrich bezeigt hatte, einen ſo innigen Verehrer fand dieſer an dem neuen Kaiſer. Schon als Großfürſt war Peter nie im ruſſiſchen Staatsrath erſchienen, wenn Beſchlüſſe gegen Friedrich gefaßt werden ſollten. Er trug Friedrich's Bildniß im Ringe am Finger; er kannte alle einzelnen Umſtände aus den Feldzügen des Königs, alle Einrichtungen und Verhältniſſe der preußiſchen Armee; er betrachtete Friedrich nur als das Vorbild, dem er in allen Stücken nachzueifern habe. Von Friedrich zu Peter und von dieſem zu Friedrich flogen alsbald Geſandte, welche Glückwünſche und Freundſchaftsverſicherungen überbrachten. Die preußiſchen Gefangenen im ganzen ruſſiſchen Reiche wurden nach der Hauptſtadt berufen und, nachdem man ſie dort ehrenvoll aufgenommen, zu ihrer Armee zurückgeſandt. Ein Waffenſtillſtand ward geſchloſſen. Auf dieſen folgte bald, am 5. Mai, ein förmlicher Friede, demgemäß Peter Alles, was unter ſeiner Vorgängerin erobert war, ohne weitere Entſchädigung zurückgab; die Provinz Preußen ward ihres Treueides entlaſſen; die ruſſiſchen Truppen erhielten Befehl, Pommern, die Neumark und Preußen zu räumen; Tſchernitſchef's Corps, welches noch mit den Oeſterreichern vereint war und in der Grafſchaft Glatz Winterquartiere genommen hatte, ward ebenfalls zurückberufen. Endlich folgte auf den Frieden ein gegenſeitiges Schutzbündniß, und nun ward Tſchernitſchef, der unterdeß nach Polen gegangen war, beauftragt, mit ſeinem Corps zu Friedrich's Armee zu ſtoßen.

Eine ſo außerordentliche, ſo plötzliche Veränderung der politiſchen Verhältniſſe machte alle Welt erſtaunen; man konnte ſich auf keine Weiſe in die faſt mährchenhaften Berichte finden, die dem Unerwarteten fort und fort Unerwartetes hinzufügten. Lord Bute, der engliſche Miniſter, der nichts als einen allgemeinen Frieden im Sinne hatte und dem dabei wenig an Friedrich's Ehre gelegen war, griff in ſolchem Maße fehl, daß er dem ruſſiſchen Kaiſer, eben als deſſen Friedensverhandlungen mit Friedrich ihrem Schluß nahe waren, die beſten Anerbietungen machen ließ, falls er den Krieg in gleicher Weiſe wie bisher fortſetze; ihm ward Alles zugeſichert, was er ſich dabei von Friedrich's Beſitzungen ausſuchen wolle. Peter aber war hierüber ſo entrüſtet, daß er die Anträge nicht nur mit Verachtung zurückwies, ſondern ſie auch an Friedrich mittheilte, damit dieſer den Verrath ſeines bisherigen Bundesgenoſſen einſehen möge. Schweden, dem die neue Freundſchaft zwiſchen Rußland und Preußen am meiſten Gefahr drohte, faßte ſich zuerſt; die Königin, Friedrich's Schweſter, war ſehr gern bereit, Friedensunterhandlungen einzuleiten, und ſo kam ſchnell, am 22. Mai, auch mit dieſer Krone ein Friede zu Stande, der alle Ver-

Digitized by Google

hältnisse auf den Fuß zurückführte, wie sie vor dem Ausbruch des Krieges gewesen waren. Vor Allen aber war Maria Theresia bestürzt, als sie sich so plötzlich von all den glänzenden Hoffnungen, zu denen sie der Schluß des vorigen Jahres berechtigt hatte, herabgestürzt sah. Durch die 20,000 Mann, welche sie in sicherem Vertrauen auf die Zukunft ihres Dienstes entlassen hatte, und durch den Abzug des Tschernitschef'schen Corps war ihre Macht um 40,000 Mann geschwächt und Friedrich's um 20,000 Mann vermehrt, was einen Unterschied von 60,000 Mann in die Wagschale des Krieges legte; Friedrich sagte, daß ihm drei gewonnene Schlachten keine größeren Vortheile hätten gewähren können. Dazu kamen ansteckende Krankheiten, welche gerade in dieser Zeit große Verheerungen in der österreichischen Armee hervorbrachten. Die Vereinigung des Tschernitschef'schen Corps mit der preußischen Armee war den Oesterreichern anfangs so unglaublich, daß sie dieselbe für ein von Friedrich erfundenes Blendwerk hielten; sie meinten, es seien unbedenklich preußische Soldaten, die man in russische Uniformen gesteckt habe.

Bei Friedrich aber, bei seiner Armee und seinem Volke brachten diese glücklichen Ereignisse die freudigste Stimmung hervor; die alte Zuversicht des Sieges kehrte zurück und man sah einer ehrenvollen und schnellen Beendigung des langen Krieges entgegen. Die Hauptmacht des preußischen Heeres ward nach Schlesien zusammengezogen, den Oesterreichern wieder zu entreißen, was sie im vorigen Jahre gewonnen hatten. Doch verzögerte sich durch all jene Verhandlungen mit Rußland der Beginn der Feindseligkeiten bis zum Sommer; auch gedachte Friedrich nichts Entscheidendes vor der Ankunft des russischen Hülfscorps vorzunehmen. Die Oesterreicher hatten unter den veränderten Verhältnissen ebenfalls keine Lust, den Krieg vorzeitig zu beginnen; sie benutzten die Zwischenzeit aufs Beste, um alle Einrichtungen zur Vertheidigung ihrer Erwerbungen zu treffen. Die Befestigungen von Schweidnitz wurden soviel wie möglich verstärkt; zum Schutz der Festung hatte sich auf den benachbarten Abhängen des Gebirges die österreichische Hauptarmee, bei der jetzt wiederum Daun den Oberbefehl führte, gelagert; die Pässe des Gebirges waren durch starke Schanzarbeiten zu einer fast unangreifbaren Festung umgewandelt worden. Friedrich machte verschiedene Versuche, den Feind in eine minder vortheilhafte Stellung zu bringen, damit er ungestört zur Belagerung von Schweidnitz schreiten könne, doch ließ sich Daun in seinen gewohnten Maßregeln nicht irre machen. Selbst als Friedrich im Rücken Daun's einen Streifzug tief in Böhmen hinein veranstaltete, blieb dieser unbeweglich in seiner sicheren Stellung. Zu diesem Streifzuge war neben andern Truppen auch der Vortrab des Tschernitschef'schen Corps, eine Schaar von 2000 Kosaken, benutzt worden.

Digitized by Google

Indeß war Friedrich die Ehre aufbehalten, den Kampf, den er so lange allein geführt hatte, auch ohne fremde Beihülfe zu beenden. Wenige Tage erst waren vorübergegangen, seit Tschernitschef zu seiner Armee gestoßen, als plötzlich, am 19. Juli, eine Nachricht von Petersburg kam, die alle hoffnungsvollen Pläne wiederum zu vernichten und den alten Stand der Dinge aufs Neue herzustellen drohte. Peter III. hatte sich durch eine Menge sehr unüberlegter Neuerungen allen Klassen des Volkes verhaßt gemacht; er hatte seine Gemahlin Katharina in einer Weise behandelt, daß diese das Schlimmste befürchten zu müssen glaubte; eine Verschwörung war gegen ihn angestiftet worden, die eine schnelle Revolution, die Entsetzung des Kaisers und bald darauf auch seine Ermordung zur Folge hatte. Katharina war an seine Stelle getreten. Jetzt ward der Friede mit Preußen als ein

Schimpf, der Rußland widerfahren sei, angesehen; Tschernitschef erhielt den Befehl, augenblicklich mit seinem Corps die preußische Armee zu verlassen; aus Pommern und Preußen kam die Nachricht, daß alle russischen Truppen sich zu neuen Feindseligkeiten anschickten.

Die erste Kunde all dieses neuen Unheils war wohl geeignet, Friedrich gänzlich zu betäuben; nie hatte man ihn so niedergeschlagen gesehen als in diesem Augenblick. Durch Tschernitschef's Hülfe hatte er geglaubt, Daun von den Abhängen des Gebirges vertreiben zu können, ohne welches Unternehmen die Belagerung von Schweidnitz nicht ausführbar war; nun sollte er nicht bloß diese Hülfe verlieren, sondern

Digitized by Google

wiederum neue Armeen beschaffen, um den neuen Angriffen der Russen zu begegnen. Aber ebenso schnell, wie jene Kunde ihn niedergeschlagen hatte, erhielt auch sein Geist die nöthige Spannkraft wieder. Er faßte einen raschen, kühnen Entschluß. Noch war die Nachricht nicht weiter verbreitet, noch konnten namentlich die Oesterreicher davon nichts erfahren haben. Er sandte augenblicklich einen Adjutanten zu Tschernitschef, damit dieser auf der Stelle zu ihm komme. Tschernitschef war eben damit beschäftigt, seine Truppen der neuen Kaiserin schwören zu lassen, er wollte eben einen Boten an Daun senden, diesem seinen Abzug von der preußischen Armee zu melden; er verhieß dem Adjutanten, daß er am nächsten Tage vor dem Könige erscheinen werde. Aber dieser bat so dringend, daß sich Tschernitschef entschließen mußte, ihm zu folgen. Friedrich forderte nichts weiter von Tschernitschef, als daß er den Befehl zum Abzuge noch drei Tage verheimlichen, sein Corps so lange ruhig im preußischen Lager stehen und dasselbe am Tage der Schlacht, zu der er sich entschlossen habe, nur zum Schein ausrücken lassen möge, ohne selbst Antheil am Gefechte zu nehmen. Tschernitschef sah sehr wohl ein, daß ein solcher, wenn auch scheinbar geringer Ungehorsam gegen die Befehle der Kaiserin die schlimmsten Folgen für ihn haben könne; aber noch nie hatte Einer der siegenden Beredtsamkeit Friedrich's, dem strahlenden Glanze seines Auges widerstanden. Der russische General mußte der Forderung des Königs nachgeben. „Machen Sie mit mir", so rief er am Ende des Gespräches aus, „was Sie wollen, Sire! Das, was ich Ihnen zu thun versprochen habe, kostet mir wahrscheinlich das Leben; aber hätte ich deren zehn zu verlieren, ich gäbe sie gern hin, um Ihnen zu zeigen, wie sehr ich Sie liebe!"

Die drei Tage, welche ihm Tschernitschef bewilligt, benutzte Friedrich auf eine meisterhafte Weise, um den Feind von seiner drohenden Verbindung mit Schweidnitz abzuschneiden. Er traf alle Anstalten, sich der verschanzten Gebirgsposten bei Burkersdorf und Leutmannsdorf, die von österreichischen Truppen besetzt waren, durch einen kühnen Gewaltstreich zu bemächtigen. Seine Armee ward so vertheilt, daß Daun eher Angriffe auf seine Hauptmacht als auf seine schwierigen Posten zu gewärtigen hatte; dabei figurirten auch die Russen, welche Daun nach wie vor für Feinde hielt und denen er eine genügende Truppenmacht gegenüber zu stellen genöthigt war. Am 21. Juli wurden die Gebirgsposten durch plötzlich ungestümen Angriff überrascht. Eine starke Batterie, die über Nacht vor den feindlichen Verschanzungen aufgeworfen war, trieb die leichten Truppen, die einen ersten Angriff abhalten sollten, durch rasches Feuer in die Berge. Dann begannen die preußischen Regimenter von allen Seiten den Sturm. Weder die senkrechten Berghänge mit ihren Wällen und Wolfsgruben, noch die Palissaden und Kanonen, die aus jeder

Digitized by Google

einzelnen Anhöhe ein Fort bildeten, vermochten den Muth der Stürmenden aufzuhalten. Von einem Absatz der Berge zum andern drangen sie empor; wo die Pferde nicht fußen konnten, wurden die Kanonen mit den Händen emporgetragen, immer tiefer in die Berge zogen sich die Oesterreicher zurück, bis auch die Palissaden ihrer letzten Befestigung in Feuer aufgingen und sie sich nun in aufgelöster Flucht auf die Hauptarmee zurückwarfen. Eine große Menge von Gefangenen fiel in die Hände der Preußen.

Friedrich hatte seine Absicht erreicht und konnte nun den russischen Heerführer mit Dank entlassen. Bewundernd hatten die russischen Offiziere den verwegenen Plan des Königs und die hingebende Tapferkeit seiner Truppen, welche allein die Ausführung desselben möglich machte, mit angesehen. Tschernitschef war zur Seite des Königs, als dieser gegen das Ende der Schlacht einem verwundeten Soldaten begegnete. Der König fragte ihn, wie es gehe. „Gottlob", antwortete der Soldat,

Digitized by Google

„es geht Alles gut, die Feinde laufen und wir siegen!“ — „Du bist verwundet, mein Sohn“, fuhr der König fort und reichte ihm sein Taschentuch, „verbinde dich damit.“ — „Nun wundere ich mich nicht mehr“, sagte Tschernitschef, „daß man Ew. Majestät mit solchem Eifer dient, da Sie Ihren Soldaten so liebreich begegnen.“ — Als Tschernitschef von Friedrich ein kostbares Geschenk zum Abschiede erhielt, bat er den Ueberbringer, seinem Herrn zu sagen: er habe ihn nun für die ganze Welt unbrauchbar gemacht, denn nie werde er Jemand finden, den er so lieben und hochschätzen könne als ihn.

Indeß verschwand schnell die neue Gefahr, welche von russischer Seite zu besorgen war. Katharina hatte vermuthet, daß Peter III. durch Friedrich's Rath sowohl in seinen unbesonnenen Neuerungen als auch in seinem feindlichen Betragen gegen sie wesentlich bestärkt worden sei. Als sie aber, unmittelbar nach der Bekanntmachung ihrer Entschlüsse gegen Preußen, die Papiere ihres verstorbenen Gemahls untersuchte, fand sie von alle Dem das entschiedene Gegentheil. Friedrich hatte dem Kaiser nicht nur auf dringende Weise Mäßigung in seinen Reformen angerathen, sondern ihn auch beschworen, seine Gemahlin, wenn nicht mit Zärtlichkeit, so doch mit Hochachtung zu behandeln. Vielleicht war es Katharina schon ursprünglich mit ihren Absichten gegen Preußen nicht völlig Ernst gewesen; aller Haß gegen Friedrich wurde jetzt durch diese untrüglichen Zeugnisse ausgelöscht, die Kriegsbefehle wurden widerrufen, der frühere Friede in allen seinen Bedingungen bestätigt und nur das abberufene Hülfscorps kehrte nicht wieder zurück. So konnte sich Friedrich der neuaufgewachten Sorgen entschlagen und seine Kräfte ungetheilt den Oesterreichern entgegensetzen.

Daun hatte sich nach dem Verluste der Posten von Burkersdorf und Leutmannsdorf tiefer ins Gebirge gezogen und war nun von Schweidnitz völlig abgeschnitten. Friedrich besetzte die Pässe und machte seine Anstalten zur Belagerung. Am 4. August wurde die Festung eingeschlossen, am 7. begann man die Laufgräben zu ziehen. Zwei preußische Armeen sicherten den Fortgang der Belagerung gegen etwaigen Entsatz. Bei der einen führte Friedrich den Oberbefehl, bei der andern, die bis dahin in Oberschlesien gestanden hatte, der Herzog von Bevern. Daun aber gedachte den Preußen nicht gutwillig alle Vortheile zu überlassen; er bereitete sich zu einem schnellen Angriff auf die Armee des Herzogs vor, um hierdurch den Entsatz von Schweidnitz zu bewerkstelligen. Der größere Theil seiner Armee umging jetzt die von den Preußen besetzten Gebirgspässe und fiel am 16. August in vier Corps auf die bedeutend geringere Macht des Herzogs, welche bei Reichenbach stand. Doch hielt der Herzog, obgleich von allen Seiten angefallen, muthig Stand, bis Friedrich selbst

Digitized by Google

bedeutende Truppencorps zu seiner Unterstützung herbeiführte. Unter großem Verlust sahen sich die Oesterreicher genöthigt, wieder in ihre Berge zurückzukehren. Daun gab nun alle Hoffnung zum Entsatz von Schweidnitz auf; er zog sich mit seiner Armee nach der Grafschaft Glatz zurück und blieb dort, ohne während des ganzen Feldzuges noch ein weiteres Lebenszeichen von sich zu geben.

Die Belagerung von Schweidnitz schritt indeß nur langsam vorwärts. Innerhalb der Festung leitete die Vertheidigungsarbeiten ein berühmter Ingenieur, Gribauval, die Belagerungsarbeiten außerhalb der Stadt ein anderer, Le Fevre. Beide hatten sich in der Wissenschaft des Festungskrieges erfolgreich hervorgethan, hatten bisher in verschiedenen gelehrten Schriften gegen einander gekämpft und strebten nun, ihre von einander abweichenden Theorien durch glänzende Thaten zu rechtfertigen. Während über der Erde das Geschützfeuer Tag für Tag donnerte, entspann sich gleichzeitig ein eigenthümlicher unterirdischer Krieg. Verschlungene Minengänge, nach allen Regeln der Kunst angelegt, wurden gegen einander geführt; der Eine strebte den Andern zu überraschen und seine Arbeiten erfolglos zu machen; oft kamen die Gegner in ihren Höhlen an einander und machten sich auch hier die paar Zolle des Bodens, den sie soeben zur Beschreitung zugerichtet, durch Feuer und Dampf streitig. Le Fevre, preußischer Seits, hatte der neuen Erfindung der Druckkugeln, welche dazu dienen sollten, die feindlichen Minen einzustürzen, großen Beifall geschenkt. Mehrere solcher Kugeln wurden mit großer Sorgfalt zubereitet, mißglückten aber zum Theil durch die zweckmäßigen Maßregeln des Gegners. Ueberhaupt hielt die eine Kunst der andern so geschickt die Wage, daß keine Fortschritte erreicht werden konnten. Le Fevre gerieth in Verzweiflung; er wünschte nichts als den Tod und suchte ihn, indem er sich selbst an die gefährlichsten Stellen begab. Friedrich ward endlich dieser erfolglosen Experimente überdrüssig. Er übernahm selbst die Leitung der Belagerungsarbeiten und brachte mit weniger künstlichen Zurichtungen, aber mit mehr Geschick, bald einen rascheren Gang der Dinge zuwege. Der feindliche Commandant war bereit, die Festung zu übergeben, wenn der Besatzung freier Abzug verstattet würde. Da Friedrich hierauf nicht eingehen wollte, so fand aufs Neue die hartnäckigste Gegenwehr statt.

Wenige Tage, nachdem Friedrich die Belagerung selbst zu leiten begonnen hatte, ritt er beim Recognosciren den feindlichen Werken so nahe, daß die Kugeln zu seinen Seiten einschlugen. Seinem Pagen ward das Pferd unter dem Leibe erschossen; er fiel mit den Rippen auf das Gefäß des Degens und bog dasselbe ganz krumm. Er raffte sich auf und wollte eilig von der gefährlichen Stelle entfliehen; Friedrich aber rief ihm sehr ernsthaft zu, er solle den Sattel seines Pferdes mit-

Digitized by Google

nehmen. Der Page ſah ſich genöthigt, den Sattel mitten unter den Kugeln abzuſchnallen. Zu Friedrich's Seite ritt ſein Neffe Friedrich Wilhelm, der achtzehnjährige Thronfolger, der in dieſem Jahre zum Heere berufen war; der König hatte das Vergnügen, ihn unerſchrocken unter den umherfliegenden Kugeln halten zu ſehen. Friedrich ſelbſt hatte einſt, als man ihn bat, eine gefährliche Stelle zu verlaſſen, die inhaltſchweren Worte erwidert: „Die Kugel, die mich treffen ſoll, kommt von oben!“

Allmälig begannen den Belagerten die Mittel zum Widerſtande zu fehlen; doch wandten ſie unausgeſetzt alle Kunſt an, um die letzte Entſcheidung von ſich abzuhalten. Eine glücklich geleitete preußiſche Granate beendete die Belagerung. Sie fand ihren Weg in die Pulverkammer eines der Forts, welche Schweidnitz umgaben, und augenblicklich flog die Hälfte des Forts mit aller Mannſchaft, welche darauf ſtand, in die Luft. Der Donner dieſer furchtbaren Exploſion war ſo heftig, daß die benachbarten Berge davon in ihren Gründen erbebten. Jetzt war den Preußen der Zugang zur Feſtung geöffnet. Doch wartete der öſterreichiſche Commandant den Sturm nicht ab; er ergab ſich mit der geſammten Beſatzung am 9. October zu Kriegsgefangenen, und Schweidnitz ward wiederum von preußiſchen Truppen beſetzt.

Digitized by Google

Hiermit endete der Feldzug in Schlesien. Die Truppen wurden in die Cantonnirungsquartiere gelegt. Ein Theil derselben wurde nach Sachsen geschickt, wohin eben auch ein Theil der Daun'schen Armee entsandt war. Friedrich selbst begab sich gleichfalls dahin.

In Sachsen hatte sich Prinz Heinrich wiederum sehr glücklich gegen die Angriffe der Oesterreicher und der Reichstruppen behauptet. In vielen kleineren und größeren Gefechten hatte er gesiegt und dem Feinde mancherlei Abbruch gethan. Die Reichsarmee war ganz aus Sachsen vertrieben und bedurfte eines weiten Umweges durch Böhmen, um sich wieder mit den Oesterreichern zu vereinigen. Noch einmal versuchten die verbündeten Armeen mit entschiedener Uebermacht die Preußen zurückzudrängen. Heinrich nahm die Schlacht am 29. October bei Freiberg an und erfocht aufs

Neue einen glänzenden Sieg, an dessen Gewinn, wie bei den früheren Gefechten in Sachsen, Seydlitz einen wesentlichen Antheil hatte. Es war die letzte Schlacht des siebenjährigen Krieges. Die Reichstruppen verließen Sachsen aufs Neue, die Oesterreicher zogen sich um Dresden zusammen. Erst nach der Schlacht kamen von beiden Seiten die Verstärkungen aus Schlesien an. Ein Waffenstillstand für Sachsen und Schlesien folgte auf diese Ereignisse, und die Preußen wie die Oesterreicher bezogen ihre Winterquartiere.

Digitized by Google

Maria Thereſia hatte nunmehr zu wenig günſtige Ausſichten auf die Erfüllung ihrer ſeit Jahren gehegten Pläne, als daß ſie nicht ernſtlich hätte Friedensgedanken faſſen ſollen. Sie mußte darin um ſo mehr beſtärkt werden, als es auch auf der Seite zwiſchen Frankreich und England zu gleichem Schluſſe kam. Die Armee der Verbündeten unter dem Herzog Ferdinand von Braunſchweig hatte in der erſten Hälfte des Jahres mehrere Siege über die franzöſiſchen Armeen erfochten, obgleich Lord Bute wenig für ihre Verſtärkung beſorgt war. Bei Bute's großer Neigung zum Frieden kam es bald zu gegenſeitigen Unterhandlungen; doch ſetzte Herzog Ferdinand den Krieg fort, anfangs mit minder glücklichem Erfolge, dann aber krönte er die Reihe ſeiner ruhmvollen Thaten durch die Eroberung des von den Franzoſen beſetzten Caſſel, welche am 1. November erfolgte. Zwei Tage darauf wurden die Präliminarien des Friedens unterzeichnet, in dem Lord Bute ſchmachvoller Weiſe faſt alle Eroberungen preisgab, welche die engliſche Flotte in den Colonien errungen hatte. Die beiderſeitigen Bundesgenoſſen ſollten ihrem Schickſal überlaſſen bleiben.

Schon hatte Friedrich, im Anfange des November, durch Vermittelung des Kurprinzen von Sachſen Friedensanträge von öſterreichiſcher Seite erhalten; er war gern darauf eingegangen. Doch beſchloß er, zumal da die Bedingungen des engliſch-franzöſiſchen Friedens für ſein Intereſſe zweideutig genug lauteten, noch einmal mit Nachdruck aufzutreten und durch ein kühnes Unternehmen das Verlangen nach Frieden ganz allgemein zu machen. Da der abgeſchloſſene Waffenſtillſtand nur Sachſen und Schleſien galt, ſo ordnete er einen raſchen Streifzug gegen die Stände des deutſchen Reiches, die feindlich gegen ihn aufgetreten waren, an. Ein anſehnliches Corps drang in Franken ein und durchſtreifte faſt das ganze Reich, allenthalben, namentlich von Nürnberg, bedeutende Contributionen beitreibend. Ein allgemeiner Schreck ging vor dieſen Schaaren her. Es wird erzählt, daß, als 25 preußiſche Huſaren der freien Reichsſtadt Rotenburg an der Tauber mit Sturm drohten, dieſe ſich willig dazu verſtanden habe, die fürchterlich ausgeſprochene Gefahr mit einer außerordentlichen Brandſchatzung abzukaufen. Auch bis nahe vor Regensburg kamen die preußiſchen Schaaren; die Herren des Reichstages ſahen ſich ermüßigt, den dortigen preußiſchen Geſandten, den ſie bis dahin mit bitter feindlichem Sinne verfolgt, um Rettung anzuflehen, die er ihnen auch gewährte. Ungefährdet und mit reicher Beute beladen, zog das ganze preußiſche Corps nach Sachſen zurück. Der Erfolg war, wie ihn Friedrich gewünſcht hatte. Die Reichsſtände verloren die Luſt, ſich noch ferner für Oeſterreichs Privatintereſſe aufzuopfern. Sie erklärten ſich einer nach dem andern für neutral, zogen ihre Contingente ohne Weiteres von der Reichsarmee zurück und ſuchten ſich mit Friedrich auszuſöhnen. Auch Mecklenburg

Digitized by Google

ſchloß noch im December einen beſonderen Frieden mit Preußen. — Ein zweiter Streifzug ward gegen die franzöſiſchen Truppen angeordnet, die noch Friedrich's rheiniſche Beſitzungen inne hatten. Auch dieſer Zug hatte den günſtigen Erfolg, daß jene Beſitzungen alsbald geräumt und an Friedrich zurückgegeben wurden.

Für Oeſterreich war übrigens jener erſte Streifzug mit ſeinen Folgen nicht ganz unangenehm. Der Wiener Hof hatte dem Reich die feierliche Zuſage gegeben: den Krieg nicht zu beendigen, ohne daſſelbe für alle ſeine Anſtrengungen und Koſten ſchadlos zu halten. Durch das freiwillige Zurücktreten der Reichsſtände glaubte man der Erfüllung dieſes Verſprechens überhoben zu ſein.

Jetzt ſtand dem Wunſche nach Frieden, der bei der gegenſeitigen Erſchöpfung vollkommen aufrichtig war, kein weiteres Hinderniß mehr entgegen. Bald kam man über die nöthigſten Vorbereitungen überein. Auf dem ſächſiſchen Jagdſchloſſe Hubertusburg trafen die drei bevollmächtigten Abgeordneten Preußens, Oeſterreichs und Sachſens — von Hertzberg, von Collenbach und von Fritſch — zuſammen und begannen am 31. December die Verhandlungen. Am 15. Februar 1763 ward der Friede geſchloſſen, vollkommen auf den Grund der früheren Friedensſchlüſſe, ſodaß alle Eroberungen herausgegeben wurden. Das deutſche Reich ward in den Frieden mit einbegriffen und von Seiten Preußens dem älteſten Sohne der Kaiſerin, dem Erzherzog Joſeph, die Kurſtimme zur römiſchen Königswahl verſprochen. Oeſterreich hatte zwar zu Anfang einige verfängliche Bedingungen gemacht, namentlich, daß Glatz ſein Eigenthum verbleibe. Aber Friedrich hatte durchaus darauf beſtanden, daß Alles auf den Punkt zurückgeführt werde, auf dem es vor dem Ausbruch des Krieges geſtanden. Man ſah ſich genöthigt nachzugeben, und um ſo mehr, als der immer dringender gefühlte Mangel an baarem Gelde und die Nähe des türkiſchen Heeres an der öſterreichiſchen Grenze kein langes Säumniß verſtatteten.

So hatten ſieben Jahre voll unſäglicher Anſtrengungen, voll Blutes und Elendes zu keinen weiteren Erfolgen geführt als zu der einfachen Erkenntniß, daß alle Mühen und alle Leiden hätten geſpart werden können, wenn man geneigt geweſen wäre, den Grimm der Leidenſchaften zu unterdrücken und die Waffen unblutig zu erhalten. Wohl möchte man bei ſolcher Betrachtung lächeln über die Eitelkeit menſchlicher Pläne und Berechnungen. Aber dennoch war durch dieſen Krieg Großes, unendlich Großes erreicht. In einer matten Zeit war den Augen des Menſchen eine Kraft des Geiſtes, eine Standhaftigkeit des Gemüthes, ein ausdauerndes Heldenthum offenbart worden, wie die Welt lange mehr kein ähnliches Beiſpiel geſehen hatte. Der preußiſche Staat, zum Vorkämpfer für die Entwickelung des freien Geiſtes berufen, hatte ſich in der herben Prüfung glorreich bewährt. Das

Digitized by Google

deutſche Volk, in ſeinen politiſchen Verhältniſſen ſchier ohne Würde, herabgeſunken von der Höhe geiſtiger Klarheit und Bildung, vermochte an Dem, was Preußen, was Friedrich gethan, ſich wiederum aufzuerbauen und in dem Schwunge einer lebhaften Begeiſterung für das Hohe, deſſen Zeuge es geweſen war, aufs Neue die Blüthen eines friſchen, freudigen Lebens zu entwickeln. Der dreißigjährige Krieg bezeichnet in der Geſchichte Deutſchlands den Verfall der alten Herrlichkeit, der ſiebenjährige Krieg den jugendlichen Aufſchwung einer neuen. Darum ſind alle die zahlloſen Opfer, die ihm dargebracht wurden, nicht vergeblich geweſen.

Friedrich aber, wenn er auch dieſe Bedeutung des Krieges in ſeinem Innern ahnen mochte, konnte doch nicht mit derſelben Freudigkeit wie nach den Kriegen ſeiner jüngeren Zeit heimkehren. Die ſieben Jahre voll raſtloſer Anſpannung, voll Noth und Mühe hatten ihn vor der Zeit alt gemacht und zu Viele von ſeinen Theuren waren in dieſen Jahren dahingegangen. „Ich armer alter Mann“ — ſo ſchrieb er einige Wochen vor ſeiner Ankunft in Berlin an den Marquis d'Argens, — „ich kehre nach einer Stadt zurück, wo ich nur noch die Mauern kenne, wo ich Niemand von meinen Bekannten antreffe, wo unzählige Arbeiten mich erwarten und wo ich in Kurzem meine alten Knochen in einer Freiſtätte laſſen werde, die weder durch Krieg noch durch Trübſale oder Bosheit beunruhigt werden wird.“

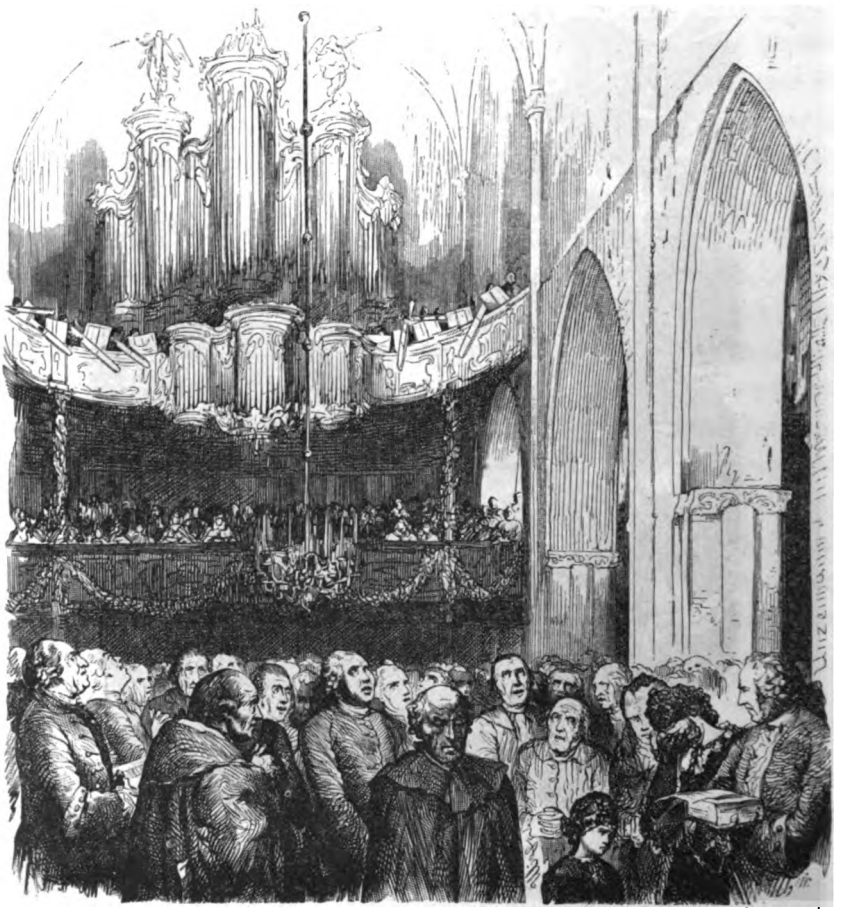
Am 30. März traf Friedrich, nachdem er noch eine Reiſe durch Schleſien gemacht, in Berlin ein. Die Bürger hatten dem geliebten Landesvater einen feſtlichen Einzug zugedacht. Aber Friedrich kam erſt ſpät am Abend; er hatte an dieſem Tage noch das Schlachtfeld von Kunersdorf beſucht und mochte dadurch wohl aufs Neue im Innerſten ſeines Gemüthes erregt ſein. In ſeinem Wagen ſaßen der Herzog Ferdinand von Braunſchweig und einer von ſeinen Generalen. Vom Morgen bis in

Digitized by Google

Digitized by Google

die Nacht hatte ihn die Bürgerschaft am Thore und in den Gassen erwartet. Jetzt empfing ihn der tausendstimmige Ruf: „Es lebe der König!“ und heller Fackelschein leuchtete rings zu den Seiten seines Wagens. Aber der Jubel war nicht in Einklang mit der trüben Stimmung seines Gemüthes. Er wich in der Stadt aus, sobald er konnte, und fuhr durch einen Umweg nach dem Schlosse.

Es wird erzählt, daß sich Friedrich bald nach seiner Ankunft nach Charlottenburg begeben und Musiker und Sänger ebenfalls dahin bestellt habe, mit dem Befehl, das Tedeum von Graun in der Schloßkapelle aufzuführen. Auf solche Anordnung habe man dem Erscheinen des gesammten Hofes entgegengesehen. Aber der König sei ohne Begleitung in die Kapelle eingetreten, habe sich niedergesetzt und das Zeichen zum Anfang gegeben. Als die Singstimmen mit den Worten des Lobgesanges eintraten, habe er das Haupt in die Hand gestützt und geweint.



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Achtunddreißigſtes Kapitel.

Wiederherſtellung der heimiſchen Verhältniſſe im Frieden.

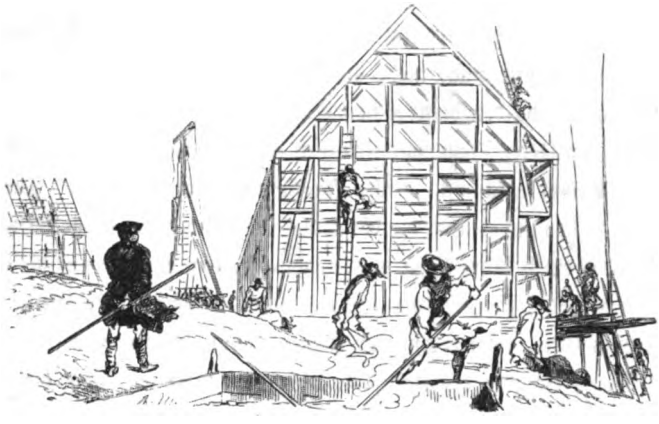
riedrich hatte während des ganzen Krieges — und in den letzten Jahren mit nicht geringerem Eifer als in den erſten — dafür geſorgt, daß jederzeit die Mittel zur Beſtreitung der Kriegsbedürfniſſe, mindeſtens auf den Zeitraum eines Jahres, vorräthig ſeien. Dies war einer der wichtigſten Umſtände, die es möglich machten, daß er mit ſeiner kleinen Macht ſo lange Zeit hindurch den höchſt überlegenen Feinden widerſtehen konnte. Auf gleiche Weiſe hatte er auch am Schluß des Jahres 1762, um auf alle Fälle nicht ungerüſtet dazuſtehen, die nöthigen Summen zuſammengebracht; und als nun der Friede eintrat, ſo konnte er dieſe Schätze alsbald mit rüſtiger Hand auf die Pflege all der Wunden verwenden, welche der Krieg ſeinem

Digitized by Google

Lande geſchlagen. Unabläſſig fuhr er in dieſem edlen Beſtreben fort; er hatte die Freude, zu ſehen, wie ſein Volk ſich ungleich ſchneller von ſeinen vielfachen Leiden erholte, als dies in den meiſten Ländern ſeiner Gegner der Fall war. Ja, damit er der Welt zeige, wie kräftig er ſich, trotz all des Uebels, welches er erduldet, noch fühle, damit Niemand, auf ſeine etwaige Erſchöpfung bauend, neue Pläne wider ihn zu ſchmieden geneigt ſein möge, begann er unmittelbar nach dem Abſchluß des Friedens einen Prachtbau, den des ſogenannten Neuen Palais bei Sansſouci, auf den er im Verlauf von ſechs Jahren viele Millionen verwandte und der noch jetzt durch die koſtbaren Stoffe, aus denen er aufgeführt ward, und durch den außerordentlichen Reichthum an bildneriſchem Schmucke den Beſchauer ſtaunen macht. Doch war mit dieſem Bau zugleich, wie bei allen ſeinen Unternehmungen ſolcher Art, die weiſe Abſicht verbunden, der Menge geſchäftsloſer Hände, welche der Krieg hervorgebracht, Verdienſt zu geben und große Geldſummen in Umlauf zu bringen; denn Stoff und Arbeit ſind faſt durchweg nur aus dem Inlande beſchafft worden. — Einer der Haupträume im Innern des Neuen Palais iſt der koloſſale „Marmorſaal". An der Decke deſſelben hatte der Maler Vanloo im Auftrage des Königs eine Götterverſammlung gemalt; dabei hatte er unter andern auch ein paar Göttinnen des Ruhmes angebracht, welche den Namen des Königs zum Himmel emportrugen. Friedrich ſah das Gemälde erſt nach der Vollendung; es gefiel ihm überhaupt nicht ſonderlich, der Prunk mit dem Namenszuge aber entrüſtete ihn lebhaft; er befahl, ihn unverzüglich wieder wegzulöſchen. Man mußte alſo das koſtbare Gerüſt von Neuem aufſchlagen; und da der Maler nicht füglich das ganze koloſſale Bild umändern konnte, ſo begnügte er ſich, eine grüne Decke über den Namenszug zu malen. So tragen die Göttinnen des Ruhmes noch heute das verhüllte Räthſel in ihren Händen.

Aber auch mit unmittelbarer Hülfe griff Friedrich überall ein, um den ſtockenden Betrieb in Land und Stadt wiederum in Bewegung zu ſetzen. Da die Felder ungebaut lagen, da es an Saatkorn, an Vieh, an Händen zur Beſtellung der Aecker fehlte, ſo vertheilte er in die verſchiedenen Provinzen von den vorhandenen Kriegsvorräthen 42,000 Scheffel an Getreide und Mehl, ſowie 35,000 Armeepferde; nahe an 40,000 Inländer entließ er aus ſeiner Armee und ſandte ſie in ihre Heimat zurück. An baaren Geldern erhielten die Provinzen unmittelbar nach dem Friedensſchluß bedeutende Summen zur Tilgung der empfindlichſten Schäden: Schleſien 3,000,000 Thaler, Pommern und die Neumark 1,400,000 Thaler, Preußen 800,000 Thaler, die Kurmark ebenſo viel, Cleve 100,000 Thaler; an andern Orten wurden die Abgaben zur Hälfte erlaſſen. Aber lange Jahre hindurch, bis an ſein

Digitized by Google



Ende, war Friedrich darauf bedacht, die Erinnerungen an die Gräuel des Krieges auszulöschen und neuen Segen über sein Land heraufzuführen. Im Jahre 1766 schrieb er über diesen Gegenstand an Voltaire: „Der Fanatismus und die Wuth des Ehrgeizes haben blühende Gegenden meines Landes verwüstet. Wenn Sie die Summe der geschehenen Verwüstungen erfahren wollen, so mögen Sie wissen, daß ich im Ganzen in Schlesien habe 8000 Häuser, in Pommern und der Neumark 6500 Häuser wieder aufbauen lassen, was, nach Newton und d'Alembert, 14,500 Wohnungen ausmacht. Der größte Theil ist durch die Russen abgebrannt worden. Wir haben nicht auf eine so abscheuliche Art Krieg geführt; von unserer Seite sind nur einige Häuser in den Städten zerstört worden, die wir belagert haben; ihre Zahl beläuft sich gewiß nicht auf 1000. Das böse Beispiel hat uns nicht verführt, und mein Gewissen ist von dieser Seite frei von allem Vorwurf."

Es ist schon früher bemerkt worden, daß Friedrich sich im Verlauf des Krieges, um die genügenden Mittel zur Bestreitung der Kosten herbeizuführen, zu eigenthümlichen Finanzkünsten genöthigt sah. Diese bestanden eines Theils in einer immer steigenden Verminderung des Geldwerthes, andern Theils in der Besoldung der Civilbeamten durch Kassenscheine, welche erst nach dem Kriege im vollen Geldwerthe ausgezahlt wurden. Beides waren große Uebel, und der Ruin vieler Familien war die Folge davon. Dennoch war dies das Mittel gewesen, wodurch Friedrich sein Land von den drückenden Schuldenlasten, die sich in dieser Zeit über andern Ländern furchtbar zusammenhäuften, befreit hielt. Mit größter Sorgfalt und Schonung wurde auch diese Angelegenheit nach dem Schlusse des Friedens allmälig wieder zu ihrer alten Ordnung zurückgeführt; und man hat neuerlich berechnet, daß, so mannigfachen Schaden auch der Einzelne bei diesen nothgedrungenen Einrichtungen davon-

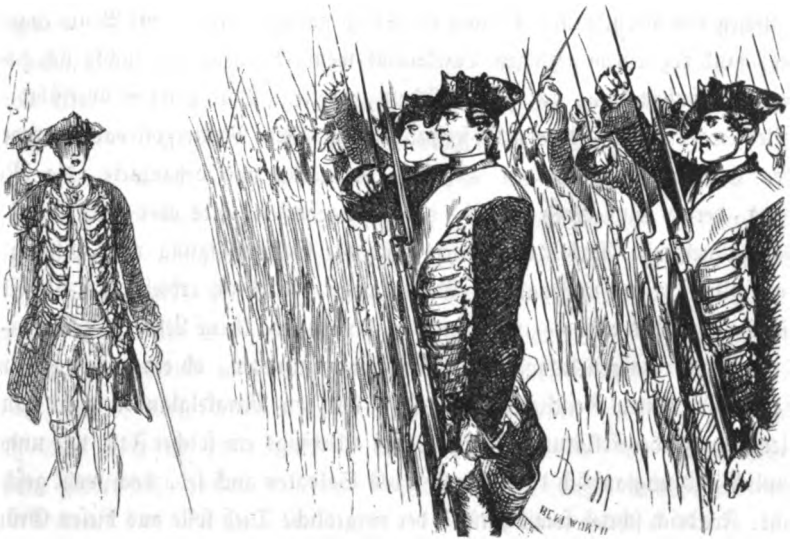
Digitized by Google

getragen, der Verluſt der Unterthanen im Ganzen in der That nur gering geweſen iſt. Bei dem Golde und dem Courant hatte das Volk nur wenige Procente, bei der ſchlechteſten Scheidemünze nicht mehr als 22 Procent auf ſich genommen, um den ganzen Krieg ohne Schulden beendet zu ſehen.

Mit nicht geringerer Treue war Friedrich bemüht, den Helden, die mit ihm den ſiebenjährigen Kampf gekämpft, reiche Anerkennung zu gewähren. Die Generale und Offiziere, nicht minder auch die Gemeinen, die ſich durch lange Erfüllung ihrer Dienſtpflicht oder durch kühne That ausgezeichnet hatten, wurden auf die verſchiedenartigſte Weiſe belohnt; Friedrich's außerordentliches Gedächtniß behielt das Verdienſt eines jeden Einzelnen, ſoweit ihm nur Kunde davon zugekommen war, unverrückt im Auge. Die Geſchichte bewahrt eine Menge von Zügen, wie die Gnade des Königs, je nachdem ſich die Gelegenheit darbot, oft ganz unerwartet, dem Verdienten zu Theil ward. Ebenſo dankbar und väterlich ſorgte er für die Wittwen und Waiſen der gefallenen Helden.

Da Friedrich aber ſehr wohl wußte, wie die Sicherheit ſeines Staates weſentlich darauf beruhe, daß er jederzeit zum Kriege gerüſtet daſtehe, ſo unterließ er, trotz des ſo lange erſehnten Friedens, gleichwohl nichts von alle Dem, was zur geſammten Einrichtung des Kriegsweſens nothwendig war. Vielmehr wurden unmittelbar nach dem Friedensſchluſſe die Rüſtungen mit einem Eifer erneut, als ob noch in demſelben Jahre der Krieg aufs Neue beginnen ſolle. Sämmtliche Feſtungen wurden ausgebeſſert und den vorhandenen noch eine neue bei Silberberg in Schleſien hinzugefügt. Die Vorrathshäuſer wurden aufs Reichlichſte gefüllt; Geſchütz, Pulver, alles Geräth des Krieges wurde in genügender Menge herbeigeſchafft oder wiederhergeſtellt. Die Armee ward wieder vollzählig gemacht, wozu ſich, da man ſo viele Inländer hatte auf das Land entſenden müſſen, dienſtloſe Ausländer in hinlänglicher Anzahl einfanden; und da die geſammte Disciplin gegen das Ende des Krieges bereits bedeutend gelitten hatte, ſo wurde nun mit größter Anſtrengung dafür geſorgt, die alte Tüchtigkeit und Zucht wieder zurückzuführen. Ja noch mehr als früher wurde jetzt der Stand des Kriegers zum bevorrechteten Stande im Staate erhoben und ihm vor Allen ein Gut zugeſprochen, das die Leidenſchaft des Menſchen am Heftigſten zu erregen pflegt: — die Ehre. Friedrich wollte jetzt ausſchließlich, den militairiſchen Verhältniſſen jener Zeit gemäß, nur Offiziere von adeliger Geburt in ſeiner Armee ſehen; die bürgerlichen Offiziere, die während des Krieges emporgerückt waren, wurden — nicht ohne Härte — entfernt; der Adel ſollte durch den ehrenvollen Dienſt, die Ehre durch die Auszeichnung der Geburt zur kühnſten Hingebung für das Vaterland entflammt werden. Einſt war ein Rangſtreit zwiſchen dem

Digitized by Google



Legationsrathe Grafen von Schwerin, einem Neffen des großen Feldmarſchalls, und einem Fähnrich entſtanden. Schwerin klagte beim König und wurde beſchieden: die Sache ſei gar nicht ſtreitig, es verſtehe ſich von ſelbſt, daß die Fähnriche den Rang vor allen Legationsräthen hätten. Schwerin verließ den Civildienſt und wurde Fähnrich.

Die ſtrenge Zucht, die Friedrich bei ſeiner Armee fortan eingeführt wiſſen wollte, erregte übrigens mancherlei Unwillen, und es ging die Feſtſetzung der neuen Einrichtungen nicht vorüber, ohne daß mehrfach die Strenge der Geſetze gegen Unruheſtifter eingreifen mußte. Mehr aber wirkte Friedrich's perſönliches Auftreten, um ſolche Fälle augenblicklich niederzudrücken. So hatten ſich unter der Potsdamer Garde einige unruhige Köpfe vereinigt, um Vergünſtigungen, auf die ſie keine Anſprüche machen durften, zu ertrotzen. Ohne zu erwägen, welchen ſtrengen Ahndungen ſie ſich nach den Kriegsartikeln ausſetzten, gingen ſie nach Sansſouci. Friedrich wurde ſie von fern gewahr; er ſteckte ſeinen Degen an, ſetzte ſeinen Hut auf und trat ihnen auf der Terraſſe vor dem Schloß entgegen; ehe noch der Rädelsführer ein Wort ſprechen konnte, commandirte er: „Halt!“ Die ganze Rotte ſtand plötzlich ſtill. „Richtet euch!“ — „Linksum kehrt!“ — „Marſch!“ — Sie hatten die Commandos pünktlich befolgt und marſchirten die Terraſſe hinab, eingeſchüchtert von dem Blick und der Stimme des Königs und hoch erfreut, daß ſie ohne Strafe davongekommen waren.

Digitized by Google

Ein ander Mal erwies sich Friedrich noch nachsichtiger. Ein Soldat in einer schlesischen Garnison, dem bis dahin der Krieg manche willkommene Beute zugeführt hatte, fand bei seinem geringen Tractament wenig Behagen; er suchte sich, seiner alten Gewohnheit treu, auf andere Weise zu helfen. Bald ward er überführt, daß er Mehreres von den silbernen Opferspenden auf einem Muttergottesaltar entwendet habe. Er leugnete indeß den Diebstahl hartnäckig und behauptete, die Mutter Gottes, der er seine Noth geklagt, habe ihn geheißen, dies oder jenes Stück vom Altar zu nehmen. Das Kriegsgericht fand die Entschuldigung nicht zulässig und verurtheilte ihn zu zwölfmaligem Gassenlaufen. Friedrich erhielt das Urtheil zur Bestätigung, fand aber — um dem Aberglauben eine kleine Lehre zu geben — für gut, zuvor bei einigen katholischen Geistlichen anzufragen, ob ein solcher Fall möglich sei. Die guten Geistlichen sahen sich, um den Mirakelglauben nicht ganz zu verleugnen, zu der Erklärung genöthigt, daß allerdings ein solcher Fall, wie unwahrscheinlich und unglaublich das Vorgeben des Soldaten auch sei, doch wohl geschehen könne. Friedrich schrieb somit zurück, der vorgebliche Dieb solle aus diesen Gründen von seiner Strafe freigesprochen sein: er verbiete ihm aber aufs Nachdrücklichste, in Zukunft je wieder ein Geschenk, sei es von der heiligen Jungfrau oder sei es von sonst irgend einem Heiligen, anzunehmen.

Für die Befreiung von all jenen Uebeln, welche der Krieg hinterlassen, für die Ausführung der mannigfachen Pläne zum Wohl seines Landes, die Friedrich im Sinn hatte, für die Erhaltung des zahlreichen Kriegsheeres, endlich auch, um neben dem letzteren die nöthigen baaren Geldmittel auf den Fall eines neuen Krieges stets vorräthig zu haben, waren größere Einkünfte erforderlich als diejenigen, aus denen Friedrich seither seine Unternehmungen bestritten hatte. Er wünschte dringend, seine Einkünfte um zwei Millionen Thaler zu erhöhen; da aber im Ministerrathe die Ansicht ausgesprochen ward, das Land sei zu erschöpft, um mit erhöhten Abgaben belastet zu werden, so entschloß er sich zu der Einführung neuer Einrichtungen, deren Folgen er sich vielleicht nicht in ihrer ganzen Ausdehnung klar gemacht hatte, die aber leider nicht geeignet waren, neue Liebe für ihn und Freude bei seinen Unterthanen hervorzurufen. Friedrich hatte sich überzeugt, daß die aus den Zöllen fließende Einnahme vorzüglich geeignet sei, einen höheren Ertrag zu gewähren, und daß durch dieselbe in andern Ländern der Krone in der That ein Gewinn von ungleich größerer Bedeutung zu Theil werde. In Frankreich namentlich hatte man damals die Zollkünste zu einer hohen Vollendung gebracht. Dies Beispiel schien zu guten Erfolg zu versprechen, als daß Friedrich sich nicht hätte entschließen sollen, etwas Aehnliches zu versuchen. Da es aber im eignen Lande an geübten Leuten für die

Digitized by Google

Einrichtung und Ausführung eines ſolchen Vorhabens fehlte, ſo wurden einige Meiſter dieſer Kunſt aus Frankreich verſchrieben; in ihrem Gefolge kam ſodann eine ganze Schaar anderer Franzoſen, die zu den unteren Stellen des neuen Geſchäftes beſtimmt werden ſollten. Doch konnte ſich Friedrich, hochherzigen Sinnes, nicht dazu entſchließen, das ganze Zollweſen, wie es in Frankreich Sitte war, den Franzoſen zu verpachten und ſomit ſeine Unterthanen ganz der Willkür der Fremden zu übergeben. Die Anſtalt ward unter dem Titel einer „Generaladminiſtration der königlichen Gefälle“, im gemeinen Leben „Regie“ genannt, als eine beſondere Behörde des Staates eingerichtet. Die einzelnen Gegenſtände wurden nicht eben hoch verzollt, aber es wurde der Zoll auf alle möglichen Bedürfniſſe des Lebens ausgedehnt und eben hierdurch fort und fort drückend. Ungleich drückender aber war es, daß den Zollbedienten, um dem Schleichhandel zu begegnen, jede beliebige Nachſuchung nicht blos an den Thoren der Städte, ſondern auch bei den Reiſenden auf freiem Felde, ſowie in den Häuſern der Bürger verſtattet war. Nichtsdeſtoweniger

hob der Schleichhandel immer verwegener und gewaltthätiger ſein Haupt empor. Unzähliger Verdruß und Aerger, widerwärtige Proceſſe, Auflehnung gegen die obrigkeitlichen Befehle, Verderbniß der Sitten waren die Folgen der neuen Zolleinrichtungen. Und bei alle Dem brachten ſie die Vortheile nicht, welche Friedrich von ihnen erwartet hatte und welche auf minder beſchwerlichem Wege vielleicht ſicherer und ohne den Widerwillen der Unterthanen zu erreichen geweſen wären.

Außer dieſer Vermehrung der Zölle ſuchte Friedrich ſeine Einkünfte auch dadurch zu erhöhen, daß er den Verkauf oder auch ſogar die Production gewiſſer Gegen-

Digitized by Google

stände, die zum Theil ein unentbehrliches Bedürfniß waren, sich selbst vorbehielt oder, was Dasselbe ist, das Vorrecht des Handels mit denselben nur gegen starke Abgaben ertheilte. Tabak und Kaffee waren die wichtigsten Gegenstände dieses königlichen Alleinhandels. Abgesehen davon, daß hierdurch der freie Verkehr und somit die freie Entwickelung wesentlich gehemmt ward, so förderte auch diese Einrichtung den Schleichhandel auf eine nur zu verderbliche Weise.

Noch an den Vortheilen einer andern Kunst — der geheimen Polizei, — die zu jener Zeit in Frankreich ebenfalls schon mit außerordentlichen Erfolgen geübt ward, wünschte Friedrich Antheil zu nehmen. Mancherlei Sittenverderbniß, die als Folge des Krieges zurückgeblieben war, schien eine solche Anstalt wünschenswerth zu machen. Friedrich sandte deshalb einen in diesem Fache vorzüglich geübten Geschäftsmann, Philippi, nach Paris und machte ihn hernach zum Polizeipräsidenten von Berlin. Als aber einige Jahre darauf verschiedene Verbrechen verübt wurden, ohne daß man die Urheber entdecken konnte, stellte Friedrich den Polizeipräsidenten zur Rede. Dieser erwiderte, daß er mit großem Fleiß alle vom Könige genehmigten Maßregeln zur Ausführung bringe, daß er indeß mehr zu leisten sich ohne ausdrücklichen Befehl nicht für befugt halte. Er entwickelte dem Könige darauf das ganze Wesen der geheimen Polizei, wodurch er ohne Zweifel jedem Verbrechen auf die Spur kommen könne, wodurch aber auch der sittliche Charakter des Volkes durchaus müsse verdorben werden. Er fügte hinzu, daß überdies in Berlin die Wirkung der geheimen Polizei erst allmälig eintreten könne, indem die Brandenburger für solche Einrichtung vor der Hand noch viel zu treuherzig und zu ehrlich seien. Durch diese Vorstellungen ward Friedrich sehr gerührt; er erwiderte ohne langes Bedenken, daß er kein größeres Uebel an die Stelle des kleineren setzen und die Ruhe und das Vertrauen seiner guten Unterthanen nicht gestört wissen wolle. Dabei hatte es denn auch sein Bewenden.

Daß Friedrich, — der Held, der durch siebenjähriges unabläſſiges Ringen, durch die Aufopferung so mannigfacher Lebensfreuden die Würde seines Staates erhalten, — von seinem Volke hochverehrt ward, erscheint nicht eben wunderbar; daß man ihm aber auch trotz jener empfindlichen Neuerungen, und obgleich er, um dem königlichen Ansehen nichts zu vergeben, auf seinen Anordnungen bestand oder doch nur sehr allmälig davon abging, diese Verehrung erhielt, das bezeugt, wie tiefe Wurzeln die letztere in den Gemüthern des Volkes geschlagen hatte. Man fügte sich allmälig in das Unabänderliche; man sah es ein, daß Friedrich jener Einnahmen nicht bedurfte, um sie in üppigen Festen, an Günstlinge oder Buhlerinnen zu vergeuden oder um heißhungrig über dem Glanze des Goldes zu wachen; man empfand

Digitized by Google

die Wohlthaten, in denen er ſie wieder auf ſein Volk ausſtrömte; man ſah ihn eben ſo leutſelig, eben ſo zutraulich, eben ſo theilnehmend wie ſonſt, und kein Riegel, kein ängſtliches Verbot hemmte die freie Rede, auch wenn ſie ſich mißbilligend, ſelbſt in minder ſchicklicher Weiſe, über des Königs Einrichtungen zu äußern wagte. Die Soldaten des ſiebenjährigen Krieges erzählten von ihrem getreuen Kameraden, dem

alten Fritz, und wo Friedrich mit dem Volke verkehrte, da fand man in ihm dieſelben Züge wieder. Man hielt ſein Bild im Herzen rein und wandte allen Groll und Haß gegen die läſtigen Neuerungen nur den Fremden zu, bis auch dieſe allmälig aus ihren Stellen verſchwanden und Eingeborenen Platz machten.

Es ſind uns manche Berichte aufbehalten, die das Verhältniß des Königs zu ſeinem Volke, unter Umſtänden, wie die ebengenannten, vor Augen ſtellen. Kaum dürfte einer unter dieſen bezeichnender ſein als der folgende, der in die Zeit gehört, da wegen des königlichen Alleinhandels mit dem Kaffee die ſogenannte „Kaffeeregie“ ſoeben eingeführt war und das Volk den franzöſiſchen „Kaffeeriechern“, welche überall den eingeſchmuggelten Kaffee aufzuſpüren wußten, den bitterſten Haß widmete. Friedrich kam eines Tages die Jägerſtraße von Berlin hinabgeritten und fand in der Nähe des ſogenannten Fürſtenhauſes einen großen Volksauflauf. Er ſchickte ſeinen einzigen Begleiter, einen Haiducken, näher, um zu erfahren, was es da gebe. „Sie

Digitized by Google

haben etwas auf Ew. Majeſtät angeſchlagen", war die Antwort des Boten, und Friedrich, der nun näher hinangeritten war, ſah ſich ſelbſt auf dem Bilde, wie er in höchſt kläglicher Geſtalt auf einem Fußſchemel ſaß und, eine Kaffeemühle zwiſchen den Beinen, emſig mit der einen Hand mahlte, während er mit der andern die herausgefallenen Bohnen auflas. Sobald der König dies geſehen, winkte er mit der Hand und rief: „Hängt es doch niedriger, daß die Leute ſich den Hals nicht ausrecken müſſen!" Kaum aber hatte er die Worte geſprochen, als ein allgemeiner Jubel ausbrach. Man riß das Bild in tauſend Stücken herunter und ein lautes Lebehoch begleitete den König, als er langſam ſeines Weges weiter ritt.

Die Gemüthlichkeit aber und die Gewöhnung des Königs, ſich auch in die Lage eines Geringeren theilnehmend zu verſetzen, — was ihm fort und fort ſo viele Herzen gewann, — ſtellt wohl keine von den zahlreichen Anekdoten ſeines Lebens anſchaulicher dar, als die Geſchichte eines thüringiſchen Candidaten, der nach Berlin kam, um hier Verſorgung zu ſuchen, aber durch die übertriebene Strenge der Zollbeamten unangenehmen Verlegenheiten ausgeſetzt ward. Die Erzählung trägt ſo ganz das Gepräge der einfachen Wahrheit, ſie führt uns den König, ſeine Weiſe, ſich in dergleichen Fällen zu benehmen, den ganzen Charakter der Zeit ſo lebendig entgegen, daß wir nicht umhin können, den vollſtändigen Bericht mit allen ſeinen kleinen Zügen, wie ihn jener Candidat ſelbſt handſchriftlich hinterlaſſen hat, im nächſten Kapitel mitzutheilen.

Digitized by Google

Neununddreißigstes Kapitel.

Die Erzählung des thüringischen Candidaten.

Als ich zum ersten Mal im Jahre 1766 nach Berlin kam, wurden mir bei Visitirung meiner Sachen auf dem Packhofe 400 Reichsthaler Nürnberger ganze Batzen weggenommen. Der König, sagte man mir, hätte schon etliche Jahre die Batzen ganz und gar verschlagen lassen, sie sollten in seinem Lande nichts gelten, und ich wäre so kühn und brächte die Batzen hierher, in die königliche Residenz, — auf den — Packhof! — Contrebande! — Contrebande! — Das war ein schöner Willkommen! Ich entschuldigte mich mit der Unwissenheit: käme aus Thüringen, viele Meilen Weges her, hätte mithin ja unmöglich wissen können, was Seine Majestät in Dero Ländern verbieten lassen.

Der Packhofsinspector: Das ist keine Entschuldigung. Wenn man in eine solche Residenz reisen und daselbst verbleiben will, so muß man sich nach Allem genau erkundigen und wissen, was für Geldsorten im Schwange gehen, damit man nicht durch Einbringung verrufener Münze Gefahr laufe.

Ich: Was soll ich denn anfangen? Sie nehmen mir ja sogar unschuldig die Gelder weg! Wie und wovon soll ich denn leben?

Digitized by Google

Packhofsinspector: Da muß Er zusehen, und ich will Ihm sogleich bedeuten: wenn die Sachen auf dem Packhofe visitirt worden, so müssen solche von der Stelle geschafft werden.

Es wurde ein Schiebkärrner herbeigerufen, meine Effecten fortzufahren; dieser brachte mich in die Jüdenstraße in den weißen Schwan, warf meine Sachen ab und forderte vier Groschen Lohn. Die hatte ich nicht. Der Wirth kam herbei, und als er sah, daß ich ein gemachtes Federbett, einen Koffer voll Wäsche, einen Sack voll Bücher und andere Kleinigkeiten hatte, so bezahlte er den Träger und wies mir eine kleine Stube im Hofe an. Da könnte ich wohnen, Essen und Trinken wolle er mir geben; — und so lebte ich denn in diesem Gasthofe acht Wochen lang ohne einen blutigen Heller, in lauter Furcht und Angst. In dem weißen Schwan spannen Fuhrleute aus und logiren da, und so kam denn öfters ein gewisser Advocat B. dahin und hatte sein Werk mit den Fuhrleuten; mit diesem wurde ich bekannt und klagte ihm meine unglücklichen Fata. Er verobligirte sich, meine Gelder wieder herbeizuschaffen, und ich versprach ihm für seine Bemühung einen Louisdor. Den Augenblick mußte ich mit ihm fortgehen, und so kamen wir in ein großes Haus; da ließ B. durch einen Bedienten sich anmelden, und wir kamen in Continenti vor den Minister. Der Advocat trug die Sache vor und sagte unter Anderm: „Wahr ist es, daß der König die Batzen ganz und gar verschlagen lassen; sie sollen in seinem Lande nicht gelten; aber das weiß der Fremde nicht. Ohnehin extendirt sich das Edict nicht so weit, daß man den Leuten ihre Batzen wegnehmen soll" ꝛc. — Hierauf fing der Minister an zu reden: „Monsieur, seid Ihr der Mann, der meines Königs Mandate durchlöchern will? Ich höre, Ihr habt Lust auf die Hausvogtei! Redet weiter, Ihr sollt zu der Ehre gelangen" ꝛc. — Was thut mein Advocat? Er submittirte sich und ging zum Tempel hinaus; ich hinter ihm her, und als ich auf die Straße kam, so war B. über alle Berge; und so hatte er denn meine Sache ausgemacht bis auf die streitigen Punkte.

Endlich wurde mir der Rath gegeben, den König supplicando anzutreten, das Memorial aber müsse ganz kurz, gleichwohl aber die contenta darinnen sein. Ich concipirte eins, mundirte es und ging damit mit dem Aufschluß des Thores, ohne nur einen Pfennig Geld in der Tasche zu haben (o der Verwegenheit!), in Gottes Namen nach Potsdam, und da war ich auch so glücklich, sogleich den König zum ersten Male zu sehen. Er war auf dem Schloßplatze beim Exerciren seiner Soldaten. Als dieses vorbei war, ging er in den Garten und die Soldaten aus einander; vier Offiziere aber blieben auf dem Platze und spazierten auf und nieder. Ich wußte vor Angst nicht, was ich machen sollte, und holte die Papiere aus der Tasche. Das war

Digitized by Google

das Memorial, zwei Testimonia und ein gedruckter thüringischer Paß. Das sahen die Offiziere, kamen gerade auf mich zu und fragten, was ich da für Briefe hätte. Ich communicirte solche willig und gern. Da sie gelesen hatten, so sagten sie: „Wir wollen Ihm einen guten Rath geben. Der König ist heute extragnädig und ganz allein in den Garten gegangen. Gehe Er ihm auf dem Fuße nach, Er wird glücklich sein.“ Das wollte ich nicht; die Ehrfurcht war zu groß; da griffen sie zu. Einer nahm mich beim rechten, der andere beim linken Arm. Fort, fort in den Garten!

Als wir nun dahin kamen, so suchten sie den König auf. Er war bei einem Gewächse mit den Gärtnern, bückte sich und hatte uns den Rücken zugewendet. Hier mußte ich stehen, und die Offiziere fingen an in der Stille zu commandiren: „Den Hut unter den linken Arm. — Den rechten Fuß vor! — Die Brust heraus! — Den Kopf in die Höhe! — Die Briefe aus der Tasche! — Mit der rechten Hand hochgehalten! — So steht!“ — Sie gingen fort und sahen sich immer um, ob ich auch so würde stehen bleiben. Ich merkte wohl, daß sie beliebten ihren Spaß mit mir zu treiben, stand aber wie eine Mauer, voller Frucht.

Die Offiziere waren kaum aus dem Garten hinaus, so richtete sich der König auf und sah die Maschine in ungewöhnlicher Positur dastehen. Er that einen Blick auf mich; es war, als wenn mich die Sonne durchstrahlte; er schickte einen Gärtner, die Briefe abzuholen, und als er solche in die Hände bekam, ging er in einen andren Gang, wo ich ihn nicht sehen konnte. Kurz darauf kam er wieder zurück zu dem Gewächse, hatte die Papiere in der linken Hand aufgeschlagen und winkte damit,

Digitized by Google

näher zu kommen. Ich hatte das Herz und ging grade auf ihn zu. O wie allerhuldreichst redete mich der große Monarch an: „Lieber Thüringer! Er hat zu Berlin durch fleißiges Informiren der Kinder das Brod gesucht, und sie haben Ihm beim Visitiren der Sachen auf dem Packhofe Sein mitgebrachtes thüringer Brod weggenommen. Wahr ist es, die Batzen sollen in meinem Lande nichts gelten; aber sie hätten auf dem Packhofe sagen sollen: „„Ihr seid ein Fremder und wisset das Verbot nicht. Wohlan, wir wollen den Beutel mit den Batzen versiegeln; gebt solche wieder zurück nach Thüringen und lasset Euch andere Sorten schicken““, aber nicht wegnehmen. Gebe Er sich zufrieden: Er soll sein Geld cum Interesse zurückerhalten. Aber, lieber Mann, Berlin ist schon ein heißes Pflaster; sie verschenken da nichts; Er ist ein fremder Mensch; ehe Er bekannt wird und Information bekommt, so ist das bischen Geld verzehrt; was dann?“ — Ich verstand die Sprache recht gut; die Ehrfurcht war aber zu groß, daß ich hätte sagen können: Ew. Majestät haben die Allerhöchste Gnade und versorgen mich. — Weil ich aber so einfältig war und um nichts bat, so wollte er mir auch nichts anbieten. — Und so ging er denn von mir weg, war aber kaum sechs bis acht Schritte gegangen, so sah er sich nach mir um und gab ein Zeichen, daß ich mit ihm gehen solle. — Und so ging denn das Examen an:

Der König: Wo hat Er studirt?

Ich: Ew. Majestät, in Jena.

Der König: Unter welchem Prorector ist Er inscribirt worden?

Ich: Unter dem Professor Theologiae Dr. Förtsch.

Der König: Was waren denn sonst noch für Professoren in der theologischen Facultät?

Ich: Buddäus, Danz, Weissenborn, Walch.

Der König: Hat Er denn auch fleißig Biblica gehört?

Ich: Beim Buddäo.

Der König: Das ist der, der mit Wolffen so viel Krieg hatte?

Ich: Ja, Ew. Majestät. Es war —

Der König: Was hat Er denn sonst noch für nützliche Collegia gehört?

Ich: Ethica et Exegetica beim Dr. Förtsch, Hermenevtica et Polemica beim Dr. Walch, Hebraica beim Dr. Danz, Homiletica beim Dr. Weissenborn, Pastorale et Morale beim Dr. Buddäo.

Der König: Ging es denn zu Seiner Zeit noch so toll in Jena her, wie ehedem die Studenten sich ohne Unterlaß mit einander katzbalgten, daher der bekannte Vers kommt:

Digitized by Google

Wer von Jena kommt ungeſchlagen,
Der hat von großem Glück zu ſagen.

Ich: Dieſe Unſinnigkeit iſt ganz aus der Mode gekommen, und man kann dort anjetzt ſowohl, als auf andern Univerſitäten, ein ſtilles und ruhiges Leben führen, wenn man nur das dic cur hic? obſerviren will. Bei meinem Anzuge ſchafften die Durchl. Nutritores Academiae (Erneſtiniſcher Linie) die ſogenannten Renommiſten aus dem Wege und ließen ſie zu Eiſenach auf die Wartburg in Verwahrung ſetzen; da haben ſie gelernt ruhig ſein.

Und da ſchlug die Glocke Eins. „Nun muß ich fort", ſagte der König, „ſie warten auf die Suppe." — Und da wir aus dem Garten kamen, waren die vier Offiziere noch gegenwärtig und auf dem Schloßplatze, die gingen mit dem Könige ins Schloß hinein und kam keiner wieder zurück. Ich blieb auf dem Schloßplatze

ſtehen, hatte in 27 Stunden nichts genoſſen, nicht einen Dreier in bonis zu Brode und war in einer vehementen Hitze vier Meilen im Sande gewatet. Da war's wohl eine Kunſt, das Heulen zu verbeißen.

In dieſer Bangigkeit meines Herzens kam ein Kammerhuſar aus dem Schloſſe und fragte: „Wo iſt der Mann, der mit meinem Könige in dem Garten geweſen?" Ich antwortete: „Hier!" Dieſer führte mich ins Schloß in ein großes Gemach, wo Pagen, Lakaien und Huſaren waren. Der Huſar brachte mich an einen kleinen Tiſch, der war gedeckt, und ſtand darauf: eine Suppe, ein Gericht Rindfleiſch, eine Portion Karpfen mit einem Gartenſalat, eine Portion Wildpret mit einem Gurkenſalat. Brod, Meſſer, Gabel, Löffel, Salz war Alles da. Der Huſar präſentirte mir einen Stuhl und ſagte: „Die Eſſen, die hier auf dem Tiſche ſtehen, hat Ihm der König auftragen laſſen und befohlen, Er ſoll ſich ſatt eſſen, ſich an Niemand kehren und ich ſoll ſerviren. Nun alſo friſch daran!" Ich war ſehr betreten und wußte nicht, was zu thun ſei, am wenigſten wollte mir's in den Sinn, daß

Digitized by Google

des Königs Kammerhuſar auch mich bedienen ſollte. — Ich nöthigte ihn, ſich zu mir zu ſetzen; als er ſich weigerte, that ich, wie er geſagt hatte, und ging friſch daran, nahm den Löffel und fuhr tapfer ein. Der Huſar nahm das Fleiſch vom Tiſche und ſetzte es auf die Kohlenpfanne; ebenſo continuirte er mit Fiſch und Braten

und ſchenkte Wein und Bier ein. Ich aß und trank mich recht ſatt. Den Confect, dito einen Teller voll großer ſchwarzer Kirſchen und einen Teller voll Birnen packte mein Bedienter ins Papier und ſenkte mir ſolche in die Taſche, auf dem Rückwege eine Erfriſchung zu haben. Und ſo ſtand ich denn von meiner königlichen Tafel auf, dankte Gott und dem Könige von Herzen, daß ich ſo herrlich geſpeiſet worden. Der Huſar räumte auf. Den Augenblick trat ein Secretarius herein und brachte ein verſchloſſenes Reſcript an den Packhof nebſt meinen Teſtimoniis und dem Paſſe zurück, zählte auf den Tiſch fünf Schwanzducaten und einen Friedrichsdor: „Das ſchicke mir der König, daß ich wieder zurück nach Berlin kommen könnte.“ Hatte mich nun der Huſar ins Schloß hineingeführt, ſo brachte mich der Secretarius wieder bis vor das Schloß hinaus. Und da hielt ein königlicher Proviantwagen mit ſechs Pferden beſpannt; zu dem brachte er mich hin und ſagte: „Ihr Leute, der König hat befohlen, ihr ſollt dieſen Fremden mit nach Berlin fahren, aber kein Trinkgeld von ihm nehmen.“ Ich ließ mich durch den Secretarium noch einmal unterthänigſt bedanken für alle königliche Gnade, ſetzte mich auf und fuhr davon.

Digitized by Google

Als wir nach Berlin kamen, ging ich ſogleich auf den Packhof, gerade in die Expeditionsſtube, und überreichte das königliche Reſcript. Der Oberſte erbrach es; bei Leſung deſſelben verfärbte er ſich, bald bleich, bald roth, ſchwieg ſtill und gab es dem zweiten. Dieſer nahm eine Priſe Schnupftabak, räusperte und ſchneuzte ſich, ſetzte eine Brille auf, las es, ſchwieg ſtill und gab es weiter. Der letzte endlich regte ſich, ich ſollte näher kommen und eine Quittung ſchreiben: daß ich für meine 400 Reichsthaler ganze Batzen ſo viel an brandenburger Münzſorten, ohne den mindeſten Abzug, erhalten. Meine Summe wurde mir ſogleich richtig zugezählt. Darauf wurde der Schaffner gerufen, mit der Ordre: er ſollte mit mir auf die Judenſtraße in den weißen Schwan gehen und bezahlen, was ich ſchuldig wäre und verzehrt hätte. Dazu gaben ſie ihm 24 Thaler, und wenn das nicht zureichte, ſolle er kommen und mehr holen. Das war es, daß der König ſagte: „Er ſoll ſeine Gelder cum Interesse wiederbekommen", daß der Packhof meine Schulden bezahlen mußte. Es waren aber nur 10 Thaler 4 Groſchen 6 Pfennig, die ich in acht Wochen verzehrt hatte, und ſo hatte denn die betrübte Hiſtorie ihr erwünſchtes Ende. —

Digitized by Google

Vierzigſtes Kapitel.

Freundſchaftliche Verhältniſſe zu Rußland und Oeſterreich. — Die Erwerbung von Weſtpreußen.

Als Friedrich den Hubertusburger Frieden ſchloß, ſtand er ohne einen eigentlichen Bundesgenoſſen da, durch deſſen Beihülfe er ſeinem Staate ein entſchiedeneres Gewicht in den europäiſchen Angelegenheiten hätte erhalten können. England war von ihm abgefallen, auf eine Weiſe, daß er nie wieder zu der Regierung dieſes Staates Vertrauen faſſen konnte; der Bund mit Rußland war ſeit dem ſchnellen Sturze Peter's III. zerriſſen. Nur mit den Tataren und Türken beſtand noch ſeit den letzten Jahren des ſiebenjährigen Krieges ein gewiſſes freundſchaftliches Verhältniß. Auch erſchien in Folge des letzteren ſchon im Spätherbſt des Jahres 1763 eine zahlreiche türkiſche Geſandtſchaft zu Berlin, welche daſelbſt im vollen orientaliſchen Pomp, zum großen Ergötzen der Einwohner, am 9. November ihren Einzug hielt und dem Könige koſtbare Gewandſtoffe, Waffen und prächtige Pferde zum Geſchenk überbrachte. Es wird erzählt, der Sultan habe

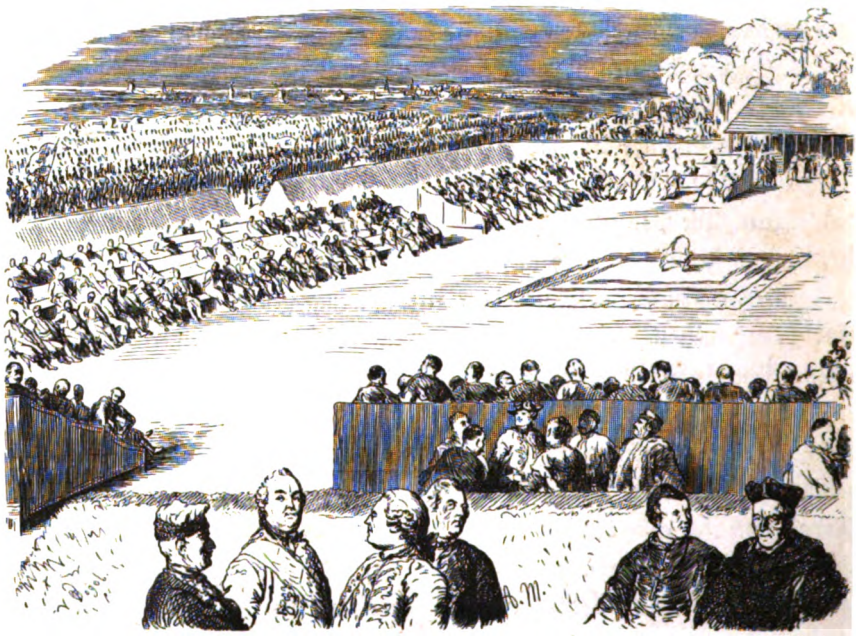
Digitized by Google

Friedrich durch seinen Gesandten Achmet Effendi bitten lassen, ihm drei der Astrologen zu übersenden, durch deren Gelehrsamkeit der König, wie er meinte, all jene wunderwürdigen Erfolge des siebenjährigen Krieges erreicht habe; Friedrich aber habe geantwortet: die drei Astrologen wären seine Kenntniß von politischen Dingen, seine Armee und sein Schatz. Die Gesandtschaft blieb den Winter über in der preußischen Residenz und ersetzte den Berlinern einigermaßen den Mangel an Schauspielen und sonstigen Lustbarkeiten, an die man so schnell nach dem verheerenden Kriege noch nicht denken konnte. Als die Türken im nächsten Frühjahr wieder abzogen, hatte sich eine ziemliche Anzahl junger Mädchen eingefunden, welche die Reise nach Konstantinopel mitzumachen gedachten und schon auf den türkischen Rüstwagen versteckt waren. Die Polizei aber hatte von diesem Vorhaben Kunde erhalten und wußte die zierlichen Flüchtlinge noch zur rechten Zeit zu fassen.

Indeß waren Verhältnisse solcher Art zu wenig genügend, als daß Friedrich nicht hätte einen wichtigeren Bundesgenossen zur Sicherung seiner Macht suchen sollen. Eine Verbindung mit Rußland schien die besten Vortheile zu gewähren, und obgleich man österreichischer Seits eifrig dagegen arbeitete, so fand sich doch bald Gelegenheit, eine solche zu Stande zu bringen. Die politischen Verhältnisse Polens gaben dazu den Anlaß. König August III. war im October 1763, sein Sohn zwei Monate nach ihm gestorben, und es blieb nur ein unmündiger Enkel übrig, der an eine so schwierige Bewerbung, wie die polnische Krone damals war, nicht denken konnte. Rußland hatte bisher ein entschiedenes Uebergewicht über Polen behauptet und das Land fast wie eine abhängige Provinz behandelt; es schien der Kaiserin höchst wünschenswerth, auch fortan diesen Einfluß auszuüben. Polnische Patrioten, welche das allerdings selbst verschuldete Elend ihres Vaterlandes fühlten, wandten sich an Friedrich, damit er ihnen seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, der aus dem siebenjährigen Kriege mit hohem Ruhme zurückgekehrt war, zum Könige gebe; wenn Einer, so mochte dieser die Fähigkeiten besitzen, das polnische Reich wieder stark und blühend zu machen. Aber Friedrich sah zu wohl ein, welche Folgen ein solcher Schritt für ihn haben konnte; er schlug die Bitte ab. Jetzt fand die russische Kaiserin in Friedrich eine gleiche Stimmung rücksichtlich Polens, und schnell, im April 1764, kam das von Friedrich erwünschte Bündniß zu Stande. Man verbürgte sich gegenseitig den gegenwärtigen Besitz beider Staaten, versprach sich im Kriege eine Unterstützung von 12,000 Mann oder 480,000 Thaler Subsidien und machte es in einem geheimen Artikel aus, daß man alle Mittel, selbst Kriegsgewalt anwenden wolle, die Grundverfassung der polnischen Republik, namentlich das unbeschränkte freie Wahlrecht — den wesentlichsten Grund der Anarchie, welche Polen schwach und für

Digitized by Google

die Nachbarländer ungefährlich machte! — zu erhalten. Gleichzeitig hatte man den polnischen Grafen Stanislaus August Poniatowski als Bewerber der polnischen Krone ausersehen; unter dem Schutze russischer Waffen wurde dieser am 7. September desselben Jahres zum König gewählt.



Polen aber war von inneren Gährungen erfüllt. Religiöser Fanatismus hatte das Volk furchtbar entzweit; Diejenigen, die nicht zur römisch-katholischen Kirche gehörten — sie führten den Namen der Dissidenten — wurden in jeder Weise unterdrückt. Nun verlangte die russische Kaiserin für die letzteren durchaus gleiche Rechte. Dies regte die Zwietracht immer heftiger auf. Um die Sache kurz zu beenden, entschloß sich Katharina zu einem Gewaltstreich: die Häupter der katholischen Partei wurden zu nächtlicher Weile überfallen und nach Sibirien abgeführt. Aber so schrankenlose Gewalt trieb das polnische Volk zur Verzweiflung; in den südlichen Gegenden, nahe an der türkischen Grenze, bildete sich im Jahre 1768 ein Aufstand, der alle Fremdherrschaft abschütteln und den Thron Stanislaus August's umstürzen wollte. Doch schon waren aufs Neue russische Truppen in Polen eingerückt; die Verbündeten wurden auseinandergesprengt; sie flüchteten sich auf türkisches Gebiet; die Russen eilten ihnen unbedachtsam nach und legten eine türkische Stadt in Asche.

Digitized by Google

Dieſer Friedensbruch fachte urplötzlich das alte Feuer der Eiferſucht zwiſchen der Pforte und Rußland zur lodernden Flamme an. Der ruſſiſche Geſandte in Konſtantinopel ward ohne Weiteres ins Gefängniß abgeführt; der Divan des Sultans erklärte dem Petersburger Hofe den Krieg. Friedrich, der ſich höchſt ungern mit in den Krieg verwickelt ſah, ſuchte den Frieden zu erhalten, doch waren ſeine Unterhandlungen umſonſt; er zahlte ſomit an Rußland die bundesmäßige Geldhülfe. Aber die Pforte hatte ſich im höchſten Maße übereilt; ſie war noch auf keine Weiſe gerüſtet. Rußland erfocht glänzende Siege und beſetzte bedeutende Landſtrecken des türkiſchen Gebiets.

Die ſchnellen Fortſchritte ſeines Bundesgenoſſen konnte Friedrich indeß nicht ohne Beſorgniſſe anſehen; es ſtand wohl zu befürchten, daß er aus einem Verbündeten zum Diener herabgedrückt werden könne. Er ſah ſich ſomit nach einer andern Seite um, das verlorene Gleichgewicht wiederherzuſtellen; und nun begegneten ſich die Staaten, die ſo lange einander feindſelig gegenüber geſtanden hatten, in gleichem Intereſſe. Oeſterreich konnte die ruſſiſchen Fortſchritte ebenſo wenig gleichgültig anſehen wie Preußen.

Joſeph II., geboren im Jahre 1741, war ſeinem Vater im Jahre 1765 als Kaiſer und als Mitregent der öſterreichiſchen Erblande gefolgt. Ihn hatten die Thaten Friedrich's mit hoher Bewunderung erfüllt; ihm ſchien kein Loos ruhmvoller, als ebenſo — oder vielleicht noch gewaltiger — der Freiheit des menſchlichen Geiſtes Bahn zu brechen, als ſeinen Namen mit ebenſo unvergänglicher Schrift in die Tafeln der Geſchichte einzugraben. Hätte er Friedrich's kalte Beſonnenheit und Charakterſtärke beſeſſen, hätte ihn das Geſchick nicht zu früh von ſeiner dornenvollen Bahn abgerufen, er würde das Größte vollbracht haben. Schon im Jahre 1766, als

Digitized by Google

Joſeph Böhmen und Sachſen bereiſte, um ſich mit dem Schauplatz des großen Krieges bekannt zu machen, hatte er Friedrich ſeinen Wunſch kund gethan, ihn von Angeſicht zu ſehen und perſönlich kennen zu lernen; damals hatten jedoch Maria Thereſia und ihr Kanzler, Fürſt Kaunitz, eine ſolche Zuſammenkunft wenig paſſend gefunden, und Joſeph hatte, ſich entſchuldigend, gegen Friedrich geäußert, er werde ſchon Mittel finden, um die Unhöflichkeit wieder gut zu machen, zu der ſeine Pädagogen ihn zwängen. Unter den gegenwärtigen Verhältniſſen aber war das Begehren des jungen Kaiſers ſeiner Mutter ganz erwünſcht. Die Vorbereitungen dazu konnten um ſo ſchneller beſeitigt werden, als Joſeph, der ſeine Reiſen ſtets unter dem

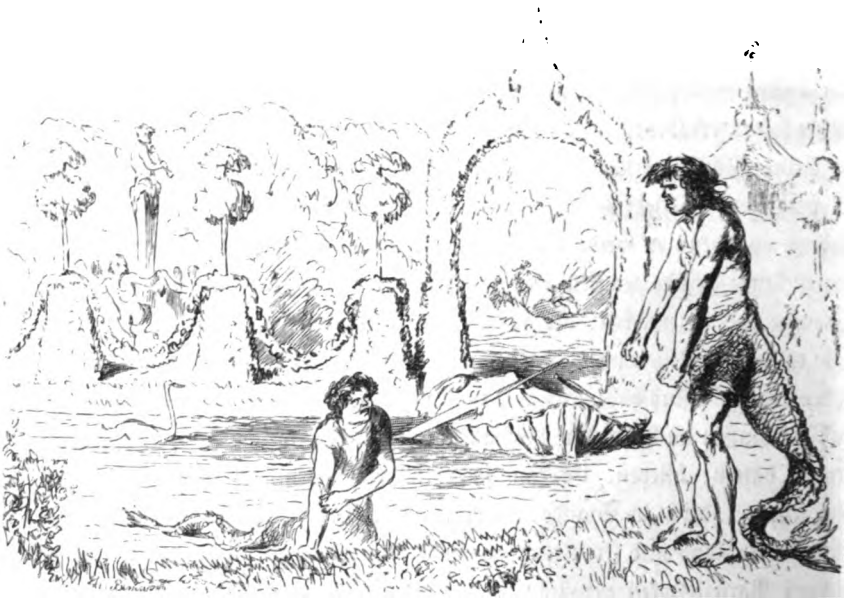
Digitized by Google

Namen eines Grafen von Falkenstein machte, sich alles Ceremoniel verbeten hatte. Neisse in Oberschlesien war zum Ort der Zusammenkunft ausersehen worden. Am 25. August 1769 traf Joseph daselbst ein; er fuhr geraden Weges nach dem bischöflichen Schlosse, wo Friedrich seine Wohnung genommen hatte. Friedrich eilte ihm mit den Prinzen, welche bei ihm waren, entgegen, aber kaum war er einige Stufen der Treppe hinabgestiegen, als der Kaiser ihm schon in den Armen lag. Der König führte seinen erhabenen Freund an der Hand in den Saal. Joseph sagte: „Nun sehe ich meine Wünsche erfüllt, da ich die Ehre habe, den größten König und Feldherrn zu umarmen." Friedrich entgegnete, er sehe diesen Tag als den schönsten seines Lebens an, denn er werde die Epoche der Vereinigung zweier Häuser ausmachen, die zu lange Feinde gewesen seien und deren gegenseitiges Interesse es erfordere, sich einander eher beizustehen, als aufzureiben. Der Kaiser fügte hinzu: für Oesterreich gebe es kein Schlesien mehr. Er bemerkte sodann, daß er zwar für jetzt noch keinen bedeutenden Einfluß habe, daß aber so wenig er wie seine Mutter es zugeben würden, daß die Russen im Besitz der Moldau und Walachei, welche sie bereits großentheils erobert hatten, blieben. Es kam schließlich eine schriftliche Uebereinkunft zwischen ihm und Friedrich zu Stande, wodurch sie sich bei einem zu erwartenden Kriege zwischen England und Frankreich, sowie bei andern unvorhergesehenen Unruhen zu völliger Parteilosigkeit verpflichteten. — Die Tage des Besuchs gingen unter militärischen Uebungen und traulichen Gesprächen hin; beim Ausgehen sah man die beiden Häupter des deutschen Reiches nur Arm in Arm.

Eine zweite, wichtigere Zusammenkunft zwischen Friedrich und dem jungen Kaiser wurde im September des folgenden Jahres zu Neustadt in Mähren veranstaltet. Auf der Reise dahin stattete Friedrich einem Bekannten früherer Zeit, dem Grafen Hoditz, auf dessen mährischem Landgut Roßwalde einen Besuch ab. Hoditz hatte unter den Gartenkünstlern des vorigen Jahrhunderts einen Ruf erworben, der an das Wunderbare grenzte; er hatte es möglich gemacht, alle Phantasien der bildenden Kunst in seiner Besitzung lebendig auszuführen. Die gesammte Schaar seiner Untergebenen hatte er zu diesem Endzwecke künstlerisch ausgebildet. Jetzt ließ er es sich eifrigst angelegen sein, vor seinem königlichen Gaste den ganzen Zauber seines elyseischen Aufenthaltes zu entfalten. Da waren die Felder und Wiesen von arkadischen Schäfern und Schäferinnen belebt; im Wald und in den Gewässern bewegten sich, wie im heitersten Spiele, die Götter und Göttinnen der alten Fabelwelt. Die Gebäulichkeiten und ihre Umgebungen versetzten in die verschiedensten Zonen der Erde; selbst die kleine Stadt der Lilliputer, von denen Gulliver erzählt, fehlte nicht; ihre Thürme reichten nicht bis an die Stirn der Lustwandelnden empor.

Digitized by Google

Schauſpiele, Waſſerkünſte, Feuerwerke, tauſend Ueberraſchungen waren angewandt, um einen jeden Gedanken an die proſaiſche Wirklichkeit des Lebens fern zu halten.



Friedrich war ſehr zufrieden aus den Zaubergärten von Roßwalde geſchieden und traf am 3. September in Neuſtadt ein. Am Thor der Stadt ſtieg er aus ſeinem Wagen, um den Kaiſer zu Fuße zu begrüßen; dieſer aber hatte ſeine Ankunft bereits wahrgenommen und eilte ihm mit ſeinem Gefolge entgegen. Auf offenem Platze umarmten die Monarchen einander. Diesmal befand ſich auch Fürſt Kaunitz im Gefolge des Kaiſers, und es kam zu näheren diplomatiſchen Verhandlungen. Kaunitz bemühte ſich, den König zu einer unmittelbaren Verbindung zu gewinnen; er ſtellte ein Bündniß Oeſterreichs und Preußens als die einzige Schutzwehr wider den ausgetretenen Strom dar, welcher ganz Europa zu überſchwemmen drohe. Friedrich indeß war nicht geneigt, mit Rußland zu brechen; doch verſicherte er, er wolle Alles thun, um zu verhindern, daß aus dem gegenwärtigen Türkenkriege ein allgemeiner Brand entſtehe; er verſprach ſeine Vermittelung und erwies ſich auch in andern Dingen entgegenkommend. Zur Beſtätigung deſſen, wie eifrig er ſchon gegenwärtig für die Ruhe Europas unterhandelt hatte, traf gerade in dieſen Tagen ein Courier aus Konſtantinopel mit dem Antrage des Sultans an die beiden Höfe von Berlin und Wien ein, die Vermittelung zwiſchen Rußland und der Pforte, welche letztere

Digitized by Google

neuerdings wiederum bedeutende Verluſte erlitten hatte, zu übernehmen. Joſeph und Kaunitz waren hierüber ſehr erfreut und bezeigten ſich dankbar.

Der Beſuch in Neuſtadt bot zugleich mancherlei anmuthige Unterhaltung dar. Der geiſtreiche Prinz von Ligne, der ſich in Joſeph's Gefolge befand, hat uns darüber und über die Weiſe, wie Friedrich durch lebendiges und witziges Geſpräch zu feſſeln verſtand, anziehende Berichte hinterlaſſen. „Wiſſen Sie", ſagte Friedrich eines Tages zu dem Prinzen von Ligne, „daß ich in Ihrem Dienſt geſtanden habe? Meine erſten Waffen habe ich für das Haus Oeſterreich geführt. Mein Gott, wie die Zeit vergeht!" Er legte (fügt der Prinz hinzu) bei den Worten „Mein Gott" die Hände auf eine Weiſe zuſammen, daß es ihm ein mildes Anſehen gab. „Wiſſen

Digitized by Google

Sie", fuhr Friedrich fort, „daß ich die letzten Strahlen von dem Genie des Prinzen Eugen habe leuchten sehen?" — „Vielleicht entzündete sich das Genie Ew. Majestät an diesen Strahlen." — „Ach, mein Gott, wer dürfte sich dem Prinzen Eugen gleichstellen!" — „Der", sagte der Prinz, „der mehr gilt: Derjenige zum Beispiel, der dreizehn Schlachten gewonnen hat."

Ueber den Feldmarschall Traun äußerte Friedrich: „Dies war mein Meister; er lehrte mich die Fehler kennen, die ich machte." — „Ew. Majestät", erwiderte der Prinz von Ligne, „waren sehr undankbar, Sie bezahlten ihm die Unterrichtsstunden nicht. Sie hätten sich dafür wenigstens von ihm sollen schlagen lassen, aber ich erinnere mich nicht, daß dies geschehen ist." — „Ich bin nicht geschlagen worden", entgegnete Friedrich, „weil ich mich nicht geschlagen habe."

Besondere Auszeichnung erwies Friedrich dem General Loudon, der sich mit in Neustadt befand. Er nannte ihn fortwährend nur „Herr Feldmarschall", obgleich Loudon erst acht Jahre später diese Würde, welche er, der gefährlichste Feind Friedrich's im siebenjährigen Kriege, schon lange verdient hatte, erhielt. Als man sich eines Tages zur Tafel setzen wollte, bemerkte man, daß Loudon sich noch nicht eingefunden habe. „Das ist gegen seine Gewohnheit", sagte Friedrich, „sonst pflegte er vor mir auf dem Platze zu sein." Er bat darauf, daß Loudon sich neben ihn setzen möge: er liebe es mehr, ihn zur Seite, als sich gegenüber zu sehen.

Friedrich, sowie sein Gefolge, trug während dieses ganzen Besuches die österreichischen Farben, weiß, mit Silber gestickt, damit er den Augen der Oesterreicher nicht die wenig beliebten preußischen Blauröcke vorführe und um den Anschein zu haben, als gehöre er zu ihrer Armee und zum Gefolge des Kaisers. Da Friedrich aber, seiner Gewohnheit nach, viel spanischen Tabak schnupfte, so blieben die Spuren davon auf der weißen Kleidung sehr bemerklich. „Ich bin für Euch, Ihr Herren", bemerkte er zu dem Prinzen von Ligne, „nicht sauber genug, ich bin nicht werth, Ihre Farben zu tragen."

Ueber Joseph äußerte sich Friedrich, kurz nachdem er aus Mähren zurückgekehrt war, mit hoher Anerkennung. „Ich bin", so schrieb er an Voltaire, „in Mähren gewesen und habe da den Kaiser gesehen, der sich in Bereitschaft setzt, eine große Rolle in Europa zu spielen. Er ist an einem bigotten Hofe geboren und hat den Aberglauben verworfen; ist in Prunk erzogen und hat einfache Sitten angenommen; wird mit Weihrauch genährt und ist bescheiden; glüht von Ruhmbegierde und opfert seinen Ehrgeiz der kindlichen Pflicht auf, die er in der That äußerst gewissenhaft erfüllt; hat nur Pedanten zu Lehrern gehabt und doch Geschmack genug, Voltaire's Werke zu lesen und Ihr Verdienst zu schätzen." —

Digitized by Google

Indeß wollten die Vermittelungen zwiſchen den feindlichen Mächten vor der Hand zu keinen erwünſchten Erfolgen führen. Rußland hatte zu wichtige Vortheile über die Türken erkämpft, als daß es ſich zu billigen Friedensbedingungen hätte willig zeigen können; die Pforte wollte auf die ruſſiſchen Forderungen nicht eingehen; Oeſterreich beſtand darauf, daß Rußland nicht der Nachbar ſeiner öſtlichen Provinzen werden dürfe, und rüſtete ſeine Kriegsmacht, um ſolcher Erklärung Nachdruck zu verſchaffen. Mit vermehrter Heftigkeit drohte der Krieg auszubrechen; es war dringend zu befürchten, daß die Polen ſo günſtige Gelegenheit nicht ungenützt würden vorübergehen laſſen, daß ſich auch noch andere Mächte in dieſe Händel miſchen würden und daß aufs Neue die Fackel des Krieges ganz Europa entzünden dürfe. Friedrich aber wünſchte nichts mehr, als den Frieden zu erhalten und ſein Land in ungeſtörter Muße erſtarken zu laſſen. Da zeigte ſich plötzlich ein ganz unvermutheter Ausweg, um alle die widerſtrebenden Gemüther zufrieden zu ſtellen.

Digitized by Google

Prinz Heinrich, der Bruder Friedrich's, befand sich in Petersburg zum Besuche und hatte sich das besondere Vertrauen der Kaiserin Katharina zu erwerben gewußt, als dort die Nachricht eintraf, Oesterreich habe einen Theil des polnischen Grenzlandes besetzt, um alte Ansprüche an dasselbe geltend zu machen. Auf diese Kunde sprach Katharina zu Heinrich das berühmte Wort: „Es scheint, daß man sich in Polen nur zu bücken braucht, um nach Belieben zu nehmen: — wenn der Hof von Wien dies Königreich zerstückeln will, so würden die übrigen Nachbarn desselben das Recht haben, ein Gleiches zu thun." Diese Aeußerung faßte Heinrich auf; er entwickelte der Kaiserin, wie sie sich auf diese Weise für eine gewisse, den übrigen Mächten so wünschenswerthe Nachgiebigkeit gegen die Pforte vollkommen schadlos halten könne, und Katharina ging bereitwillig darauf ein; die Ausführung konnte bei der inneren Zerrissenheit Polens keine Schwierigkeit haben. Als Friedrich die Nachricht von dieser Verhandlung erhielt, zögerte auch er nicht, seine Zustimmung zu geben.

Preußen und Rußland vereinigten sich bald über die zu ergreifenden Maßregeln und forderten Oesterreich auf, an dieser eigenthümlichen Verbindung gegen Polen Theil zu nehmen. Das österreichische Cabinet, obgleich es den ersten Anstoß dazu gegeben hatte, nahm jetzt den Anschein, als ob es die ganze Angelegenheit mißbillige, — vielleicht der Kaiserin Maria Theresia zu Gefallen, die sich darein allerdings nur äußerst schwer finden konnte. Als es aber seine Zustimmung gegeben hatte, machte es plötzlich so ausgedehnte Forderungen, daß der ganze Theilungsplan fast aufs Neue gescheitert wäre. Endlich, nach mancherlei schwierigen Unterhandlungen, kam man dahin überein, daß ein jeder der drei Staaten die seinen Grenzen zunächst gelegenen Landstriche Polens, welche zu seiner vollkommeneren Abrundung dienlich waren, in Besitz nehmen sollte. Die Ausführung geschah im Herbst des Jahres 1772, ohne daß Polen fähig gewesen wäre, etwas dagegen zu unternehmen. Friedrich ließ Pomerellen und die übrigen, zwischen Pommern und Ostpreußen gelegenen Districte (mit Ausnahme von Danzig und Thorn) besetzen und sich huldigen. Jede der drei Mächte stellte Beweise zur Gültigkeit ihrer Forderungen auf. Friedrich's Erklärung betraf vornehmlich Pomerellen, das von dem Herzogthum Pommern durch die Polen im dreizehnten Jahrhunderte abgerissen war und auf das somit Kurbrandenburg, als Erbe von Pommern, gerechte Ansprüche habe. Friedrich's Erwerbung war die geringste an Flächenraum, Einwohnerzahl und Werth des Bodens; aber sie war für ihn von allergrößter Wichtigkeit, sofern sie die naturgemäße Verbindung zwischen seinen Staaten herstellte und ihn durch den Besitz der Weichselmündung zum Herrn des polnischen Handels machte. Die neue Provinz

Digitized by Google

erhielt den Namen Weſtpreußen; und da Friedrich jetzt im Beſitz des ganzen altpreußiſchen Landes war, ſo nannte er ſich nicht mehr, wie bisher, König „in“ Preußen, ſondern König „von“ Preußen.

Der polniſche Reichstag war zur Anerkennung der Abtretungen, trotz des Widerſpruches der polniſchen Patrioten, gezwungen worden. Thaddäus Reyten,

der eifrigſte Gegner der Theilung ſeines Vaterlandes, ward wahnſinnig, als er all ſeine Anſtrengungen vergeblich ſah. Maria Thereſia hatte den Plänen ihres Cabinets nur mit äußerſtem Widerwillen beigeſtimmt. Sie ſchrieb darüber an Kaunitz den merkwürdigen Brief: „Als alle meine Länder angefochten wurden und gar nit mehr wußte, wo ruhig niederkommen ſollte, ſteiffete ich mich auf mein gutes Recht und den Beiſtand Gottes. Aber in dieſer Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelſchreiend wider uns, ſondern auch alle Billigkeit und die geſunde Vernunft wider uns iſt, muß bekennen, daß zeitlebens nit ſo beängſtigt mich befunden und mich ſehen zu laſſen ſchäme. Bedenk der Fürſt, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein elendes Stuck von Polen oder von der Moldau und Walachei unſer Ehr und Reputation in die Schanz ſchlagen. Ich merk wohl, daß ich allein bin und nit mehr en vigueur, darum laß ich die Sachen, jedoch nit ohne meinen größten Gram, ihren Weg gehen.“ Auf den Entwurf des Theilungsprojects aber ſchrieb die hehre Frau eigenhändig die Worte: „Placet, weil ſo viele große und gelehrte Männer es wollen; wenn ich aber ſchon längſt todt bin, wird man erfahren, was aus dieſer Verletzung von Allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird.“ — Alle Welt war von dumpfem Erſtaunen erfüllt, als das Ereigniß vor ſich ging, das bis dahin ohne Beiſpiel in der Geſchichte war. Doch ſchritt keine der übrigen Großmächte dagegen ein; die Vorbereitungen zu dem Freiheitskampfe der Nordamerikaner und die Aufhebung des Jeſuitenordens hatten die Intereſſen nach andern Seiten hin abgezogen.

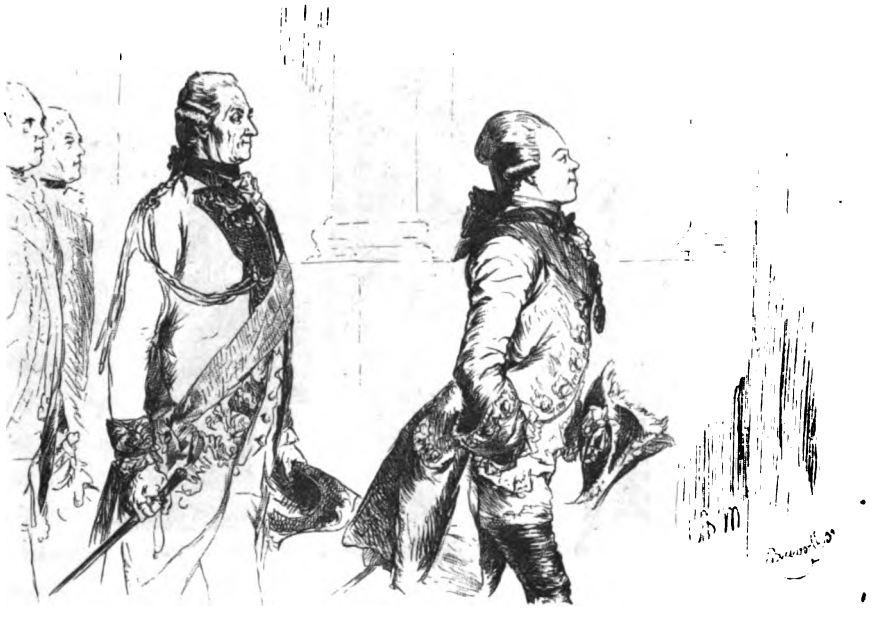
Digitized by Google

Indem wir dem beginnenden Untergange eines Volkes, das herrlich begabt und einſt groß und mächtig war, gerechte Trauer widmen, iſt es der Hinblick auf den ſteten Fortſchritt der Geſchichte, der für ſolche Betrachtung Troſt gewähren muß. Die Geſchichte lehrt uns, wie fort und fort über den Gräbern ein neues Leben emporſprießt. Polen fiel, weil es hinter der Entwickelung der Zeit gänzlich zurückgeblieben war, weil man im Lande ſelbſt nur Willkür und Knechtſchaft kannte, weil kein volksthümlicher Geiſt die Glieder des ausgedehnten Reiches mehr zuſammenhielt. Der ſiebenjährige Krieg war die Zeit geweſen, in welcher ſich für Polen die günſtigſte Gelegenheit darbot, zwiſchen den ſtreitenden Mächten eine ſelbſtändige Stellung einzunehmen und ſich ſomit aufs Neue Einfluß und Bedeutung innerhalb des europäiſchen Staatenſyſtems zu erwerben; aber in unbegreiflicher Trägheit hatte es dieſe Jahre, die nicht wiederkehren ſollten, vorübergehen laſſen, ohne ſich zu irgend einer That zu entſchließen. Preußen ward, indem es vom polniſchen Reiche einen Landſtrich nahm, der — beiläufig bemerkt — nicht der urſprüngliche Sitz polniſcher Volksthümlichkeit war, in welchem ſich im Gegentheil ein germaniſches Volksleben bereits entwickelt und den das polniſche Volk nur durch Waffengewalt unterworfen hatte, auf eine Weiſe innerlich ausgerundet, die beim Fortſchritt ſeiner politiſchen Entwickelung mit Nothwendigkeit erfolgen mußte. Und was von dem ehemaligen Polen unter preußiſche Hoheit kam, ward ſofort, wenn natürlich auch nur in allmäligem Fortſchritt, aus der tief eingeriſſenen Barbarei befreit und all derjenigen höheren Güter des Lebens theilhaftig gemacht, die in den übrigen Provinzen des preußiſchen Staates im regen Wetteifer der Kräfte gediehen. Zagt unſer Herz, dem Schritte beizuſtimmen, an welchem Friedrich Theil nahm, ſo müſſen wir ihm in den neuen landesväterlichen Sorgen, denen er ſich hingab, um mehr als eine halbe Million Menſchen glücklich zu machen, wiederum die lauterſte Bewunderung zollen. Er ſelbſt war ſchon im Sommer 1772 nach Weſtpreußen geeilt, um die nöthigſten Vorkehrungen zu treffen. Wo bisher nur Verwirrung und Rechtloſigkeit geherrſcht hatten, ward eine geregelte Rechtspflege, welche Sicherheit des Lebens und Eigenthums gab, eingeführt; die Schmach der Leibeigenſchaft und das barbariſche Strandrecht wurden aufgehoben; zahlreiche Schulen wurden geſtiftet, um das Volk aus ſeiner ſtumpfen Gefühlloſigkeit zu menſchlichem Adel zu entwickeln; vortreffliche Einrichtungen wurden getroffen, um den anſteckenden Krankheiten zu wehren, die ſo oft Verheerungen unter Menſchen und Vieh angerichtet hatten. Endlich ward nichts verabſäumt, um Thätigkeit und Verkehr zu befördern; Coloniſten wurden in entvölkerten Landſtrecken angeſetzt; an der Poſteinrichtung erhielt die Landſchaft ein ganz neues Gut.

Digitized by Google

Die Verbindung zwiſchen Preußen und Rußland, die bei den Verhandlungen über die zu beſetzenden Landſtriche Polens in etwas geſtört war, was ſodann die geſchäftige Diplomatie feindlich Geſinnter ſchnell zu benutzen geſucht hatte, ward bald noch feſter geknüpft. Prinz Heinrich befand ſich im Frühjahr 1776 zum zweiten Male in Petersburg, als die junge Gemahlin des Großfürſten Paul plötzlich ſtarb. Er wußte ſich bei dieſem Trauerfall durch zarte Theilnahme das Vertrauen des ganzen kaiſerlichen Hofes zu erwerben; und als die Kaiſerin eine baldige Wiedervermählung des Großfürſten wünſchte, brachte er eine Prinzeſſin von Württemberg, deren Mutter eine Prinzeſſin von Brandenburg-Schwedt war, in Vorſchlag. Die Wahl fand Beifall; es ward beſtimmt, daß der Großfürſt in Berlin mit der Prinzeſſin zuſammentreffen und dort die Verlobung feiern ſolle.

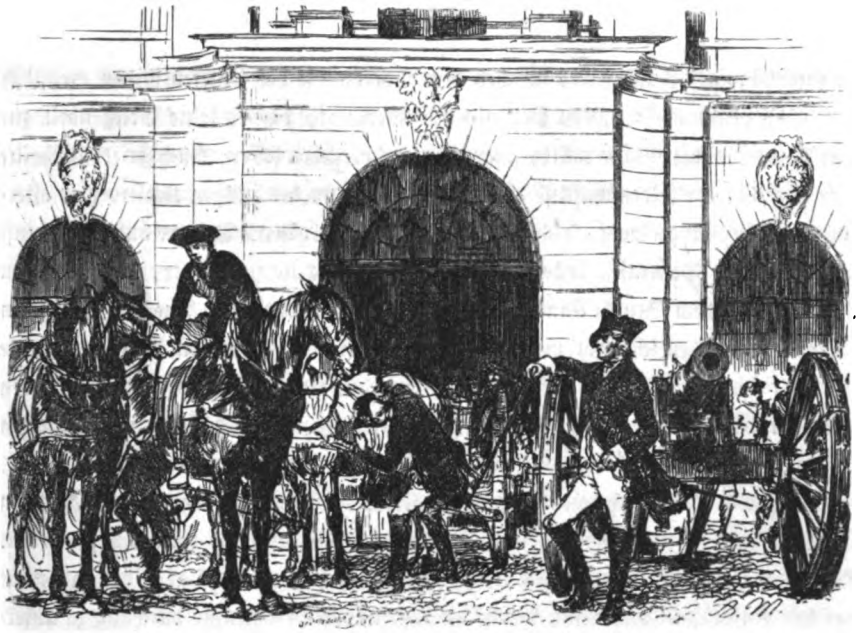
Friedrich machte zum Empfang des hohen Gaſtes außerordentliche Anſtalten. Eine beſondere Geſandtſchaft ward ihm bis an die ruſſiſche Grenze entgegengeſchickt; unterdeſſen traf man alle Vorkehrungen, um den königlichen Reſidenzen ein feſtliches Gepräge zu geben. Da der Hofſtaat Friedrich's äußerſt einfach war, ſo wurde für dieſen Zweck auch die Zahl der Pagen und Lakaien anſehnlich vermehrt. Am 21. Juli hielt der Großfürſt, in deſſen Gefolge ſich der Graf Romanzow, der Beſieger der Türken, befand, einen glänzenden Einzug in Berlin; Friedrich ging ihm bis vor ſeine Wohnung entgegen. Paul Petrowitſch ſagte: „Sire, die Beweggründe, welche



Digitized by Google

mich von dem äußerſten Norden bis in dieſe glücklichen Gegenden führen, ſind das Verlangen, Sie der Freundſchaft zu verſichern, welche für immer Rußland und Preußen vereinigen ſoll, und die Sehnſucht, eine Prinzeſſin zu ſehen, welche auf den Thron der Moskowiter zu ſteigen beſtimmt iſt. Indem ich ſie aus Ihren Händen empfange, wage ich es, Ihnen zu verſprechen, daß dieſe Fürſtin mir und der Nation, über welche ſie regieren wird, um ſo theurer iſt. Endlich erlange ich, was ich ſo lange gewünſcht habe: ich kann den größten Helden, die Bewunderung unſerer Zeit und das Staunen der Nachwelt, betrachten." — Friedrich erwiderte: „Ich verdiene ſo große Lobeserhebungen nicht, mein Prinz; Sie ſehen in mir nur einen alten kränklichen Mann mit weißen Haaren; aber glauben Sie, daß ich mich ſchon glücklich ſchätze, in dieſen Mauern den würdigen Erben eines mächtigen Reiches, den einzigen Sohn meiner beſten Freundin, der großen Katharina, zu empfangen." — Die Verlobung des Großfürſten wurde zwei Tage nach ſeiner Ankunft gefeiert. Jeder Tag ſeiner Anweſenheit war durch die glänzendſten Feſte gefeiert.

Digitized by Google



Einundvierzigſtes Kapitel.

Friedrich's Sorgen für Deutſchland. — Der bayriſche Erbfolgekrieg und der deutſche Fürſtenbund.

Raſtlos hatte Friedrich unterdeß für das Wohl ſeines Volkes gewirkt; gern hätte er dieſe ſchöne Thätigkeit ohne Unterbrechung bis an das Ende ſeines Lebens fortgeführt. Aber er ließ nicht nach, mit ſcharfem Blicke die politiſchen Angelegenheiten zu verfolgen; und als die Gefahr emporſtieg, die früher oder ſpäter die bedeutſame Stellung, welche er ſeinem Staate gegeben, beeinträchtigen konnte, war er ſchnell, wie in den Zeiten der Jugend, gerüſtet, dem drohenden Uebel vorzubeugen.

Seit Jahrhunderten hatte man das öſterreichiſche Kaiſerhaus im Verdacht, daß es dahin ſtrebe, mit dem Schatten der Kaiſerwürde eine Macht zu verbinden, welche

Digitized by Google

die unabhängigen Fürsten des Reiches dem Oberhaupte des letzteren wieder dienstbar zu machen bestimmt sei. Man hielt sich für überzeugt, daß es keine Gelegenheit zur Ausführung solcher Pläne würde ungenützt vorübergehen lassen. Auch Friedrich theilte diese Ansicht; der leidenschaftlich emporstrebende Sinn des jungen Kaisers war allerdings hinlänglich geeignet, solche Besorgnisse rege zu halten. Darum äußerte er einst zu einem seiner Generale, indem er ihm das Bild des Kaisers zeigte, das in seinem Zimmer auf einem Stuhle stand: „Den stelle ich mir unter die Augen; das ist ein junger Mann, den ich nicht vergessen darf. Der Kaiser Joseph hat Kopf, er könnte viel ausrichten; schade für ihn, daß er immer den zweiten Schritt thut, ehe er den ersten gethan hat." — In diesen wenigen Worten ist zugleich der Grund des ganzen tragischen Geschickes, das den Kaiser traf, ausgesprochen.

Schon hatte es nicht an Gelegenheit gefehlt, die Rechte der deutschen Fürsten gegen Oesterreich zu vertreten, und Friedrich war dabei nicht unthätig geblieben. Doch war es bisher bei einfachen Verhandlungen geblieben. Als aber der kaiserliche Hof mit Ansprüchen hervortrat, welche die bestehenden Verhältnisse durchaus zu untergraben drohten, sah sich auch Friedrich zu entschiedeneren Maßregeln genöthigt.

Der Kurfürst von Bayern, Maximilian Joseph, war am 30. December 1777 plötzlich gestorben. Mit ihm erlosch der eine pfalzbayrische Regentenstamm; die Nachfolge gebührte nach unzweifelhaftem Rechte dem Kurfürsten von der Pfalz, Karl Theodor; dieser hatte keine ehelichen Kinder, und sein nächster Lehnserbe war somit der Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken. Dem österreichischen Hofe aber war schon seit längerer Zeit der Erwerb von Bayern erwünscht gewesen. Jetzt wurden schnell einige wenig begründete Ansprüche hervorgesucht, österreichische Truppen rückten unverzüglich in Niederbayern und in die Oberpfalz ein, und Karl Theodor, eingeschüchtert und für das künftige Fortkommen seiner zahlreichen außerehelichen Kinder besorgt, vollzog einen Vergleich mit dem Kaiser, durch welchen er an den letztern die bessere Hälfte seiner Erbschaft abtrat. Den Herzog Karl von Zweibrücken, dessen Stimme natürlich nicht übergangen werden durfte, hoffte man zur Bestätigung der Abtretung zu nöthigen.

Solch ein eigenmächtiges Verfahren war gegen die Grundgesetze des Reiches; blieb dasselbe unangefochten, so war fortan kein Stand des Reiches mehr vor den Eingriffen des Kaisers sicher. Friedrich beschloß, die Gerechtsame der deutschen Fürsten zu vertreten. Er erklärte dem Kurfürsten, daß er als Glied des Reiches und als Bürge des zu Hubertusburg bekräftigten westphälischen Friedens bei solcher Zerstückelung eines Kurstaates wesentlich beeinträchtigt sei. Der Herzog Karl, der, anfangs ohne Unterstützung, schon entschlossen war, sich dem Willen des Kaisers zu

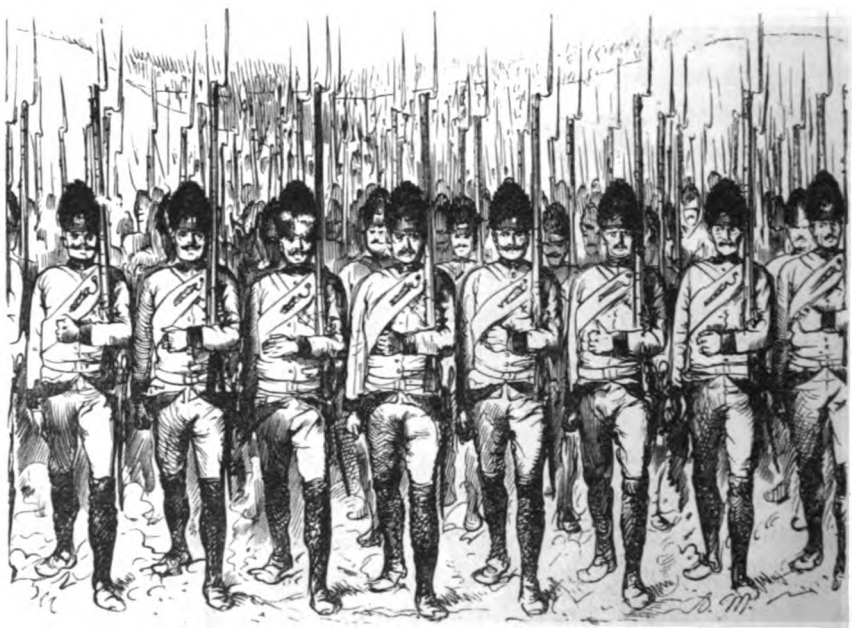
Digitized by Google

fügen, ward durch Friedrich zu einer Protestation veranlaßt und empfing von ihm das Versprechen, das pfälzische Haus bei seinen Rechten auf die bayrische Erbschaft gegen die ungerechten Ansprüche des Hauses Oesterreich mit aller Macht zu schützen. Neben dem Herzog Karl waren auch Sachsen und Mecklenburg bei dieser Angelegenheit betheiligt, indem auch sie einige untergeordnete, aber ebenfalls rechtskräftige Ansprüche auf das bayrische Erbe hatten. Frankreich und Rußland erwiesen sich den Plänen Friedrich's geneigt, waren indeß beide nicht im Stande, eine weitere Unterstützung zu gewähren.

Diplomatische Verhandlungen mit dem Kaiser führten zu nichts. Der österreichische Hof war auf keine Weise gewillt, von Dem, was er in Besitz genommen, irgend etwas aufzuopfern; vielmehr wurden bereits Truppen in Böhmen zusammengezogen, um den Einsprüchen Preußens mit gewaffneter Hand entgegenzutreten. Da gedachte auch Friedrich, obgleich er das sechsundsechzigste Jahr bereits überschritten hatte und körperlich leidend war, nicht länger zu säumen und, wenn es einmal so sein müsse, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Er versammelte seine Armee, von der ein Corps durch Schlesien, das andere durch Sachsen den Oesterreichern entgegentreten sollte, und machte sich bereit, noch einmal die Anstrengungen des Krieges zu ertragen. Nachdem er seine Truppen bei Berlin gemustert, sprach er zu den versammelten Generalen: „Meine Herren! Die Meisten unter uns haben von ihren frühesten Jahren an zusammen gedient und sind im Dienste des Vaterlandes grau

Digitized by Google

geworden: wir kennen einander alſo vollkommen wohl. Wir haben die Unruhen und Beſchwerlichkeiten des Krieges ſchon redlich mit einander getheilt, und ich bin überzeugt, daß Sie ebenſo ungern Blut vergießen als ich. Aber mein Reich iſt jetzt in Gefahr. Mir liegt als König die Pflicht ob, meine Unterthanen zu beſchützen, auch die kräftigſten und ſchleunigſten Mittel anzuwenden, um das über ihnen ſchwebende Ungewitter wo möglich zu zerſtreuen. Dieſen wichtigen Vorſatz zu bewerkſtelligen, rechne ich auf Ihren Dienſteifer und Ihre Neigung zu meiner Perſon, welche Sie noch allemal gezeigt haben und die auch bisher nie ohne Wirkung war. Uebrigens können Sie verſichert ſein, daß ich die Dienſte, die Sie Ihrem Könige und Vaterlande leiſten, ſtets mit warmem Herzen und wahrer Dankbarkeit erkennen werde. Nur darum will ich Sie bitten, daß Sie die Menſchlichkeit nicht aus den Augen ſetzen, wenn auch der Feind in Ihrer Gewalt iſt, und daß Sie die unter Ihren Befehlen ſtehenden Truppen die ſtrengſte Mannszucht beobachten laſſen. Ich reiſe jetzt ab; aber ich verlange nicht als König zu reiſen; reiche und ſchöne Equipagen haben keinen Reiz für mich; doch erlaubt mir mein ſchwächliches Alter nicht, ſo zu reiſen, wie ich in der feurigen Jugend that. Ich werde mich einer Poſtkutſche bedienen müſſen, und Sie haben die Freiheit, eben dergleichen zu thun; aber am Tage einer Schlacht werden Sie mich zu Pferde ſehen, und da hoffe ich, werden meine Generale meinem Beiſpiele folgen."



Digitized by Google

Am 5. April 1778 ging Friedrich nach Breslau ab, indem er den Oberbefehl über die ſchleſiſche Armee übernehmen wollte; das zweite Armeecorps ſollte Prinz Heinrich commandiren. Friedrich hatte den Plan, in Mähren einzubrechen, und er hätte durch deſſen ſchleunige Ausführung bedeutende Vortheile über die Oeſterreicher, deren Rüſtungen noch nicht vollendet waren, erringen können. Aber es entſpannen ſich neue Unterhandlungen zwiſchen ihm und Joſeph, die indeß wiederum kein Reſultat gewährten und nur Gelegenheit gaben, daß die öſterreichiſche Macht vollſtändig zuſammengezogen werden konnte. Jetzt ließ Friedrich den Plan auf Mähren fahren und rückte durch die Grafſchaft Glatz in Böhmen ein. Am 5. Juli betrat er mit dem Vortrabe ſeines Heeres den böhmiſchen Boden. Man hatte in Wien nicht daran geglaubt, daß es dem alten Könige mit ſeinen kriegeriſchen Unternehmungen Ernſt ſei; die Kunde ſeines Anmarſches erregte dort die größte Beſtürzung. Maria Thereſia hatte wenig Luſt, den verderblichen ſiebenjährigen Krieg noch einmal erneut zu ſehen; ſie zitterte für das Leben ihres Sohnes, der nur nach kriegeriſchem Ruhme dürſtete, und ſandte ſomit unverzüglich und insgeheim einen neuen Unterhändler zu Friedrich. Sie ließ Letzterem ausdrücklich ſagen, daß es ihm gewiß ebenſo leid thun würde wie ihr, ſich einander die Haare auszuraufen, die ſchon das Alter gebleicht habe. Aber auch diesmal blieben die öſterreichiſchen Anforderungen von der Art, daß Friedrich nicht darauf eingehen konnte, und ſo wurden ſie nach einigen Wochen wiederum abgebrochen.

Unterdeß war auch Prinz Heinrich, durch ein ſächſiſches Corps verſtärkt, aus Sachſen in Böhmen eingedrungen und hatte dem Feinde einige wichtige Magazine weggenommen. 400,000 Mann, aufs Gewaltigſte gerüſtet, beide Armeen ungewöhnlich reich mit ſchwerem Geſchütz verſehen, ſtanden ſich nunmehr auf böhmiſchem Boden gegenüber. Alles drohte einen unerhörten Kampf. Aber — es kam zu keiner einzigen großen Schlacht. Der Name Friedrich's klang zu drohend in die Ohren der Oeſterreicher, als daß ſie es gewagt hätten, die Kette der unangreiflichen Verſchanzungen, hinter denen ſie aufgeſtellt waren, zu verlaſſen und ſich anders als in leichten Scharmützeln mit dem Gegner einzulaſſen. Und auch Friedrich, gerade in dieſer Zeit hinfälliger als ſonſt und von körperlichen Leiden gedrückt, war nicht Willens, den wohlerworbenen Ruhm durch ein kühnes Wagniß auf das Spiel zu ſetzen. Er begnügte ſich, die böhmiſchen Grenzſtriche, in die er eingerückt war, ihrer Lebensmittel zu entblößen, um dadurch eine Scheidewand zwiſchen Böhmen und Schleſien zu ziehen. Perſönlich indeß bewies er ganz den früheren Muth und ſetzte ſich wie ein junger Offizier den größten Gefahren aus. Ein beſonderer Zug, der uns aus dieſer Zeit aufbehalten iſt, gibt einen Beleg ſeiner alten Unerſchrockenheit. Er hatte

Digitized by Google

eines Tages zur Ader laſſen müſſen. An demſelben Tage fiel eine Kanonade mit dem Feinde vor, die ſo ſtark ward, daß er für nöthig fand, ſelbſt dahin zu reiten. Bei der Bewegung ſprang ihm die Ader auf. Er ſtieg vom Pferde und ließ ſich durch einen Compagniechirurgus, der ſich zufällig an der Stelle befand, die Ader wieder zubinden. In dem Augenblicke ſchlug eine Kanonenkugel hart neben ihm nieder. Der Chirurg erſchrak und zitterte. Friedrich aber ſagte lächelnd zu den Umſtehenden: "Der muß noch nicht viel Kanonenkugeln geſehen haben!"

Bald aber brach unter den preußiſchen Truppen Mangel an Nahrungsmitteln aus, und verderbliche Krankheiten und häufige Deſertion waren die Folge davon. Die Regimenter wurden hierdurch mehr gelichtet, als wenn es zu blutigen Schlachten gekommen wäre. Friedrich ſah ſich zum Rückzuge aus Böhmen genöthigt, den ſeine beiden Armeen in der Mitte Septembers antraten. Die meiſterhafte Umkehr aus dem verderblichen Aufenthalt war der vorzüglichſte Ruhm, den Friedrich in militairiſcher Beziehung aus dieſem Kriege davontrug. Die öſterreichiſche Hauptarmee wagte ihn auch hierbei nicht zu ſtören; einzelne Corps, welche von der ſchwierigen Lage der Preußen Nutzen zu ziehen ſuchten, wurden überall erfolgreich zurückgeſchlagen. Beſonders zeichnete ſich bei dieſem Rückzuge der preußiſche Thronfolger Friedrich Wilhelm aus, indem derſelbe die ihm anvertrauten Truppen ebenſo geſchickt

Digitized by Google

auf den gefahrvollſten Wegen zu führen, wie den wiederholten Angriffen der Feinde mit ſtandhafter Tapferkeit zu begegnen wußte. Friedrich hörte die Berichte über die Thaten ſeines Neffen mit freudiger Genugthuung an. Als Beide hernach zuſammentrafen, ging er ihm mit der heiterſten Miene entgegen und ſagte: „Ich betrachte Sie von heute an nicht mehr als meinen Neffen, — ich ſehe Sie als meinen Sohn an. Sie haben Alles gethan, was ich hätte thun können, Alles, was man von dem erfahrenſten Generale erwarten konnte.“ Dann umarmte er den Prinzen mit vieler Zärtlichkeit. Dies Ergebniß erweckte überall um ſo größere Freude, als man wußte, daß zwiſchen Friedrich und dem Thronfolger nicht eben ein innigeres Verhältniß obwaltete.

Friedrich hatte ſein Hauptquartier noch auf böhmiſchem Boden, in Schatzlar, genommen, während die Quartiere, die er ſeine Truppen beziehen ließ, ſich nach Schleſien hinein erſtreckten. Hier blieb er bis Mitte October und lebte, den widerwärtigen Eindruck des thatenloſen und doch ſo beſchwerlichen Krieges von ſich abſchüttelnd, der edelſten literariſchen Beſchäftigung. Voltaire war im Frühling dieſes Jahres geſtorben. Friedrich hatte ihm lange verziehen und ſtand ſeit dem ſiebenjährigen Kriege wiederum mit ihm im lebhafteſten Briefwechſel. Jetzt ſchrieb er eine Gedächtnißrede auf den Hingeſchiedenen, die den ganzen Enthuſiasmus ſeiner Jugendzeit athmet. Er ließ ſie noch im November deſſelben Jahres in der Akademie von Berlin vorleſen.

Digitized by Google

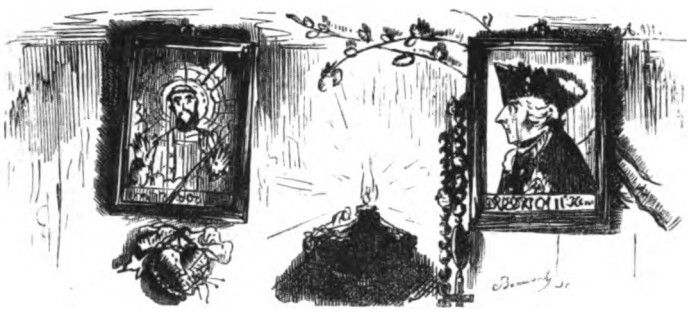
Von Schatzlar begab sich Friedrich nach Oberschlesien und trieb die Oesterreicher zurück, welche hier die Grenze beunruhigten. Er besetzte einige Städte des österreichischen Schlesien und ging dann nach Breslau, wo er den Winter über blieb. Einige Gefechte, die während des Winters an der Grenze vorfielen, blieben ohne entscheidenden Erfolg. Jetzt traten auch Frankreich und Rußland mit größerem Nachdrucke gegen den kaiserlichen Hof auf, indem sie Abstellung der Beschwerden der Reichsfürsten forderten. Und da nun auch die Türken, durch welche man Rußland zu beschäftigen gesucht, mit dieser Macht Frieden geschlossen und man somit russische Waffenhülfe zu befürchten hatte, so fand man sich endlich zur Nachgiebigkeit geneigt. Im März 1779 wurde ein Waffenstillstand und am 13. Mai zu Teschen der

Friede geschlossen. Der Vergleich zwischen Oesterreich und dem Kurfürsten Karl Theodor wurde aufgehoben, Bayern — bis auf einen District zunächst an der österreichischen Grenze — seinen rechtmäßigen Besitzern zurückgegeben und Sachsen sowie Mecklenburg auf andere Weise befriedigt.

Friedrich, der für den Krieg 29 Millionen Thaler geopfert und eine große Anzahl seiner Truppen verloren hatte, verlangte im Frieden keine Entschädigung. Gleichwohl trug er einen Vortheil davon, der alle die Vortheile weit überstieg, welche er vielleicht erworben hätte, wenn er den Bestrebungen des Kaisers die Hand geboten. Er gewann durch seinen uneigennützigen Kampf das Vertrauen und die Zuneigung seiner deutschen Mitstände in einem höheren Grade, als er sie je gehabt hatte. Auch Diejenigen, welche bisher die steigende Macht seines Hauses nur mit Eifersucht angeschaut, erblickten jetzt in diesem Hause einen Schutzgeist der bestehenden Verfassung des deutschen Reiches. Ueberall nannte man Friedrich „den Großen", ja, um ihn von den Andern, denen die Geschichte einen solchen Beinamen ertheilt, zu unterscheiden, „den Einzigen". Das bayrische Volk vornehmlich verehrte ihn als den Begründer seiner Selbständigkeit. In den bayrischen Bauerhäusern sah man fortan

Digitized by Google

ſein Bildniß neben dem des heiligen Corbinian, des Schutzheiligen von Bayern; oft brannte unter beiden Bildern eine Lampe. So fand es einſt ein öſterreichiſcher Offizier in einem bayriſchen Dorfe; er fragte, was das bedeute. Der Wirth gab zur Antwort: „Dieſer da iſt der Bayern Schutzpatron im Himmel, und dieſer hier, Friedrich, der Preußenkönig, iſt unſer Schutzpatron auf Erden. Beide ſind unſere Heiligen, und vor Heiligen brennen wir als gute Katholiken Lichter.“



Und noch ein ſchöner Zug ſchließt ſich dem bayriſchen Erbfolgekriege an. Als Friedrich im Frühjahr 1779 erfuhr, daß die Einwohner des Strichs von Böhmen, den ſeine Armee im vorigen Jahre beſetzt und verheert hatte, in äußerſter Verlegenheit ſeien, da es ihnen durchaus an Saatkorn mangle, ſo öffnete er ihnen ſeine an der Grenze befindlichen Magazine. Sie konnten aus denſelben, wie es ihnen am gelegenſten war, entweder für ſehr mäßigen Preis Getreide kaufen oder auch geborgt erhalten, um es nach der Ernte durch neue Frucht zu erſetzen. —

Nach ſolchen Vorgängen erſcheinen die letzten Jahre von Friedrich's politiſcher Thätigkeit, trotz all der neuen, mannigfach verſchiedenen Lebens- und Entwickelungsmomente, die er um ſich her emporſprießen ſah, von eigenthümlichem Glanze verklärt. Ehrerbietig horcht man überall den weiſen Lehren, den Worten der Mäßigung und Billigkeit, die er in das lebhafte, ſich löſende oder neu verwirrende Getriebe des Völkerverkehrs hinausſendet; begierig ſtrebt man, den eignen Entſchlüſſen durch das Gewicht ſeines Namens größeren Nachdruck zu geben. So ließ es ſich Rußland, obgleich deſſen Intereſſe von dem preußiſchen ſchon wiederum abgewendet war und obgleich Friedrich keine Flotte zur Dispoſition hatte, ſehr angelegen ſein, ihn zum Beitritt zu der bewaffneten Seeneutralität zu vermögen, nur damit durch ſeine bloße Erklärung die Verbindung einen um ſo größeren Einfluß erhalte. Er trat im Jahre 1781 bei. — Bei den Irrungen, die in Holland zwiſchen dem Statthalter (dem Gemahl ſeiner Nichte) und den ſogenannten Patrioten entſtanden waren, ſuchte er nach beiden Seiten hin begütigend zu wirken, ohne aber anders als durch das Wort

Digitized by Google

ſich in die Angelegenheiten des fremden Volkes zu miſchen. Dem Statthalter ſchrieb Friedrich, er möge ſich vor Allem die Achtung und das Vertrauen der Nation zu erwerben ſuchen. „Mit dieſen“, ſetzte er hinzu, „werden Sie, gleich Ihren großen Vorfahren, von denen abzuſtammen auch ich mir zur Ehre rechne, Anſehen und Einfluß in alle Geſchäfte genug haben.“ — Die ehrenvollſte Anerkennung ward Friedrich von Seiten der nordamerikaniſchen Freiſtaaten zu Theil, die im Jahre 1783 in die Reihe der unabhängigen Staaten eingetreten waren. Sie wünſchten möglichſt ausgebreitete Handelsverbindungen mit Europa zu unterhalten und mit den verſchiedenen Mächten Tractate abzuſchließen, durch welche den Grundſätzen der Seeneutralität möglichſt weite Ausdehnung gegeben und den unſeligen Folgen unvermeidlicher Kriege möglichſt enge Schranken geſetzt würden. Friedrich ward von ihnen zu ſolcher Verbindung aufgefordert: „als derjenige Regent, welcher dazu gemacht ſei, hierin allen andern ein Beiſpiel zu geben.“ Friedrich ſtimmte dem Antrage unver-

Digitized by Google

züglich bei, und Franklin, Adams und Jefferson schlossen mit dem preußischen Gesandten im Haag, von Thulemeyer, im Jahre 1785 das Bündniß, dessen auf geläuterte Humanität gegründete Bestimmungen eins der ruhmwürdigsten Denkmäler der Geschichte sind.

In demselben Jahre endlich stiftete Friedrich den deutschen Fürstenbund, der Dasjenige, was er durch den bayrischen Erbfolgekrieg erstrebt, auf eine umfassende Weise vollendete. Joseph, seit dem Jahre 1780, da seine Mutter gestorben war, Alleinherrscher von Oesterreich, hatte nicht aufgehört, die Furcht der deutschen Reichsstände, daß er nach einer allmäligen Umwandlung der Reichsverfassung strebe, rege zu erhalten. Das Schlimmste glaubte man befürchten zu müssen, als er aufs Neue Anstalten machte, den Erwerb Bayerns, den er im Frieden von Teschen aufgegeben, auf eine zwar minder gewaltthätige Weise zu erringen, und als sowohl Rußland wie Frankreich jetzt ihre Zustimmung zu dem neuen Plane gaben. Karl Theodor, der Kurfürst von Pfalzbayern, erhielt den Antrag, die bayrischen Lande gegen die österreichischen Niederlande, mit Ausschluß von Luxemburg und Namur, und gegen eine Summe von drei Millionen für ihn und seine Lehnserben an den Kaiser zu vertauschen. Die Nachricht hiervon ward dem Herzog von Zweibrücken im Januar 1785 durch einen russischen Abgeordneten mit dem Bedeuten überbracht, daß Rußland und Frankreich den Tausch gebilligt hätten und daß derselbe, auch wenn der Herzog sich weigere, gleichwohl vor sich gehen würde. Die Sache erregte sofort das größte Aufsehen; nicht nur war der Tausch für das bayrische Haus allzu unvortheilhaft, man hielt sich auch für überzeugt, daß Oesterreich nach solchem Schritte immer weiter um sich greifen werde; man sprach davon, daß auch dem Herzoge von Württemberg ein ähnlicher Antrag gemacht sei, indem ihm Modena für sein väterliches Erbe sei geboten worden; man sah im Geiste schon alle kleinen Fürsten Süddeutschlands der österreichischen Oberhoheit unterworfen. Der Herzog von Zweibrücken protestirte; er wandte sich wiederum an Friedrich, der alsbald dem russischen Hofe nachdrückliche Vorstellungen über das ungesetzmäßige Verfahren des Kaisers machte, und Katharina sah sich nun zu der Erklärung bewogen, sie habe den ganzen Plan nur gebilligt, sofern von einem freiwilligen Tausche die Rede gewesen sei. Von Frankreich erfolgte dieselbe Erklärung. So sah sich denn auch Joseph genöthigt, die Sache fallen zu lassen und gleichfalls die Erklärung abzugeben, daß er an einen erzwungenen Tausch nie gedacht habe.

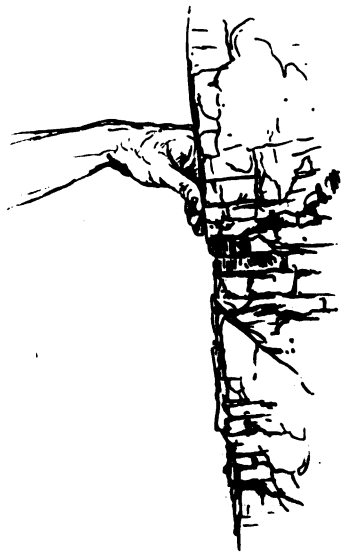
Aber die Gemüther waren einmal im höchsten Grade erregt, und es schienen fortan entschiedenere Maßregeln nöthig, um die kleineren Fürsten des Reiches gegen Oesterreichs Uebermacht zu schützen. Friedrich hatte dies in weiser Uebersicht der

Digitized by Google

Verhältniſſe bereits vorausbedacht. Schon im vorigen Jahre hatte er ſeinen Miniſtern den Plan vorgelegt, eine engere Verbindung der deutſchen Reichsſtände, ähnlich wie dergleichen ſchon in früheren Jahrhunderten geſchehen war, zu Stande zu bringen. Der bayriſche Tauſch beſchleunigte jetzt die Ausführung dieſer Idee. Sachſen und Hannover wurden zunächſt zu einer Verbindung aufgefordert, welche dazu dienen ſollte, die Gerechtſame der Stände des deutſchen Reiches und überhaupt die Verfaſſung deſſelben unverletzt zu erhalten. Schon am 23. Juli kam dieſe Verbindung zu Stande, und ſehr ſchnell, zum Theil unaufgefordert, ſchloß ſich nun auch der bei weitem größere Theil der übrigen Regenten Deutſchlands an.

So hatte Friedrich, kurz vor dem Ziele ſeiner irdiſchen Bahn, ſeinem Staate und dem geſammten deutſchen Vaterlande durch den deutſchen Fürſtenbund das edelſte Vermächtniß, die Bürgſchaft innerer Kraft und fortdauernden Friedens, geſtiftet, — ſoweit menſchliche Vorausſicht für die Schickſale der Völker Bürgſchaft leiſten kann! Daß mit ſeinem Leben wiederum eine Periode geſchichtlicher Entwickelung abgelaufen war, daß in wenig Jahren die ungeheuerſte Erſchütterung aller europäiſchen Staaten erfolgen, daß die Verhältniſſe der Fürſten und der Völker eine ganz neue Geſtalt annehmen ſollten, konnte damals Keiner ahnen. Friedrich hatte ſein irdiſches Thun zum ſchönſten Schluſſe gebracht; er durfte mit Ruhe und Zufriedenheit ſein Auge ſchließen.

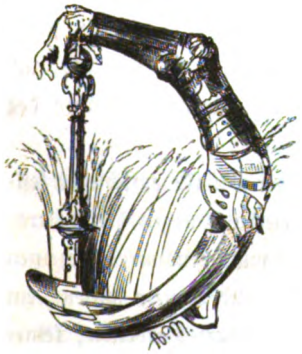
Aber ehe wir uns ſeinen letzten Augenblicken zuwenden, haben wir noch ſein Wirken im Inneren ſeines Staates, ſeit er die Wunden des ſiebenjährigen Krieges zu heilen begonnen, und den ſtillen Verkehr ſeines Hauſes zu betrachten.



Digitized by Google

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Friedrich's innere Regierung seit dem siebenjährigen Kriege.



Die Verwaltung seines Staates führte Friedrich in den letzten Jahrzehnten seines Lebens, seit der glorreichen Beendigung des siebenjährigen Krieges, in derselben Weise fort, wie er sie in den glücklichen Jahren vor dem verheerenden Kriege begonnen hatte. Die Stunden des Tages waren fortan mit derselben Pünktlichkeit zwischen den Pflichten des höchsten Berufes und zwischen der Muße des Weisen getheilt; das Jahr verfloß nach denselben Abschnitten, indem er theils von seinem stillen Landhause aus den allgemeinen Gang der Dinge lenkte, theils an Ort und

Digitized by Google

Stelle alles Einzelne mit scharfem Blicke prüfte. Bis zur Stunde seines Todes war sein Geist es, der den Organismus seines vielgegliederten Staates belebte, war seine Hand es, die alle Fäden der Regierung zusammenhielt und lenkte.

Indeß tritt uns, indem wir den allgemeinen Charakter dieser fortgesetzten landesväterlichen Thätigkeit des großen Königs betrachten, zunächst eine Anschauungsweise entgegen, die unserer Zeit bereits fremd geworden ist, die wir uns jedoch klar machen müssen, um ein unbefangenes Urtheil zu bewahren. Friedrich steht an der Schwelle der neuen Zeit. Er gab dem Gedanken des Menschen eine Freiheit, die zu jener Zeit ohne Beispiel gewesen war; er gewährte jedem seiner Unterthanen eine unbedingt gleiche Geltung vor dem Stuhle des Rechts. Aber es sind im Wesentlichen eben nur diese allgemeineren Verhältnisse, durch welche er dem neuen Geiste Bahn brach; in der Gestaltung des Einzelnen fand er es für gut, noch die gemessenen Schranken bestehen zu lassen, die er vorgefunden hatte, ihre Linien sogar noch fester zu ziehen und der Thätigkeit seiner Unterthanen die Richtungen vorzuzeichnen, in denen sie sich bewegen sollte. Hierin mag ihn vornehmlich der Umstand bestärkt haben, daß bereits durch die Bemühungen seines Vaters ein Mechanismus in dem ganzen Körper des Staates ausgebildet war, dessen Vorzüge vielleicht schwer durch eine andere Gestaltung der Dinge zu ersetzen waren, und daß gerade ein solcher Mechanismus günstig schien, um der Ueberlegenheit seines eignen Geistes freien Spielraum zu gewähren. In solcher Weise konnte er eine großartige Selbstherrschaft üben, wie die Geschichte kein zweites Beispiel kennt. In den späteren Jahren seines Lebens trat, wie es einmal in der Natur des Menschen begründet ist, diese Richtung schärfer hervor als früher; aber wenn auch manche Hemmnisse in der freieren Entwickelung der Kräfte seines Volkes dadurch bedingt waren, so hat er diesem Uebelstande gleichwohl durch den hohen Sinn, mit dem er fort und fort seine Regierung führte, durch die außerordentlichen Unterstützungen, die er nach allen Seiten hin spendete, um das Begonnene zu fördern, durch den reinen Willen, der nur das Gedeihen des Staates im Auge hatte, aufs Glücklichste entgegengearbeitet.

So erklärt es sich zunächst, daß er den Unterschied der Stände entschieden festhielt und daß er über demselben, als die veränderten Verhältnisse in der späteren Zeit seiner Regierung manche Lösung des Althergebrachten wünschenswerth erscheinen ließen, nur mit vermehrter Sorge wachte. Adel, Bürger und Bauern sollten, ein jeder in seinem abgeschlossenen Berufe, für das Beste des Staates arbeiten; keiner von ihnen sollte in die Gerechtsame des andern eingreifen. Der Adel sollte seine Stellung als erster Stand behaupten; er sollte ausschließlich dazu dienen, die ehrenvollsten Aemter des Staates und besonders die Offizierstellen der Armee zu

Digitized by Google

beſetzen; dieſem höheren Berufe zu genügen, ſollte er ſeine Gedanken von der Richtung auf gemeinen Erwerb unentweiht erhalten, ſollte ſeine Kraft allein durch den großen Grundbeſitz getragen werden. Da aber der Adel ſchon gar ſehr in Verfall gerathen war und Vielen ein einträgliches Gewerbe behaglicher geweſen wäre, als der Beſitz von Ländereien, mit denen ſie nichts anzufangen wußten, ſo ward Alles gethan, um ſie, ſelbſt wider ihren Willen, in ſolchem Beſitze zu erhalten und zu einer zweckmäßigen Bewirthſchaftung deſſelben zu vermögen. Dem Verkauf der Rittergüter an Bürgerliche ward alle mögliche Schwierigkeit in den Weg gelegt.

Digitized by Google

endlich ward er ganz verboten. Auf die Verbeſſerung der adeligen Güter wurden anſehnliche Summen verwandt, die der König bereitwillig hergab; von der größten Bedeutung aber und von beſonders günſtigem Einfluſſe auf die wankenden Umſtände des Adels war die Stiftung der landſchaftlichen Creditſyſteme, die Friedrich in dieſer ſpäteren Zeit ins Leben rief und durch welche für die Gelder, die auf die Güter einer beſonderen Provinz erhoben wurden, fortan die ganze Landſchaft bürgte, ſodaß der geſunkene Credit raſch und lebendig emporgebracht wurde. Noch mancherlei andere Anſtalten, unter denen beſonders Cadettenhäuſer und Ritterakademien anzuführen ſind, richtete Friedrich zum Beſten des Adels ein.

Bei ſolcher Geſinnung mußte ihm natürlich die Verbeſſerung des Ackerbaues ſehr am Herzen liegen, und er hat auch dafür nach Kräften und mit reifer Einſicht gewirkt. Hierbei ließ er ſich mit ganz beſonderer Theilnahme auf die perſönlichen Verhältniſſe der letzten ſeiner Unterthanen, des Bauernſtandes, ein, indem er der Meinung war, daß die Entfernung dieſes Standes vom Throne, wie ſie eben in jenen kaſtenartigen Unterſchieden begründet war, nur durch das eigne Auge des Landesvaters ausgeglichen werden könne. Doch wagte er es nicht, obgleich er keine wirkliche Leibeigenſchaft in ſeinen Staaten duldete, die Bauern aus den mannigfach abhängigen Verhältniſſen zu ihren adeligen Gutsherren zu löſen, indem er hierdurch die vorhandenen Vorrechte der letzteren hätte antaſten müſſen. So konnte denn auch der Ackerbau nicht zu der erwünſchten Blüthe emporgeführt werden. Was in dieſer Beziehung mangelhaft blieb, ſuchte Friedrich durch die Einführung zahlreicher Coloniſten aus der Fremde, denen die wüſt liegenden Ländereien übergeben wurden und die ſich der mannigfachſten Unterſtützung erfreuten, zu bewirken. Faſt nichts gab ſeinem Geiſte eine ſolche Befriedigung, als wenn er Wüſten in blühende Gegenden umgewandelt hatte und nun auf dieſen ein reges Leben entfaltet ſah. Unermeßliche Summen hat er hierauf im Laufe ſeiner Regierung verwandt. In allen Provinzen ſeines Staates ließ er, wie er es bereits vor dem ſiebenjährigen Kriege im Oderbruch begonnen, Moräſte und Seen entwäſſern, durch Dammbauten gegen die Gewalt der Fluten beſchützen, Sandſchollen befeſtigen und zur Erzeugung von Pflanzen geſchickt machen. Um alle, auch die geringfügigſten Einzelheiten kümmerte er ſich bei dieſen neuen Anlagen; manche Geſpräche, die er darüber auf ſeinen Reiſen mit den Beamten geführt und die man aufgezeichnet hat, geben hierüber intereſſante Zeugniſſe. Noch heute danken ihm viele reiche Fluren des preußiſchen Staates ihr Daſein. Ein ſehr tüchtiger Mann, von Brenckenhoff, deſſen Verdienſte er in dem kleinen deſſauiſchen Lande kennen gelernt hatte, ſtand ihm in dieſen großartigen Bemühungen erfolgreich zur Seite.

Digitized by Google

Ebenſo, wie Adel und Bauern, blieb auch der Bürgerſtand in ſich abgeſchloſſen und durch die mittelalterlichen Zunftverhältniſſe beengt. Auch ihm ward die beſtimmte Richtung und Thätigkeit, mit welcher er in den Organismus des Staates einzugreifen habe, vorgeſchrieben. Beſonders ließ es ſich Friedrich angelegen ſein, das Fabrikweſen zu begünſtigen, damit auf ſolche Weiſe die Bedürfniſſe des Volkes im eignen Lande erzeugt, das Erworbene im Lande behalten, zugleich auch die Einwohnerzahl ſoviel als möglich vermehrt würde. In jeder Weiſe und mit Aufopferung der größten Summen, ſowie durch hohe Beſteuerung der fremden Waaren ſuchte er neue Unternehmungen ſolcher Art zu unterſtützen, und er hatte ſich, wenigſtens im Einzelnen, manches glücklichen Erfolges zu erfreuen. Vorzügliches Gedeihen hatte die große Porzellanfabrik von Berlin, deren Erzeugniſſe bald denen der ſächſiſchen Fabriken zur Seite ſtanden. Friedrich hatte für dieſe Porzellanarbeiten eine beſondere Liebhaberei; die Fabrik in Aufnahme zu bringen, ließ er in ihr große Tiſchſervice anfertigen und bediente ſich dieſer zu Geſchenken. Ehe die Fabrik in Aufnahme kam, machte er, um den Juwelieren Beſchäftigung zu geben, die meiſten Geſchenke mit Doſen und Ringen. Wenn er zum Carneval nach Berlin ging, nahm er eine ziemliche Anzahl ſeiner koſtbaren Doſen in zwei Kaſten mit, welche durch den langen Sandweg gewöhnlich von einem der beiden Dromedare getragen wurden, die ihm

Digitized by Google

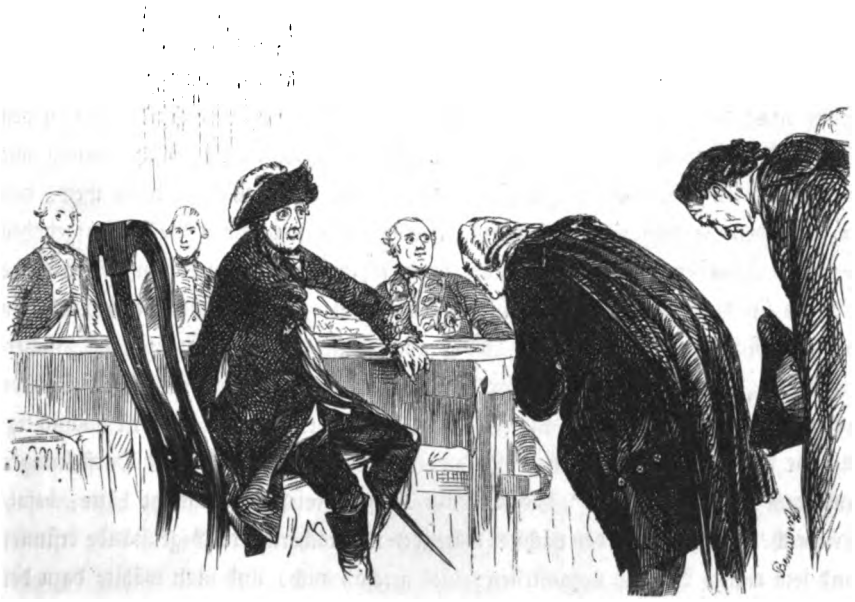
der General Tschernitschef überbracht hatte, als er im siebenjährigen Kriege mit seinem Armeecorps zu den Preußen gestoßen war. — Ebenso war Friedrich fort und fort bemüht, auch den Handel, wie alle Zweige des Erwerbes, durch verschiedene Einrichtungen in Aufnahme zu bringen, namentlich durch die vermehrte Anlage bedeutender Wasserstraßen, unter denen besonders der Bromberger Kanal, welcher die Oder mit der Weichsel verbindet, von Bedeutung ist.

Nach allen Richtungen hin suchte der unermüdliche König, ob auch die Last der Jahre allgemach schwer zu tragen ward, Betriebsamkeit und eifrige Regung der Kräfte zu verbreiten, allenthalben suchte er, wo Elend und Verfall drohte, zu steuern und die sinkenden Kräfte emporzuhalten. Von seinem hohen Wohlthätigkeitssinne und von der Weisheit, durch welche derselbe begleitet ward, bewahrt die Geschichte eine Reihe von Zeugnissen, die auch das stumpfste Gemüth zur Bewunderung und Verehrung hinreißen. Er sammelte in den fruchtbaren Jahren mit umsichtiger Sorgfalt ein, um in den Jahren des Mangels sein Volk vor dem Hunger zu bewahren. So waren im Jahre 1770 und zunächst vorher die Ernten überall äußerst ergiebig gewesen, an manchen Orten so bedeutend, daß man das Getreide nicht aufzuspeichern vermochte und auf dem Felde verderben ließ. Friedrich aber hatte seine großen Magazine reichlich gefüllt; und als nun auf diese Zeit, in den Jahren 1771 und 1772, furchtbarer Mißwachs folgte, da konnte er seine Kornspeicher öffnen, das Gesammelte zu wohlfeilen Preisen verkaufen und den Dürftigsten umsonst geben. Viele Tausende starben in den Nachbarländern des entsetzlichsten Hungertodes; in Preußen erlag Keiner dem Hunger oder dessen Folgen; vielmehr konnte auch noch den großen Schaaren der Fremden, die in Preußen Hülfe suchten, Unterstützung gereicht werden. Von dieser Zeit an erkannte man es, daß Friedrich ebenso weise als Regent, wie groß als Feldherr sei.

Als die Stadt Greiffenberg in Schlesien, durch ihren Leinwandhandel ausgezeichnet, im Jahre 1783 abgebrannt war, gab Friedrich ansehnliche Baugelder, sodaß die unglückliche Stadt schnell wieder aufgebaut werden konnte. Die Bürger sandten ihm im folgenden Jahre, als er auf seiner schlesischen Reise sich in Hirschberg aufhielt, eine Deputation, ihm ihren Dank auszusprechen. Friedrich saß mit dem Prinzen von Preußen und zwei Adjutanten an der Tafel, als die Deputirten eintraten. Der Sprecher sagte zu ihm: „Ew. Königlichen Majestät statten wir im Namen der abgebrannten Greiffenberger den allersubmissesten Dank ab für das zur Aufbauung unserer Häuser allergnädigst verliehene Gnadengeschenk. Freilich ist der Dank eines Staubes, wie wir sind, ganz unbedeutend und ein Nichts. Wir werden aber Gott bitten, daß er Ew. Majestät für dieses königliche Geschenk göttlich

Digitized by Google

belohne.“ Hier ſtiegen dem alten Könige Thränen ins Auge und er ſagte die ewig denkwürdigen Worte: „Ihr habt nicht nöthig, euch dafür bei mir zu bedanken. Es iſt meine Schuldigkeit, meinen verunglückten Unterthanen wieder aufzuhelfen: dafür bin ich da!“



Auch fuhr Friedrich fort, durch verſchiedene Bauten ſowohl müßige Hände zu beſchäftigen, als ſeinen Reſidenzen ein immer würdevolleres Anſehen zu geben. Zu den Prachtbauten ſeiner ſpäteren Zeit gehören das Bibliothekgebäude und die koloſſalen Gensdarmenthürme zu Berlin. Der Bau der letzteren wurde 1780 begonnen und ſchnell emporgeführt. Der eine dieſer Thürme, der zu der ſogenannten deutſchen Kirche gehörige, ſtürzte bereits im nächſten Jahre bei nächtlicher Weile zuſammen; aber ebenſo rüſtig wurde der Bau von Neuem begonnen und das mächtige Werk im Jahre 1785 vollendet.

Für die Bildung des Volkes durch Schulen hat Friedrich wenig Umfaſſendes und Durchgreifendes gethan, und man hat dies als einen Hauptmangel ſeiner Regierung herausgeſtellt. In der That iſt es ſo; aber indem Friedrich zugleich alle Beſchränkung des Gedankens und allen Gewiſſenszwang aus ſeinen Landen fern hielt, ward gleichwohl dem wiſſenſchaftlichen Beſtreben eine Bahn eröffnet, welche in kurzer Friſt zu den ſchönſten Erfolgen führte und welche, wenn auch erſt allmälig

Digitized by Google

und in späterer Zeit, schon von selbst einen höheren Bildungsgrad über die Gesammtmasse des Volkes verbreiten mußte. Dieselben Grundsätze der kirchlichen Duldung, wie in seinen früheren Jahren, übte Friedrich auch in der späteren Zeit seines Lebens aus. Wie frei er selber denken mochte, so störte er Keinen in seiner religiösen Ueberzeugung. Selbst unter seinen nächsten Freunden befanden sich mehrere von streng kirchlicher Gesinnung, den verschiedenen Confessionen zugethan; Friedrich ließ sie ruhig gewähren und wußte sie nur wegen der festen Ueberzeugung, die sie einmal gewonnen hatten, zu beneiden. Unschuldigen Schwärmern, solange sie von ihrer Seite nicht das Gebot der Toleranz überschritten, legte er keine Hindernisse in den Weg. Die zahlreichen Katholiken Westpreußens fanden dieselbe Anerkennung wie die Katholiken in Schlesien. Ja Friedrich ging mit diesen Maßregeln so weit, daß er selbst den Jesuitenorden, nachdem derselbe durch päpstlichen Befehl aufgehoben war, in Schlesien noch mehrere Jahre fortbestehen ließ, indem er den Werth dieses Ordens für die Bildung der katholischen Geistlichen, die er vor der Hand durch kein besseres Mittel zu ersetzen wußte, wohl anerkannte. So wurde auch die Büchercensur im Allgemeinen mit größter Milde gehandhabt. Besonders gegen Satiren auf seine eigne Person erwies sich Friedrich, königlichen Sinnes, äußerst nachsichtig. Als die Wiener es mißdeuteten, daß man einem Berliner Kalender mit Darstellungen aus dem „Don Quichote" das Bildniß Kaiser Joseph's vorgesetzt hatte, befahl Friedrich, man möge für den nächsten Kalender noch lächerlichere Gegenstände ersinnen und sein eignes Bildniß voranstellen; dies geschah auch, und man wählte dazu den „Rasenden Roland".

Mit höchstem Eifer aber sorgte Friedrich bis an den Abend seines Lebens für eine umfassende und parteilose Rechtspflege. Darüber schrieb er einst, im Jahre 1780, an d'Alembert: „Ursprünglich sind die Regenten die Richter des Staates; nur die Menge der Geschäfte hat sie gezwungen, dieses Amt Leuten zu übertragen, denen sie das Fach der Gesetzgebung anvertrauen. Aber dennoch müssen sie diesen Theil der Staatsverwaltung nicht zu sehr vernachlässigen, oder wohl gar dulden, daß man ihren Namen und ihr Ansehen dazu mißbraucht, um Ungerechtigkeiten zu begehen. Aus diesem Grunde bin ich benöthigt, über Diejenigen zu wachen, denen die Handhabung der Gerechtigkeit übertragen ist; denn ein ungerechter Richter ist ärger als ein Straßenräuber. Allen Bürgern ihr Eigenthum sichern und sie so glücklich machen, als es die Natur des Menschen gestattet, diese Pflicht hat ein Jeder, der das Oberhaupt einer Gesellschaft ist, und ich bestrebe mich, diese Pflicht aufs Beste zu erfüllen. Wozu nützte es mir auch sonst, den Plato, Aristoteles, die Gesetze des Lykurg und Solon gelesen zu haben? Ausübung der guten Lehren der Philosophen, das ist

Digitized by Google

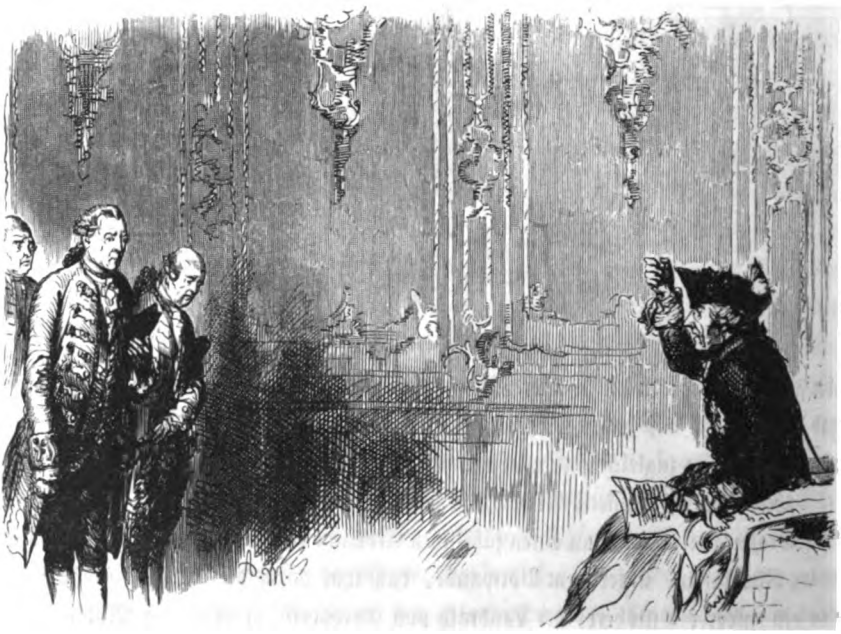
wahre Philoſophie.“ — Friedrich war in dieſem Beſtreben um ſo eifriger, als die frühere Juſtizreform bei der Schnelligkeit, mit der ſie ausgeführt war, noch mancherlei Uebelſtände zurückgelaſſen hatte und er die Abſtufungen der verſchiedenen Stände keineswegs bis auf den Spruch des Rechtes ausgedehnt wiſſen wollte. Im Gegentheil trieb ihn ſeine landesväterliche Sorgfalt, ſich gerade ſeiner niedrig geſtellten Unterthanen gegen die höheren, bei denen möglicher Weiſe mancherlei Einfluß auf das richterliche Urtheil vorausgeſetzt werden konnte, vorzugsweiſe anzunehmen; jedem ſeiner Unterthanen hatte er es frei geſtellt, ſich unmittelbar an ihn zu wenden. Dies gab ihm das innigſte Zutrauen von Seiten des Volkes. Aber auch mancher unbegründete Einſpruch gegen die Urtheile des Gerichts kam auf dieſe Weiſe vor ihn; und da überhaupt im Lauf der Jahre alte und neue Mißbräuche in den Rechtsangelegenheiten ſichtbar geworden waren, ſo dienten jene Klagen der Niederen oft nur dazu,

ihn gelegentlich gegen die Richter mit Mißtrauen zu erfüllen. Eine kleine Begebenheit gab den Anlaß, daß dieſes Mißtrauen auf eine unerwartet heftige Weiſe hervorbrach; aber ſie bewirkte zugleich eine neue, äußerſt wohlthätige Reform.

Ein Müller, Namens Arnold, beſaß in der Neumark eine Mühle, für welche er dem Grafen von Schmettau einen jährlichen Erbpacht zu bezahlen hatte. Hiermit blieb er im Rückſtande, unter dem Vorwande, daß ihm durch die Anlage eines Teiches, den ein anderer Gutsherr, der Landrath von Gersdorff, oberhalb der Mühle graben

Digitized by Google

laſſen, das nöthige Waſſer genommen ſei. Graf Schmettau klagte endlich den Säumigen aus und die Mühle wurde auf gerichtlichem Wege verkauft. Der Müller führte nun vielfache Beſchwerde, wurde aber ſtets, weil ſeine Klage, den beſonderen Verhältniſſen gemäß, ganz unſtatthaft ſei, abgewieſen. Er wandte ſich nunmehr zu wiederholten Malen unmittelbar an den König, bis dieſer die Sache durch einen Offizier unterſuchen ließ, den er für unparteiiſch hielt, der aber, die Verhältniſſe nicht eben genau unterſuchend, die Angelegenheit zu Gunſten des Müllers darſtellte. Es erfolgten noch weitere gerichtliche Unterſuchungen, welche wiederum bei dem bisherigen Urtheil ſtehen blieben. Friedrich, eingenommen durch den Bericht jenes Offiziers und unwillig, daß dem Armen ſein Recht ſo lange vorenthalten bleibe, übergab endlich die Sache dem Kammergericht zu Berlin, mit dem Befehl, den Proceß ſchleunig zu beenden. Doch auch das Kammergericht fand nur, daß das Urtheil zu beſtätigen ſei. Nun glaubte Friedrich, daß man nur den Adeligen zu Gunſten Recht geſprochen habe und daß man die vermeinte Unabhängigkeit der richterlichen Würde auch gegen ihn zu behaupten ſuche; er beſchloß, gewaltig durchzugreifen und ein Beiſpiel der Warnung für gewiſſenloſe Richter aufzuſtellen. Es war im December 1779. Der Großkanzler von Fürſt und drei Räthe des Kammergerichts erhielten Befehl, vor ihm zu erſcheinen. Sie fanden ihn in ſeinem Zimmer, am Chiragra leidend. Hier hielt er ihnen mit heftigen Worten ihr Benehmen vor, ſo wie es ihm erſchienen war.



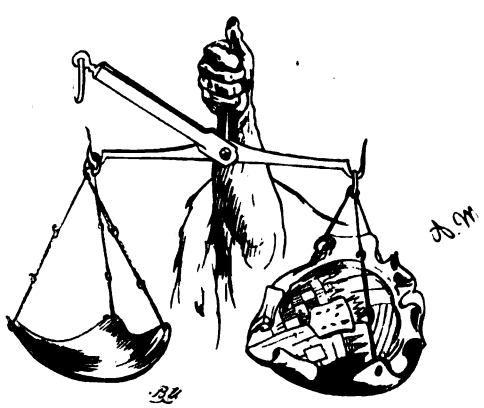
Digitized by Google

Sie müßten wissen, sagte er, daß der geringste Bauer und Bettler ebenso wohl ein Mensch sei, wie der König. „Ein Justizcollegium", fügte er hinzu, „das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer wie eine Diebesbande: vor der kann man sich schützen; aber vor Schelmen, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre übeln Passionen auszuführen, vor denen kann sich kein Mensch hüten; die sind ärger wie die größten Spitzbuben, die in der Welt sind, und meritiren eine doppelte Bestrafung." Den Großkanzler entließ er mit harten Ausdrücken und mit der Erklärung, daß er seines Dienstes nicht weiter bedürfe und seine Stelle schon wieder besetzt sei; die drei Räthe wurden in das Stadtgefängniß gebracht. Sodann ward dem Criminalsenate des Kammergerichts eine Untersuchung über die verschiedenen richterlichen Collegien, welche bisher in dieser Sache geurtheilt hatten, übertragen; doch der Senat erkannte auf ihre Unschuld. Friedrich aber bestimmte aus eigner Machtvollkommenheit, daß jene Räthe des Kammergerichts und mehrere andere Justizbeamte cassirt, mit einjähriger Festungsstrafe belegt werden und allen Schaden des Müllers ersetzen sollten.

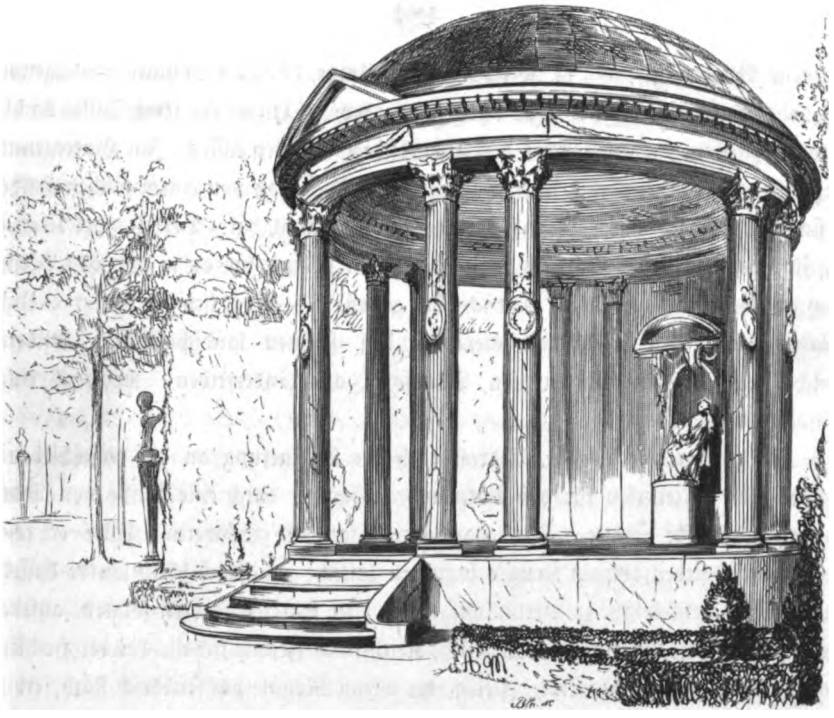
Der ganze Vorfall, besonders aber das durch königlichen Machtspruch erfolgte Urtheil, erregte außerordentliches Aufsehen. In fernen Ländern pries man die unnachsichtige Rechtspflege des Königs, die sorgsam auch über dem Wohl des geringsten seiner Unterthanen wache. In der Nähe hatte das unerwartete Ereigniß zwar viele Gemüther aufs Tiefste erschüttert; man mußte die unglücklichen Opfer innig bedauern, aber man erkannte zugleich die hehre Absicht und durfte sich der freudigen Zuversicht hingeben, daß aus so edlem Willen kein weiteres Uebel hervorgehen könne. Auch war man der Gesinnung des Königs zu gewiß, als daß man in sklavischer Furcht seine Meinung über das Ereigniß unterdrückt hätte. Alles eilte, dem abgesetzten Großkanzler sein Beileid zu bezeigen; die Wagenreihen der Besucher waren so aufgefahren, daß sie geradezu aus den Fenstern des königlichen Schlosses gesehen werden mußten. Wenige Tage zuvor war ein neuer österreichischer Gesandter angekommen und hatte eine Wohnung in der Nähe des abgesetzten Großkanzlers bezogen; als er das Gedränge der Besucher wahrnahm, äußerte er: „In andern Ländern eilt man zu den Ministern, die neu angestellt sind; hier, wie ich sehe, zu Dem, der ungnädig entlassen worden." Ebenso wurde auch den nach der Festung abgeführten Räthen von allen Seiten Theilnahme bezeigt und mannigfach für die Erleichterung ihres Schicksals gesorgt. Friedrich hinderte das Alles auf keine Weise; und so dürften in der That nur wenig Züge zu finden sein, die, — rücksichtlich der Begeisterung, welche das Volk für seinen König hegte, — für die Würde dieses Verhältnisses ein ehrenvolleres Zeugniß geben könnten.

Digitized by Google

An die Stelle des verabſchiedeten Großkanzlers hatte Friedrich den bisherigen ſchleſiſchen Juſtizminiſter von Carmer berufen. Er hatte in dieſem ſchon früher den Mann erkannt, der fähig war, die erwünſchte neue Juſtizreform zu Stande zu bringen. Jetzt erhielt Carmer den Auftrag, ein dem Geiſte der Nation und dem Standpunkte der bürgerlichen Verfaſſung angemeſſenes Geſetzbuch und eine neue Proceßordnung zu beſorgen. Carmer machte ſich an das Werk; er wählte ſich ausgezeichnete Gehülfen zu dieſer Arbeit, ernannte eine beſondere Geſetzcommiſſion, erweiterte den Antheil an dem großen Geſchäfte durch ausgeſetzte Prämien und brachte endlich, nach jahrelanger raſtloſer Mühe, in dem „Allgemeinen Landrecht“ und der „Allgemeinen Gerichtsordnung für die preußiſchen Staaten“ ein Geſetzbuch zu Stande, deſſen Gleichen das neuere Europa noch nicht gekannt hatte. Friedrich erlebte die Vollendung dieſes Werkes nicht; aber ihm bleibt die Ehre, von dem Beginn ſeiner Regierung bis in die letzten Jahre ſeines Lebens mit höchſtem und erfolgreichſtem Eifer für eine Angelegenheit gewirkt zu haben, welche die erhabenſte Pflicht des Herrſchers und die Grundbedingung all des Glückes iſt, welches der Menſch im geſellſchaftlichen Verbande ſucht.



Digitized by Google



Dreiundvierzigſtes Kapitel.

Friedrich's häusliches Leben im Alter.

Von dem heiteren Kreiſe, der ſich in früheren Jahren in Sansſouci bewegt und die Muße des großen Königs verſchönert hatte, war im Verlaufe des ſiebenjährigen Krieges manch Einer geſchieden. Ein großer Theil von Friedrich's Freuden lag bereits, als er nach den Stürmen des Krieges in ſein ſtilles Aſyl zurückzog, im fernen Reiche der Erinnerung. Aber gern gedachte er der glücklichen Zeiten und gern ließ er ihren Abglanz in die ſtets einſamer werdende Gegenwart herüberleuchten. Seiner verehrten Schweſter, der Markgräfin von Baireuth, weihte er ein eigenthümliches Denkmal. „Mag es Schwachheit oder über-

Digitized by Google

triebene Verehrung sein", — so schrieb er im Jahre 1773 an Voltaire, — „genug, ich habe für diese Schwester Das ausgeführt, worauf Cicero für seine Tullia dachte, und ihr zu Ehren einen Tempel der Freundschaft errichten lassen. Im Hintergrunde steht ihre Statue, und an jeder Säule ist ein Medaillon von einem solchen Helden befindlich, der sich durch Freundschaft berühmt gemacht hat. Der Tempel liegt in einem Bosquet meines Gartens, und ich gehe oft dahin, um an so manchen Verlust und an das Glück zu denken, das ich einst genoß." — Noch heute gibt der zierliche Marmorbau dieses Freundschaftstempels den schönen landschaftlichen Bildern, welche sich in dem Garten von Sanssouci aneinanderreihen, mehrfach einen charakteristischen Reiz.

In gleicher Weise gab Friedrich auch der Erinnerung an die abgeschiedenen Helden, die unter ihm für das Vaterland gekämpft, durch eine Reihe von Denkmälern eine feste Stätte. Das marmorne Standbild Schwerin's hatte er schon während des siebenjährigen Krieges beginnen lassen; im April 1769 wurde dasselbe auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin aufgestellt. In späteren Jahren folgten, auf derselben Stelle, die Statuen von Seydlitz, Keith (dem Feldmarschall, der bei Hochkirch gefallen war) und Winterfeldt. Zieten, der wenig Monate vor Friedrich starb, erhielt sein Denkmal erst unter dem folgenden Könige, und noch später ward diesen Fünfen das Standbild des Siegers von Kesselsdorf, des Fürsten Leopold von Dessau, hinzugefügt. So gemahnen die Marmorbilder, die unter den Linden des Wilhelmsplatzes stehen, die Nachkommen fort und fort an jene unvergeßliche Zeit.

Bis zur Zeit des bayrischen Erbfolgekrieges blieben Friedrich indeß noch einige nähere Freunde erhalten, mit denen er der Vergangenheit gedenken und sich auch noch so mancher anmuthigen Blüthe, welche der Herbst des Lebens aufs Neue emporsprießen machte, erfreuen konnte. Marquis d'Argens zwar, der während des siebenjährigen Krieges so treu an dem Könige gehalten und mit der Schärfe seiner Feder für ihn gekämpft hatte, fand sich, als das gebrechlichere Alter sich einstellte, in der rauhen Luft des Nordens nicht mehr behaglich und sehnte sich bald nach seiner warmen Heimat, nach der schönen Provence zurück. Friedrich mußte ihn schon im Jahre 1764 zu einem Besuche dorthin entlassen; da ihm aber der Freund zu lange ausblieb, so sann er auf ein eignes Mittel, seine Rückkehr zu beschleunigen. Er setzte im Namen des Erzbischofs von Aix einen förmlichen Hirtenbrief gegen die Freigeister auf, unter denen der Marquis namentlich angeführt ward, und sandte diesen in einigen Exemplaren an Personen von d'Argens' Bekanntschaft. D'Argens, nicht gewohnt, mit persönlicher Gefahr zu scherzen, meinte, das könne ihm von Seiten fanatischer Landsleute eine bedenkliche Begegnung bereiten; nothgedrungen

Digitized by Google

entſchloß er ſich zur Rückreiſe. Doch blieb die Sehnſucht nach der Heimat wach, und aufs Neue bat er Friedrich, ihn zu entlaſſen. Da der König ſich entſchieden weigerte, ſeine Zuſtimmung zu geben, ſo glaubte d'Argens endlich, Friedrich halte ihn nur deshalb feſt, weil er ſo viele vertraute Briefe, die leicht zu Mißbrauch Anlaß geben konnten, von ſeiner Hand beſitze. Er packte ſie zuſammen und ſandte ſie an Friedrich zurück, mit innig ausgeſprochenem Dank für alle die Gnade, welche er bei ihm genoſſen, und mit der erneuten Bitte um ſeinen Abſchied. Jetzt gewährte Friedrich, tief gerührt, die Bitte des Freundes. D'Argens erhielt das Paket Briefe uneröffnet wieder; gleichwohl nahm er ſie nicht mit, als er im Jahre 1769 den gaſtlichen Boden verließ. Bald nachdem er ſeine Heimat erreicht hatte, ſtarb er.

Zwei Andere, Fouqué und der Lord-Marſchall Keith, Beide hochbetagt, blieben bis an ihren Tod getreu zur Seite des Königs und erfreuten ſich der theilnehmendſten Sorgfalt, mit der Friedrich, ſelbſt ſchon die Beſchwerden des Alters fühlend, ihre letzten Tage zu erheitern ſuchte. Fouqué hatte, nachdem er aus der öſterreichiſchen Gefangenſchaft zurückgekehrt war, dem Kriegsdienſte entſagt, zu deſſen Erfüllung ſeine Kräfte nicht mehr hinreichten; zum Dompropſte in Brandenburg ernannt, nahm er fortan dort ſeine Wohnung, aber mehrfach beſuchte er den König in Sansſouci oder empfing, als er nicht mehr reiſen konnte, deſſen Beſuche in ſeiner ſtillen Zurückgezogenheit. Friedrich ſandte ihm Alles zu, was ihm das Leben noch ange-

nehm und behaglich machen konnte: hundertjährige Weine, die ausgesuchtesten Früchte seines Gartens und andere Dinge für seinen häuslichen Bedarf. Um seine Spaziergänge in des Freundes Gesellschaft zu genießen, ließ Friedrich ihn, den seine Füße nicht mehr tragen wollten, in einem Sessel die Treppen herabtragen, in einen eigens dazu verfertigten Wagen setzen und durch die Alleen von Sanssouci fahren, während er zu Fuße nebenher ging. Als sein Gehör schwach ward, sandte er ihm mancherlei Röhren zur Verstärkung des Schalles. Als ihm selbst das Sprechen schwer ward, erfand man eine Maschine, durch Zusammensetzung der Buchstaben die Worte zu ergänzen, die er nicht aussprechen konnte, und auch Friedrich bediente sich dieser Methode, um sich mit ihm zu unterhalten. Im Jahre 1774 starb Fouqué.

Noch näher gestaltete sich das Verhältniß mit dem Lord-Marschall Keith, der während des siebenjährigen Krieges in wichtigen diplomatischen Sendungen beschäftigt gewesen war. Zwar hatte auch diesen, nach Beendigung des Krieges, das Heimweh nach Schottland gezogen; aber der Siebenzigjährige hatte sich dort gar vereinsamt gefühlt, und so führte ihn schon im Jahre 1764 ein stärkeres Heimweh nach Sanssouci zurück. Friedrich ließ ihm neben Sanssouci ein Haus bauen und einrichten, über dessen Eingang Keith die Worte setzte: Fridericus II. nobis haec otia fecit. Täglich konnte er, ganz nach seinem Belieben, um Friedrich sein und alle Bequemlichkeiten genießen. Er fühlte sich in dem Landhause des großen Königs, das scherzweise unter den Freunden oft „das Kloster“ genannt ward, sehr glücklich.

Digitized by Google

„Unſer Pater Abt“, pflegte er zu ſagen, „iſt der umgänglichſte Menſch von der Welt.“ — „Indeß (fügte er hinzu), wenn ich in Spanien wäre, ſo würde ich mich in meinem Gewiſſen verpflichtet achten, ihn bei der heiligen Inquiſition als der Zauberei ſchuldig anzugeben. Denn würde ich wohl, wenn er mich nicht bezaubert hätte, hier verbleiben, wo ich nur das Bild der Sonne ſehe, während ich in dem ſchönen Klima von Valencia leben und ſterben könnte?“ — In Valencia hatte Keith früher glückliche Tage verlebt und dort, wie er ſagte, „viele gute Freunde gefunden, beſonders die liebe Sonne“. Er blieb Friedrich in unwandelbarer Treue und Offenheit ergeben und hieß allgemein nur „der Freund des Königs“. Er ſtarb, 88 Jahre alt, während des bayriſchen Erbfolgekrieges.

Ebenſo erfreute ſich auch der alte Zieten mannigfacher Huld und Theilnahme. Zieten wohnte in Berlin und der König beſuchte ihn allemal, wenn er dahin kam. Einſt war Zieten an Friedrich's Tafel eingeſchlummert; einer der Mitſpeiſenden

Digitized by Google

wollte ihn wecken, aber Friedrich sagte: „Laßt ihn schlafen, er hat lange genug für uns gewacht.“ Im Jahre 1784, als Friedrich zur Carnevalszeit Berlin besuchte, erschien Zieten, schon 85 Jahre alt, im Paroleſaal des Schlosses. Sowie ihn Friedrich bemerkte, trat er auf ihn zu, begrüßte ihn und sagte: „Es thut mir leid, daß Er sich die Mühe gegeben hat, die vielen Treppen zu steigen; ich wäre gern zu Ihm gekommen. Wie steht's mit der Gesundheit?“ — „Die ist gut, Ew. Majestät, mir schmeckt noch Essen und Trinken, aber ich fühl's, daß die Kräfte abnehmen.“ — „Das Erste hör' ich gern; aber das Stehen muß Ihm sauer werden.“ Friedrich befahl einen Stuhl herbeizubringen. Zieten weigerte sich, davon Gebrauch zu machen, versichernd, er sei nicht müde; der König aber bestand darauf, mit den mehrmals wiederholten Worten: „Setz' Er sich, alter Vater! setz' Er sich, sonst geh' ich fort, denn ich will ihm durchaus nicht zur Last fallen.“ Zieten gehorchte endlich und Friedrich unterhielt sich stehend noch geraume Zeit mit ihm.

Mit den Entfernten setzte Friedrich, wie in früheren Zeiten, einen lebhaften Briefwechsel fort, unabläſſig bemüht, seine Gedanken über die wichtigsten Interessen des Menschen auszutauschen. Vorzüglich ist unter diesem Briefwechsel der mit Voltaire und mit d'Alembert ausgezeichnet. Doch auch hier riß der Tod bald neue Lücken. Voltaire starb, wie bereits bemerkt, während des bayrischen Erbfolgekrieges, gleichzeitig mit dem Lord-Marschall Keith. D'Alembert's vertrauliche Worte blieben dem Könige bis zum Jahre 1783.

Neben dem Genuß, den die Freunde aus der alten Zeit gewährten, tauchten nach dem siebenjährigen Kriege indeß auch noch einige eigenthümliche Freuden geselligen Verkehrs für den alternden König auf. So ward der Sylvesterabend an sogenannter „Confidenztafel“ mit einigen Damen, die Friedrich aus jener alten Zeit werth waren, unter dem Vorsitz seiner Schwester, der unvermählten Prinzessin Amalie, gefeiert. Da nach althergebrachter Sitte den Frauen am letzten Tage des Jahres die Herrschaft gebührt, so fand eine jede von ihnen unter ihrer Serviette Krone und Scepter von Zucker, die Süßigkeit ihres Regimentes anzudeuten. Wirth und Gäste boten an diesem Abend allen Witz und alle Laune auf, um das Fest mit Fröhlichkeit zu schmücken. Aber auch hier trat nur zu bald der Tod störend hinein. — Noch heiterer entfaltete sich auf kurze Zeit das Leben um Friedrich, als der Prinz von Preußen, Friedrich Wilhelm, sich im Jahre 1765 mit der anmuthigen Prinzessin Elisabeth von Braunschweig vermählte. Fast täglich wurden jetzt einige Offiziere, oft schon des Nachmittags, zum Könige eingeladen, auch wenn er auf Sanssouci war; zur Unterhaltung dienten theatralische Vorstellungen, jede Woche war einigemal Tanz nebst kleinen gesellschaftlichen Spielen. Der König selbst nahm an diesen

Digitized by Google

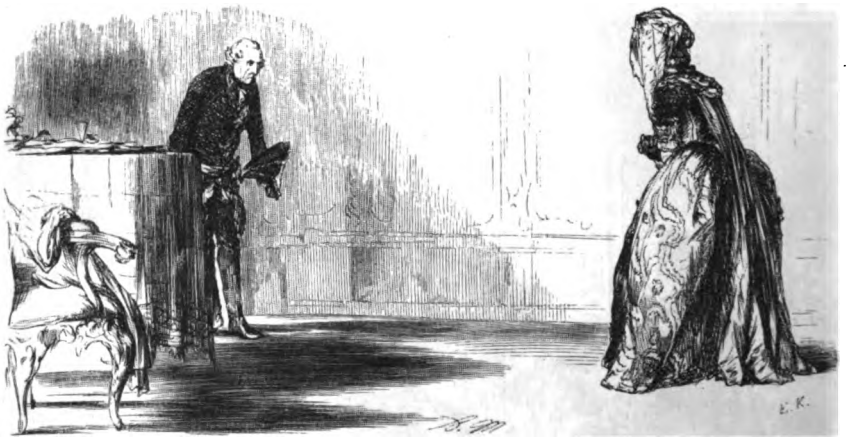
Vergnügungen ſtets lebhaften Antheil. Aber die Ehe war unglücklich; ſie mußte nach einigen Jahren ſchon aufgelöſt und die Prinzeſſin vom Hofe entfernt werden. Neue Einſamkeit, durch bittern Unmuth verdüſtert, trat ſchnell an die Stelle des fröhlichen Verkehrs. — Die Prinzeſſin Eliſabeth ſtarb im höchſten Alter erſt am 18. Februar 1840 zu Stettin, die Einzige, die von den Tagen des alten Glanzes von Sansſouci noch aus eigner Theilnahme Kunde zu geben vermochte.

Die Zeit des bayriſchen Erbfolgekrieges, von der ab der Tod mit raſcher Hand die letzten Umgebungen Friedrich's lichtete, bezeichnet auch die Periode, bis zu welcher die muſikaliſchen Genüſſe, die ſo weſentlich zur Erfriſchung ſeines Geiſtes beitrugen, andauerten. Bis gegen dieſe Jahre war des Abends regelmäßig, nach alter Sitte, im Zimmer des Königs Concert. Als ein beſonders merkwürdiges Concert hat man jenes aufgezeichnet, welches im September 1770, als Friedrich in Pots-

Digitized by Google

dam den Beſuch der verwittweten Kurfürſtin Antonie von Sachſen empfing, angeordnet wurde: die Kurfürſtin ſpielte den Flügel und ſang; Friedrich, von Quantz begleitet, blies die erſte Flöte, der Erbprinz von Braunſchweig ſpielte die erſte Violine und der Prinz von Preußen das Violoncell. Aber Quantz ſtarb im Jahre 1773, mangelnde Vorderzähne verhinderten Friedrich am Flöteblaſen und ſo fand er, da er die eigene Thätigkeit aufgeben mußte, bald auch im Anhören der Concerte keine Freude mehr.

Allmälig wird es immer einſamer um den König her. Auch von den Gliedern ſeiner Familie verläßt eines nach dem andern, manches in blühender Jugend, ſeinen Platz. Aufs Tiefſte hatte ihn beſonders der Tod eines geliebten hoffnungsvollen Neffen erſchüttert, des Prinzen Heinrich, jüngern Bruders des Prinzen von Preußen, der im Jahre 1767, zwanzig Jahre alt, ſtarb. Er ſchrieb auf ihn eine Gedächtnißrede, die all ſeine Zärtlichkeit für dieſen Prinzen und alle Trauer über ſeinen Verluſt athmet, und ließ dieſelbe in der Akademie vorleſen. Ueberhaupt hatte er mit ſeiner Familie allmälig immer weniger vertrauten Verkehr. Seine Gemahlin lebte in ihrer ſtillen Zurückgezogenheit, ihre Tage nur durch Wohlthun, wiſſenſchaftliche Beſchäftigung und kindliche Frömmigkeit bezeichnend, ohne Sansſouci je geſehen zu haben.



Zuweilen pflegte er des Winters bei ihr im Schloſſe von Berlin zu ſpeiſen, ohne doch jemals mit ihr zu ſprechen. Das ſeltene Feſt des goldnen Ehejubiläums, das im Jahre 1783 erſchien, wurde nicht öffentlich gefeiert. Doch ſorgte er nach wie vor, ſie in den gebührenden Ehren zu erhalten. Sie ſtarb elf Jahre nach ihm.

Auch zu dem Thronfolger, dem Prinzen von Preußen, geſtaltete ſich kein näheres Verhältniß. Manche Gründe hatten eine gegenſeitige Kälte veranlaßt. Indeß äußerte

Digitized by Google

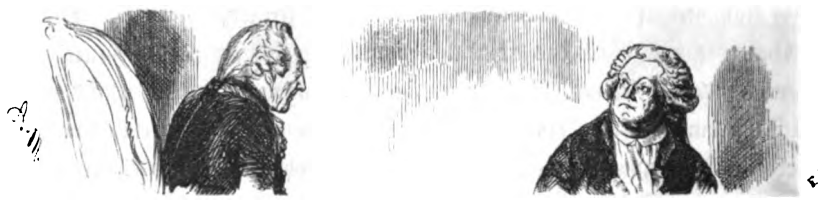
Friedrich eine lebhafte Freude, als dem Prinzen, nachdem dieser zur zweiten Ehe geschritten, der erste Sohn, der nachmalige König Friedrich Wilhelm III., am 3. August 1770 geboren und hierdurch der weiteren Thronfolge eine Bürgschaft gegeben ward. „Ich wünsche", — so schrieb er über dies Ereigniß prophetischen Sinnes an Voltaire, — „daß dies Kind die Eigenschaften habe, welche es haben muß, und daß es, fern davon, die Geißel des menschlichen Geschlechtes zu sein, vielmehr dessen Wohlthäter werde." Und an einen andern Freund schrieb er: „Ein Ereigniß, das für mich und für mein ganzes königliches Haus so wichtig ist, hat mich mit der lebhaftesten Freude erfüllt; und was mir diese Freude noch inniger macht, ist, daß sie das ganze Vaterland mit mir theilt. Könnte es einst auch mit mir die Freude theilen, diesen jungen Prinzen auf den ruhmvollen Bahnen seiner Vorfahren schreiten zu sehen!" — In solcher Weise knüpft sich die schicksalsvolle Zukunft unmittelbar an die Tage Friedrich's; und wie er selbst einst, am Tage seiner Taufe, von seinem Großvater in das Leben eingeführt ward, so trägt er jetzt das nachfolgende Geschlecht den Worten der Weihe für das Leben entgegen. Ein Bericht über die Taufe des Prinzen Wilhelm, jüngsten Sohnes des Thronfolgers, des nachmaligen Siegers von Laon, gibt uns das Bild einer solchen Scene, die freilich im Gegensatz gegen die prunkvollen Ceremonien König Friedrich's I. den Charakter einer wesentlich verschiedenen Zeit offenbart. Es war der 10. Juli 1783, an welchem Prinz Wilhelm zu Potsdam getauft werden sollte. Das Corps der höheren Offiziere von der Garde hatte sich vor dem Palais des Prinzen versammelt und erwartete hier den König. Als dieser in Begleitung des Prinzen Friedrich von Braunschweig angekommen war, ward er durch den Thronfolger hinaufgeleitet, während die übrige Versammlung nachfolgte. Vor dem Zimmer der Prinzessin befanden sich die Kinder des Prinzen, den König zu empfangen. Hier stand auch ein Tisch mit einem silbernen Taufbecken, zur Seite ein rothes Paradebett, auf welchem der Täufling lag. Dabei standen der Hofprediger, die Amme und ein paar Kammermädchen. Nachdem der König sich hier etwa eine Minute aufgehalten hatte, ging er in das folgende Zimmer, in welchem die Prinzessin von Preußen auf dem Bette saß. Nach kurzer Beglückwünschung kehrte Friedrich wieder in das Taufzimmer zurück; eine der Hofdamen hatte unterdeß den Prinzen von dem Paradebett aufgenommen und legte ihn dem Könige, sobald er an den Tauftisch trat, in die Arme. Der Geistliche verrichtete die Handlung mit wenigen Worten, unter denen der Wunsch, daß der Prinz zur Zierde des königlichen Hauses aufwachsen möge, die Hauptsache war. Hierauf ging der König wieder zu der Prinzessin, um sich zu empfehlen. Als er wegging, standen die kleinen Prinzen noch im Taufzimmer; sie küßten ihm die Hand; der zweite, zehnjährige Prinz, — Ludwig, gestorben 1796,

Digitized by Google

— ſah ſeinen großen Oheim beweglich an. „Was fehlt Ihm?“ fragte ihn der König. „Sein Rock ſteht Ihm wohl nicht mehr an? Nun, ſo ziehe Er nur einen Soldatenrock, wie Sein Bruder, an!“ Der kleine Prinz war über dieſe Erlaub-

niß außerordentlich erfreut, bedankte ſich und Friedrich ging, von dem Prinzen von Preußen begleitet, hinunter und ſtieg wieder zu Pferde. Das Alles geſchah in ſieben Minuten.

Beſondere Anregung in das Leben von Sansſouci bringen fortan faſt nur noch die freilich nicht ſeltenen Beſuche ausgezeichneter Reiſenden, welche den Mann des Jahrhunderts zu ſehen und ihm ihre Huldigung auszuſprechen kommen. Viele ausgezeichnete Namen ſind unter dieſen Beſuchern aufbewahrt. Wir nennen nur zwei von ihnen: Lafayette und Mirabeau. Der Letztere wurde dem Könige am 25. Januar 1786 vorgeſtellt. So knüpft ſich auch hier alte und neue Zeit zuſammen.



Friedrich's Dienerſchaft beſtand nur aus wenigen Perſonen, indem bei ſeiner einfachen Lebensweiſe ſeine Bedürfniſſe leicht befriedigt waren. Ueber ſeinen Verkehr mit dieſen Leuten wird eine Menge von Anekdoten erzählt; ſie ſtellen den König meiſt als einen ſehr ſtrengen, oft aber auch als einen ungemein nachſichtigen Herrn

Digitized by Google

dar. Unter diesen Anekdoten ist eine, die seinen eigenthümlichen Charakter auf sehr liebenswürdige Weise hervortreten läßt. An einem Tage, so erzählt man, schellte der König in seinem Zimmer. Da Niemand kam, öffnete er das Vorzimmer und fand seinen Leibpagen auf einem Stuhle eingeschlafen. Er ging auf ihn zu und wollte ihn aufwecken; doch bemerkte er in dem Augenblick in der Rocktasche des Pagen ein beschriebenes Papier. Dies erregte seine Aufmerksamkeit und Neugier; er zog es hervor und las es. Es war ein Brief von der Mutter des Pagen und enthielt ungefähr Folgendes: Sie danke ihrem Sohne für die Unterstützung, die er ihr übersandt und sich von seinem Gehalt erspart habe. Gott werde ihn dafür belohnen; und diesem solle er so getreu, wie seinem Könige stets ergeben sein, dann werde er Segen haben, und sein irdisches Glück werde ihm gewiß nicht fehlen. Der König ging leise in sein Zimmer zurück, holte eine Rolle Ducaten und steckte sie mit dem Briefe dem Pagen wieder in die Tasche. Bald darauf schellte er so stark, daß der Page erwachte. „Du hast wohl geschlafen?“ fragte der König. Der Page stammelte eine halbe Entschuldigung und eine halbe Bejahung her, fuhr in der Verwirrung mit einer Hand in die Tasche und ergriff mit Erstaunen die Rolle Dukaten. Er zog sie hervor, ward blaß und sah den König mit Thränen in den Augen an, ohne ein Wort reden zu können. „Was ist Dir?“ fragte der König. „Ach, Ew. Majestät“, erwiderte der Page, indem er vor ihm auf die Kniee fiel, „man will mich unglücklich machen; ich weiß von diesem Gelde nichts!“ — „Ei“, sagte der König, „wem es Gott gibt, dem gibt er's im Schlafe. Schick's nur Deiner Mutter, grüße sie und versichere ihr, daß ich für Dich und sie sorgen werde.“

Endlich gehören zu der täglichen Umgebung Friedrich's auch noch die zierlichen Windspiele, deren berührige Lebendigkeit die Stille um ihn unterbrach und an denen er bis zu seinen letzten Augenblicken seine Freude hatte. Drei oder vier Hunde waren beständig um ihn; der eine war der Liebling, diesem dienten die andern zur Gesellschaft. Er lag stets an der Seite seines Herrn auf einem besonderen Stuhle, im Winter mit Kissen bedeckt, und schlief des Nachts in dem Bette des Königs. Alle möglichen Unarten waren diesen Hunden verstattet; sie durften sich die kostbarsten Kanapees nach Gefallen aussuchen. Zu ihrem Zeitvertreibe fanden sie in den Zimmern lederne Bälle zum Spielen. Wenn der König die Bildergallerie von Sanssouci, wo er sich gern aufhielt, oder die Gärten besuchte, waren sie seine beständigen Begleiter. Auch zum Carneval folgten sie ihm nach Berlin, in einer sechsspännigen Kutsche, unter der Aufsicht eines besonderen Lakaien. Man versichert, der letztere habe sich in der Kutsche auf den Rücksitz gesetzt, da die Windspiele den Vordersitz einnahmen, habe auch die Hunde stets mit Sie angeredet, z. B.: „Biche, sein Sie

Digitized by Google

doch artig! Alkmene, bellen Sie nicht ſo!“ — Einſt ließ ſich Friedrich aus Bayle's Wörterbuch einen Artikel über die Thierſeelen vorleſen; er hatte eben ſeinen damaligen Lieblingshund Arſinoe auf dem Schooße und ſagte dabei zu dieſem: „Hörſt du, mein Liebling? von dir iſt die Rede. Sie ſagen, du hätteſt keinen Geiſt; aber du haſt doch Geiſt, mein kleiner Liebling!“ — Neben der Flora von Sansſouci, unter der Friedrich ſein Grab ſich hatte bereiten laſſen, — auch noch in ſeinem letzten Willen beſtimmte er dieſe Stelle zu ſeiner Ruheſtätte, — ſind ſeine Lieblingshunde nach einander begraben worden; Steinplatten mit ihren Namen bedecken ihre Gräber.

Auch für ſeine Leibpferde hatte Friedrich eine eigenthümliche Zuneigung. Er ſorgte für ihre beſte Pflege und gab ihnen oft, ihrem beſonderen Charakter gemäß, die Namen hiſtoriſcher Zeitgenoſſen. So gehörten der Brühl, Choiſeul, Kaunitz, Pitt u. a. zu ſeinen vorzüglichſten Pferden. Eins hieß Lord Bute; dies mußte aber die Schuld ſeines Namensvetters abbüßen und mit den Mauleſeln Orangenbäume ziehen, als England im Jahre 1762, bundbrüchig gegen Preußen, mit Frankreich Frieden ſchloß. Beſonderer Zuneigung erfreute ſich der Rothſchimmel Cäſar; als er alt ward, durfte er frei im Luſtgarten des Potsdamer Schloſſes umhergehen, auch äußerte das Thier ſtets große Freude, wenn Friedrich von Sansſouci zur Parade nach

Digitized by Google

Potsdam kam. Oft mußte die Wachtparade eine andere Wendung machen, wenn Cäsar im Wege stand. Die höchste Gunst aber ward dem Fliegenschimmel Condé, der sich durch ebenso große Schönheit wie durch Tüchtigkeit und munteres Wesen auszeichnete, zu Theil. Friedrich hatte für ihn zwei kostbare Reitzeuge von blauem Sammet mit reicher Silberstickerei machen lassen und brauchte ihn fast nur zu Spazierritten. Fast täglich ließ er sich ihn vorführen und fütterte ihn mit Zucker, Melonen und Feigen. Auch kannte der Condé ebenfalls seinen Wohlthäter so gut, daß er, wenn man ihn frei gehen ließ, gerade auf ihn zulief, um sich die gewohnten Delicatessen zu holen; er verfolgte dabei den König oft bis an die Zimmer, selbst bis in den Saal des Schlosses von Sanssouci.

Immer stiller ist es in Sanssouci geworden. Das heitere Gespräch, das einst von Geist und Laune übersprudelte, ist allgemach verhallt; Flöte und Saitenspiel erklingen schon geraume Zeit nicht mehr in den Räumen, die ihnen gewidmet waren. Aber Eins schwindet nicht; Eins ist es, was diesen unbesieglichen Geist trotz aller Entbehrungen, trotz all der Last, mit welcher Alter und Krankheit den Körper drücken, immer aufs Neue frisch und jugendlich macht: es ist die unausgesetzte Beschäftigung mit der Wissenschaft. Fort und fort saugt er, wie in den Zeiten des jugendlichen Wissensdranges, neue, lebenskräftige Nahrung aus den Schriftwerken des griechischen und römischen Alterthums und aus denen, welche die Heroen der französischen Literatur hinterlassen haben. Seine Begeisterung bleibt immer neu, mit immer wiederkehrender Liebe erfreut und erwärmt er sich an den Schönheiten, durch die ihm einst das Auge geöffnet ward. Auch die eigne geistige Thätigkeit rastet nicht; eine große Anzahl von den Erzeugnissen seiner Feder gehört dieser späteren Periode seit dem Ende des siebenjährigen Krieges an. Schon unmittelbar nach dem Kriege hatte er die Geschichte desselben gearbeitet; dann hatte die Geschichte der Theilung von Polen und die des bayrischen Erbfolgekrieges ebenfalls Anlaß zu historischer Darstellung gegeben, sodaß wir, neben der Geschichte von Friedrich's Vorgängern, zugleich fast die ganze lange Reihe der politischen Ereignisse, an denen er selbst seit dem Beginn des ersten schlesischen Krieges Theil gehabt, von seiner eignen Hand und nach seiner eignen Anschauung aufgezeichnet besitzen, — eine Reihe historischer Werke, wie in ähnlicher Beziehung keine zweite vorhanden ist. Auch waltet in Allem, was Friedrich über die Geschichte seines eignen Lebens schrieb, die strengste Unparteilichkeit ob; nichts davon ist bei seinen Lebzeiten gedruckt worden, nichts wissentlich der Zuneigung oder Abneigung wegen in falschem Lichte dargestellt; diese Arbeiten waren nur für die Nachwelt bestimmt. Neben diesen Werken ist eine große Anzahl verschiedener Abhandlungen, meist moralischen und staatswissenschaft-

Digitized by Google

lichen Inhalts, zu nennen. Mehrere derſelben, wie z. B. die „Abhandlung über die Regierungsformen und die Pflichten der Regenten“, vom Jahr 1777, und die „Briefe über die Liebe zum Vaterlande“, vom Jahre 1779, ſchließen ſich, in merkwürdiger Uebereinſtimmung der Geſinnungen, dem berühmten Werke ſeiner Jugend, dem „Antimachiavell“, an. Auch in Gedichten ſpricht er wiederholt den Drang ſeines Inneren aus, und wie er in ſeiner frühen Zeit nach der Erforſchung ewiger Wahrheit gerungen, ſo ſtrömt er in dichteriſcher Form auch noch kurz vor ſeinem Tode — in ſeinem „Unde? Ubi? Quo?“ — alle bangen Zweifel und alle tröſtende Sehnſucht nach dem klaren Lichte des Jenſeits aus.

In einer Beziehung aber tritt auch bei dieſer wiſſenſchaftlichen Beſchäftigung ein eigenthümlich tragiſches Verhältniß hervor, und es hält ſchwer, ſich der tiefſten Wehmuth zu erwehren, wenn man auf daſſelbe zurückblickt. Friedrich hatte ein langes Leben mit treuer Gewiſſenhaftigkeit dem Dienſte des Vaterlandes gewidmet; er hatte unermüdlich für daſſelbe gewacht und gekämpft; er hatte die Freude, am Abend ſeines Lebens nicht blos ſeinen eignen Staat geehrt, blühend und reich zu ſehen:

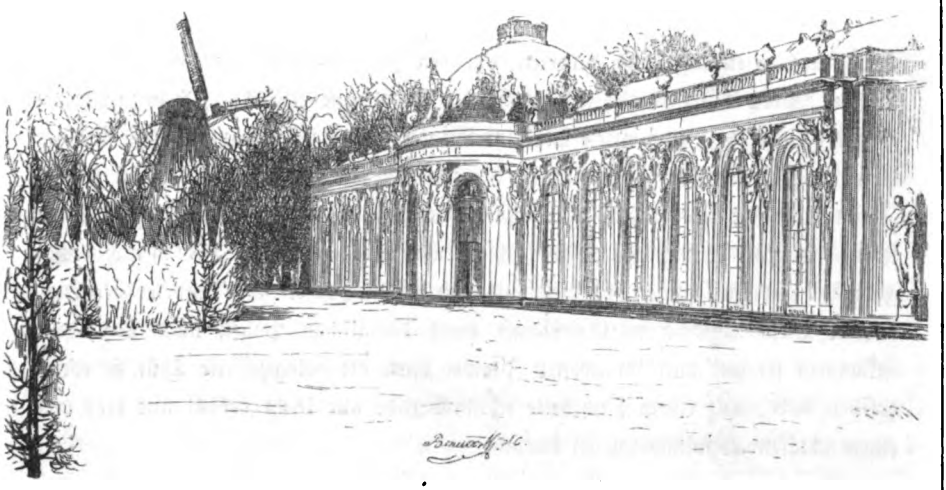
Digitized by Google

auch das gesammte deutsche Land hatte an seiner Größe sich auferbaut, aus seinem Heldenstreben hohe Kräftigung in sich gesogen, an der Weisheit seines Regiments sich erwärmt und entzündet. Das war der schönste Lohn seiner Mühen; aber um diesen Lohn vollständig zu genießen, um sich zu überzeugen, daß er Alles erreicht habe, was er erstrebt, verlangte er auch noch den Anblick derjenigen Blüthen, die das einzige Kennzeichen der höheren Entwickelung sind, den Anblick einer frischen, schöpferischen Thätigkeit im Bereiche der Wissenschaft und Poesie. Ihm stand das Leben des Geistes zu hoch, als daß er sich nicht innig gesehnt hätte, sein Volk auch darin unter den ersten hervorleuchten zu sehen. Und auch dieses Glückes, dieser edelsten Befriedigung seiner Wünsche hätte er theilhaftig werden können. Seit er dem deutschen Volke seine alte Würde zurückgegeben, war schnell eine Schaar der regsamsten, gediegensten Geister erwacht, die in Schrift und Rede den Preis der deutschen Wissenschaft verkündeten, und Lieder klangen durch das deutsche Land, wie sie seit den schönen Zeiten der Minnesinger nicht gehört waren. Den Namen eines Klopstock, eines Lessing hatten sich bereits die eines Winckelmann, Herder, Wieland, Goethe und vieler Anderer angereiht, welche keinem der gefeiertsten Namen der Fremde nachstehen. Aber Friedrich kannte sie nicht und, was trauriger ist, er hatte nicht den Sinn, ihre Sprache zu verstehen. Er, der für einen Gedanken von Voltaire's „Henriade" die ganze „Iliade" Homer's herzugeben geneigt war, vermochte nicht über die Schranken hinauszublicken, welche die höfische Etikette der französischen Poesie um sich und um ihn gezogen. Er ahnte so wenig, in welchem Boden die Kraft und die Schönheit unserer Sprache und Poesie wurzle, daß er, als der Professor Müller in Berlin ihm die große Sammlung der schönen Gedichte des deutschen Mittelalters widmete, die er mit sorgenvoller Mühe zu Stande gebracht, nichts weiter zu antworten wußte, als: die Gedichte seien keinen Schuß Pulver werth. So mußte er, weil er dem deutschen Sinne sich abgewandt, darben mitten im Ueberflusse; so vereinsamte er mitten unter den Zeugnissen eines reichen heitern Lebens, welche vorzugsweise durch die großen Thaten seines Lebens hervorgerufen waren; so ging der tröstende, der erhebende Zuspruch der deutschen Muse an seinem Ohre unvernommen vorüber. Und dennoch, obgleich er sein Volk noch in all der Rohheit befangen glaubte, die in den Zeiten seiner Jugend vorherrschend war, dennoch hielt er die freudige Zuversicht aufrecht, daß der Geist des deutschen Volkes sich dereinst in glänzender Herrlichkeit offenbaren müsse und daß die Aeußerung seiner Kraft sich über alle Lande ausbreiten werde. Er schrieb im Jahre 1780 eine ausführliche Abhandlung „Über die deutsche Literatur, über die Fehler, die man ihr vorwerfen kann, über deren Ursachen und über die Mittel, durch welche sie zu verbessern sind". Die

Digitized by Google

Abhandlung ist insofern mangelhaft und werthlos, als Friedrich sich nur auf die schlechtesten Erscheinungen, welche die deutsche Literatur in seiner Jugend hervorgebracht hatte, bezieht; aber der Sinn, in welchem die Abhandlung geschrieben ist, versöhnt mit all diesen Mängeln und gibt das lauterste, das rührendste Zeugniß der Liebe und Treue, mit der er bis an das Ende seiner Tage am Vaterlande festhielt. Denn mit den folgenden prophetischen Worten, die freilich noch Bedeutenderes verkünden, als die deutsche Literatur damals erreicht hatte, beschließt er diese Schrift: „Wir werden unsere klassischen Schriftsteller haben; Jeder wird sie lesen, um sich an ihnen zu erfreuen; unsere Nachbarn werden die deutsche Sprache lernen, an den Höfen wird man sie mit Vergnügen sprechen; und es kann geschehen, daß unsere Sprache, ausgebildet und vollendet, sich zu Gunsten unserer guten Schriftsteller von einem Ende Europas bis zum andern ausbreitet. Diese schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nahen heran. Ich sage es euch, sie werden erscheinen: ich werde sie nicht sehen, mein Alter gestattet mir dazu keine Hoffnung. Ich bin wie Moses; ich sehe von fern das gelobte Land, aber ich werde es nicht betreten."

Digitized by Google



Vierundvierzigſtes Kapitel.

Friedrich's Ende.

Friedrich hatte bereits das ſiebente Jahrzehnt ſeines Lebens überſchritten. Neue Geſchlechter waren um ihn her aufgewachſen; ſie kannten die Leiden und die Freuden ſeiner früheren Zeit nicht; aber innig war ihr Leben durchwebt von dem Ruhme ſeines Namens, und kindliche Verehrung brachten ſie Dem entgegen, der mit Vatertreue unabläſſig für das Wohl ſeines Volkes ſorgte. Wahrlich, wenn Friedrich unter ſeinen Unterthanen erſchien, es war, als ob der Vater zu ſeinen Kindern komme. Darum ruhte er ſicher in der Liebe ſeines Volkes, und ſein Haus bedurfte, während andere Monarchen ſich durch

Digitized by Google

bewaffnete Miethlinge und Kanonen vor den Ihrigen zu schützen suchten, keiner Wache. Wohl lautet es rührend, wenn ein Zeitgenosse erzählt: „Ich bestieg diesen Hügel (Sanssouci) zum ersten Mal im Winter in der Abenddämmerung. Als ich dieses Welterschütterers kleines Haus vor mir erblickte, schon nahe war an seinem Zimmer, sah ich zwar Licht, aber keine Wache vor des Helden Thür, keinen Menschen, der mich gefragt hätte, wer ich sei und was ich wolle. Ich sah nichts und ging frei und froh umher vor diesem kleinen stillen Hause.“ Ein Anderer berichtet, wie er eines Abends in Gesellschaft eines königlichen Pagen nach Sanssouci gekommen sei und dort im zweiten Zimmer durch die halbgeöffnete Thür Friedrich gesehen habe, auf einem Ruhebette schlummernd, nur leicht bedeckt und bloß von einem schlafenden Kammerdiener bewacht.

Wenn Friedrich in die Stadt geritten kam, war es stets ein festliches Ereigniß für das Volk. Die Bürger traten aus den Thüren und grüßten ihn ehrerbietig; er erwiderte jeden Gruß, indem er den Hut abzog. Viele folgten ihm zu den Seiten, den alten König recht lange und deutlich anzusehen. Stets lief eine Menge von

Digitized by Google

Kindern und Buben vor und neben ihm; sie riefen dem Landesvater ihr Lebehoch zu, warfen ihre Mützen jubelnd empor, wischten ihm auch wohl den Staub von den Stiefeln und trieben sonst allerlei Possen. Friedrich ließ sie nie in ihrer Freude stören; nur wenn sie gar zu weit gingen und das Pferd neckten, daß es scheu ward, stieß er wohl einige rasche Drohungen aus und ritt dann wieder ruhig weiter. Auch wird erzählt, wie er einst, als die Buben es zu arg machten, seinen Krückstock erhoben und ihnen drohend geboten habe, in die Schule zu gehen, wie die Buben aber jubelnd ausgerufen hätten: „Ach, der will ein König sein und weiß nicht, daß Mittwoch Nachmittags keine Schule ist!“

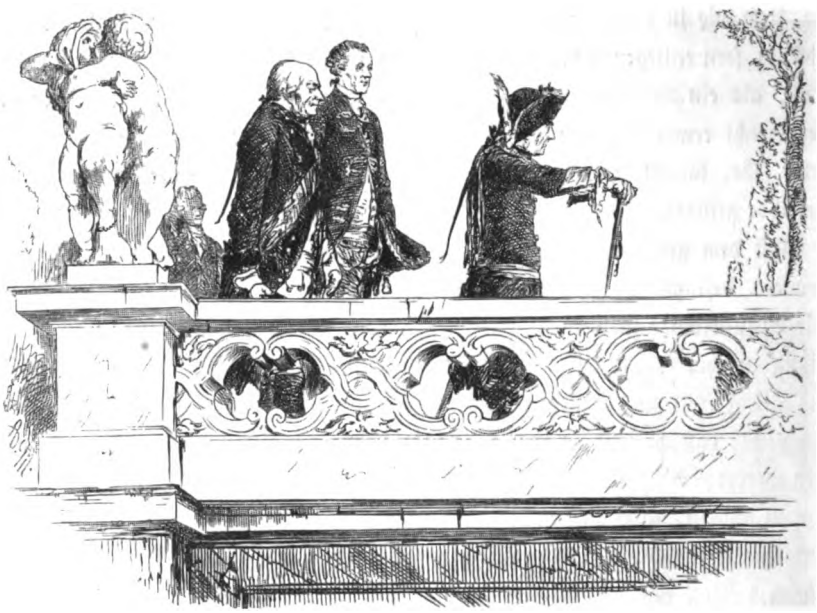
Ebenso drängten sich die höheren Stände, denen der Zutritt zur Oper verstattet war, ihn zu sehen, wenn er in das Theater trat. „Mir schlägt immer das Herz“, so sagt ein Augenzeuge, „wenn Pauken und Trompeten seinen Eintritt verkündigen, die Leute sich fast erdrücken, ihn zu sehen, und die alten Soldaten unten nur Augen für ihn haben.“

Und wie in der nächsten Umgebung seines Volkes, so zollte man ihm überall, selbst in fern entlegenen Ländern, Ehrfurcht und Bewunderung. Es war im Jahre 1780, als ein aus Amsterdam gebürtiger Schiffscapitain Klock, der in Emden das Bürgerrecht erworben, sein Schiff auf der marokkanischen Küste durch einen Sturm verlor. Er, sammt der Mannschaft, wurde in die schrecklichste Gefangenschaft nach Mogador geführt. Als aber der Kaiser Muley Ismael erfahren, daß ihre Flagge und sie selbst dem großen Könige angehörten, ließ er die Unglücklichen nach Marokko kommen, befragte sie nach Friedrich und sagte: „Von eurem Monarchen sind so viele Wunderdinge zu meinen Ohren gekommen, daß es mich mit Liebe und Bewunderung zu ihm erfüllt hat. Die Welt hat keinen größeren Mann aufzuweisen als ihn; als Freund und Bruder habe ich ihn in mein Herz geschlossen. Ich will darum auch nicht, daß ihr, die ihr ihm angehört, in meinen Staaten als Gefangene angesehen werdet; vielmehr habe ich beschlossen, euch frank und frei in euer Vaterland heim zu schicken, auch meinen Kreuzern anbefohlen, wo sie preußische Schiffe in See antreffen, ihren Flaggen Achtung zu erweisen und sie selbst nach Möglichkeit zu beschützen.“ Klock mit seinem Gefolge ward darauf neu gekleidet, sehr anständig bewirthet und unentgeltlich nach Lissabon eingeschifft.

Mit einem schwächlichen Körper war Friedrich in die Welt getreten; mehrfach hatte man in jüngeren Jahren für sein Leben gefürchtet. Dann war die Zeit der Arbeit und Mühe gekommen, deren Last ihm schon in den männlichen Jahren das Gepräge eines höheren Alters gegeben hatte. Gleichwohl war durch die mannigfachen Anstrengungen im Felde sein Körper abgehärtet worden, und mit bewunderungs-

Digitized by Google

würdiger Kraft, die freilich nur durch einen ſo ſtarken Geiſt erzeugt werden konnte, ertrug er die folgenden Mühen und ſo manche Krankheitsleiden, welche faſt regelmäßig wiederkehrten. Sein Körper war von der Zeit gebeugt worden, ſein Geiſt war es nicht. So ſchildert ihn noch wenig Monate vor ſeinem Tode ein Zeitgenoſſe: „Mit lebendiger Neugierde“, ſagt er, „betrachtete ich dieſen Mann, der, groß von Genie, klein von Statur, gekrümmt und gleichſam unter der Laſt ſeiner Lorbeern und ſeiner langen Mühen gebeugt war. Sein blauer Rock, abgenutzt wie ſein Körper, ſeine bis über die Kniee hinaufreichenden langen Stiefeln, ſeine mit Schnupftabak bedeckte Weſte bildeten ein wunderliches und doch imponirendes Ganzes. An dem Feuer ſeiner Blicke erkannte man, daß er nicht gealtert hatte. Ungeachtet er ſich wie ein Invalide hielt, fühlte man doch, daß er ſich noch wie ein junger Soldat ſchlagen könne; trotz ſeines kleinen Wuchſes erblickte ihn der Geiſt doch größer als alle andern Menſchen.“



Aber die wiederkehrenden Krankheitsanfälle wurden mit den ſteigenden Jahren immer beſchwerlicher und drohten die Kraft des Körpers immer mehr zu untergraben. „Was meine Geſundheit betrifft“, ſchrieb Friedrich ſchon im Jahre 1780 an einen Freund, „ſo werden Sie natürlicher Weiſe ſelbſt vermuthen, daß ich bei 68 Jahren die Schwachheiten des Alters empfinde. Bald beluſtigt ſich das Podagra, bald das

Digitized by Google

Hüftweh und bald ein eintägiges Fieber auf Koſten meines Daſeins, und ſie bereiten mich vor, das abgenutzte Futteral meiner Seele zu verlaſſen." — Unausgeſetzt aber erfüllte er alle, auch die beſchwerlichſten Pflichten ſeines königlichen Amtes, ebenſo, wie er dieſelben ſeit dem Antritt ſeiner Regierung übernommen. Nicht bloß die täglichen Geſchäfte ſeines Kabinets und die tägliche Soldatenſchau, auch die Reiſen in die Provinzen und die Abhaltung der militairiſchen Revüen litten keine Unterbrechung. Noch im Auguſt 1785 hatte er bei der ſchleſiſchen Revue ſechs Stunden

lang in einem kalten und heftigen Regen zu Pferde geſeſſen und alles Ungemach der Witterung ruhig ertragen. Nur eine ſchnell vorübergehende Unpäßlichkeit war die Folge davon geweſen.

Mit dem Herbſte deſſelben Jahres trat ein ernſtlicher und anhaltender Krankheitszuſtand ein; bald äußerten ſich die bedrohlichen Vorboten der Waſſerſucht. Aber wie beängſtigend und quälend auch dieſe Leiden waren, doch litt die ganze Regententhätigkeit des großen Königs keine Unterbrechung. Alle Kabinetsgeſchäfte wurden abgemacht wie in den Tagen rüſtiger Geſundheit. Wie Friedrich in dem letzten Jahre den deutſchen Fürſtenbund zu Stande gebracht, den denkwürdigen Vertrag mit Nordamerika abgeſchloſſen hatte, ſo ſorgte er unermüdet auch für das Innere ſeines Reiches. Er wollte auch hier ſein Werk getreu abſchließen. Alle entworfenen und beſchloſſenen Unternehmungen zur Landeswohlfahrt wurden ausgeführt und vollendet. Drei Millionen Thaler waren für dieſe Zwecke beſtimmt. Und da im vorigen Frühjahr die Niederungen in den Oſtſeeprovinzen durch große Ueberſchwemmungen gelitten hatten, ſo wurden unverzüglich die nöthigen Anſtalten zur Wiederherſtellung der

Digitized by Google

Dämme getroffen, auch eine halbe Million Thaler unter die Nothleidenden vertheilt. Ebenso ergriff Friedrich die nöthigen Maßregeln, um den Folgen eines in demselben Jahre erfolgten Mißwachses vorzubeugen.

Am 26. Januar 1786 war der alte Zieten gestorben. Als Friedrich seinen Tod erfuhr, war er den ganzen Morgen sehr ernst, aber gefaßt. Einige Generale kamen zu ihm; absichtlich vermieden sie es, von Zieten's Tod zu sprechen. Friedrich selbst fing davon an. „Unser alter Zieten", sagte er, „hat auch bei seinem Tode noch sich als General gezeigt. Im Kriege commandirte er immer die Avantgarde, auch mit dem Tode hat er den Anfang gemacht. Ich führte die Hauptarmee, ich werd' ihm folgen."

Digitized by Google

Der April brachte die ersten warmen Tage, und Friedrich hoffte, obgleich die Krankheit immer mehr vorgeschritten war, von der Verjüngung der Natur auch eine neue Belebung seiner Kräfte. Die Strahlen der Sonne, die milde Frühlingsluft thaten ihm wohl und gern genoß er diese Erquickung, indem er sich auf die sogenannte grüne Treppe vor dem Potsdamer Schlosse, wo er den Winter zugebracht, einen Stuhl hinausbringen ließ und sich dort ruhte. Einst bemerkte er, daß die beiden Grenadiere, die an jener Treppe Schildwache standen, das Gewehr scharf beim Fuß behielten, während er sich der Ruhe überließ. Er winkte einen von ihnen zu sich heran und sagte mit gütigem Tone: „Geht ihr nur immer auf und nieder. Ihr könnt nicht so lange stehen, als ich hier sitzen kann!“

Noch im April zog er auf sein geliebtes Landhaus hinaus. Mehrmals versuchte er hier auf seinem getreuen Condé einen kurzen Spazierritt, aber die Kräfte ließen immer mehr nach. Die Aerzte wußten keine Hülfe mehr. Auch die Ankunft des berühmten hannöverschen Leibarztes Zimmermann, der zwar angenehme Unterhaltung und Zerstreuung zu bringen im Stande war, blieb im Uebrigen ohne Erfolg. Im Anfang des Sommers hatte sich die Wassersucht vollständig ausgebildet. Friedrich litt unendlich; liegen konnte er gar nicht mehr, Tag und Nacht mußte er auf dem Stuhle sitzend zubringen. Und dennoch zeigte er auch jetzt nur Heiterkeit und Zufriedenheit, dennoch ließ er kein Zeichen von Schmerz blicken, kam keine Klage über seine Lippen. Trat ihn über Nacht bisweilen die Engbrüstigkeit zu heftig an, so rief er ganz leise, um die im Nebenzimmer schlafende Bedienung nicht zu wecken, einen der beiden Lakaien, welche bei ihm wachten, zu sich und bat ihn in den freundlichsten Ausdrücken, ihm eine Weile den Kopf zu halten. Eines Morgens fragte er einen Laufer, der die Wache hatte, welche Zeit es sei; als dieser sagte, daß es eben 2 Uhr geschlagen habe, antwortete er: „Es ist noch zu früh, wollen sie (die Kammerdiener) noch schlafen lassen.“ Dem Herzoge von Kurland, der ihn in dieser schweren Zeit besuchte, sagte er scherzend: wenn er einen guten Nachtwächter brauche, so bitte er sich dieses Amt aus, er könne des Nachts vortrefflich wachen. Und bei alle Dem gingen auch jetzt noch die Regierungsgeschäfte unausgesetzt ihren Gang fort. Die Kabinetsräthe, die sonst gewöhnlich um 6 oder 7 Uhr erschienen, wurden jetzt bereits um 4 oder 5 Uhr Morgens vor ihn berufen. „Mein Zustand (so kündigte er ihnen diese freilich unbequeme Neuerung an) nöthigt mich, Ihnen diese Mühe zu machen, die für Sie nicht lange dauern wird. Mein Leben ist auf der Neige; die Zeit, die ich noch habe, muß ich benutzen. Sie gehört nicht mir, sondern dem Staate.“

Digitized by Google

In warmen Nachmittagsſtunden ließ er ſich auch in ſeinen letzten Tagen gern an die Sonne hinaustragen. Einſt hörte man ihn, als er ſeinen Blick auf die Sonne gewandt hatte, die Worte ſagen: „Bald werde ich dir näher kommen!“

Gegen die Mitte des Auguſt bemerkte man eine Wendung der Krankheit, welche die nahe Auflöſung zu verkünden ſchien. Am 15. Auguſt ſchlummerte er wider ſeine Gewohnheit bis 11 Uhr, beſorgte darauf aber, wenn auch mit ſchwacher Stimme, ſeine Kabinetsgeſchäfte mit derſelben Geiſtesgegenwart und mit derſelben Friſche wie in den Tagen rüſtiger Kraft. Auch dictirte er an dieſem Tage noch ſo richtig durchdachte Depeſchen, daß ſie dem erfahrenſten Miniſter würden Ehre gemacht haben. Zugleich ertheilte er dem Commandanten von Potsdam, Generallieutenant von Rohdich, die Dispoſition zu einem Manoeuvre der Potsdamer Garniſon für den folgenden Tag mit vollkommen richtiger und zweckmäßiger Anordnung in Bezug auf das Terrain.

Am folgenden Morgen verſchlimmerte ſich der Zuſtand auf bedenkliche Weiſe, die Sprache ſtockte, das Bewußtſein ſchien aufzuhören. Die Kabinetsräthe wurden nicht zum Vortrage gerufen. Rohdich trat vor den leidenden Herrn; man bemerkte deutlich, wie dieſer bemüht war, ſich zu ſammeln, um einen Theil ſeines Lieblingsgeſchäftes zu verrichten. Er arbeitete daran, aus dem Winkel des Stuhles ſein Haupt emporzuheben, das matte Auge mehr zu öffnen, die Sprechorgane in Bewegung zu ſetzen. Alle Anſtrengung war vergebens. Er gab durch einen

Digitized by Google

Digitized by Google

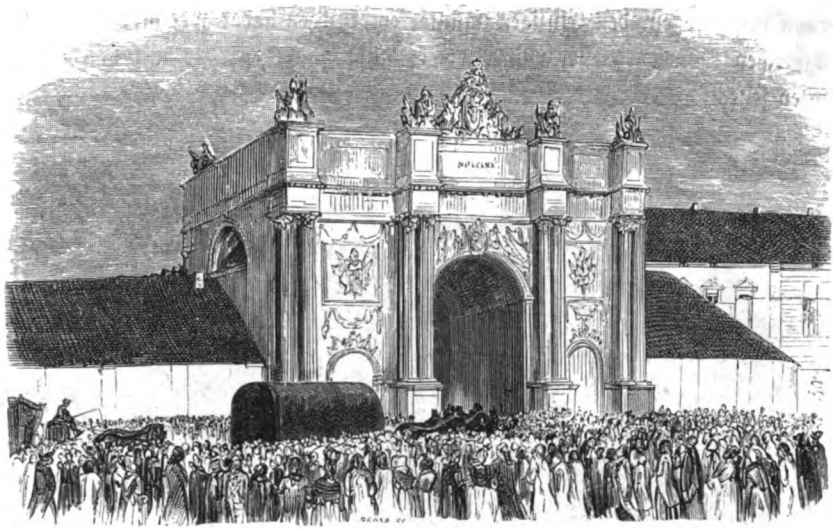
klagenden Blick beim Drehen des Kopfes zu verstehen, daß es ihm nicht mehr möglich sei. Rohdich drückte sein Taschentuch vor die Augen und verließ schweigend das Zimmer.

Auch dieser Tag verging, ohne daß die beginnende Auflösung des Körpers das starke Leben überwältigen konnte. Die Nacht war gekommen, es schlug 11 Uhr. Vernehmlich fragte der König, was die Glocke sei. Als man es ihm gesagt, erwiderte er: „Um 4 Uhr will ich aufstehen.“ Ein trockener Husten beklemmte ihn und raubte ihm die Luft. Der eine von den anwesenden Dienern, der Kammerlakai Strützki, faßte ihm, indem er niederkniete, unter den Arm und hielt ihn aufrecht, um ihm Erleichterung zu gewähren. Allmälig veränderten sich die Gesichtszüge, das Auge ward matter und gebrochener; dann wurde der Körper ruhig, und nach und nach schwand der Athem. Einige Stunden nach Mitternacht starb Friedrich in des Lakaien Armen. Außer diesem waren nur der Arzt und zwei Kammerdiener die Zeugen seines Todes. Es war der 17. August 1786.

Am Morgen erschien der neue König, Friedrich Wilhelm II., dem Dahingeschiedenen das Opfer des Schmerzes darzubringen. Mit der Uniform des ersten Gardebataillons angethan, lag Friedrich auf einer schwarzbehängten Feldbettstelle, als die Offiziere der Garnison, die um 11 Uhr zur Parole nach Sanssouci beschieden waren, die Erlaubniß erhielten, das Trauerzimmer zu betreten. Sie vergossen tausend schmerzliche Thränen, als sie die schwache, entseelte Hülle dieses mächtigen Geistes vor sich sahen. Ihre Stimmung theilten die Söhne des neuen Königs, der Kronprinz Friedrich Wilhelm und der Prinz Ludwig, als auch sie an die Bahre traten.

Abends 8 Uhr wurde der Leichnam von zwölf Unteroffizieren des ersten Gardebataillons in den Sarg gelegt und auf einem achtspännigen Leichenwagen nach dem Schlosse in der Stadt gebracht. Vorauf ritt der Adjutant des ersten Gardebataillons, zu beiden Seiten des Wagens gingen die zwölf Unteroffiziere, drei Wagen folgten. Der stille Zug ging zum Brandenburger Thore von Potsdam hinein, wo sich viele Offiziere anschlossen, die sich hier versammelt hatten und dem großen Todten gesenkten Blickes das Geleit gaben. Alle Straßen von Potsdam waren mit Menschenhaufen überfüllt; aber Stille der Mitternacht lag auf dem Volke; nur hier und da hörte man ein schwerverhaltenes Schluchzen und den Seufzer: „Ach der gute König!“ Am Eingang des Schlosses wurde der Sarg von vier Obersten empfangen und in dem Audienzzimmer die Nacht hindurch bewacht. Am andern Tage war hier, unter dem daselbst befindlichen Baldachin, der Leichnam in Parade ausgestellt, einfach, ganz wie im Leben bei festlicher Gelegenheit angethan, das

Digitized by Google

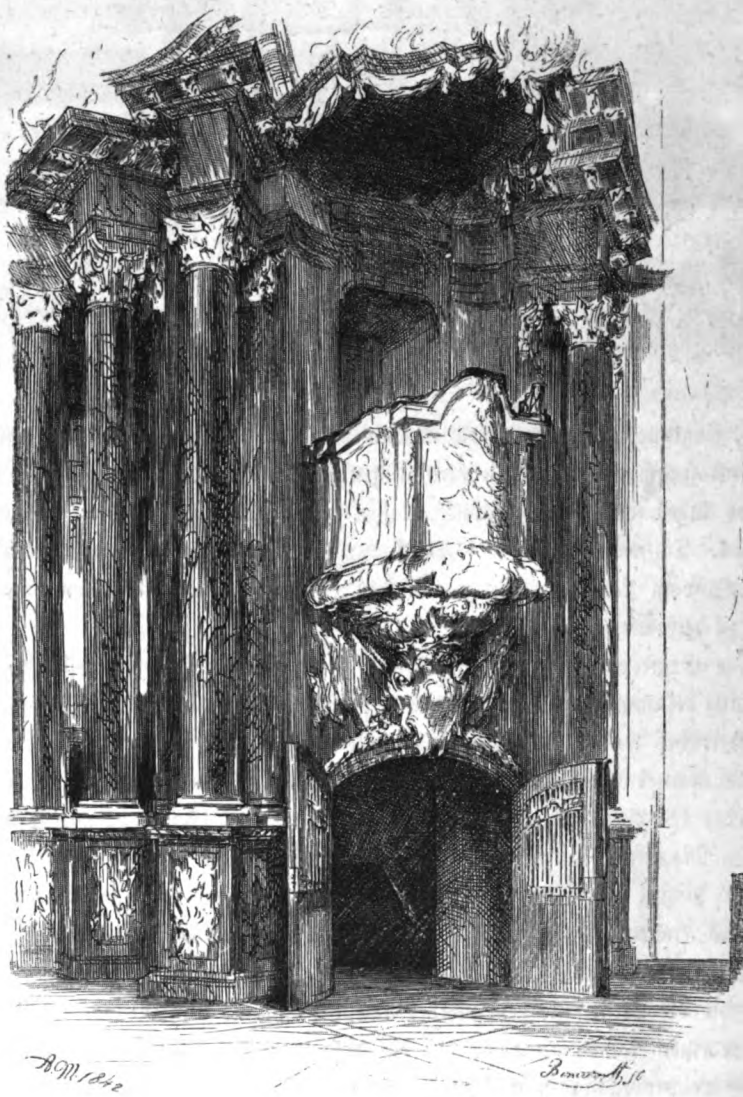


dünne, eisgraue Haar etwas gepudert und in kunſtloſe Locken gelegt. Ruhig ſinnender Ernſt ſprach aus den erbleichten Zügen des Geſichtes. Krückſtock, Degen und Schärpe lagen auf einem Taburet neben ihm. So war er den ganzen Tag zu ſehen. Tauſende waren auf die Trauerkunde aus Berlin, aus den kleinen Städten, vom Lande herbeigeſtrömt, den einzigen Landesvater einmal noch im Sarge zu betrachten.

Die Gruft auf den Terraſſen von Sansſouci, die Friedrich ſelbſt zu ſeiner Ruheſtätte beſtimmt hatte, ſchien eines ſo großen Königs nicht würdig zu ſein. Der neue Herrſcher wählte dafür den Platz neben der Gruft Friedrich Wilhelm's I., unter der Kanzel in der Garniſonskirche zu Potsdam. Dahin ſetzte ſich der Zug am Abend des 18. Auguſt in Bewegung, begleitet von den Generalen und Offizieren, von dem Magiſtrate der Stadt und von des verſtorbenen Königs Hofſtaat. Zwei Prediger gingen der Leiche entgegen und begleiteten ſie bis zum Eingange des Gewölbes, indem die Orgel das Lied „Dein ſind wir, Gott, in Ewigkeit" mit gedämpften Tönen ſpielte. Der üblichen Gedächtnißpredigt wurde in der ganzen Monarchie die Stelle aus dem erſten Buche der Chronik zum Grunde gelegt: „Ich habe dir einen Namen gemacht, wie die Großen auf Erden Namen haben." Das feierliche Leichenbegängniß fand am 8. September in der Garniſonskirche zu Potsdam ſtatt. Es wurde dieſes Ehrenfeſt gerade ſo eingerichtet, wie es bei dem Tode Friedrich Wilhelm's I. war gehalten worden.

Digitized by Google

Was die Welt bei der Nachricht von dem Tode des Königs, den sie vo
übrigen den Großen, den Einzigen nannte, empfunden habe? wer möchte dies
nachsprechen können! Besser wissen wir es nicht zu sagen, als mit den sch
Worten jenes schwäbischen Bauern: „Wer wird nun die Welt regieren?“



Digitized by Google

Schluss.

Das Testament des großen Königs.

riedrich's letzter Wille lautet in seinen bedeutsamsten Theilen folgendergestalt:

„Unser Leben ist ein flüchtiger Uebergang von dem Augenblicke der Geburt zu dem des Todes. Die Bestimmung des Menschen während dieses kurzen Zeitraumes ist, für das Wohl der Gesellschaft, deren Mitglied er ist, zu arbeiten. Seitdem ich zur Handhabung der öffentlichen Geschäfte gelangt bin, habe ich mich mit allen Kräften, welche die Natur mir verliehen hat, und nach Maßgabe meiner geringen Einsichten bestrebt, den Staat, welchen ich die Ehre gehabt habe zu regieren, glücklich und blühend zu machen. Ich habe Gesetze und Gerechtigkeit herrschen lassen; ich habe Ordnung und Pünktlichkeit in die Finanzen gebracht; ich habe in die Armee jene Mannszucht eingeführt, wodurch sie vor allen übrigen Truppen Europas den Vorrang erhalten hat. Nachdem ich so meine Pflichten gegen den Staat erfüllt habe, würde ich mir unablässig einen Vorwurf machen müssen, wenn ich meine Familienangelegenheiten vernachlässigte. Um also allen Streitigkeiten, die unter meinen nächsten Verwandten über meinen Nachlaß sich erheben könnten, vorzubeugen, erkläre ich durch diese feierliche Urkunde meinen letzten Willen."

„Ich gebe gern und ohne Bedauern diesen Lebenshauch, der mich beseelt, der wohlthätigen Natur, die mir ihn geliehen hat, meinen Körper aber den Elementen, aus welchen er zusammengesetzt ist, zurück. Ich habe als Philosoph gelebt und will auch als solcher begraben werden, ohne Prunk, ohne Pracht, ohne Pomp. Ich mag weder geöffnet noch einbalsamirt werden. Man setze mich in Sanssouci oben auf den Terrassen in eine Gruft, die ich mir habe bereiten lassen. Sollte ich im Kriege oder auf der Reise sterben, so begrabe man mich an dem ersten besten Orte und lasse mich hernach zur Winterszeit nach Sanssouci an den bezeichneten Ort bringen."

Digitized by Google

„Ich überlasse meinem lieben Neffen, Friedrich Wilhelm, als erstem Thronfolger, das Königreich Preußen, die Provinzen, Städte, Schlösser, Forts, Festungen, alle Munition, Arsenale, die von mir eroberten oder ererbten Länder, alle Edelgesteine der Krone, die Gold- und Silberservice, die in Berlin sind, meine Landhäuser, Bibliothek, Münzkabinet, Bildergallerie, Gärten u. s. w. Auch überlasse ich ihm außerdem den Schatz, in dem Zustande, in welchem er sich an meinem Sterbetage befinden wird, als ein dem Staate zugehöriges Gut, das nur zur Vertheidigung oder zur Unterstützung des Volkes angewandt werden darf."

„Sollte es sich nach meinem Tode zeigen, daß ich einige kleine Schulden hinterlasse, an deren Zahlung mich der Tod gehindert, so soll mein Neffe sie entrichten. Das ist mein Wille."

„Der Königin, meiner Gemahlin, vermache ich zu den Einkünften, die sie schon bezieht, noch jährlich 10,000 Thaler als Zulage, zwei Faß Wein jährlich, freies Holz und Wildpret für ihre Tafel. So hat die Königin versprochen, meinen Neffen zu ihrem Erben einzusetzen. Da sich übrigens kein schicklicher Ort findet, ihr denselben zur Residenz anzuweisen, so mag es Stettin dem Namen nach sein. Doch fordere ich zugleich von meinem Neffen, ihr eine standesmäßige Wohnung im Berliner Schlosse frei zu lassen; auch wird er ihr seine Hochachtung beweisen, die ihr als der Wittwe seines Oheims und als einer Fürstin, die nie vom Tugendpfade abgewichen ist, gebühret."

„Nun zur Allodialverlassenschaft. Ich bin nie weder geizig noch reich gewesen und habe folglich auch nicht viel eignes Vermögen, worüber ich disponiren kann. Ich habe die Einkünfte des Staates immer als die Bundeslade betrachtet, welche keine unheilige Hand berühren durfte. Ich habe die öffentlichen Einkünfte nie zu meinem besonderen Nutzen verwendet. Meine Ausgaben haben nie in einem Jahre 220,000 Thaler überstiegen. Auch läßt mir meine Staatsverwaltung ein ruhiges Gewissen, und ich scheue mich nicht, öffentlich Rechenschaft davon abzulegen."

„Mein Neffe Friedrich Wilhelm soll Universalerbe meines Vermögens sein."

Hierauf folgen die besonderen Bedingungen für die letztere Bestimmung und die Legate, welche der Nachfolger bezahlen solle. Dann heißt es weiter:

„Ich empfehle meinem Thronerben mit aller Wärme der Zuneigung, deren ich fähig bin, jene braven Offiziere, welche unter meiner Anführung den Krieg mitgemacht haben. Ich bitte ihn, auch besonders für diejenigen Offiziere Sorge zu tragen, die in meinem Gefolge gewesen sind; daß er keinen derselben verabschiede, daß keiner von ihnen, mit Krankheit beladen, im Elende umkomme. Er wird geschickte Kriegs-

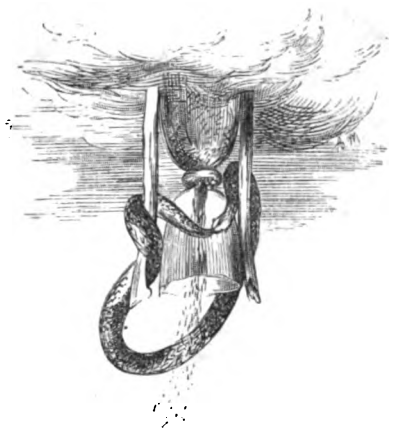
Digitized by Google

männer und überhaupt Leute an ihnen finden, welche Beweise von ihren Einsichten, von ihrer Tapferkeit, Ergebenheit und Treue abgelegt haben."

Auf gleiche Weise werden dem Nachfolger die geheimen Secretaire und die Bedienten Friedrich's empfohlen. Nach einigen ferneren Bestimmungen schließt das Testament mit den Worten:

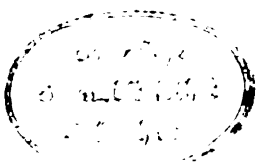
„Ich empfehle meinem Nachfolger ferner, sein Geblüt auch in den Personen seiner Oheime, Tanten und übrigen Anverwandten zu ehren. Das Ungefähr, welches bei der Bestimmung der Menschen obwaltet, bestimmt auch die Erstgeburt, und darum, daß man König ist, ist man nicht mehr werth als die übrigen. Ich empfehle allen meinen Verwandten, in gutem Einverständnisse zu leben und nicht zu vergessen, im Nothfall ihr persönliches Interesse dem Wohl des Vaterlandes und dem Vortheil des Staates aufzuopfern."

„Meine letzten Wünsche in dem Augenblicke, wo ich den letzten Hauch von mir gebe, werden für die Glückseligkeit meines Reiches sein. Möge es stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden, möge es durch die Milde seiner Gesetze der glücklichste, möge es in Rücksicht auf die Finanzen der am besten verwaltete, möge es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhme strebt, der am tapfersten vertheidigte Staat sein! O möge es in höchster Blüthe bis an das Ende der Zeit fortdauern!"



Digitized by Google

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

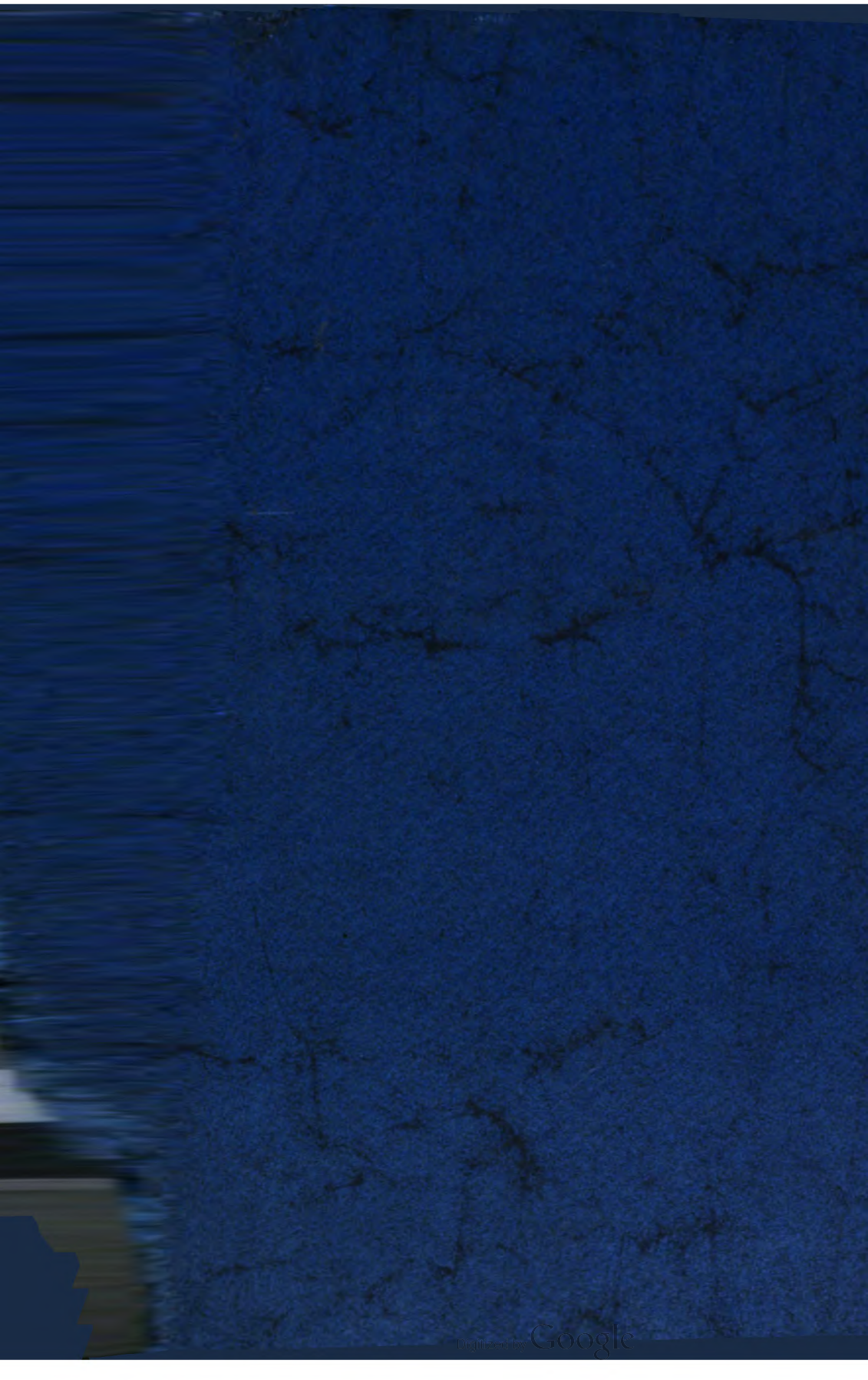


Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google